Mit 13 Rodekupfern u.
1 Blatt Noten (Schubert)

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.
1820.

Viertes Quartal des fünften Jahrgangs.

Auf Kosten des Herausgebers
Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

C. B.

Rara
za
8582

Universitätsbibliothek
Düsseldorf

Inhaltsverzeichniß

des vierten Quartals des fünften Jahrgangs

der

Wiener Zeitschrift

für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Beurtheilungen und Rezensionen theatralischer Vorstellungen.

Der ehrsüchtige Künstler, Schauspiel. 980.
Über die Leistung des Hrn. Löhle, k. bayerischen Hofsängers. 988. 1027.
Das Kirchweihfest in Petersdorf. 1004.
Regulus. 1004.
Das letzte Mittel. 1011.
Donna Diana. 1018. 1246.
Über die Leistungen des Hrn. Stich, Mitglieds des Hoftheaters in Berlin. 1033. 1102. 1135.
Über die Leistungen der Mad. Stich. 1034. 1050. 1059. 1066. 1078. 1102. 1172. 1183.
Der Schmeichler, Lustspiel. 1044.
Merope, Trauerspiel. 1050.
Der König und der Hirte, Lustspiel. 1051.
Die bezauberte Braut. Zauberspiel. 1052.
Wallenstein. 1059.
Romeo und Julie. 1066.
Eine dramaturgische Bemerkung von Wähner. 1077.
Maria Stuart, Trauerspiel. 1078.
Die Prinzessinn von Navarra. 1102. 1263.
Margarethe von Anjou. 1103.
Don Juan, Lustspiel mit Gesang. 1104.
Der Fremde, Lustspiel. 1118.
Herrmann und Dorothea. 1119.
Heinrich von Hohenstauffen. 1120.
Welcher ist der Bräutigam? 1135.

Der Straßenräuber aus kindlicher Liebe. 1144.
Über die Leistungen des Komikers Neubruck. 1151.
Maranterl, oder: die drey Räthsel. 1152.
Joseph und seine Brüder. 1167.
Othello, Oper. 1168.
Die Jungfrau von Orleans. 1172.
Die Journalisten. 1175.
Hamlet. 1183.
Agnes Sorel. 1184.
Kritischer Aufsatz über eine Darstellung der Albaneserinn. 1189.
Antwort des Recensenten auf die Bemerkungen eines Bekannten und eines Unbekannten in Hinsicht auf das Urtheil dieses Blattes über Mad. Stich. 1194.
Die Müllerinn, Oper von Paesiello. 1203.
Johann von Paris, Oper. 1211.
Das unterbrochene Opferfest. 1227.
Joconde. 1236.
Die Doppelgestalten. 1236.
Semiramis, Oper von Catel. 1255.
Der Barbier von Sevilla, Oper. 1270.
Fust von Stromberg. 1272.
Das öffentliche Geheimniß. 1286. 1294.
Graf Waltron und dessen Fortsetzung: Dienst und Gegendienst, von Carl Meisl. 1296.

Literarische und Kunst-Nachrichten.

Über die Dresdner Kunstausstellung im August 1820. 909. 981. 989. 997.
Über die Bühnen-Spiele des Grafen von Riesch. 1027.
Über vier Landschaften des Künstlers Rebell. 1042.
Über ungarische Literatur. 1058. 1160.
Taschenbücher für Theater. 1073.
Der Gesellschafter (eine Zeitschrift v. Gubitz —.) 1077.
Taschenbücher für das Jahr 1821. 1084. 1095. 1125. 1141. 1148. 1180. 1218. 1241. 1268.
Über die Schrift: zur Beurtheilung Goethe's. 1088.
Literarischer Bericht aus Italien. 1117. 1127. 1134.
Über die Lieder in österreichischer Mundart, von Castelli. 1235.
Musikalisch-dramatische Abendunterhaltung. 1150.
Auserlesene altdeutsche Gedichte, herausgegeben von Joh. Graf Mailath. 1158.
Über Jos. Böhm, einen vorzüglichen Violinspieler. 1244.
Über Mad. Catalani. 1254. 1285.
Weiblichkeit, ein Sonnettenkranz von J. F. Schneller. 1269.
Englische Literatur. 1279.
Abendunterhaltung des Hrn. Pechatschek. 1293.
Große Akademie im Redoutensaale. 1294.

Naturwissenschaftliche Gegenstände.

Für Liebhaber der Botanik. 1012. 1052. 1080. 1136. 1152. 1184. 1256.
Kosmologische Betrachtungen von J. J. Littrow. 1021. 1029. 1037. 1045.

Geschichtliche Aufsätze.

Das Porträt, von Georg von Gaal. 1177.
Luxus der Hauptvölker, von Jul. Franz Schneller. 1197. 1212.
Der schwarze Tod des dreyzehnten Jahrhunderts, von J. J. Littrow. 1221. 1230.

Korrespondenz-Nachrichten.

Korrespondenz-Nachrichten aus Pesth. 979. 987. 1009. 1025. 1041. 1057. 1244.
" " " Dresden. 985. 1149. 1171. 1242. 1262.
" " " London. 993. 1001. 1016.
" " " Eisenstadt. 1024.
" " " Paris. 1027. 1032.
" " " Baden-Baden. 1049.
" " " München. 1075. 1142.
" " " Augsburg. 1085.
" " " Berlin. 1086. 1159. 1165.
" " " Leipzig. 1093.
" " " Venedig. 1109.
" " " Grätz. 1182. 1219.
" " " Mailand. 1277.

Gnomen. Sentenzen. Aphorismen.

Aphorismen von Helmine von Chezy. 1084. 1276.

Mannigfaltiges.

Miszellen. 1043.
Pariser Charakteristiken, von G. L. P. Sievers. 1194. 1201. 1205. 1208. 1217. 1225.
Akademie der Blinden, von N—nn. 1293.

Alterthumskunde.

Über das antike Kostum in Grillparzer's Sappho, von Böttiger. 1060. 1068.

Humoristische Aufsätze.

Das große Loos. 974.

Gedichte, Lieder, Sonnette.

Herbstlied, von Sephine. 1040.
Die Strafe, von J. A. Ehrenberg. 1048.
So wünsch' ich sie. An Clementine, von A. Pannasch. 1081.
Sängerliebe, vier Sonnette von Nell. 1140.
Bekenntniß, von Mielach. 1241.
Liebesschmerz, von Ludwig Jeitteles. 1275.
Lieder in österreichischer Mundart, von Castelli. 1132. 1157. 1179.

Räthsel und Charaden.

Räthsel-Cyklus. 1053.
Räthsel von K. G. 1102.
Charaden-Sonnetten-Kranz. 1169. 1185.
Charade von F. Marie. 1268.
Charaden-Kranz. 1281.

Gelegenheitsgedichte.

Nach einem Frühlingsfrost von Therese von Artner. 972.
Abschied an die Frau Gräfinn Rosalia Rzewuska von Kampbell. 1009.
Nach dem Tode meiner Marie, von F. Marie. 1073.
Schwarzenbergs Denkmahl von Jos. Sonnleithner. 1137.
Zum Abschied an Auguste Stich, von J. C. Bernard. 1229.
Teutonia, dem 19. Oktober 1820., von Dr. A. Weißenbach, k. k. Rathe. 1257.
In der Scheidestunde des Jahres 1820 (zur Preisbewerbung). 1289.

Sinngedichte.

Die Nebenbuhler. 993.
Der Porträtmahler. 1293. } Von Maltitz.
Seraphine. 1165.
Der Streitsüchtige. 1277.
Der Geist der Zeit von S. 1284.

Erzählungen und Novellen.

Liebe um Liebe. 1089. 1097. 1105. 1113. 1121.
Der Ring. Novelle von A. von Weingarten. 1129. 1137. 1145. 1153. 1161.
Treue Liebe. 1249. 1259. 1265. 1273.

Kleine Reisebeschreibungen und topographische Aufsätze.

Reise aus dem Ötzthale in Tyrol über die hohen Ötzthaler-Ferner nach Glurns am Fuße des Ortles im Vintschgau, von Karl Theod. Hilsenberg aus Erfurt. 1005. 1013.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dinstag, den 3. Oktober 1820.

119

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein koloriertes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Büreau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 268) und bey A. Strauß in der Dorotheergasse; für Auswärtige aber durch die k. k Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Über die Dresdner Kunstausstellung im August 1820.

Seit dem 3. August, dem Nahmensfest unsers allgeliebten Königs, sind die Ausstellungssäle auf der Brühlischen Terrasse geöffnet, und voll von zuströmenden Schaulustigen. Die Urtheile über die dießjährige Ausstellung sind sehr verschieden: wer es erwartete hier eine Gallerie neuer historischer Meisterwerke unserer Professoren zu finden, der ruft getäuscht: „Es ist nichts, gar nichts Bedeutendes da!" Wer hingegen an den Fortschritten der hier studierenden Jünglinge Theil nimmt und sich an den Leistungen der Meister freuet, sie mögen seyn in welchem Fach sie wollen, der findet diese Ausstellung sehr interessant und reich. Auffallend ist es freylich, daß in dem den Arbeiten der Zöglinge der Akademie bestimmten Saal, vorherrschend viele große historische eigene Erfindungen selbst von ganz jungen Künstlern hängen, während daß im Professorzimmer nicht eine einzige größere historische Composition zu finden ist!

Wir wollen jetzt jedes Zimmer einzeln genauer betrachten und zuerst gleich in jenem Eingangsaal verweilen. Zwey sehr große Altargemählde von Heinrich Arnold fallen hier zuerst in die Augen. Es sind die ersten Erfindungen in dieser Größe, welche der wackere Künstler ausführte, und sie verdienen als solche wahres Lob und herzliche Ermunterung. Das größere stellt: Christus am Kreuz, über Lebensgröße vor, das andere: den heiligen Rochus in der Wüste, wie ihm, der Legende nach, ein Hund sein tägliches Brot bringt; ein Strahl von einströmendem Himmelslicht beleuchtet den an einem Felsen sitzenden Heligen, zwey Engel schweben darin, Palme und Krone für Rochus tragend und nach dem Himmel deutend, der eine Engel trägt auch ein Arzneykästchen, um die Heilung der Pestkranken durch den Heiligen anzudeuten. Beyde Gemählde sind in einem einfach großen Styl gedacht, sehr brav gezeichnet, so daß man überall das treue Studium der Natur bemerkt; Wahrheit, Frömmigkeit und schlichtes, unverkünsteltes Gefühl zeichnen diese Gemählde aus, Ruhe und Haltung herrscht in

lagert wird, nicht wahr?" „Das eben nicht," antwortete ich, „aber gute Freunde werden wir doch sehn und uns mit ihnen des Lebens und unsers Glückes freuen können." „Ich helfe," entgegnete er, „lieber meinen Freunden, als daß ich sie mit Leckerbissen todt füttere. Gestern erst wollte der Jägermajor 100 Louisd'or von mir borgen, es that mir wehe, ihm nur 50 geben zu können, nun soll er 200 haben — und damit strich er das Geld ein." „O ich zweifle nicht," erwiederte ich, „daß nächstens des Herzogs ganze Armee durch dich auf den Kriegsfuß gesetzt wird, selbst wenn unser aller Füße Gefahr liefen, am Ende unbekleidet zu bleiben. Glaube mir, auch eine Million will zu Rathe gehalten werden." „Du hast Recht, war meines Mannes Antwort; drum bringen wir künftig den Winter, wie bisher, auf unserm Gute im Gebirge zu. Verwandle es lieber gleich, versetzte ich, in eine Karthäuserabtey und werde der Prior." „Dann müßte ich," sagte er, „freylich nicht so viel unnützes Geschwätz hören. Den Sommer," fuhr er fort, „vergnügen wir uns in der Stadt, besuchen alle Künstler, Modelirer, Mechaniker." „Sprich," ich bitte, nahm ich hier das Wort, „in der einfachen Zahl, den uns wirst du doch nicht zumuthen, dir in all' die Schmutzwinkel zu folgen. Ich reise, fürs Erste, mit Otto und seiner Ida und Emmi in die Schweiz, und lehre sie im Winter die Welt in der Residenz kennen; —" die sie," entgegnete mein Mann rasch, „nicht zu kennen brauchen. Wenn du darauf bestehst," eiferte er fort, „so überlasse ich dir das Drittheil des Gewinstes, und du suchst" — fügte er zögernd hinzu — „fern von mir — und den Kindern das Glück, das du — wie es scheint — bey uns nicht findest." — „Heinrich," rief ich mit bewegter Stimme — und zerdrückte eine Thräne.

Eilig stürzte jetzt Emmi mit einem Briefe herein; sie reichte ihn ihrem Vater. Dieser öffnete und las eine sehr verbindliche Einladung des Ministers Grafen K. zu einem Balle, den er zum Beweise seiner Theilnahme an unserm Glücke veranstalten wolle. Bittend blickte Emmi nach dem Vater. „Die Einladung," ließ sich dieser vernehmen, „ist viel zu schmeichelhaft, als daß man sie ablehnen könnte. Fahre nach der Stadt, Amalie," wandte er sich an mich, „und besorge das Nöthige, damit unsere Töchter anständig erscheinen."

In wenigen Stunden saßen wir schon in dem Boudoir der Baroninn H., deren Tochter eine Gespielinn meiner Ida war. Wir kamen selten in die Stadt; mein Mann gab lieber zu Hause den Kindern bisweilen ein Tänzchen, als daß er sie an Bällen und Assembleen Theil nehmen ließ: wir gehörten daher in allem, was auf Mode Bezug hatte, keineswegs unter die Eingeweihten, und ich mußte mich entschließen, bey einer ihrer Oberpriesterinnen, Baroninn H. Toilettenrath zu halten. Auf meine Frage: ob man auf dem Balle sehr geputzt erscheinen würde? war ihre Antwort: sans doute, ma chère, full-dress, im vollen Staate, toute la Capitale s'empressera de vous rendre ses hommages. Ich denke," fuhr sie fort, „für die liebe Kleine da — auf Emmi weisend — wählen wir sang de boeuf avec des épis d'or et des bluets. „Wäre," äußerte ich etwas kleinlaut, Weiß nicht passender? „Fi donc!" antwortete die Baroninn, jede Grisette ist so gekleidet. Es bleibt dabey, Ochsenblutfarb mit dem Schmucke der Felder, son embon-

point appetissant semble avoir créé l'aimable enfant l'emblème de la nature; und die schlanke Ida," versicherte sie, „erscheint in einem feuerfarbenen Gewande mit Silber. Aber, fiel ich ein, so pflegen ja die Furien auf dem Theater gekleidet zu seyn, und ihr etwas dunkler Teint." „Vous me faites rire," rief die Baroninn. Herrlich werden Ida's Rabenlocken mit dem strahlenden Gewande kontrastiren. An Unheil wird sie es freylich nicht fehlen lassen und manch ein armes Herz ärger denn mit Schlangenhieben verwunden. Elle sera unique, je vous en réponds. Vous, mon coeur, choisissez noir et argent, da, in dem Gewölbe nebenan, finden Sie alles, meine Kammerfrau begleitet Sie. A propos," fuhr sie fort, bald hätte ich es vergessen, die Präsidentinn erhielt eine neue Puppe aus Paris, die Stirne nicht mehr frey, wie bisher, sondern mit dicken Locken bedeckt; auf dem Balle ist gewiß schon alles so frisirt. Auch darf Ihr schöner Schmuck nicht fehlen." „Er ist," sagte ich — „etwas — nahm sie das Wort — antique gefaßt, wollen Sie sagen; desto besser, denn das Antique ist ja jetzt eigentlich da Moderne. Adieu! ma chère amie."

Reich geschmückt traten wir in des Ministers Gesellschaftszimmer, das schon vollgepfropft mit Gästen war: aber, o wehe! alle Damen im einfachsten Putze, und wir, wie leuchtende Kometen unter ihnen, — und alle Stirnen frey entwölkt, und die unsern bis an die Nasenwurzeln mit dicken Haarbüscheln bedeckt, in denen das ganze Firmament, Sonne, Mond und Sterne in Brilliantfeuer zitterten. Ich hätte in die Erde sinken mögen vor Scham und Verdruß, und suchte mich unter die Menge zu verbergen, allein umsonst, denn bald fühlte ich mich regungslos in einen engen Kreis gepreßt, wo ich von Glückwünschenden fast erdrückt ward. Endlich kam ich wieder zu Athem, aber noch hatte die Noth kein Ende. Eilig sah ich die Präsidentinn auf mich zukommen. „Bon soir, ma chère," sagte sie, „je vous félicite; aber wie Sie leuchten! Gewiß ein Kleid aus Paris," fuhr sie fort und nahm ihre Lorgnette. „Ah, mon Dieu! wie ich mich irrte," rief sie jetzt lachend, „ich hatte das Zeug vergangenen Carneval im Kaufe, um als sternflammende Königinn bey der Maskerade zu erscheinen; aber es läßt Ihnen recht gut, und der Hölle Rache kocht in meinem Herzen;" trällernd hüpfte sie weiter.

Nun erblickte ich meinen Mann mit Otto'n, den der auffallende Anzug seiner Frau in gewaltig üble Laune versetzt zu haben schien; doch strahlte ihre Anmuth in noch hellerm Glanze als ihr feuerfarbnes Gewand und die Mondesphase in ihren Locken; denn alle Blicke folgten dem schönen Weibe, und alle Männerzungen priesen ihren Liebreiz, und alle Weibernasen waren rümpfend in die Höhe gezogen. Otto's Gesicht hingegen wurde immer länger; besonders schien ihm der merkliche Vorzug, womit der junge Prinz K. Ida'n auszeichnete, zu mißfallen. Seine Eifersucht kennend, fing ich an Besorgnisse zu hegen; doch nahm bald Emmi meine Aufmerksamkeit in Anspruch, welche von dem Sohne des Ministers, der eben einen Gesandtschaftsposten antreten sollte, ordentlich belagert ward. Nicht lange, so bath sein Vater mich und meinen Mann, ihm in sein Kabinet zu folgen, und hier eröffnete er uns die Wünsche seines Sohnes, und warb förmlich um Emmi's Hand. Die Parthie war glänzend, an dem jungen Mann nichts auszusetzen, und einstimmig sagten wir beyde zu. Nun wurde Emmi gehohlt, die aber, statt aller Antwort, in Thränen zerfloß und uns schluchzend betheuerte, nie werde sie einen andern als Lindenhorst lieben; ihre Neigung sey uns ja

bekannt, und jetzt, da der Himmel uns so unverhofft gesegnet habe, glaubten sie um so gewisser auf unsere Zustimmung rechnen zu dürfen. „Eben deßwegen," antwortete mein Mann, „hätten sich auch unsere Verhältnisse geändert, und man sey verpflichtet, dem Glanze der Familie ein Opfer zu bringen."

Er hatte noch nicht geendet, als ein verworrenes Getöse aus dem Saale zu uns herüberdrang. In einem dichten Haufen, Kopf an Kopf gepreßt, sah ich zu meinem Entsetzen Ida'n ohnmächtig am Boden liegen, und meinen Sohn, glühend vor Zorn, mit dem Prinzen der Thüre zueilen. Ida schlug die Augen auf, und wir nahmen sie in unsere Mitte und entfernten uns. Doch wie erstaunte ich, statt unsers einfachen Fuhrwerks einen prächtigen Wagen mit vier schnellfüßigen Engländern zu unserer Aufnahme bereit zu finden. Mein Mann hatte, wie ich erfuhr, die Equipage eben gekauft. Halb ohnmächtig ward Ida in den himmelhohen Wagen gehoben, Emmi setzte sich ihr weinend gegenüber, und ich nahm mit zerrissenem Herzen meine Schwiegertochter in meine Arme und hätte gern das große Loos darum gegeben, auch Otto'n da zu haben, den eine mörderische Kugel mir vielleicht eben auf ewig entriß.

Mit Sturmeseile trabten die muthigen Renner fort; doch plötzlich wälzte sich ein Menschenstrom aus einer Nebengasse. Trommeln wirbelten, Kinder lärmten, und schnaubend machten die Engländer einen Seitensprung und der Phaeton lag im Kothe, und ich bis an den Hals in einer Pfütze versunken. Mit unsäglicher Anstrengung raffte ich mich empor, um die Meinen zu suchen; denn das Gedränge war so groß geworden, daß ich sie nirgends entdecken konnte. Umsonst mühte ich mich ab, sie zu suchen. Ich wollte schreyen, allein das Wort erstarb mir im Munde; ich suchte mich durchzudrängen, keine Möglichkeit. Jetzt rief es mit Donnerstimme: „sie ist es! sie ist es!" und unsanft fühlte ich mich bey den Armen ergriffen und von zwey Polizeydienern, all meines Sträubens ungeachtet, zu einem erhöhten Gerüste geschleppt. Meine Angst stieg auf das Höchste, ich begriff nicht, was man mit mir wollte; von allen Seiten war ich verurtheilt, die erniedrigendsten Schimpfnahmen zu hören, mich von Straßenjungen mit Koth beworfen zu sehen. Endlich errieth ich, daß man mich für die Verbrecherinn hielt, die eben auf dem Pranger stehen sollte, das Gedränge aber bey unserm Unfalle benützend, entwischte. Jetzt hatte ich den Pranger erreicht, und indem ich die Stufen hinangeschleppt ward, erhielt ich die Sprache wieder und schrie mit lauter Stimme — O„ das verwünschte Loos!" und öffnete die Augen — und lag auf der Moosbank von Blüthen überschneyt, und die leisen Akkorde der Äolsharfe verklangen in dem Säuseln der Abendluft, und Otto stand mit Ida'n umschlungen und Lindenhorst saß an Emmi's Seite, und mein Mann trat zu mir und sagte theilnehmend: „wir suchten dich, liebe Amalie, und fanden dich schlafend — du mußt schwer geträumt haben, denn du siehst so erhitzt aus; du bist doch nicht krank?" „Nein," antwortete ich, die Augen reibend, „ich bin gesund, und habe, Gottlob, das große Loos nicht gewonnen," und drückte Mann und Kinder an meine Brust und erzählte ihnen meinen bösen Traum, und theile ihn hier zum Troste aller derjenigen mit, die das große Loos nicht gewonnen haben und ihn lesen mögen.

Correspondenz-Nachrichten.

Pesth am 16. September.

Alle Waffenspiele neuerer Zeit haben, wie der Krieg selbst, einen ernsteren Charakter angenommen, aber ernster als alle sind die Musterungen der Artillerie. Der furchtbare Effekt der schwarzen Mischung, von deren Erfindung wir nichts Gewisses, sondern nur so viel wissen, daß sie die ganze Kriegstheorie der alten Zeit übern Haufen geworfen hat, zeigt sich so sichtlich, das fortrückende Krachen der Geschütze demonstrirt uns den Paroxismus des wie die Seekrankheit unvermeidlichen Kanonenfiebers ad nervos, und der Menschenfreund wird mit Entsetzen inne, wie weit es die Sterblichen in der Kunst, ihre Brüder in Massen und von fern zu vernichten, gebracht haben. Ultima ratio Regis — wer sonst (ich weiß nicht ob jetzt noch?) die fürchterlich-witzige Inschrift der preußischen Kartätschen-Büchsen und wer je die verheerende Wirkung eines solchen Kugelhagels mit angesehen, wird zugeben, daß solche Entscheidungsgründe, wie das ganze Mordhandwerk des Kriegs, nur im Falle der Noth Statt finden mögen.

Ein herrlicher Herbstmorgen eröffnete den heutigen Tag, wo im Mittelpunkte seines friedlichsten Reichs der mächtige Aar seine kräftigsten Blitze prüfen wollte, und der ganze Äther war rein, bis die aufsteigenden Pulverwolken ihn trübten. Um 7 Uhr Morgens schon war das Korps der Artilleristen auf dem ungefähr 1½ Stunde von Pesth entfernten, hinter dem Neugebirge gegen Keresztur hinliegenden Übungsplatze, welcher nicht passender gefunden werden mag, jedes in seiner Position aufgestellt und nach acht Uhr sogleich nach Ankunft des Monarchen begannen die Produktionen. Dieses Schauspiel kann ich Ihnen kaum mit Worten schildern. Denken Sie sich eine auf mehreren Seiten kaum abzusehende Ebene gegen Westen und Norden durch die mahlerischen Ofener und Weitzner Gebirge und nordöstlich durch die noch fernern Erlauer Berge begrenzt und mit dem dunkelblauen Äther eines schönen Herbsttags überwölbt und mit einer Masse von Menschen und Fuhrwerken überdeckt, in der Mitte aber die kriegerischen Korps mit ihren Werken und Feuerschlünden und ihnen zur Seite der Kaiser mit Prinzen, Generalen und einer glänzenden Suite von Kavaliers in voller militärischer Pracht zu Roß, beynebst die Kaiserinn mit einer gleich prächtigen Suite von Equipagen, und Sie werden mir glauben, daß es genug zu schauen gab. Da der Übungsplatz durch Schildwachen gehörig garnirt war, so wurde man nirgends durch die vordringende Volksmenge im Genusse des Schauspiels behindert, wohl aber durch die meist gelungenen Produktionen belehrt, daß es übel sey, die scharfen Grüsse dieser tödtlichen Mündungen aushalten zu müssen. Inzwischen habe ich hier den Gedanken nicht unterdrücken können, daß, obgleich die neueren militärischen Schriftsteller aus den Ereignissen der letzten Kriege beweisen wollen, die Artillerie sey jetzt mehr als je die entscheidende Waffe — doch ihr Effekt nur auf dem furchtbaren Donner und dem gräßlichen Anblicke der Verwundungen beruhe. Ich gebe gern zu, daß der Verheerung gut angebrachter Kartätschen-Schüsse unter Massen nichts gleich komme, und daß Angriff und Vertheidigung der Festungen und Schanzen immer auf die Wirkungen des groben Geschützes zu berechnen seyen, — allein im freyen Felde mag doch die Artillerie gegen gewandte Reiter und tirailirende Fußvolksmassen, überhaupt gegen standhaft andringende Truppen nichts ausrichten.

Kaum war ich in der Mittagsstunde wieder in Pesth angelangt, wohin eben auch der Hof zurückgekommen war, so verkündete Kanonendonner von der Donau her die Ankunft des zum Lager berufenen Tschaikistenkorps, welche als wahre Schnellsegler von der Insel Csepel heraufschiffend mit der Festung Ofen sich wechselseits begrüßten, und beym k. k. Schiffsamt, am nördlichen Ende der Pesther Stadt, landeten. Es waren drey Tschaiken zu vier und eine zu zwey Kanonen und der erste Anblick der Schiffe und Mannschaft lehrte den Nutzen dieser Flottille in Kriegen an der türkischen Grenze, wo die mächtige Donau das Gebieth des halben Mondes von der Christenheit scheidet. Die Beweglichkeit dieser kleinen schwimmenden Batterien und das kriegerische und harte Aussehen der Tschaikisten, welche nächst taktfesten Ruderern auch auf ihre neben den Rudern liegenden Stutze trefflich eingeübt sind, und mit Säbel und Lanze umzugehen wissen, überzeugt, daß sie an Ort und Stelle die Meister im kleinen Kriege spielen müssen, und daß Held Eugen glorreichen Andenkens nicht ohne Grund sehr viel auf diese kleine Wassermacht gehalten hat. Wir werden auch einige Manövre von ihnen zu

Schließlich bemerke ich, daß jeder Tag durch die mild- und werkthätige Anwesenheit der Majestäten bezeichnet wird, allein diese stillere Wirksamkeit ausführlich zu erzählen, überlasse ich den Zeitungen, da ich bloß vorhabe, Ihnen die öffentlichen Vorkommnisse zu berichten.

Schauspiel.

Theater an der Wien. Den 25. Sept. zum ersten Mahl: Der ehrsüchtige Künstler, oder: die Annahme an Kindesstatt. Schauspiel in vier Aufzügen, frey nach dem Französischen des Théaulon, von W. Vogel.

Diese französischen Familiengemählde können jetzt um so weniger auf deutschen Bühnen wirken, als ohnehin das Theater-Publikum der heimischen Werke derselben Art seit längerer Zeit schon überdrüssig ist. Auch sind jene größten Theils so steif und verzerrt, daß man wenigstens hinsichtlich der natürlichen Charakter-Zeichnung und der oft aus dem Leben gegriffenen Züge letzteren im Allgemeinen den Vorzug geben muß. Was nun die gerügte Eigenthümlichkeit betrifft, so kann das hier genannte in vollem Maß als Beyspiel dienen. Die Idee selbst ist von einer ganz verkehrten Seite aufgefaßt und hingestellt; aber ich irre mich, es liegt gar keine Idee zum Grunde, denn der Hauptcharakter, Benjamin der Tonkünstler, den die Verbindung mit einer Familie vom Stande und lockende Verheißungen anspornen, eine glänzende Karriere zu erschwingen, wozu ihm der Einfluß eines vornehmen Mannes, der ihn an Sohnes Statt annehmen will, vor allem förderlich seyn soll, ist ein so gestückeltes, schwankendes Wesen, daß man eine Grundlage hier nicht suchen darf, und weil selbst die noch ehrsüchtigere Gattinn keinen bestimmten Ton hat, so fehlt es durchgängig an einer die Handlung bewegenden Triebfeder. Die bey weitem größere Zahl der Personen, sogar bis auf die kunstschnüffelnde Gerichtsperson, sind sämmtlich Karikaturen, und die Annahme an Kindes Statt ist als eine bloße Komödienscene zu betrachten. Träte aber ein Künstler vor uns auf, der aus Enthusiasmus für seine Kunst, Glücksgüter, Ehrenstellen und Reichthümer zu verschmähen Muth genug besäße, dann würde uns der Gegenstand ergreifen und ein lebendiges Werk gediehen seyn. Paul Bach ist nur der Schatten eines solchen Individuums, und erscheint als eine Nebenperson, die sich Anfangs durch den ziemlich langgedehnten Scherz mit den Domestiken seines hochgeschraubten Kunstgenossen, zuletzt durch bonmotisirendes Spiel mit der Geige wichtig machen will; so daß auch seine Farbe nicht erkennbar ist. Mit dem dritten Akt wäre das Stück zu Ende, da die ganze Familie, bürgerlich und adelig, dem mit Millionen beladenen Vater, den die stolze Sippschaft vor fünf Jahren nach Amerika scheuchte, jubelnden Willkommen biethet, wenn gleich zum Theil nur in Gedanken. Die Millionen dürfen uns nicht in Erstaunen setzen, denn der gute Alte reiste unter den Auspicien eines dramatischen Dichters. Nun eröffnet aber eine langweilige Rekapitulation noch einen vierten Akt, der sich zickzack hin und herzieht, um den rechten Schwerpunkt zu finden, wo der Schluß zu Stande kommt. Nur pomphafte Sentenzen und schimmernde Tiraden wecken wie elektrische Schläge die erschöpfte Theilnahme. Hieher gehört denn auch der ehrwürdige Nahme Franklin, den des ehrsüchtigen Künstlers Vater führt. „Wie? — sagt dieser zu dem Sohne — du schämst dich deines Nahmens? Gibt es im Kreise der Geschichte wohl einen berühmteren, als der Nahme Franklin?" — Schwerlich würde der wahre Franklin so gefragt haben. Diesem aber hätte man erwiedern können: Da Sie, mein Herr, einmahl so entschieden den Superlativ gebrauchen, so habe ich die Ehre, Ihnen zu sagen, daß meines Erachtens der Nahme Pontius Pilatus noch berühmter ist. Doch der Nahme Franklin fuhr, dem Sprichwort zum Trotze, wie ein Blitz durch die Versammlung, und es erfolgte schallender Applaus, der auch, dem theatralischen Effekt zu Ehren, den langersehnten Schluß des Schauspiels feyerte.

Es war kein Wunder, daß die Spielenden, mit Ausschluß der wenigen, deren Charakter eine etwas verständige Physiognomie zeigt, den verzerrten Figuren die grellsten Farben auftrugen.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 5. Oktober 1820.

120

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein koloriertes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Büreau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 268) und bey A. Strauß in der Dorotheergasse; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Über die Dresdner Kunstausstellung im August 1820.

(Fortsetzung.)

Der Johannes in der Wüste, von Friedrich Renzsch erfunden und gemahlt, hat sehr viel Gutes. Man sieht fleißiges Studium der Natur und gründliche Wissenschaft darin; die Zeichnung ist brav, die Ausführung sorgfältig und liebevoll, der Farbenton ist kräftig und schön, die landschaftliche Umgebung gut behandelt. Warum macht bey all diesen echten Vorzügen dieß Bild doch keine größere Wirkung? wohl nur, weil der eigentliche Strahl des Genies es nicht durchflammt, weil es bey aller äußern Trefflichkeit doch das tiefere, innere Leben entbehrt.

Möge dieß Wort jedoch den braven Künstler nicht abschrecken — oft braucht nur (wo schon so viel Kenntniß ist) noch eine wahrhaft freudige oder auch tiefschmerzliche Erschütterung in das Leben zu kommen, um der Kunstpsyche die sie fesselnde Hülle plötzlich zu lösen; drum darf der Künstler leidenschaftliche Stürme nicht scheuen, obschon er erst bey wiedergewonnener Ruhe die Perlen wird sammeln können, die sie aus dem Ocean der Gefühle an sein stilles Ufer warfen! —

Jener Arion, welchen der Delphin an das Land trägt, ist ein sehr lieblicher Jüngling, seine Stellung hat Grazie, sein in dem Wind flatterndes violettes Gewand bildet recht mahlerisch fast ein Segel, der Delphin schauet uns gar freundlich an; doch so ein reizendes Bild auch das Ganze ist, so scheint doch allem das Gepräge echter Wahrheit zu fehlen; dieß ist nicht der griechische hochbegeisterte Sänger, ganz so sieht ein wirklicher Delphin schwerlich aus, diese Meereswogen scheinen unbeweglich und trocken. Doch bringt wohl nur ein leiser Anflug von Manier diese Unwahrheit in das übrigens verdienstliche Gemälde, welches Carl Müller, Schüler des Prof. Matthäi, erfand und ausführte; um so sprechendere Wahrheit und Natur hat ein männliches Portrait nach der Natur, welches derselbe junge Künstler ausstellte; die Wärme, Klarheit und Kraft der Fleischtinten darin ist meisterhaft.

Ausgezeichnete Erwähnung verdienen noch ein Portrait eines Husarenofficiers von Sattler, Prof. Pochmanns Schüler, gemahlt und des jungen Künstlers eignes Portrait von Wilh. Wieland. Am ersten ist besonders auch die brave Behandlung der Nebendinge zu loben, am letztern hingegen der sinnige Ausdrnck und die hübsche Anordnung, nur möchten wir den geschickten Jüngling warnen, nicht in Trockenheit und Härte zu verfallen, wie bey dem Innern seiner Hand, und die Nebendinge nicht allzusehr auszuführen, wie den bunten Stoff seines Stuhlüberzugs. Dieß schadet leicht den Eindruck des Ganzen, es ist jetzt wohl Sitte und mag auch sein Gutes haben, nur darf es ja nicht übertieben werden. Sehr brav kopirt ist das kleine Madonnenbild nach Gemigniani von Louis Klaß, die Madonna della sedia, von Hellmann aus Braunschweig, und der Amor nach Mengs in Pastell von Milde. An Landschaften ist die dießjährige Ausstellung besonders reich. Drey kleine, aber ausgezeichnet schön gedachte und ausgeführte Stücke sind: ein Grabgemählde in Abenddämmerung, ein Mondsaufgang nach einem nächtlichen Gewitter und eine Felsenschlucht aus dem wilden Weißeritzthal, von Öhme, einem Schüler von Dahl; ein romantischer Sinn und tiefes Gefühl sprechen aus diesen reizenden kleinen Gemählden, die äußerst zart und doch kräftig ausgeführt sind. Weniger sprechen die Landschaften von Joh. Theodor Faber an, obschon sie blühenden Farbenreitz mit sehr fleißiger, schöner Ausführung verbinden, aber dieser junge Künstler gewöhnt sich eine etwas monotone Behandlung an, seine Werke gleichen alle Geßnerischen Idyllen. Es ist immer ähnliche Beleuchtung, gleiches Grün, ja sogar meistens gleicher Baumschlag. Dieß führt leicht zur Manier. Sein Fleiß macht ihm aber wahre Ehre, denn er lieferte 8 Landschaften. Die große Landschaft aus dem Ottowalder Grunde stellt jene herrliche Gegend mit ihren phantastischen Felswänden und üppigen Farrenkräutern recht treu dar; Heinrich, Schüler von Friedrich, berechtigt durch diese Arbeit zu schönen Hoffnungen. Die andere Parthie aus demselben Grund, von Karl Götzloff, ist wohl ein wenig zu grün, doch läßt sich dieß zwischen so engen Felsen, wo wenig sengende Strahlen eindringen, entschuldigen. Die kleinen ländlichen Scenen, von einigen Schülern unsers Klengel, haben viel Gutes.

Ausgezeichnet sind die Miniaturgemählde von Fiorino aus Cassel, weit weniger gelungen ist seine größere Kreidezeichnung. Die grau in grau gemahlten Studienköpfe nach Gyps, von Baumbach, Jeanneret und dem hoffnungsvollen Sohn unsers verewigten Kügelgen, sind mit Fleiß und Sinn ausgeführt; viele von den Akten und Portraits in Kreide gezeichnet, beweisen Tüchtigkeit und Eifer. Die Früchte und Blumen von Moritz Tettelbach sind mit zartem Leben durchhaucht; warum gab uns dieser in seinem Fache außerordentliche Künstler nicht wieder so ein herrliches Blumenstück wie vor zwey Jahren? Mlle. Therese Richter gab uns mehrere niedliche kleine Stücke, wilde Frühlingsblumen, Mauergewächse, Immortellen ꝛc darstellend, in Wasserfarben. Diese zarten Kleinigkeiten, denen sich diese Künstlerinn ganz hinzugeben scheint, haben wohl etwas dichterisches und könnten Blumengeisterchen heißen, aber ganz sollte sie sich doch nicht den saftigern, farbenreichern Gewächsen entziehen, sonst möchte ihr Pin-

sel allmählig vertrocknen. In diesem Zimmer ist dieß die einzige weibliche Arbeit. Ein großes Fruchtstück von Mignon ist von Kühne aus Eisleben ganz meisterhaft in Öhl kopirt. Adolp Kunkler aus Schlesien mahlte ein todtes Repphuhn und zwey Schnepfen nach der Natur mit der täuschendsten Wahrheit; so untergeordnet auch dieß Kunstfach ist, so verdient doch eine so vollendete brave Arbeit Anerkennung, um so mehr da die Künstler, welche hierin treu und fleißig sind, der Wissenschaft sehr brauchbar werden können, bey größern naturhistorischen Werken. Auch einige kleine landschaftliche Ansichten von ihm sind recht hübsch. Doch genug für dießmahl, es ist noch manches Verdienstliche in diesem Saal, aber der Raum dieser Blätter erlaubt mir nicht so ausführlich bey jeder Kleinigkeit zu verweilen.

Ehe wir die andern Zimmer betreten, wollen wir uns jetzt zum Professorzimmer wenden, wo wir doch ohnehin den reichsten Genuß zu erwarten haben. Freylich ist es traurig, daß wir keine einzige historische Composition hier finden, und daß alle unsere Professoren (den verewigten Kügelgen und Prof. Pochmann ausgenommen) sich ausschließend dem Portraitfach ergaben! Doch wir wollen bey genauerer Betrachtung auch diesem die künstlerische Seite abzugewinnen suchen. Ganz einzig in Wahrheit, Natur und Vollendung sind die beyden männlichen Portraits vom Professor Matthäi. Wie sprechend ist diese ganze Gestalt in Lebensgröße (Baron von Völkersahm) als Reisender und Bergwanderer dargestellt. Zwanglos und sinnig um sich blickend lehnt er an einem Felsenstück, er scheint eben botanisirt zu haben, denn ein Büschel Kräuter liegt auf dem Stein neben der Reisemütze und den Handschuhen, üppig sprossen andere Bergpflanzen dicht bey dem Felsenblock empor; tief im Hintergrund sieht man in der fernen Alpenschlucht einen Fuhrmann mit seinem Wagen beschäftigt. Trefflich beleuchtet ist der Kopf des Barons, das Licht strömt seitwärts von oben herein, so, daß es sich auf der Stirn allein konzentrirt und der übrige Kopf im klaren Helldunkel steht. In der rechten Hand hält er eine leichte Gerte, die Linke scheint mit leiser Andeutung die Rede zu begleiten. Ganz einzig ist wirklich Prof. Matthäi in der Vollendung, womit er männliche Hände darstellt. Jede kleinste Muskel, jede Sehne, jede Falte ist ausgedrückt und doch alles so weich verschmolzen, so fern davon eine anatomische Mahlerey zu seyn! man glaubt Lebenswärme und Bewegung in diesen Fingern zu spüren. Der gelbgraue Mantel hängt nachlässig über die rechte Achsel, die Wahrheit und sorgfältige Ausführung des Faltenwurfs und aller Kleidungsstücke bis sogar der Stiefeln ist bewundernswerth; dabey ist, ungeachtet der genauen fleißigen Behandlung jeder Kleinigkeit, doch großartige Haltung im ganzen Gemählde. Wie verschieden zeigt sich in so etwas der treue Fleiß unserer deutschen Künstler von der Effektmahlerey mancher überreich belohnten Engländer, deren Portraits mehr Kunststücke als Kunstwerke sind! — Das andere männliche Portrait unsers Matthäi ist Kniestück; unbeschreiblich gemüthvoll und behaglich blickt uns der in seinem Lehnstuhl am offnen Fenster sitzende ältliche Mann an. Leben ist den warmen Tinten dieses herrlichen Kopfes eingehaucht, diese Stirn denkt, wie freundlich und klug ist der Blick dieser zwischen feinen Fältchen lauschenden Augen, welche Welterfahrung spielt in den leisen Zügen um den scharfgeschloßnen Mund, in welchem noch jugendlichere Lebens-

lust athmet, als die ganz weißen Haare sie ahnen lassen. Hier denkt man nicht daran Kolorit und Farbe zu loben, denn bey solcher Naturwahrheit vergißt man beyde! Die Hände sind wieder wunderschön ausgeführt, die rechte ruht auf einem Stockknopf, die linke hält ein paille-gegittertes Taschentuch. Der weitaufgeknöpfte Oberrock, das bequeme Kleid, alles hat einen wohlthuenden Ausdruck von Behaglichkeit und Lebensgenuß. Man verweilt mit eben so viel Vergnügen vor diesem Kunstwerk seiner seltnen Wahrheit und Vollendung wegen, wie vor einer noch so poetischen Erfindung. Weniger unbedingt können wir das weibliche Portrait desselben Meisters loben; der Kopf ist zart und geistvoll, der Luftton und die Blätterranken sind schön, der hellgrüne Sammt, der sich weich um den Busen schmiegt, ist täuschend wahr, aber der so gerad herabhängende rechte Arm, die weißen aufgezognen Ärmel, welche fast grau erscheinen, sind ungraziös. Die Hand des Meisters ist nicht zu verkennen, doch jüngere Frauen gerathen ihm nicht leicht so ausgezeichnet wie ältere und Männer.

Wir wenden uns zunächst zu den beyden lebensgroßen Gemählden des Professor Hartmann, es sind Portraits pohlnischer Damen. Die eine sitzt am hohen offnen Fenster, aus welchem man in der Ferne die Dresdner Brücke sieht, reiche hellrothe Drapperien mit goldnen Schnüren und Quasten in die Höhe gezogen, bilden übrigens den Hintergrund. Ein sehr feines, überaus schön gemahltes weißes Gewand schmiegt sich zart an die schlanke Gestalt, die Formen nur bekleidend, nicht verhüllend. Sie hat eben gezeichnet, der Carton mit dem Umriß von Raphaels Engelsköpfchen liegt auf dem Tisch neben ihr und sie hält die Reißfeder noch in der rechten Hand, die auf den Schooß herabsank, der linke Arm ruht auf der Lehne des Sessels, über welche ein hellgrüner Cachemirshawl geworfen ist; die in weiße Seide gekleideten Füßchen ruhen auf einem purpurnen Küssen, welches sich auf dem kunstvoll mit bunten Holz eingelegten Fußboden sehr gut ausnimmt. Das ganze Gemählde hat den echten Charakter von Pracht und Eleganz. Der Kopf ist von der sprechendsten Ähnlichkeit und sehr zart behandelt, das allzuweiße Kolorit von dem Hals und der Brust ist aber zu kalt und leblos; es ist freylich oft eine schwere Plage für die armen Künstler die Forderungen der Kunst, welche Farbenton und Lebenswärme verlangt, mit den Wünschen der Damen, die lieber aus Lilienschnee gewoben wären, zu vereinen! Wunderschön ist die Anordnung und Ausführung des weißen Gewandes und des verschiednen Weiß der Fußbekleidung; Prof. Hartmann weiß dieß so meisterhaft zu mahlen, daß alles in Haltung kommt und doch keine Parthie aufgeopfert oder schmutzig trübe erscheint, wie es andern leicht begegnet. Das andere lebengroße Gemählde stellt gleichfalls eine Pohlinn dar, stehend, an eine große antike Marmorvase gelehnt, deren Fußgestell mit Basreliefs geschmückt ist, sowohl wie die Vase selbst. Diese Antike, welche ganz im Helldunkel grüner Drapperien steht, die sich um Säulen schlingen, ist mit solcher Liebe ausgeführt, daß man recht fühlt, wie sich der sinnige Künstler an den schönen griechischen Formen erhohlte von der modernen Wirklichkeit. Die in dunkelpurpurnen Sammt gekleidete Dame steht ganz en face, ein weißer Rosenkranz umwindet ihr sehr blondes Haar, ein hoher Spitzenkragen ziert den Hals und ein gelblich weißer Cachemirshawl fällt über den

auf dem Piedestahl ruhenden Arm. Die Hände sind sehr schön. Alle Nebendinge sind meisterhaft ausgeführt, doch das Kolorit, hier sogar auch das des Kopfes, trifft dieselbe Bemerkung, kein Blut scheint diesen Hals und Busen zu erwärmen. Doch soll es sehr ähnlich seyn. Traurig ist es überdem für den Künstler, daß gewöhnlich auch solche Personen so sehr gern im vollsten Licht ganz en face stehen, ohne einzusehen, daß sogar die plattesten, nichtssagendsten Gesichter oft durch eine recht mahlerische Seitenwendung, wo sie größten Theils in Schatten zu stehen kommen und nur ein beschränkter Lichtstrahl auf sie fällt, einiges Interesse gewinnen können! Gewiß hätte der erfahrne Künstler dieß hier auch gern so geordnet, wenn er gedurft hätte! Denen Künstlern, welche sich überhaupt dem schwierigen Fach der Damenportraits widmen, möchte man immer zurufen, daß sie doch wenigstens jedes Jahr einmahl ein recht blühend junges Bauermädchen mahlen sollten, um befreyt vom Zwang ihren Pinsel da in die frische Gluth der Natur zu tauchen und ihn so zu stärken und zu verjüngen!

Ein drittes Brustbild desselben Meisters ist geistvoll behandelt und hat ganz den schalkhaften Reiz des Originales.

Zwey Portraits, Kniestücke, sind alles, was Prof. Rösler dießmahl ausstellte. Eines ist der Dichter Ludwig Tiek, unverkennbar, doch mehr in körperlicher Wirklichkeit, als in geistiger Wahrheit. Die feine schalkhafte Laune, die dem Original um die Lippen spielt, die Geisterfunken des Auges, der dichterische Schwung aller Züge und die Weichheit derselben neben der Kraft, fehlen; es ist Tiek, aber in Prosa übersetzt.

Das andre Portrait stellt den Landschaftsmahler Dahl vor, sich an einem Baumast anhaltend, und auf eine Moospflanze auf demselben deutend. Man sieht, daß Freundschaft hier den Pinsel führte, der Kopf ist trefflich gemahlt, wenn auch sehr verschönert. Da dieser junge Landschaftsmahler selbst die Luft im Hintergrund mahlte, so erkennt man ihn gleich daran, doch schadet dieß dem Bild, weil bey dem Portrait mehr Duft und Ruhe in der Luft herrschen muß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Dresden, Ende September.

Immer noch strömen Fremde von allen Seiten herbey, um hier die Schätze der Kunst, die Reize der Natur und den Segen des Friedens und der Zufriedenheit zu genießen; unsere freundliche Kunststadt wird immer mehr ein wahrer Wallfahrtsort. Unter den interessantesten Erscheinungen bemerken wir besonders den berühmten Thorwaldsen, welcher aus seinem nordischen Vaterland zurückkehrend in seine südliche Heimath, einige Tage hier verweilte und sich unserer herrlichen Kunstsammlungen erfreute. Es war rührend und erhebend, den Eindruck zu beobachten, welchen es auf alle unserer jungen Künstler machte, als der treffliche hohe Bildner in die Gemähldegallerie trat. Man sah, es war ein Fürst der Kunst, der diese geweihten Hallen betrat. Alle Augen waren auf ihn gerichtet, und die edle sanfte Würde seiner Gestalt, die Harmonie seiner Züge, die väterliche Milde und liebevolle Freundlichkeit seines Ausdrucks gewannen ihm schnell alle Herzen. Wie anspruchslos sind doch gewöhnlich alle diejenigen, deren Stirn mit echten Lorberkronen umwunden ist! Er besuchte alle hiesigen

Kunstsammlungen zu wiederhohlten Mahlen. Am 10. Sept. feyerte er Abends ein schönes Fest bey unserm Professor Matthäi. Fast alle hiesigen Professoren waren dort zu einem fröhlichen Mahl vereinet, welches durch die lebhaftesten Jugenderinnerungen an Rom noch verschönert wurde. Das Lokal des Hauses und Gartens des Prof. Matthäi ist reizend, ganz im italienischen Geschmack und sehr passend zu der Überraschung, die dem verehrten Meister bereitet war. Sämmtliche Jünglinge, welche hier auf der Akademie studieren, hatten sich nähmlich aus freyem innigen Herzenstrieb vorgenommen, ihm hier ihre tiefgefühlte Achtung zu beweisen. Sie kamen unter feyerlicher Musik mit Fackeln durch den Garten gezogen bis vor den Balkon des Hauses, brachten ihm ein dreymahliges Vivat, und einer von ihnen hielt nun eine kurze innige Anrede an Thorwaldsen mit bescheidenem Anstand. Der treffliche Künstler war lebhaft ergriffen und tief gerührt, er nahm es mit der liebevollsten Herzlichkeit auf, und mit Entzücken denken alle die Jünglinge an jene schöne Stunde zurück, welche ihnen eine wahre Weihe auf der Bahn der Kunst wurde. Von hier aus eilte Thorwaldsen nach Warschau, und vor Ende Oktobers rechnet er wieder in Rom zu seyn.

Bey unserer italienischen Oper wurde Elisabetta von Rossini wiederhohlt, worin Mad. Bender als Elisabeth auftrat. So kunstvoll ihr Gesang war, und so sehr auch ihre hohe Gestalt und ihr etwas steifes Spiel zu der Darstellung dieser stolzen beleidigten Königinn paßten, so vermißten wir doch schmerzlich die Grazie und den frischen Jugendreiz unserer Funk, welche sonst gewöhnlich diese Rolle spielt. Mad. Bender läßt sich die nordische Catalani nennen, und in Ansehung der Sicherheit und Bravour, womit sie wahre Instrumentalpassagen, besonders Rouladen ganz staccato vorgetragen, ausführt, mag sie wohl auch Recht haben, doch fehlt ihrem Gesang gerade der südliche Zauber, welcher allein solche Bravour reizend machen kann. Ihre Manieren sind in einem etwas veralteten Styl. Der Umfang ihrer Stimme ist sehr bedeutend, aber ihr Übergang zu den tiefern Alttönen hat etwas Unangenehmes. Sie scheint bis jetzt mehr Konzertsängerinn gewesen zu seyn, denn ihr Gesang und ihr Spiel bilden noch kein so verschmolzenes Ganzes, wie wir es an allen unsern italienischen Sängern gewohnt sind. Man sagt, sie sey nebst ihrem Gatten und Bruder (zwey geschickten Klarinettisten) hier engagirt und ein sehr ansehnlicher Gehalt sey ihr versprochen, doch wolle sie zuvor nach Mailand gehen. Ohne ihre Kunst zu verkennen, so ware doch dieses Engagement nicht erwünscht. Wir brauchten eine jugendliche Altistinn zu Pagenrollen und ganz jungen Liebhaberinnen; Mad. Bender paßt nur zu Anstandsrollen, welche durch unsere Funk schon sehr gut besetzt sind. Überdem gewann aber dießmahl diese Oper ganz ungemein dadurch, daß unser Cantù den Leicester gab, er trug die Recitative sowohl als die Gesangstücke meisterhaft vor und man bedauerte nur, daß diese Rolle keine einzige Arie enthält; auch sein Spiel war recht brav und seine schöne Gestalt nahm sich in der gutgewählten Tracht sehr vortheilhaft aus. Auch Mad. Miekisch hatte jetzt als Mathilda eine weit kleidsamere und passendere Tracht gewählt. Ein Paar langweilige Scenen des zweyten Aktes wurden weggelassen und die ganze Oper gewann durch die Leitung unsers Kapellmeisters Morlachi auffallend an Haltung, manches zu Grelle wurde gemildert, andere Stellen hingegen feuriger und charakteristischer hervorgehoben. Wir sehen jetzt mit gespannter Erwartung der Aufführung des Othello entgegen, welcher einstudiert wird.

Bey dem deutschen Theater war die komische Oper von Sutor: Apollo's Wettgesang neu und wurde öfters wiederhohlt. Hr. Gerstäcker als Apollo ist trefflich und zeichnet sich durch Gesang und Spiel aus. Zur widersinnigen Posse wird aber das Ganze dadurch, daß man diese griechischen Götter unter deutschen Landleuten auftreten läßt. Der Amtmann Midas mit seiner Perrücke paßt doch gar zu schlecht zu Apoll und Merkur! Das wahrhaft Komische könnte bleiben, wenn auch das Ganze in Griechenland spielte, diese Mischung macht es platt und gemein.

Pesth am 21. September.

Nach dem so einstimmigen, als kompetenten Urtheile der Frauen kleidet den Mann nichts mehr, als der Schmuck der Waffen und wiederum den Krieger nichts besser, als wenn er in voller Rüstung zu Rosse sitzt und das edle Thier beherrschend aller ritterlichen Künste vom eilenden Galopp bis zur zögernden Courbette sich Meister zeigt. Sie werden mir daher gern glauben, was unsere Damen offenherzig gestehen, daß ich seit langer Zeit nicht so viel schöne Männer in schönen Situations erblickt habe, als jetzt in drey Tagen vom 17. bis 19. d. M., in welchen funfzehn Regimenter Kavallerie in das Übungslager hiernächst eingerückt sind. Wohl habe ich in der letzten Kriegsperiode eben so grosse, ja wohl größere Reiterey-Massen gesehen, aber Mannschaft und Pferde trugen allenthalben die verwildernden Spuren des Kampfs und der Strapaze, und es war auch keine österreichische Kavallerie, keine leichten Reiter aus dem Vaterlande der Husaren.

Das Regiment Lothringen Kürassier machte am 17. d. M. den Anfang, ihm folgten am 18. die sieben Regimenter König von Preußen, Palatinal (Husaren); Klenau, Nostiz (Chevauxlegers); Toscana (Dragoner); Wallmoden (Kürassier); Erzherzog Carl (Uhlanen); und am 19. rückten die letzten sieben: Kaiser, Hessenhomburg, Lichtenstein (Husaren); Erzherzog Franz, Herzog Albert, Kronprinz (Kürassier) und Kaiser (Uhlanen) auf ihre Plätze, und noch denselben Tag führte Lothringen-Kürassier und Palatinal-Husaren mit den zwey hier garnisonirenden Grenadierbataillons Soupper und Piret ihre einzelne Produktion aus.

Die Truppen sind alle in Zelten gelagert und mögen sich in ihrer Stellung von der Pesther Linie längst der Donau gegen Sorokfár wohl eine Stunde lang auf der Heide ausdehnen, welche in Abend durch den Fluß, in Norden durch die Stadtlinie und den Orczyschen Garten und in Morgen durch das größere Pesther Weingebirge (vulgo der Steinbruch genannt) begrenzt wird; nordöstlich gegen das Stadtwäldchen und den Kákos und südöstlich nach der Puszta St. Lörintz hinläuft. Es ist ein schöner Lagerort und hat schon früher, nahmentlich zuletzt 1805 zu diesem Zwecke gedient. Es gewährt einen herrlichen Anblick von der kleinen Anhöhe, auf welcher das Regiment Lichtenstein Husaren kampirt, vor sich das ganze lebendige Gemählde des Lagers aufgerollt, rechts die sanften Rebenhügel des Steinbruchs; links die Donau und die Insel Csepel und die Vorsprünge des Ofener Gebirgs, das Promontorium, den Blocksberg, dann die Stadt und Festung Ofen und die Stadt Pesth mit dem Hintergrunde der Ofener, St. Andreer und Waizener Gebirge und seitwärts die waldigen Fernen Godöllö, zu sehen. Alles das ist im sonnigen Lichte eines klaren Herbsttages unübertrefflich schön und ich möchte den Pinsel eines Wouwermanns und Rugendas besitzen, um einzelne Gruppen auszuheben oder das reizende Ganze Ihnen lebendig darzustellen. Aufgethürmte Magazine gegen die Donau zu und große und kleine Marketender-Wirthschaften, mit ihrem todten und lebendigen Zubehör, hinter den Fronten beyder Treffen (jedes Regiment hat seine Trakteur-Hütte) vermehren Umfang und Beweglichkeit dieses militärischen Webens und Lebens, an welchem bey der Nähe der Städte und dem schönen Wetter die Einwohner Ofens und Pesths ihren ergetzlichen Theil zu nehmen, schon jetzt zahlreich beginnen und noch zahlreicher nehmen werden, wenn, wie das Programm besagt, in nächster Woche die größern Schauspiele Statt finden werden.

Was ich vorgestern, gestern und heute von einzelnen Produktionen gesehen habe, läßt, so viel ich als Laie beurtheilen kann, nichts zu wünschen übrig, doch die schönsten Manövres, wie gesagt, stehen noch bevor und ich will nur wünschen, daß die Besorgnisse der Witterungskundigen, welche das heute Mittags zwar gelind und vorübergehend eingetretene Regenwetter wegen der Konjunktur mit Vollmond und Äquinoctium für einen Vorbothen völliger Regentage halten, ungegründet seyn mögen. Das würde die Lagerlust und die bereits im vollen Gange befindliche Weinlese verderben, und der freundliche Mars, wie der fröhliche Weingott, würden saure Gesichter ziehen.

Es ist Nacht geworden, indem ich dieß schreibe und es regnet wirklich schon stark und bedenklich, doch vielleicht gilt wieder, wie am 16. d. M., mein Virgilianum „Tota nocte pluit etc." und ich vertraue, daß die Doppelhoffnung nicht zu Wasser werden wird.

Übrigens fahren beyde Majestäten fort, jeden Tag Ihrer segensvollen Anwesenheit durch Milde und Wirksamkeit zu bezeichnen, und beyde Städte genießen die Freuden des durch den Hof und seine Umgebung vermehrten und erheiterten öffentlichen Lebens. Mehr hiervon werden Ihnen die Zeitungen, wie auch von den großmüthigen Spenden des Primas und des Fürsten Grasalkowitsch an die Truppen, melden. Auch werden sie nicht die Freygebigkeit der hiesigen Judenschaft, welche heute das hiesige Invaliden-Korps in der großen Kaserne öffentlich und gut traktirt hat, wohl aber das verschweigen, daß der öffentlichen Meinung diese Gabe nicht so würdig scheint, als solche doch an und für sich betrachtet, verdienen möchte. Warum soll es denn auffallen, wenn eine so vermögende Korporation den Veteranen des ihr Schutz und Nahrung gewährenden Staats auf so unverfängliche Art eine Ergetzlichkeit bereitet!

Noch ehe der Brief auf die Post kommt, muß ich Ihnen leider die Nachricht geben, daß ein totaler Landregen eingetreten ist, welcher allem Anschein nach mehrere Tage anhalten und wenigstens einen Theil der Lagerlust und der Weinlese verderben wird.

Schauspiel.

Hr. Löhle, königl. baierischer Hoffänger, setzt seine Gastdarstellungen im k. k. Hofoperntheater fort. Am 28. gab er den Johann von Paris in der Oper gleiches Nahmens und bewegte sich mit viel mehr Freyheit und Leichtigkeit, als das erste Mahl. Sein Spiel ist sehr verdienstlich, wenn man die Unbeholfenheit der meisten Tenoristen berücksichtigt und, während manche derselben zwey Hände und zwey Füße zu viel haben, weiß Hr. Löhle auf eine zweckdienliche, angenehme Art sein Geberdenspiel zu beleben und sündigt nur durch Übermaß, da er sich durch Laune und Beyfall zu Übertreibungen hinreißen läßt. Dieß hatte besonders im ersten Akte Statt, im zweyten war er nüchterner geworden. Sehr gelangen ihm die Scene mit dem Seneschall und die Hauptmomente des Gesanges im ersten Finale. Die eingelegte Polacca trug er recht innig und kunstreich vor, doch schien dieses Stück nicht ganz an seinem Platze und sein veralteter Zuschnitt paßte zu Boieldieu's frischen Melodien keinesweges. Die Variation über den Troubadour, denn eine Strophe der Romanze kann man sie nicht nennen, da der Grund, die Romanze, ganz verschwand, sang Hr. Löhle mit vieler Kunstfertigkeit, doch möchte man, trotz der vieljährigen Gewohnheit, noch immer die Gesetzmäßigkeit eines solchen Verschnörkelungsprozesses in Zweifel ziehen und auf jeden Fall Dlle. Vio deßhalb tadeln, weil sie, die uns doch klaren, einfachen Gesang schuldig war, zuerst anfing, die Melodie zu entstellen. Die Palme des Troubadours gebührt Mad. Grünbaum, die den Willen des Tonsetzers am meisten ehrte und am wenigsten Eigenes beyfügte. Hr. Löhle, der seinen Troubadour wiederhohlen mußte, wurde auch am Ende gerufen und erschien mit Mad. Grünbaum, die es durch ihre außerordentliche Bravour im Gesange verdient hatte. Die übrige Darstellung war wie gewöhnlich; Schade, daß der Zuhörer so wenige waren, die Kunst des Hrn. Löhle verdiente ein zahlreicheres Publikum.

Modenbild Nr. XL.

Kleid von Pluirale mit Atlas-Verzierungen und Blonden garniert. Der Atlashut ist mit Straußfedern geschmückt.

Robe de Pluirale ornée de satin, garnie de blondes. Chapeau de satin orné de plumes d'autruche.

Verbesserung.

Im letzten Blatte S. 979 fehlen nach der letzten Zeile die Worte: sehen bekommen.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

XL. Wiener Moden. 120. 1820.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 7. Oktober 1820.

121

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein koloriertes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. M. W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Büreau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 268) und bey A. Strauß in der Dorotheergasse; für Auswärtige aber durch die k. k Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Über die Dresdner Kunstausstellung im August 1820.

(Fortsetzung.)

Sehr ungern vermissen wir dießmahl ganz die Werke unsers genialen Retzsch! Während sein Lob in England wiedertönt, wo seine Umrisse zu Göthe's Faust großen Beyfall finden, wurde er im Vaterland selten gehörig geschätzt und seine zarten sinnigen Dichtungen blieben oft unbeachtet und verkannt! Möchte er im nächsten Jahr wieder durch eigne Werke und nicht bloß durch die Fortschritte seiner Schüler zu uns sprechen!

Von unserm verewigten Kügelgen sind die fünf letzen Werke hier, welche schon in mehreren Zeitschrifteu erwähnt und ausführlich beschrieben wurden, nähmlich: sein Christus, zwischen Johannes dem Evangelisten und Johannes dem Täufer, drey herrliche, tiefgefühlte Charakterbilder; ferner seine wundersam ergreifende letzte Arbeit: der verlorne Sohn, und ein kleines, äußerst zart ausgeführtes Madonnenbildchen; die schöne gottergebne Maria sieht hier so rührend empor, als wäre sie schon gefaßt, das Theuerste zu opfern. In der reizendsten Kindlichkeit blickt das auf ihrem Schooße kniende Jesuskind uns mit süßem Ernst an. Immer aufs Neue fühlt man, wie unendlich viel wir an diesem sinnigen erfahrnen Meister verloren!

Wahre Anerkennung und Beachtung verdient das lebengroße Gemählde des Prof. Pochmann, die büßende Magdalena vorstellend. Es ist trefflich gemahlt, mit einer Wahrheit des Kolorits und Kraft und Schmelz der Farben, welche den vielgeübten Meister zeigen. Könnte dieser sich von einer gewissen Manier im Ausdruck sowohl, als in den Formen frey machen, so gehörten seine Werke zu den ausgezeichneten, denn seltnes mahlerisches Verdienst kann ihnen niemand absprechen. Magdalena kniet hier in einer felsigen Waldgegend und bethet mit gen Himmel gerichtetem Haupt. Das Buch liegt vor ihr. Ihr Untergewand ist weiß, der Mantel dunkelblau. Der Kopf ist lieblich, obschon sehr modern, Hände und Füße sind schön; die Zeichnung des Körpers ist nicht ideal genug; der Ton des Ganzen ist lobenswerth.

Vortrefflich ist die Sepiazeichnung des Prof. Seydelmann, eine mit unbeschreiblichem Fleiß und seltner Vollendung ausgeführte Kopie des Christusbildes von Carlo Dolce, wo der Erlöser das Abendmahl einsegnet, in der Größe des Originals. Die höchste Treue waltet hier, denn man erkennt in dieser herrlichen Zeichnung nicht allein den Geist, sondern sogar die Manier der Behandlung des Originales.

Von der Frau Professorinn Seydelmann ist gleichfalls eine Sepiazeichnung hier, die Kopie der berühmten kleinen Magdalena von Correggio. Daß sie zart und schön behandelt ist, braucht man bey dieser Künstlerinn nicht erst zu versichern, doch erreicht diese Kopie an Treue des Charakters und Ausdrucks bey weitem nicht die mehresten übrigen Arbeiten derselben. Es wäre unbillig, sie nach dieser einen Zeichnung zu beurtheilen, da sie viel schönere Werke schon geliefert hat.

Veit Hans Schnorr, Direktor der Leipziger Kunst-Akademie, mahlte sein eignes Portrait in Öhl. Die Darstellung hat ganz das Schlichte, Wahre, Einfache, was diesen biedern Mann selbst charakterisirt, er ist mit glattgekämmtem Haar, im grünen Hausrock, die Palette in der Hand haltend, vorgestellt. Das Auffassen ist sehr richtig in diesem Bild, aber die Ausführung ist nur schülerhaft zu nennen. Die Farben sind matt und trübe, die Schatten undurchsichtig, das Ganze sieht wie ein von der Zeit und dem Rauch verdorbnes Bild. Da der Meister weit mehr Zeichner und tüchtiger Lehrer hierin als geübter Mahler ist, so gereicht ihm dieß Urtheil nicht zum Schaden.

Wir wenden uns nun zu dem besonders reich ausgestatteten Landschaftsfach. Den Übergang bilden die Naturdichtungen unsers genialen Friedrich, denn eigentliche Landschaften kann man doch seine Arbeiten kaum nennen. Hier erhebt sich ein Söller am Hafen, man blickt hinaus auf gothische Kirchthürme, Monumente und Schiffsmasten mit Tau- und Takelwerk, aber alles ist umschleyert von dem magischen Duft einer tiefdunkeln warmen Sommernacht; ein heller Stern funkelt uns entgegen, und je mehr man hinblickt, desto täuschender wird sein stiller Lichtschimmer und mehr und mehr Sterne sieht man erscheinen in dem veilchenfarbnen Äther. Zwey Schwestern blicken hinaus von dem Söller, wir sehen die dunkeln Gestalten nur im Rücken, und doch fühlen wir, wie traulich süß ihr mädchenhaftes Kosen nnd Schwatzen in dieser nächtlichen Stille auf so hohem Standpunkt seyn muß. Wäre nur ihre Sellung minder steif! Meisterhaft ist diese Luft behandelt, in welcher alles bestimmt und doch so weich umduftet erscheint.!

So wie man bey großen Dichtern, welche durch ein einziges Wort oft das ganze Ahnungsvermögen unserer Seele zu wecken wissen, bisweilen sagen möchte: ihre ungeschriebnen Zeilen sind die besten, so findet man bey unsers Friedrichs Gemählden unendlich mehr, als was auf der Leinwand steht! Auf diesem andern ganz kleinen Bildchen sieht man z. B. nichts als schwankes Schilf zwischen Rohrstauden und Seeblumen, es ist dunkle Nacht, sanft glänzend steht die Mondsichel im ersten Viertel am Himmel, der Äther ist so rein, daß man die übrige unbeleuchtete Mondscheibe unterscheidet, der Weiher spiegelt den stillen Schimmer zurück und geheimnißvoll schmiegen sich zwey Schwäne in das flisternde Schilf. Alles ist höchst einfach, fast

möchte man es kunstlos nennen, aber wundersamer Reiz spielt um das liebliche Bildchen, es erscheint uns wie ein Mährchen, wie ein Heimathsklang aus der innern Gemüthswelt! So ziehen dort auf einem dritten Gemählde am frühen Morgen die Dünste auf, in einer Berggegend, und wallen und wogen aus den Thalschluchten empor, sich um die kahlen Gipfel drehend, und hier und da steht nur noch niederes laubloses Gestrüpp; öde und einsam ist alles, und unsere Phantasie allein strebt darnach, sich die dampfenden Nebel zu gestalten. Allgemeine Verwunderung erregte ein Rundgemählde unsers Dichters, es stellt den Vollmond dar, vor welchem Wolken vorüberziehen; eine aufgeflogene Eule schwebt in der Mitte des wunderbaren Bildes, welches gerade dadurch interessant wird, daß jeder sich etwas anderes dabey denkt, manchem erscheint es allegorisch, manchem satyrisch; nur diejenigen, welche gar nicht gewohnt sind die Hieroglyphenschrift der Natur zu deuten, nehmen dieß Bild zur Zielscheibe ihres Spottes. So viel bleibt indeß gewiß, daß es mehr eine Hieroglyphe, als ein Kunstwerk zu nennen ist.

Von unserm würdigen alten Prof. Klengel sind 7 kleine Landschaften hier, mit Wärme und Liebe ausgeführt, treu der Natur abgelauscht; alles ist Wahrheit in seinen Werken, es sind keine Geßnerische, sondern Theokritische Idyllen. Die mittelste etwas größere Landschaft ist im italiänischen Geschmack, glühendes Abendroth verbreitet goldnen Schimmer über den westlichen Himmel, schöne Baumparthien verflechten sich; Duft umweht die Berge. An dem fernen Gewässer sind Maulthiere gelagert, ein fröhlich daher schlendernder Knabe ist das einzige menschliche Wesen in der lieblichen Einsamkeit. Sinnig und ausgezeichnet hüsch ist eine kleine deutsche Landschaft: die Straße. Es wird Abend, der Tag war schwül, trübe, Regenwolken ziehen auf, alles eilt heim, das niedliche Bothenmädchen, welche hochgeschürzt, mit bloßen Füßen, den schwerbepackten Korb auf dem Rücken tragend, den Strohhut tief ins Gesicht gedrückt, so eifrig ihres Weges wandert, hat gewiß noch weit bis zu ihrem Dörfchen, ihr Hund eilt voraus. Jener Kärrner ladet Schutt von dem Straßenbau auf seinen Wagen, müde von der Tagesarbeit stehen die abgespannten Pferde daneben; der Knabe sinkt mit seinen Reisbündeln nieder, sein kleinerer Bruder eilt fröhlich herbey; auf den fernen Hügeln zieht ein Jäger mit seinem Hund hinaus. Alles ist bedeutend, lebensvoll und wahr auf dieser kleinen Landschaft.

Der Pendant derselben: die Grasmäher, ist auch trefflich durch die einfachste Natürlichkeit; man glaubt diese drey rüstigen Bauerburschen, welche hier theils mähend, theils ruhend dargestellt sind, und das Mädchen, welche ihnen einen Labetrunk bringt, selbst auf dem Felde gesehen zu haben, so wie den Hund, der ihr Bündel hütet. Die Weitzenernte dort ist ein wenig größer und reicher an Figuren; wie wahr ist dieß halb abgemähte Feld! die Schnitterinn, welche die volle Garbe mahlerisch auf dem Kopfe trägt, lacht so schalkhaft darunter vor, daß man wohl merkt, sie weiß es recht gut, wie alle jungen Schnitter nach ihr hinschielen; wie naiv und kindlich ist das Bauermädchen, welche ganz vorn auf dem mit einem ländlichen Kreuz gezierten Stein sitzend einen Kranz windet von blauen Kornblumen, mit solchem Ernst, daß man wohl fühlt, die Bestimmung desselben ist ihr wichtig! Sehr treu ist das Viehstück, als Seitenstück dazu ausgeführt. Eine kleine Winter-

landschaft und eine Kartoffelernte bilden wieder zwey passende Seitenstücke. Möge unser wackerer Veteran noch lange Kräfte erhalten! er hascht nicht nach auffallenden Wirkungen, aber er empfindet und versteht die Natur.

Mit Freuden begrüßen wir den genialen Dänen Dahl als Mitglied unserer Akademie. Sein kühnes Feuer, seine rasche Produktivität, sein jugendliches Streben haben jetzt schon unter unsern jungen Landschaftsmahlern glühendern Wetteifer entzündet. Er ist jetzt auf einer Reise durch die Schweiz und Italien begriffen, diese wird hoffentlich auch für seine Kunst sehr ersprießlich seyn. Südens Wärme muß ihn noch durchglühen, diese vermißt man in allen seinen Werken. Luft und Wasser sind bey ihm meist wild vom Sturm zerrissen, fast gepeitscht. Doch ist etwas ungemein Grandioses und Geistvolles in seinen Arbeiten. Er versteht die Runenschrift der Natur, und stellt sie ergreifend dar; nun muß er ihren Sanskrit studieren! — Seine ganz große Landschaft könnte man einer norwegischen Sage vergleichen. Felsen thürmen sich kühn und wild empor, auf dem höchsten steilsten Zackengipfel stehen die Ruinen einer Burg. Wilde Bergströme stürzen sich herunter über die ausgespühlten Felsenblöcke, schäumend rauschen sie herab, da vereinen sich andere aus gewölbten finstern Höhlen fluthende Gewässer mit ihnen, und sie ergießen sich aufs Neue über das altergraue Gestein, doch sie breiten sich aus, so, daß man durch die klaren kühlen Wellen überall den zackigen Felsgrund schimmern sieht; ein entwurzelter Baumstamm wird von dem Gewässer fortgerissen, höher oben beugt der Sturm ein schon gelbbraunes Bäumchen, dem die kahlen verwitterten Steine die Nahrung versagen, über die Fluthen, bald wird es sinken; feuchte Dämpfe wallen auf und dehnen sich um die obern Felsen, Wellen und Wolken verbindend. Kein lebendes Wesen wagt sich in diese Einöde, wo das Element in seiner furchtbaren Größe waltet und kämpfend die Festen der Erde erschüttern möchte! Dieß Werk ist aus der Edda der Natur in die Farbensprache übersetzt und steht da in düsterer nordischer Riesengröße. Hier zeigt sich Dahl's Talent in seiner vollen Eigenthümlichkeit. Unter seinen kleinern Werken zeichnet sich eine Waldgegend an einem stürmischen Sommertage aus. Nur bleich schimmert das Licht hinter den verhüllenden Wolken vor, der Sturm durchwühlt die Bäume, umgestürzt liegt der vordere Stamm, und hoch empor ragen seine ausgerissnen Wurzeln. Schauervolle Wahrheit herrscht in dem Ganzen. Jenes kleine Gemählde desselben Künstlers, eine Meerküste darstellend, wo man durch dichte graue Nebel den Sonnenaufgang sieht, ist gleichfalls trefflich; der einsame Fels an der fernen Küste, die beyden Schiffe, alles verschwimmt im Nebel, nur einzelne Wogen erglänzen von den durchbrechenden Strahlen, und kaum sichtbar schwingen sich Seemöven empor. Das Ganze ist ungemein weich und duftig gehalten; dieß kann man an wenig Werken Dahl's rühmen, denn sowohl sein Seestück mit Schiffen im Sturme, als seine felsige Landschaft mit Wasserfall und sein kleines Mondscheingemählde sind alle sehr hart und grell gehalten, so daß selbst ihr poetisches Verdienst nicht überwiegend erscheint. Weniger hart, aber auffallend kalt, sind seine beyden Ansichten nach der Natur, eine ist der Prospekt von Dresden, von Neudorf aus genommen, zur andern wählte er die schwere Aufgabe, die Bastey in der sächsischen Schweiz darzustellen, nicht von unten hinauf, sondern

von oben herab. Es scheint früher Morgen zu seyn, der Beleuchtung und der Kühle aller Farbentöne nach, doch ist es der westliche Horizont, der sich plötzlich röthet, folglich muß der Künstler den Abend gemeint haben. Die wahre Größe der Natur in jener Gegend ist bey weitem nicht erreicht, und die Ansicht gibt keinen deutlichen Begriff von der Höhe, auf der man steht.

Minder genial, aber wahrhaft wohlthuend erscheinen neben diesen Landschaften die Werke von Karl Traugott Faber, Klengels wackerm Schüler. Seine beyden Naturgemählde, eine Gegend aus dem großen Garten und eine bey Potschappel, sind treu und lieblich aufgefaßt, einfach und ungesucht, aber durchaus wahr, mit trefflichem Baumschlag, schöner, klarer und doch kräftiger Beleuchtung. Seine beyden kleinen Landschaften: der Wasserfall bey Terni, und die Ruine von Zwing-Uri, sind ungemein reizend, duftig und doch bestimmt gehalten. Vortrefflich ist seine Kopie nach Wynants.

Mit vielem Fleiß führte Prof. Richter eine Sepiazeichnung aus, das Schloß Altenburg darstellend, nur den Baumschlag wünschte man in mehr mahlerischen Massen und nicht so sternförmig. Das Ganze ist aber sehr brav gehalten. Vom Prof. Günther sind zwey in Aquarell gemahlte Landschaften hier, welche seine frühern Arbeiten weit übertreffen. Es ist Reiz und Leichtigkeit darin; möchte nur dieser Künstler zur Öhlmahlerey übergehen, um die Kraft zu gewinnen, welche mit Wasser nicht zu erlangen ist. Darneben hängt jetzt noch eine später hinzugekommene, schöne größere Landschaft von Friedrich, sie ist heiterer als seine meisten Werke und stellt eine Alpengegend im Morgenlicht dar.

(Der Schluß folgt.)

Die Nebenbuhler.

Wer von beyden überwunden,
Kann bis jetzt man nicht erkünden,
Einem gibt sie jeden Blick,
Diesem jeden Brief zurück.

Maltitz.

Correspondenz-Nachrichten.

London im September 1820.

Ich fing mein Letztes mit Klagen über die Unfruchtbarkeit unserer dramatischen Dichtkunst an; daher ist es billig, daß ich eines Trauerspieles von Knowles erwähne, das vor ungefähr drey Monathen im Covent-Garden-Theater dargestellt, und mit ungetheiltem Beyfall, den es in jeder Hinsicht verdient, aufgenommen worden ist. Der Nahme dieses hochgefeyerten Stückes ist Virginius, und hat die allgemein bekannte Geschichte des bewundernswürdigen Opfers, das der brave Römer dieses Nahmens der Tugend und dem Vaterlande mit dem Tode der geliebten Tochter brachte, zum Gegenstand. Die Katastrophe hat unstreitig sehr großes tragisches Interesse, und es ist bewundernswürdig, wie der Verfasser aus einer so einfachen Geschichte ein Stück

von fünf Akten hat schreiben können, davon, selbst auf der Bühne, jede Scene unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt und höchstes Wohlgefallen erregt. Dieß gelang ihm durch die glückliche Einführung von häuslichen Scenen in der Familie des Virginius, einigen geräuschvollen Auftritten auf dem Forum, nebst der Episode von der Ermordung des Deodatus im Lager vor Rom, auf Befehl der Decemviren. Der Tod der unschuldigen Virginia schließet nur den vierten Akt, um der poetischen Gerechtigkeit Raum zu geben. Und so sehen wir am Schlusse den wollüstigen Tyrannen von den Händen des Virginius, der nach dem gräßlich erzwungenen Tochtermord den Verstand verloren, erdrosselt sterben, und Rom frey. — Seit dem goldenen Zeitalter der Königinn Elisabeth ist kein Stück bey uns erschienen, das so ganz, wie dieses, den strengen Forderungen des Kritikers entspräche; und das deutsche Publikum müßte es dankbar erkennen, wenn ein Schlegel oder Voß die Übersetzung davon übernehmen wollte. — Uns war das Erscheinen dieses Stückes noch besonders darum erfreulich, weil es die Gelegenheit an die Hand gab, daß uns, ich wage es zu behaupten, der größte unserer lebenden Schauspieler bekannt wurde, dessen Talente bis jetzt nur in untergeordneten Rollen, die meistens außer seiner Syhäre lagen, beschränkt war. Dieser Künstler ist Macready, dessen ich schon in meinem Vorigen erwähnte. Es war keine geringe Aufgabe, in Knowle's Virginius die sanften Gefühle des zärtlichen Vaters mit dem Pflichtzwang des rauhen, stolztugendhaften Römers zu vereinigen, und die raschen Übergänge von einem zum andern natürlich zu machen. Macready hat diese Aufgabe meisterhaft gelöst, und so gelöst, daß die Direktion keinen Anstand fand, ihm nachher die Rollen des Corelianus, Richard III. und des Macbeth anzuvertrauen, Rollen, die um so schwieriger waren, da sie durch die Vorstellungen eines Kean und Campbell eine feste Gestalt gewonnen hatten, die er entweder nachahmen oder auf den Beyfall eines eingenommenen Publikums Verzicht thun mußte. Aber er ahmte nicht nach und erhielt doch den vollkommensten Beyfall; besonders war sein Macbeth unvergleichlich.

Hr. Kean stehet auf dem Punkte, seine Talente für ein Paar Jahre nach Amerika zu übertragen; vorher spielt er aber noch ein Mahl alle Rollen durch, worin er früher geglänzt hat, und darum ist jetzt Drurylane außer der Season offen. Kean ist ein geschickter Mann, nur ist er zu eitel. Im vorigen Jahr soll er mit der Direktion stipulirt haben, daß sein Nahme, und nur der seinige, mit drey Zoll langen Lettern im Komödienzettel gedruckt werde. Von dieser Tollheit ist er zwar zurückgekommen, aber dennoch erscheint sein Nahme immer wenigstens drey bis vier Mahl auf den Zetteln, welche bey uns überhaupt Meisterstücke der Windmacherey (Art of Sulling) sind und worin man es hier doch wohl weiter gebracht hat, als irgendwo in der Welt. Vielleicht dürfte ich Ihnen einmahl zur Erbauung Ihrer Leser eine Übersetzung von einem solchen Anschlagzettel schicken. Windbeuteley und Betrug ist zwar in allen großen Städten zu Hause, aber dennoch erstaunt der Fremde, wenn er sieht, wie hier in diesem Punkte die Gewinnsucht jedes Gefühl der Scham erstickt, und wie, durch die ungeheuere Konkurrenz angespornt, Leute aus allen Ständen selbst die verächtlichsten Mittel ergreifen, um ihre Waaren an Mann zu bringen. Das Puffen der Lotterie-Kontraktors ist ganz zum Sprichwort geworden, und kennt auch wirklich keine Grenzen. Wenn sie nur die Augen des Publikums auf die mannigfaltigen Mauerschriften und Handbills (Zettel, welche den Vorbeygehenden auf der Straße in die Hand gestoßen werden) ziehen, so ist ihnen nichts zu heilig, das sie nicht dazu benützten. Was gerade in dem Augenblick von großer Wichtigkeit ist, damit fangen sie ihre Erzählungen an, und kommen zuletzt auf die Lotterie zu sprechen; und zum Beweis, wie wenig Delikatesse hierbey gebraucht wird, sey es genug, wenn ich Ihnen sage, daß der unglückliche Prozeß der Königinn, welcher die Gemüther dermahlen so sehr bewegt, in dieser Absicht benutzt worden ist. Biethet das öffentliche Leben gerade nichts Wichtiges dar, so verfertigt man Mährchen, Anekdoten, Gespräche über die Lotterie zwischen den Treffern und Fehlern, Lieder und andere Gedichte, die oft dieselbe Wirkung thun; ja selbst mathematische und philosophische Betrachtungen haben mich auf diese Art öfters zur Lotterie zu-

rückgeführt. Man rechnet, daß dieß Puffen im Durchschnitt ein Pfund Sterling für jedes Loos kostet, welche doch das bethörte Publikum am Ende bezahlen muß. Daher fanden die Kontraktors gar keinen Anstand, die vorige Woche ein Bootrennen zu veranstalten und ein ganzes Loos zum Preis dabey auszusetzen, und dann das Resultat unter tausenderley Gestalten in Vers und Prosa vor das Publikum zu bringen. Und all dieser Unfug wird unter stillschweigender Billigung der Regierung und des Parlaments betrieben, weil die Staatskasse dadurch 240,000 Pfund ziehet.

Ja selbst viele der zur Beförderung des Christenthumes und des allgemeinen Unterrichts gestifteten Vereine nehmen zum Puffen ihre Zuflucht, um die Zahl ihrer Subskribenten zu vermehren. Zu einer Kollekten-Predigt wählt man immer irgend einen beliebten Prediger, und der gefeyerte Nahme erscheint alsdann in eben so langen Buchstaben, als der des Schauspielers Kean an den Mauern, um der Welt Ort und Zeit der Predigt zu verkünden. Dieß mag indessen in einer Riesenstadt, wie diese, nöthig seyn; aber die Anekdötchen und Holzschnitte, womit man in den monathlichen und jährlichen Berichten dieser Vereine die Subskribenten zu unterhalten und zu ferneren Kontributionen anzufeuern sucht, sind oft wahrhaft lächerlich. Dieselben Kunstgriffe wenden die Prediger der verschiedenen anti-anglikanischen Sekten an, um ihre Kapellen, womit das Land bedeckt ist, anzufüllen, und werden in diesem Sinne wahrhafte Menschenfänger. Ich bin kein Katholik, möchte aber beynahe wünschen, daß die ganze Welt katholisch würde, um diesem verderblichen Sektengeist ein Ende zu machen, der nur Haß und Zwietracht brütet, und Schurken und Heuchlern einen bequemen Deckmantel reicht. In London ist das Übel noch so groß nicht; denn die Leute leben zu getrennt, um den gegenseitigen Haß sichtbar zu machen; auch macht das thätige Leben und die Amalgamation einer großen Stadt den Menschen schon mehr zur Duldung geneigt. Auf dem Lande aber und den Provinzialstädten gehet der Haß zwischen den Sektirern und den par excellence sogenannten Kirchenleuten (Church-people) zuweilen so weit, daß sie weder mit einander sprechen, noch sonst mit einander verkehren wollen. In moralischer Hinsicht wird von manchen ultra-kalvinistischen Predigern durch ihr ewiges Deklamiren gegen das Verdienstliche in guten Werken, die sie Spreu, Unrath, ja wohl gar sündlich nennen, vieles Unheil gestiftet. Nun weiß ich sehr wohl, daß sich der Mensch das wenige Gute, das ihm dann und wann gelingen mag, zu keinem Verdienste anrechnen darf. Soll man aber deßwegen immer und ewig, und ohne alle Modifikation die guten Werke verdammen? — Eine solche Lehre muß bey Wesen gewiß schädlich seyn, die meistens andächtig schwärmen viel leichter finden, als gut handeln! — Da ich doch einmahl über Religionssachen zu reden gekommen bin, so erlauben Sie mir noch einige Bemerkungen über die unbändige Bekehrungssucht, die sich seit einigen Jahrzehenden dieser Insulaner bemächtiget hat, und welche sich auch anderer Länder zu bemächtigen drohet. Es ist billig, ja es ist Pflicht, daß wir das Gute, welches uns zu Theil geworden, sey es geistig oder physisch, auch andern mittheilen wollen, die dessen bedürfen. Dieser Eifer darf aber nicht zur Don-Quischoterey ausarten, man muß den Leuten die Wohlthat nicht aufzwingen wollen. Daß das Christenthum ein Gut sey, würdig über die ganze Erde verbreitet zu werden, dieß läugnet wohl niemand — aber um diese Absicht zu erreichen, sollten unsere Heidenbekehrer hübsch langsam zu Werke gehen; zuvörderst sich selbst zu Christen (in Geist und Handlungen) zu machen streben, und durch ihr edles Beyspiel auf ihre nächste Umgebung zu wirken suchen; auf diese Art würde der Kreis der Guten immer größer werden, und beynahe jeder Matrose, der an einer entfernten Küste landet, in einem Monath mehr Heiden bekehren können, als alle die mit ungeheueren Kosten jetzt ausgeschickten Missionarien zusammen genommen, in Jahren gethan. — Besonders aber sollten jede Art von Kniffen oder sonstigen unheiligen Mitteln zur Beförderung einer so heiligen Absicht vermieden werden; denn daß der Zweck die Mittel nie heiligen könne, bleibt doch bey Menschen von reinem Herzen und geradem Verstand eine ewige, unveränderliche Wahrheit. Eines der verderblichsten Mittel, welcher sich die Bibel- und Missionarien-Gesellschaft in diesem Lande zur Vermehrung ihrer Fonds bedienen, sind

die sogenannten weiblichen Pfennig-Gesellschaften. Diese werden unter der Leitung der Hauptgesellschaften in allen Ecken und Enden, in jeder Stadt, jedem Dorfe und Kirchsprengel gebildet. Zwey der angesehensten Frauen in jeder Nachbarschaft werden, die eine zur Schatzmeisterinn und die andere zur Sekretärinn gemacht, welche sich alsdann so viele Subskribentinnen, mitunter auch Subskribenten, zu verschaffen suchen, als sie können; und da die Subskription nur einen Pfennig die Woche seyn soll (ungefähr drey Kreuzer), so können Sie sich denken, daß sich nur wenige davon ausschließen werden, indem selbst die Ärmste diese Kleinigkeit, selbst wenn es seyn müßte, und wie es auch öfters der Fall ist, ohne des Gatten Wissen und Willen, von ihren wöchentlichen Ausgaben abzwacken zu können hofft. Dem ersten Anscheine nach erscheint alles dieses sehr harmlos. Aber ganz anders lernt man darüber denken, wenn man siehet, daß sonst gute Gattinnen und Mütter durch das Herumlaufen, welches das Sammeln der Kontributionen nothwendig macht, für's erste einen großen Theil der Zeit verlieren, die sie ihren Familien hätten widmen sollen, sodann aber sich an ein müßiges Leben gewöhnen, welches ihnen zuletzt alle Lust zur Häuslichkeit benimmt, und daß die Notorität, die sie als fromme Weiber erhalten, und der Ruhm, den sie zu erhalten glauben, wenn sie bey den vierteljährigen Versammlungen ihre Nahmen mit öffentlichem Lob verlesen hören, sie endlich zu Hause aufgeblasen, rechthaberisch und tyrannisch macht. Glauben Sie mir, alles dieses sind keine Hypothesen, denn leider ist mir mehr als eine Familie bekannt, deren innerer Friede auf diese Art furchtbar zerstört worden. Auch können Sie sich leicht denken, wie solche fliegende Posten das Medium zur schnelleren Verbreitung aller Lügen und alles Skandals werden müssen, welche schon, ohne dieses Hilfsmittel, allenthalben das gesellschaftliche Leben verpesten. Ja manche Weiber, besonders in London, werden bloß Subskribentinnen, um für ihren Pfennig die Neuigkeiten desto früher zu erfahren. Auch lassen es die heiligen Weiber, die sich an die Spitze solcher Vereine stellen, nicht an Zwangsmitteln fehlen, um bey den vierteljährigen Berichten eine größere Rolle zu spielen (und die Herren, welche solche machen, scheinen das Mittel zu kennen, um den Wetteifer dieser Damen rege zu erhalten); es wird nicht nur jeder Hausfreund von ihnen in Kontribution gesetzt, sondern auch die armen Dienstbothen müssen sich ihre sauer erworbenen Pfennige absparen, und den Handwerkern und Verkäufern, die vom Hause irgend einen Nutzen ziehen, wird mit dem Verlust der Kundschaft gedrohet, wenn ihre Weiber nicht kontribuiren. In manchen Häusern findet man sogar Bettelbüchsen für die Gesellschaften auf dem Tische.

Mit Erstaunen sehe ich jetzt, daß ich vom Theater und der Lotterie in eine lange Abhandlung über das Sektenwesen verfallen bin. Aber wer kann sagen, wenn er sich zum Schreiben setzt, wohin in sein Gedankenlauf führen werde! — Indessen, da es einen wichtigen Zug aus unserem gesellschaftlichen Leben liefert, so mag das einmahl Geschriebene stehen bleiben, ja bey einer künftigen Gelegenheit dürfte ich mir sogar erlauben, zu demselben Gegenstand, so wie zur Windmacherey in andern Fächern zurückzukehren.

(Der Schluß folgt.)

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dinstag, den 10. Oktober 1820.

122

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein koloriertes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Büreau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 268) und bey A. Strauß in der Dorotheergasse; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Über die Dresdner Kunstausstellung im August 1820.

(Schluß.)

Wir wenden uns zu den Kupferstichen, unter denen sich ein sehr merkwürdiges Blatt befindet, erfunden und gezeichnet vom Prof. Matthäi, geätzt vom verstorbnen Prof. Schulze, gänzlich bearbeitet und vollendet vom Prof. Krüger. Es stellt die tödliche Verwundung des General Melissino auf dem Schlachtfelde bey Dresden am 26. August 1813 vor. Die Witwe des edeln Kriegers stiftete dem Andenken ihres geliebten Gemahles dieß schöne Kunstdenkmahl und scheute keine Kosten dabey. Es ist trefflich gelungen. Erfindung und Zeichnung sind meisterhaft und tiefergreifend. Ganz in der Mitte sieht man den General (eine edle Gestalt mit einem ungemein schönen ausdruckvollen Kopf) zu Pferde im Moment, nachdem er die Todeswunde empfing; seine Hände sinken, sein Blick hebt sich zum Himmel und wird zum Gebeth. An dem warmen Antheil, womit seine Waffenbrüder und Untergebenen ihn umringen, sieht man deutlich, wie geliebt der edle Fremdling von ihnen war, dessen schöne italienische Züge auffallend mit denen der Russischen Krieger, deren Befehlshaber er war, kontrastiren. Ein Offizier, der rechts neben ihm reitet, umschlingt ihn liebevoll und hält den ihm entfallenen Helm, ein andrer geht links, ihn sorgsam unterstützend; mit treuer Hast eilt der Kosak, der die Zügel seines Rosses ergriff, dieß wegzuleiten, aus dem Schlachtgewühl. Mit trostlosem Schmerz blickt der alte bärtige Russe auf seinem Klepper reitend hinter der Hauptgruppe vor, nach dem geliebten Gebiether. Zwey Husarenoffiziere, welche links dorthin jagen, wo das Treffen am heißesten ist, erblicken mit Entsetzen das theure Opfer. Rechts liegen verwundete Krieger und Rosse, im Hintergrund ist Schlachtgetümmel, ganz von fern sieht man Dresdens Thürme durch den Pulverdampf.

Die trefflich erfundene Zeichnung des schön ausgeführten Blattes beweist die Geschicklichkeit unsers Prof. Matthäi, selbst in einem bisher von ihm noch nicht geübten Fache.

Recht sehr brav sind die kleinern Kupferstiche, welche jenes ziemlich große Blatt umringen. An Zartheit, Kraft und Reinheit wetteifern die Arbeiten des Inspektor Frenzel, der Hrn. Veith und Hammer und des Prof. Günther; ersterer gab nach Zeichnungen von Cassas eine Ansicht von Odessa und das Grab des Achill, letztere alle drey: Kupferstiche zu Raczynsky's morgenländischen Reisen.

Wir begrüßen noch zwey sehr geschickte fremde Gäste in unserm Professorzimmer, welche Arbeiten einsendeten. Von Domeniko Quaglio, Hofmahler zu München, sehen wir hier eine trefflich in Öhl ausgeführte Perspektive, die Ansicht des Innern der Kirche unsrer lieben Frauen zu München, wobey der Künstler den Zeitpunkt wählte, wo dem König Gustav Adolph von Schweden das Denkmahl Kaiser Ludwig des Bayers gewiesen wird. Die Perspektive geht sehr tief und ist täuschend wahr dargestellt.

Von Mattenheimer, königl. bayerschem Gemählde-Gallerie-Inspektor zu Bamberg, sind ein Blumen- und ein Fruchtstück hier, in Öhl gemahlt, mit so zarter und fleißiger Ausführung und so üppiger Farbenpracht, daß sie wahrlich mit den Werken der berühmtesten niederländischen Meister dieses Faches wetteifern können.

Wir schließen hier die Betrachtung dieses Zimmers, ehe wir uns aber zu den von uns noch unbesuchten Zimmern wenden, müssen wir noch einige Arbeiten im mittlern Saal erwähnen, die früher unserer Aufmerksamkeit entgingen.

Im Blumenfach gehört jene gefüllte weiße Hyacinthe von Moritz Tettelbach en gouache gemahlt, zu den zartvollendetsten Arbeiten; wie schwierig ist die Farbenmischung hier, wo alles weiß in weiß spielt! wie durchsichtig, wie gerundet und lebendig ist alles! Jene Zweige mit einer weißen und zwey rothen Rosen von Aug. Friedrich sind mit reizender Leichtigkeit gemahlt. Eine Mondscheinlandschaft von Wagner aus Meiningen erfunden und in Öhl gemahlt, verdient Auszeichnung, sie ist schön gedacht und brav ausgeführt. Dasselbe gilt von einem Jagdstück, welches A. Reichel erfand und ausführte, und wo besonders der dichtbelaubte große Baum in der Mitte trefflich ist. Drey Landschaften des fleißigen Eusebius Faber sind noch hinzugekommen, die ihm durch Wahrheit und blühenden Farbenton viel Ehre machen: eine Ansicht nach der Natur vom Dorfe Schertnitz aus, die Brücke beym Hegereuter im Plauenschen Grund, und der Prospekt von Priesnitz an der Elbe. Diese sowohl, wie seine poetisch gefühlte große Mondscheinlandschaft, haben wahres Verdienst. Auch die Landschaften von Held verdienen Erwähnung.

Von Georgi aus Leipzig ist der kleine Knabe, der nach einer brennenden Lampe bläst. Die schwierige Beleuchtung ist gut gehalten, nur macht es eine sehr unangenehme Wirkung, daß dieß Kinderköpfchen so ganz dicht auf dem Tische aufliegt und man folglich weder Hals noch Körperform ahnen kann, dadurch wird das übrigens recht warm und hübsch gemahlte Bildchen zur flachen Masse. Das Händchen ist trefflich und zeigt, wie eifrig der Künstler unserm verstorbnen Prof. Vogel nachstrebt. Die in Stahl gravirten und in Bronze gepreßten Brustbilder en profil, vom Hofgürtler Seyffarth, sind scharf und fleißig ausgeführt.

Von unserer fleißigen Künstlerinn Fr. Therese von Winkel sahen wir dießmahl gar nichts, weil sie alle ihre neuesten Arbeiten früher fortsenden mußte, ehe die Ausstellung geschlossen war.

Wir wenden uns nun zu dem Zimmer linker Hand und wollen hier zuerst einen prüfenden Blick auf die Meißner Zeichnenschule richten. Da diese doch vielen Einfluß auf die Künstler hat, welche bey der Porzellanfabrik angestellt sind, so ist es unendlich zu bedauern, daß für das Fach der Köpfe und Figuren hier so sehr schlecht gesorgt ist. Die Arbeiten der Schüler und der Lehrer selbst werden jedes Jahr schlechter. Es ist gar kein Begriff von reiner Zeichnung und gehörigem Styl mehr darin. Niemand sollte glauben, daß eine Zeichnenschule, so nahe bey Dresden, so tief sinken könnte, denn es scheint, jene Lehrer und Schüler erblickten nie ein echtes Kunstwerk! Die Formen sind unrichtig, die Mahlereyen bunt, grell und geschmacklos. Die jungen Leute, welche hier studieren, verlieren ihre Zeit ganz. Das Blumenfach ist gut besetzt, Hofmahler Arnold ist ein wackerer Künstler und guter Lehrer darin; auch seine Landschaften sind sehr hübsch. Das Porzellan, welches die konigl. Fabrik ausgestellt hat, ist sehr schön an Form, Vergoldung und Mahlerey, so lang die letztere sich auf Blumen, Landschaften aller Art, kleine Scenen, Gefechte ꝛc. beschränkt. Sollen aber Gemählde großer Meister hier kopirt erscheinen, so fühlt man oben erwähnten traurigen Einfluß. Es wäre wohl ohnehin zu wünschen, daß man nie heilige und erhabne Gegenstände der Kunst so zum bloßen Luxusartikel herabwürdigte. Es gibt ja genug liebliche, aber profane Gegenstände, theils von alten und theils von neuen Meistern, welche passend dazu sind! Raphaelische Madonnen und Engel sollte man nie auf Tellern und Tassen wiederhohlen wollen. Hier sind nun zwey eigentliche Tableaux auf Porzellan, sehr schön eingerahmt, verkleinerte Kopien des Altargemähldes der Sixtinischen Madonna und der Madonna della sedia, von Wolmann und Schiebell gemahlt, wo sowohl der Geist als der Farbenton der Originale aber so verfehlt ist, daß der wahre Kenner nur die verschwendete Zeit, Mühe und Kosten bedauern kann! — Die großen Fruchtschalen und Vasen sind wahrhaft schön.

Erfreulich ist der reine Geist, das echte Streben der Leipziger Kunst-Akademie. Unter den Arbeiten dieser jungen Leute zeichnet sich vieles durch Gefühl und Wahrheit aus, in jedem Fache, besonders aber im architektonischen.

Die Hauptzierde dieses Zimmers, ist das lebensgroße Portrait unserer verehrten und geliebten Königinn, vom Hofschauspieler Geyer treffend ähnlich gemahlt. Das ganze sehr große Gemählde ist auch schön und würdig angeordnet und trefflich in Haltung gebracht. Mit dem ihr so eignen Ausdruck von Majestät und Milde steht hier unsere theuere Landesmutter an einem Tisch, auf welchem im Helldunkel die Büste unseres angebetheten Königs sich befindet und über dem sich lapisblaue Vorhänge um Marmorsäulen drappiren. Die Kleidung ist schön gewählt, prachtvoll ohne Überladung. Weiße Straußfedern senken sich seitwärts herab über das Perlenbandeau, welches die Stirn umschließt, Brillanten und Perlen schmücken Hals, Ohren und Arme, ein weißes Atlasgewand mit goldner Palmenbordure, eine ponceau Hofrobe darüber, Ordensbänder und Schleifen vollenden die echt

königliche Pracht. Alles ist mahlerisch und gut behandelt, nur noch nicht ganz vollendet, dazu blieb jetzt dem Künstler keine Zeit. Möge er an der glücklich getroffenen Ähnlichkeit nichts ändern und höchstens nur die Berührungen der Zeit noch etwas mildern, denn nur leise überhauchte sie diese edeln und liebevollen Züge; das Portrait scheint offenbar ein wenig älter als das Original.

Höchst interessant ist ein lebensgroßes Gemählde, Venus darstellend, welche dem auf ihrem Schooß sitzenden Amor den Bogen spannen und Pfeile abschießen lehrt, eigne Erfindung von Eduard Erhardt, Schuler von Retzsch. Dieß Bild zeichnet sich durch reine Zeichnung, richtigen und schönen Ausdruck und herrliches Kolorit sehr vortheilhaft aus. Der schalkhafte, aufmerksame Amor ist überaus gelungen. Das Köpfchen der Venus ist voll süßen Liebreizes, nur die Art, wie der zarte Schleyer sich um einen Theil ihrer goldnen Locken schlingt, möchte man etwas verändert wünschen. Die linke Hand, mit welcher sie den kleinen Liebesgott hält, ist wunderschön; sehr schwierig ist die Stellung ihres rechten Armes, den sie über den Kopf hält, um dem Pfeil die Richtung anzudeuten, die kunstvolle Aufgabe ist gut gelöst, mindere Bewegung in den Fingern wäre vielleicht der reinen Schönheit vortheilhafter. Der zarte weiße Schleyer wallt an dem schönen Rücken herab, ein purpur Gewand verhüllt sittig die untere Hälfte der Gestalt, nur die Füßchen sind wieder entblößt sichtbar. Die Art, wie Amor selbst den Bogen spannt und richtet, ist voll Wahrheit, Grazie und Ausdruck. In diesem Kolorit schimmert sanfter Rosenglanz ewiger Jugend, ohne im mindesten bunt zu seyn. Die Gegend ist blühend und lachend. Schöne Hoffnungen gibt der Jüngling, der so beginnt, doch nur unter der Leitung eines so sinnvollen und sorgsamen Meisters ist dieß möglich.

Eine sehr brave Arbeit ist die Komposition von Louis Schnorr in Wien (schon vor sieben Jahren in Öhl gemahlt), welche den Mark-Aurel auf seinem Sterbebette darstellt, seinen Sohn Commodus ermahnend und seinen Freunden empfehlend. Kleine Figuren. Alles ist edel und wahr aufgefaßt; der Jüngling ist von rührender Schönheit, der sterbende Kaiser sehr ausdrucksvoll, die priesterlich verhüllte Gestalt neben ihm ist bedeutend. Das Ganze hat in der Färbung den echt historischen Farbenton, der so selten richtig getroffen wird. Ist auch noch in der Anordnung manches jugendlich, so zeigt doch dieses Gemählde schon von dem ausgezeichneten Talent des hoffnungsvollen Künstlers.

Bedeutend und schön ist auch die große Landschaft von Steinkopf aus Wien, eine Gegend bey Neapel nach Ischia zu darstellend. Die Klarheit der Luft, die Kraft der Fabentöne, die Mannigfaltigkeit und fleißige Ausführung des Baumschlages, sind besonders daran zu loben. Die Schattentöne würden gewinnen, wenn sie minder braun und durchsichtig gehalten wären.

Ein trauriges Beyspiel, wie ein schönes Talent, mit viel poetischem Gefühl verbunden, doch untergehen muß, wenn es des gründlichern Studiums und der echten Leitung entbehrt, geben die dießjährigen Landschaften des Doktor Carus. Er wählte sich Friedrich zum Vorbild; seine Absichten sind überall recht gut, aber die Ausführung ist bey den meisten ganz miß-

lungen. Er möchte dichten in der Kunst und versteht die Grammatik ihrer Sprache noch nicht! Da es traurig ist, jemand, der so viel Lust und Gefühl hat, auf solchen Abwegen zu finden, so möchten wir ihm wohlmeinend rathen, sich jetzt zu zwingen, ein Paar Jahre lang einzig nach großen Meistern treu zu kopiren, dieß wäre das einzige Rettungsmittel; die Natur sieht er mit verwöhntem Auge.

Die Prospekte von Lenz in Öhl gemahlt, sind recht hübsch. Das Madonnenbild nach einer Idee des Zuccheri, in Öhl ausgeführt von Schröter, hat sehr vieles Gute, nur vor Härte und Trockenheit ist der junge Künstler zu warnen. Das Studium zu einem Bild, die Versöhnung der Sabiner mit den Römern vorstellend, eigne Erfindung von Heinrich Schulz, Schüler des Prof. Matthäi, ist sehr brav gezeichnet, doch hat der junge Künstler wohl bedacht, daß seine Gruppe sehr leicht auf den ersten Blick für Anchises, Creusa, Askanius und Äneas gehalten werden kann? — Recht brav ist das eigne Portrait fast ganz ins Helldunkel gestellt und nur von Streiflichtern beleuchtet, welches Hardorff jun. aus Hamburg mahlte, so wie auch die Tochter Rembrands von Schuhmacher sehr gut kopirt ist.

Viele architektonische Zeichnungen und künstliche Arbeiten zieren noch dieß Zimmer; unter letztern zeichnet sich ein großer Relief-Globus aus, nach Zeune's und Ritters Angaben, in Papiermasse verfertigt, von Kummer in Berlin. Der Raum dieser Blätter drängt uns, und so können wir nur noch ein Paar flüchtige Worte über die beyden Kabinets hinzufügen. Drey schöne große Kreidezeichnungen aus Raphaels Verklärung, aus Rom eingesendet, von Heinrich Schmidt, erinnern freundlich an diesen bescheidenen Künstler. Möchten doch mehrere der dort studierenden Sachsen diesem Beyspiel folgen und bisweilen ein Zeichen ihres Fleißes und ihrer Dankbarkeit hieher schicken! — Die Arbeiten der Industrieschulen sowohl, als der Kunstschule, sind wahrhaft erfreulich und sehr zweckmäßig. Hier wird ein tüchtiger schöner Grund gelegt. Der unermüdete Eifer des wackern Professor Seifert hat hier im Stillen schon unendlich viel Gutes bewirkt. Die Preise, welche jetzt jährlich bey der Akademie vertheilt werden, entflammen auch immer regern Wetteifer.

Unter den mancherley Industrieprodukten zeichnen sich die schönen Damastservietten und Tafeltücher aus. Eine für das Blinden-Institut entworfene Relief-Landkarte verdient Beachtung. Vieles mußte hier noch unerwähnt bleiben, da der Katalog uns 639 Werke angibt, doch ist hoffentlich nichts Bedeutendes übersehen. Die Ausstellung war täglich sehr besucht.

Correspondenz-Nachrichten.

(Schluß.) London.

Ich hatte Ihnen in meinem Letzten noch einige fernere Bemerkungen über die neuen Gemählde in der brittischen Gallerie versprochen; da aber seitdem, unvorhergesehener Hindernisse wegen, eine so geraume Zeit verstrichen ist, so müssen Sie mich dieses Versprechens jetzt entbinden, und mir dafür einiges über die jetzige Ausstellung in dieser Gallerie zu sagen erlauben. Sie enthält 183 Stücke, alle Portraits meistens von alten Meistern; und sind das Eigenthum der größten Männer im Lande, welche dieses Institut beschützen, dem Könige allein gehören 59 davon. Für den Künstler ist hier sehr viel zu sehen; denn es zeigen sich ihm auf einmahl die verschiedenen

Stufen, welche die Kunst in Großbritannien in einem Zeitlaufe von mehreren Jahrhunderten erreicht; er erblickt zu gleicher Zeit die Meisterstücke eines Rubens, eines Van Dyke, eines Kneller, Lelly, Raynolds und vieler andern brittischen und ausländischen Mahler. Auch sind fünf oder sechs trefflich gearbeitete Büsten, die sich hier befinden, seiner Beachtung werth! Dem denkenden Mann aber bleibt hier kaum die Muße zur künstlerischen Kritik übrig, so mächtig wirkt der Anblick dieser Repräsentanten einer vergangenen Geschlechterreihe auf sein Herz und seinen Geist. Er hat die Bilder von achtzehn englischen Königen von Heinrich V. an, mehrere begleitet von ihren Königinnen und Kindern, vielen der Staatsmänner und Feldherrn und andern Großen, die ihre Thronen entweder gestützt oder gefährdet, der Schönheiten, die ihre Höfe geziert, und der Gelehrten und Künstler, die ihre Zeitalter geehrt, vor sich; den Tyrannen Heinrich VIII., die stolze, heuchlerische Elisabeth und ihr Schlachtopfer Maria, den unglücklichen Karl I. und seinen wollüstigen Sohn Karl II., den unbedachtsamen Jakob II., den tapfern Wilhelm III. und den milden, edeln Georg III., manche der Howards, Percys, Cecils und viele andere, deren Nahmen hoch und herrlich in der brittischen Geschichte glänzen, auch andere, die theils schuldig, theils unschuldig unter dem Henkerbeile geblutet, der Heuchler Cromwell nebst vielen andern von seiner verrätherischen Bande; aber auch Köpfe, wie Newton, Milton, Shakespeare, Addison, Steele, Bentley, Pope ꝛc. Rubens und Van Dyke's selbst gemahlte Portraits — welch ein Anblick! Wie mannigfaltig haben diese Menschen auf ihre Zeitalter, so wie auf die Menschheit überhaupt eingewirkt!

Noch voll von diesen Gedanken über die Vergangenheit und Zukunft, ging ich, die Gallerie verlassend, die Straße Pall-Mall hinab, als mich plötzlich das thätige Klappern und Hämmern der neuen Straße in die Gegenwart zurückrief und die helle, lichte Farbe der vielen neuen Gebäude meinen Geist zur Beobachtung aufforderte. — Diese Straße wurde vor ungefähr drey Jahren angefangen, und sollte, wie man im Parlamente erklärte, eine Zierde der Residenz werden; eigentlich aber wollte man die Einkünfte der Krone dadurch vermehren, und dieß wird auch gewiß gelingen. Der Boden nähmlich, worauf sie gebauet wird, und welcher vormahls eine ungeheuere Menge Häuser trug, wovon der König nur wenig Vortheil zog, gehört derselben; und die neuen Häuser, welche alle zu Laden und Komptoirs eingerichtet, und für bestimmte Perioden von 60 oder 90 Jahren vermiethet werden, bezahlen einen ungeheueren Grundzins. Um nun immer auf diesem Boden zu bleiben, hat die Straße nicht gerade werden können, und man begegnet darin, in einer Länge von ungefähr einer englischen Meile, nebst zweyen geraden Strecken, einem Viereck, zwey Zirkeln und einem Viertelzirkel (Quadrant). Sie fängt bey Carltonhous, jetzt mit dem Titel Pallast beehrt (ein niedriges, enges, rußiges Gebäude, hinter einer unverständigen Kolonade von Doppelpfeilern versteckt) an. Gegen diesem sogenannten Pallaste über befindet sich ein Viereck, wovon er selbst eine Seite bildet, und von dessen Mitte die neue oder Regents-Straße an einem mäßigen Hügel hinanläuft, an dessen Ende sich ein schönes, regelmäßiges Gebäude, das die Komptoirs der „Grafschaft-Feuer-Assekuranz" enthält, befindet, und wo sich dann die Straße wendet. Die Häuser im Viereck und im Anfang der Straße, bis dahin, wo sie von einer andern durchschnitten wird, bilden dem Anscheine nach ein Ganzes, in einem ziemlich einfachen Styl, mit wenig Pfeilern, und das Ganze von einer hellgrauen Farbe. Von da an aber bis zur Assekuranz-Anstalt herrscht die größte Verwirrung; alle Ordnungen mit allen Auswüchsen, die ihnen die Phantasie in verschiedenen Zeitaltern angehängt, sind hier ohne andern Plan, als den der Mannigfaltigkeit zusammengesetzt. Einige im keuschen Styl erbaute Häuser ausgenommen, geht man mit Bedauern vor dem auf dem Altar der Launen geopferten Kunst, vorüber.

Ehe man zur Biegung kömmt, stößt man auf den ersten Zirkel oder vielmehr vierten Segmente eines Zirkels, welchen Piccadilly durchschneidet. Die Biegung ist der vorerwähnte Quadrant, welcher ungefähr hundert Klafter in der Länge hat, und aus zwey Bogen bestehet, die nur im Innern in Häuser abgetheilt sind, von außen aber zwey vollkommen ähnliche, ziemlich einfache Gebäude von bräunlicher Farbe bilden. Das

Bogengeschoß von beyden nimmt eine Reihe von Kramladen ein, vor welchen sich ein ziemlich artiger, bedeckter Gang hinziehet, der vorn von einer Reihe dorischer Säulen aus Gußeisen getragen wird. Wäre dieser Theil der Straße gerade, so würden diese Kolonaden eine große Zierde seyn, so aber sehen sie, wenn man sie vom Ende ansieht, wie das Zeichen aus, welches die Buchdrucker Gänsefüßchen zu nennen pflegen („). Die eine Seite dieser Kolonaden ist noch nicht ganz vollendet. Von hier bis an die Oxford-Straße, wo sich ein zweyter Zirkel befindet, ist man noch mit dem Niederreißen der alten Häuser beschäftigt, und es sind nur hin und wieder einige neue zu sehen. Vom zweyten Zirkel bis am Portland-Platz, eine schöne, breite, nach dem Felde zu offene Straße, womit die neue auf einem sehr höckerigen Wege in Verbindung gebracht werden soll, ist auch noch wenig fertig. Am Ende des Portland-Platzes, welcher jetzt eine schöne Aussicht auf die Hügel von Highgate gewähret, befinden sich zwey ziemlich große halbzirkelförmige Gärten, zwischen welchen eine staubige Straße liegt, die von einem Zirkel schöner Häuser mit einer Kolonade umgeben werden sollen; es ist aber noch kaum der sechste Theil davon vollendet. Gleich dabey befindet sich der vor einigen Jahren neu angelegte Regents-Park, um welchen sich ein Handelskanal herziehet, der den großen Verbindungskanal mit der Themse unterhalb London vereinigt, und so eben erst eröffnet worden ist. Im Regent-Parke hat man den Plan zu mehreren Villa's gelegt, nahe daran baut man aber dermahlen — eine große Kaserne für die schwere Reiterey der Garde. In dieser Gegend sollen noch mehrere neue Straßen angelegt werden, in welcher Voraussetzung man schon mit dem Bau dreyer Märkte für Fleisch, Gemüse und Heu ꝛc. den Anfang gemacht hat. Indeß darf man noch nicht auf die gewisse Ausführung des ganzen Planes schließen; denn hier wird gar manches angefangen, das dann wieder liegen bleibt. Würde der Plan aber ausgeführt, so dürfte dieser Theil gewiß der schönste von London werden. Die neue Straße für sich selbst aber wird nur dazu dienen, dem Auslande den Mangel unseres Geschmackes kund zu thun; indem die einzelnen Häuser nur Produkte einer übertriebenen Mannigfaltigkeitssucht darstellen, das Ganze aber weder einen imposanten noch einen mahlerischen Anblick gewähren werden. Eine andere neue Straße soll von dem Opernhause nach der St. Martinskirche, eine der prächtigsten in London, die aber jetzt ganz versteckt liegt, eröffnet werden, und schon werden die alten Häuser dort abgebrochen. Auch zu einem neuen Posthause, in der Nähe der St. Paulskirche, hat man seit einem Jahre Raum gemacht, und deßwegen eine große Menge Wohnhäuser niedergerissen. Auch ließ man sich Plane zum neuen Gebäude einreichen; aber jetzt ist alles in's Stocken gerathen, denn es fehlt an Geld; indem man eine Summe von 200,000 Pf. Sterl. für den Ankauf der Häuser und des Bodens verbrauchte, und das Parlament gerade nicht geneigt zu seyn scheint, mehr zu verwilligen.

Vor einiger Zeit war die Rede davon, einen neuen Pallast für den König zu erbauen; eine sehr wünschenswürdige Sache, da der König von England jetzt in London schlechter wohnt, als viele seiner Hofleute. Es fehlt aber leider an Geld, und vor der Hand wird wahrscheinlich nichts dafür gethan werden. Schade nur, daß der König die Fonds, welche er zu Bauten in Brighton verwendet, nicht für eine geziemende Residenz in der Hauptstadt bestimmt. Denn der theuere Pavillon ist am Ende doch nur eine chinesische Spielerey, die noch dazu vor dem Publikum versteckt liegt, und weder der Kunst noch dem Geschmack zum Muster dienen kann.

Ohne Zweifel sind in Wien Ackermann's Geschichten der Oxforder und Cambridger Kollegien und Schulen, der Westminster Abtey und des Londoner Microscoms, bekannt. Vor ein Paar Monathen vollendete er in demselben Format (groß Elephanten-Quarto) eine Übersetzung von Baron Gehring's vortrefflicher Rheinreise, mit 24 schön illuminirten Kupfern von Schutz, welche ganz vorzüglich gelangen. Jetzt beschäftigt er sich mit der Fortsetzung zweyer Werke, die beyde im May angefangen worden und äußerst interessant sind, nähmlich: „Mahlerische Ansichten von Buenos-Ayres und Monte Video, mit 24 Kupfern und weitläufigen Erklärungen, und eine mahlerische Reise längs der englischen Landseen, mit 48 Kupfern." Zur Vorbereitung eines andern Werks dieser Art: „einer mahlerischen Reise längs der Seine, von Paris bis zu ihrer

Mündung," befindet sich Hr. Ackermann in diesem Augenblicke in Paris, wo er mit den beyden Mahlern Pugin und Gendall zusammentrifft, die auf seine Kosten den Fluß hinauf gereiset sind und funfzig Ansichten aufgenommen haben, wovon er 24 für's Werk auswählen wird. Inzwischen reiset ein Pariser Gelehrter den Fluß hinab, um dessen Lauf zu beschreiben. Das Werk soll in sechs Lieferungen, und in demselben Format, wie die obigen Werke, erscheinen, und der Subskriptions-Preis einer jeden Lieferung 14 englische Schillinge seyn. Von 50 Exemplaren auf großem Velinpapier wird die Lieferung auf eine Guinee kommen.

Schauspiel.

Theater an der Wien. Den 30. Sept. zum ersten Mahl: Das Kirchweihfest in Petersdorf. Posse mit Gesang in zwey Aufzügen, von Karl Meisl. Musik vom Hrn. Kapellmeister Müller.

„Variatio delectat" scheint mehr als je der Wahlspruch dieser Bühne zu seyn; wogegen sich nichts einwenden läßt, vorausgesetzt, daß die Wahl dem Zweck entspricht, so wie die Possen mit und ohne Gesang in der theatralischen Welt das Bürgerrecht haben, mit Ausschluß der langweiligen, faden und unanständigen. Von dem ersten Vorwurf kann man der hier genannten und aus einer andern Vorstadt hervorpflanzten, zur Hälfte wenigstens nicht frey sprechen. Die drey verliebten Karrikaturen sind nicht übel zusammen gestellt, der Anekdotenstoff, der eigentlich im zweyten Akt erst seinen Spielraum findet, ist komisch genug; aber die erste Abtheilung fließt von Leere gleichsam über, die Behandlung der zweyten zeigt sich, wie gewöhnlich, planlos. Dann fehlt es auch auf dieser Bühne noch an dem eigentlichen Takt, dergleichen Stückchen durchzuführen, obgleich hier Einzelne, z. B. Hr. Küstner (Thurmwächter), Mlle. Huber (Trudel) und Hr. Demmer (Furierschütz) besonders durch feinere Haltung sich hervorthaten. Hrn. Neubruck (Nachtwächter) gelangen mehrere Scenen, im Ganzen ist er zu schleppend und einförmig. Überhaupt aber tritt in einem so geräumigen und eleganten Rahmen, wie dieser Bühnenkreis, die Dürftigkeit solcher Lokalitäten recht augenscheinlich erst hervor.

Den 4. d. am allerhöchsten Nahmensfeste Sr. Majestät des Kaisers und Königs, zum ersten Mahl auf dieser Bühne: Regulus. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Collin.

Die Wahl des Gegenstandes war unläugbar der Würde des Tages angemessen und die Darstellung sehr fleißig, sogar bis auf die Volksscenen, die ausgezeichnet werden müssen, sowohl der Zusammenstimmung der Mitwirkenden, als ihrer Theilnahme wegen an dem Gange der Verhandlungen. Mad. Gottdank (Atilia) zeigte mehr Feuer als gewöhnlich, nur das rechte Maß sollte sie noch finden; freylich, wenn die gewaltsamen Explosionen nicht mehr wirken, so verfehlen Thränen ihren Zweck doch niemahls. Hr. Heurteur gab den Metellus mit Ruh' und Würde, nur im zweyten Akt trat die Persönlichkeit zu viel hervor. Hr. Rüger (Regulus) entfernte sich dießmahl mehr als sonst aus dem gewohnten Gleise, doch blieben einförmige Tongänge und eckige Bewegungen genug übrig, im Ganzen war die erforderliche Stimmung mit Besonnenheit ergriffen und gehalten. Das Feuer der Darstellung, womit Hr. Demmer die Rede des Publius im fünften Akte begleitete, war in dieser ihm angemessenen Rolle besonders rühmenswerth.

Die drey Damen nach der ersten konnten während der Anstimmung des Liedes, vor dem Trauerspiel, ein wenig ernsthafter seyn. Oft sucht man durch solches Thun und Geberden sich interessant zu machen; verständig seyn ist besser.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 12. Oktober 1820.

123

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein koloritres Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W W. im Büreau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 268) und bey A. Strauß in der Dorotheergasse; für Auswärtige aber durch die k. k Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Reise aus dem Öztthale in Tyrol
über die
hohen Öztthaler-Ferner nach Glurns,
am Fuße des Ortles im Vintschgau.

Von Carl Theodor Hilsenberg, aus Erfurt in Thüringen.

Glurns, den 30. Juny 1820.

Es war den 28. Juny Mittags, als ich mich in Sölden von Hrn Sieber trennte, um meinen Gefährten in Glurns aufzusuchen. Nach einer halben Stunde trat ich über die Brücke der Öz, welche durch das schmelzende Eis der Hochgebirge geschwollen, stürmend über die Felsstücke dahinstürzte, und das dumpfe Getön der rollenden Steine, die sie in ihrem Bette herabschleift, vermehrte nur den Wiederhall ihrer rauschenden Wogen, der in dem engen Felsenthale tausendfach gebrochen, sich mir entgegenwälzte. Ich stieg den Felsweg empor und betrat den romantischen Pfad, der sich auf dem rechten Abhange einer mehr als 200 Klafter hohen Felswand, der Öz entgegen, durch die Schlucht, bis nach Zwistlstein hindurchwindet. Mehrere hundert Jahr alte Fichten und Tannen nahmen mich auf dem schwindelnden Wege in ihr schattiges Dunkel auf, und starrten überhängend nach dem Abgrunde hinab. Das blendende Licht der sich herabziehenden Gletscher brach durch ihre Gipfel, und verursachte bey dieser grotesken Zusammenstellung und Gruppirung den eigenthümlichsten Effekt.

Nach einer halben Stunde schauerlichen Weges öffnete sich die Schlucht, das Rauschen des Flusses hatte aufgehört, und die Sonne beschien heiter eine Fläche grünender Felder, welche sich beyder Seits im bunten Wechsel gegen die Waldabhänge in die Höhe zogen. In der Mitte dieses Thales lagen die Gebäude von Zwistlstein. Hier trennt sich nun das Thal, links geht man nach Gurgl aufwärts, wo bereits kein Feldbau getrieben wird, und welches Dorf schon 953 Wien. Klafter über dem See liegt. Über den Bergrücken, gemeinhin Timmels-Joch genannt, gelangt man

über Schönau, Rabenstein, in das romantische Passeyerthal. Ich schlug den Weg rechts durch das düstere Fenderthal aufwärts ein, welches noch wilder und abschreckender ist, als was ich bisher gesehen hatte. Ungeheure vom Gebirge herabgerollte Felsenmassen, quer liegende überstürzte Bäume, Steingerölle und unzählige von der Seite in die schäumende Ötz sich einmündende Bäche hemmen jeden Schritt, den man vorwärts zu machen sich erkühnt. Finster sind die Wälder, abgestorbene Äste liegen überall umher, und knarrend brechen sie unter des Wanderers scheuem Fußtritt. So schwer als diese von himmelhohen Felsenwänden eingeengte Schlucht auch im Sommer zu passiren ist, so gefährlich wird sie im Winter der hängenden Lavinen wegen, welche durch das geringste Geräusch in Bewegung gesetzt, oft unversehens herabstürzen und den vorbeygehenden Menschen begraben.

Sobald sich dieses 4 Stunden lange äußerst mühsam zu passirende Thal nur einiger Maßen erweitert, findet man bey einigen Rüben- und Leinfeldern eine Hütte angebaut, deren Bewohner bey ihrem Hirtenleben und einfacher Lebensart, im traulichen Gespräche deutlich zeigen, daß ihnen zu ihrer Zufriedenheit nur wenig abgeht. So reihen sich Wohnungen an Wohnungen, Hütten an Hütten, und fortlaufende Wiesen deuten auf mehrere der Nachfolgenden hin. Plötzlich breitet sich noch einmahl dieses Thal aus, um einem angenehmen Orte aus einer Gruppe von lachenden mahlerisch geordneten Wohnungen Platz zu machen, und eine im gothischen Style geschmackvoll eingerichtete Kirche mit einem hohen Kirchthurme ziert das herrliche Bild einer der interessantesten Gebirgslandschaften. Wintersill heißt dieses Dörfchen, in dessen beengter Umgebung noch ein wenig Gerste gedeiht. Immer enger, schroffer und steiler wird das Thal, bis man endlich sich in der Nähe von Fender erblickt. Dieses Dorf ist unstreitig das höchste in ganz Tyrol, denn es zählt 1008 Wien. Kl. über dem Meere, eine Höhe, bey der man z. B. auf dem Schneeberge von Unteröesterreich fast keine Alpenhütte mehr findet. Zerstreut auf ausgebreiteten Wiesen liegen die einzelnen Häuser und eben so einsam steht unter ihnen eine Kirche, wohin sich der Bewohner in stiller Ergebung in den Willen der stiefmütterlichen Natur begibt, welche ihm nur die kümmerliche Fristung seines Lebens gegönnt zu haben scheint.

Die untergehende Sonne röthete noch die höchsten Spitzen der Eisgebirge, nachdem über dem Thale schon ein tiefes Dunkel lag. Die Nachfrage um ein gutes Nachtquartier zeigte mir, daß außer dem Pfarrhofe keines zu finden sey. Ungewohnt seit langer Zeit auch nur einen Fremden zu erblicken, nahm mich freundlich überrascht der Pfarrer, Hr. Joh. Gerstgraser, ein sehr gebildeter Mann, auf, der in einem angesehenen Hause in Botzen als Hofmeister seine Studien beendigt hatte. Nachdem ich bloß eine einzige Stunde ganz angekleidet geschlafen hatte, weckte mich um Mitternacht mein Führer auf, der mit seinem Gefährten bereit dastand, und verabredeter Maßen aufzubrechen rieth. Mit Fußeisen, Stricken und Stäben wohl versehen, ging es mit aufgehendem Vollmonde zum Hause hinaus. Anders spiegelte sich der Kranz schroffer, mit Eis und Schnee belasteter Hochgebirge und vermehrte die Helle, bey welcher wir schweigend emporklimmten. Der hohe

Daleithskogl lag vor uns. Nun brach der Führer das Stillschweigen, und zeigte mir rechts eine Thalschlucht, welche nach Rofen führte, einem Örtchen, das aus 2 adeligen Bauerngütern besteht. Es ist der höchste bewohnte Punkt Tyrols und übertrifft St. Jacques des Valles, das bekanntlich höchst gelegene Dorf der Schweiz, welches 837 Toisen über dem Meere liegt, um volle 230 Toisen, da es noch um mehr den 60 Wien. Kl. höher steht als Fender selbst. Dieses Rofenthal gehört 2 sehr wohlhabenden Bauern, zu welchen sich anfangs Friedrich mit der leeren Tasche flüchtete, als er wegen Begünstigung der Flucht Papst Johannes XIII. von der Kirchenversammlung zu Kostnitz im Jahr 1415 in den Bann und bald darauf in die Reichsacht verfallen war. Als Friedrich endlich wieder zur Regierung gelangte, erklärte er sie deßhalb auf ewige Zeiten steuerfrey, gab ihnen völlige Jagdfreyheit, erhob sie in den Adel, und ertheilte ihnen ein eigenes Wappen. Den Adelsbrief und die Urkunden über die betreffenden Schenkungen, bewahren sie noch jetzt als ein Heiligthum ihrer Familie seit jenen Zeiten unversehrt auf. Der Führer erzählte mir ferner, daß jene zwey adeligen Bauern, wie er sie nannte, vor 40 Jahren in der größten Gefahr geschwebt hätten, entweder ihre Besitzungen und Gebäude von einem ungemein schnell heranrückenden Ferner vernichtet und weggedrückt zu sehen, oder vom Durchbruch eines hinter demselben entstandenen Sees weggeschwemmt zu werden, welcher sich einen Ausweg unter dem Eisdamme bahnte, als der Ferner zum größten Glücke plötzlich stille stand. Dieser Ferner, Vernagt-Ferner genannt, hatte vor so viel Jahren binnen drey Monathen so schnell zugenommen, daß er das ganze Thal auszufüllen drohte, und mit thurmhohen Eismassen in dasselbe herabglitt. Vierzig Jahre sind verflossen, und doch ist bey weitem noch nicht der zehnte Theil geschmolzen, so hart und kompakt ist das Ferneris. — Das ganze Thal ist mit Fernern und Eisgebirgen ringsumher umgeben, unter denen jener und der Hochjochferner die bedeutendsten sind. Rechts hinüber ist die Wildspitz, ein majestätisches hohes Schneegebirge, welches den Ortles an Höhe noch übertreffen soll. Rofen hat vorzüglich viele Murmelthiere (Murmenten).

Drey Stunden waren wir im linken Thale fortgegangen, indem wir einen sehr steilen und ermüdenden Alpenweg erklimmt hatten; als wir endlich nach drey Uhr den Ferner selbst betraten. Todesstille herrschte hier, denn wir waren längst über die Region aller Bäume und Gestrippe emporgestiegen, und kein Lüftchen bewegte sich. Die Mondenscheibe hing am wolkenleeren Sternenhimmel, und Aurora's purpurnes Licht dämmerte im Morgen herauf. Unser Fußtritt knarrte an der festgewordenen Schneedecke, in welcher man bey des Tages Wärme einbricht. Daher hatten wir auch kalte Nacht gewählt, wo sie erstarrt, das Gehen erleichtert. Dumpfes Getöse in den Eingeweiden des Ferners, unterbrochen von dem Bersten desselben, schreckte uns zuweilen auf, und beruhigend setzte der Führer immer hinzu — daß sich der Ferner bloß ein wenig gespalten habe. — Glatt, eben und sanft aufwärts sich erhebend blieb immerfort seine Oberfläche bis zum nahen Rücken, und die Morgendämmerung, allmählig in purpurne Röthe des Himmels übergehend, färbte die Spitzen der Eisgebirge und zeigte uns freund-

lich das nahende Ziel, als plötzlich am Horizont die Sonne wie eine feurige Kugel hervorbrach, und die langen Reihen stolzer Eispyramiden, deren Gipfel bis an das Firmament zu reichen schienen, vergoldete. Unbeschreiblich ist der Anblick, denn er ist selbst für den kühnsten, meisterhaftesten Pinsel, dem ohnehin die Feder stets weichen muß, völlig unerreichbar.

Jetzt glaubten wir des Genusses größte Fulle erreicht zu haben, denn selbst mein Führer schien Antheil zu nehmen — als das Zauberspiel plötzlich ein Ende nahm. Man fing an Stricke und Zubehör aus einander zu packen, und mein Führer band mir den stärksten derselben um den Leib, das vordere Ende sich selbst um den linken Arm, das hintere Ende aber sein Gefährte. Schweigend deuteten sie mir, daß wir am Ende des Ferners ständen, und nun in Gottes Nahmen den Abgrund herabsteigen müßten. So aus der Täuschung gerissen, schleppten sie mich halb bewußtlos an den Rand. Um mir einen Weg von zwey Tagen zu ersparen, schienen beyde hier fur mich die letzten meines Lebens zu seyn. Meine Begriffe von Gefahr wurden hier zu Schanden, denn die Wirklichkeit verschlang alle Vorstellung. Die Führer sprachen von einem Fußsteig, auf dem ich bleiben sollte, ich aber sah keinen. Spitzen und Lücken suchte mein Fuß an der senkrechten Wand, wenn der andere jedes Mahl über einem schauerlichen Abgrund von wenigstens 1500 Fuß hing. Trät ich abwärts, so ließ mich der obere Führer am Stricke herab, der ich immer mehr um ihn selbst besorgt war; denn sein Fall hätte uns alle in den schrecklichen Abgrund hinabgerissen. Endlich nachdem ich zwey Stnnden zwischen Himmel und Erde geschwebt zu haben schien, gelangten wir zu offeneren Stellen. Die Stricke wurden gelöst und ich befreyt. Ich zahlte die Führer, welche mir den Weg deutlich beschrieben, die Thürme von dem Dorfe zeigten, und nun wieder ihre Rückreise antraten. Furchtbar starrte der Ferner mit allen seinen wunderbaren Gestalten, Thürmen und Figuren mich an. Oft blickte ich nach meinen Führern zurück, die sich mit den Stricken bald über Eiswände emporhalfen, bald über eine tiefe Spalte setzten, oder hinter einer Eiskuppe verschwanden — bis sie mir des Ferners prallend-blendendes Sonnenlicht und unsere beyderseitig zunehmende Entfernung aus den Augen rückte. Ermüdet und von der Sonne verbrannt, gelangte ich über viele Murren, Fels- und Steingerölle, um acht Uhr Morgens, ziemlich wohlbehalten in Schnals an.

Zwey volle Stunden hatte ich nöthig gehabt, um hierher zu gelangen; das ganze Dorf schien öde, als ich es betrat, und so eben, da ich mich in der Nähe der Kirche erinnerte, daß Festag seyn müsse, strömte auf einmahl Alt und Jung zur geöffneten Kirchthüre heraus. Die Landleute in ihrer eigenthümlichen Volkstracht — wobey in einem jeden Thale eine andere herrscht — meine Erscheinung als etwas Ungewöhnliches betrachtend, gaben eben so freundlich und zutraulich auf meine Fragen die genügendsten Antworten, und vermochten mich zu überreden, daß das Schnalseyach, welches durch das Matscherthal nach Glurns führt, ungemein leicht zu passiren sey; dieß wiederhohlten mehrere, die ich fragte, so daß ich nicht mehr zweifeln konnte, und mir den nächsten Weg dahin zeigen ließ, ohne einen Führer zu nehmen.

(Der Schluß folgt.)

To the Countess *Rzewuska*

on leaving Vienna.

Though I honour you at heart,
More than these poor lines can tell,
Yet I cannot bear to part,
With a common cold farewell.

We are strangers far remote,
In descent, in speech, in clime,
Yet when first we met I thought,
We were friends of antient time.

How long shall I delight
In the memory of the morn,
When we climb'd the Danube's heighth
To the fountain of the thorn.

And beheld his waves and islands
All glittering in the sun,
From Vienna's gorgeous towrs,
To the mountains of the Hun.

There was gladness in the sky
There was verdure all around,
And (where we it turnd) the eye
Lookd on rich historie ground.

Over Aspern's field of glory
Noon's distant haze was cast,
And the hills of Turkish story,
Teemd with visions of the past.

But it was not mute creation,
Nor the scene's historic pride,
That inspir'd my heart alone
On that lovely mountain's side.

But that You had daignd to guide me
And benignant and serene,
Rzewuska stood beside me
Like the Genius of the scene.

T. Campbell.

Abschied an die

Frau Gräfinn Rosalie Rzewuska,

geborne Fürstinn Lubomirska,

von Campbell.

Ehrend dich von ganzem Herzen,
Mehr als ich kann sagen wohl,
Kann ich es doch nicht verschmerzen,
Kalt zu sagen: Lebe wohl!

Fremdlinge von fernen Landen,
Weit getrennt durch Sprachen, weit,
Dachten wir, als wir uns fanden,
Wir sey'n Freunde alter Zeit.

O! wie lang wird mich entzücken
Jener Morgen, klar und hell,
Wo wir auf des Berges Rücken
Pilgerten zum Dornenquell,

Sah'n die Inseln und die Auen
In dem sonnerhellten Raum',
Von der Kaiserthürme Brauen
Bis zu Ungarns Bergesaum.

Fröhlichkeit war in den Sphären,
Grüne war um uns her rund,
Wo das Aug' sich hin mag kehren
Überall Geschichtegrund.

Über Asperns Siegessaaten
Lag des Mittags Gluthenflor,
Und auf Hügeln türk'scher Thaten
Schwebt Vergangenheit uns vor.

Nicht der Schauplatz von dem Streite,
Stumme Schöpfung nicht allein,
Gab an dieses Berges Seite
Meiner Brust Begeist'rung ein.

Dir gefiel es, mich zu leiten!
Klar, wohlwollend, frisch zu Fuß,
Stand Rzewuska mir zur Seiten
Als der Scene Genius.

H.

Correspondenz-Nachrichten.

Pesth am 28. September 1820.

Als ich meinen letzten Brief vom 22. schloß, waren noch alle Fenster des Himmels offen und sie blieben es mehrere Tage, um uns zu belehren, daß wir nicht Mitregenten der Witterung sind — sondern allerdings hier ein divisum imperium vorwalte. Der mehrtägige Regen veranlaßte nicht nur das Einstellen der einzelnen und Gesammt-Produktionen der Truppen, sondern auch, daß solche aus dem Lager rückten und theils in den nächstgelegenen Ortschaften dieß- und jenseits der Donau, theils in den Vorstädten von Ofen und Pesth einquartiert wurden — und gleichergestalt kam auch eine verdrießliche Harre in die Weinlese. Vom 24. an heiterte sich der Himmel und mit ihm

das öffentliche Leben auf, indem die Truppen am 27. und 28. wieder in das Lager rückten und ihre Übungen fortsetzten. Die Tschaikisten, deren Exercitienplatz freylich vom Wetter nichts gelitten hatte, machten am 27. auf dem Donauarme zwischen dem Pesther Ufer und der Margarethen-Insel in der Gegend des Schiffs-Amts den Anfang und bewiesen sich mit ihren aufgeschraubten zwey- und vierpfündigen Drehbassen sowohl, als mit ihren Stutzen als geschickte Schützen und als schnelle und gewandte Ruderer. Sie mögen wohl bey einem Kriege an der Donau, die Armee mag nun à cheval auf beyden Seiten des Flusses operiren, oder der Feind das gegenseitige Ufer inne haben, theils um Neckereyen und Überfälle zu verhüten, theils solche auszuführen, unentbehrlich seyn und verriethen durch ihr wohl producirtes Manövre (ich zählte gegen dreyßig Schüsse im Schwarzen der Kanonenscheibe), daß solches tüchtige Übung erheische. Ich konnte mich bey den behenden und triftigen Bewegungen der kleinen Wassermacht des Gedankens nicht erwehren, daß Österreich bey der neuern Vermehrung seines Littorals und bey dessen für die Folge wahrscheinlichem Zuwachs mit der Zeit auch Beruf zu einer ansehnlichen Seemacht habe und den alten Ruhm der liburnischen Schnellsegler herstellen könne. Wenigstens vermag der gewaltige Aar die auf ihn vom St. Marcus-Löwen gekommene Herrschaft des adriatischen Meers kräftiger zu handhaben, als sein vom Marasmus Senilis entkräfteter Vorgänger, welcher nicht mehr im Stande war, die Ehre seiner Wellenbraut gegen das schwarzgelbe Gesindel der Raubstaaten zu behaupten. Ja! wer weiß, ist es nicht einem ritterlichen Habsburger vorbehalten, die zweymahl gescheiterten Plane seines großen Ahnen Carls V. zum Heil und Ruhm der Christenheit auszuführen und auf der Nordküste von Afrika die Siegesfahnen einer antipiratischen Hanse aufzupflanzen! — Diesen Zug würde das Tschaikisten-Völkchen wohl mitmachen.

Das Übrige des schönen Herbsttags brachte der Hof auf der Margarethen-Insel zu — und wohl konnte es für den Beherrscher Ungarns keinen anmuthigern Ort geben, um sich am Anblick der zwey schönsten Städte seines Königreichs zu erfreuen. Die Donau hat hier eine majestätische Breite und die Garnituren des ungeheuren Wasserspiegels, links die schönen Ufergebäude Pesths und rechts die Ofener Festung und Wasserstadt mit dem reizenden Gebirgs-Hintergrunde im Lichte eines klaren September-Tages, die lieblichen Anlagen auf dem Eiland selbst in ihrem stattlichsten Gewande — im bunten Herbstkleide, — Volksleben und Volksfreuden auf allen Seiten, — solches alles mußte den Freund der Natur und den Menschen, den Vater seines Volks — königlich erfreuen.

Der heutige Tag (28. Sept.) zeichnete sich durch einzelne Produktion einiger Regimenter bey Buda-Örs, seitwärts des Promontoriums und dadurch aus, daß der Kaiser nebst dem Hofe, die Reichskleinodien, nach unter herkömmlichen Solemnien geschehener Eröffnung der versiegelten Behältnisse, in Augenschein nahm und nachher solche in der St. Stephans-Kapelle zur öffentlichen Schau ausstellen ließ. Diese Ausstellung soll bis 30. Nachmittags dauern und der endlose Drang der schauenden Menge bewährt die volksthümliche Achtung der Nation für diesen berühmten, in Geschichte und Konstitution des Landes so denkwürdig verflochtenen Kronschatz.

Heute Abends wurde im hiesigen Theater das Kisfaludy'sche Nationalstück: „A Tatárock Magyar Országban," von der Stuhlweissenburger Gesellschaft in ungarischer Sprache aufgeführt und die der Vorstellung beywohnenden Majestäten empfingen die lautesten Beweise des nationalen Freudenjubels. Der Hof war in ungarischer Gala und das imposante Schauspiel vor und hinter dem Vorhange mußte in jedem Zuschauer die Überzeugung befestigen, daß das Eigenthümliche der Magyaren unter keinen Umständen verloren gehen, sondern sich in integrirender Nationalität fort erhalten werde. Ich verstehe zu wenig von der Sprache, um Ihnen ein Urtheil über Diktion und Deklamation und die innern Vorzüge des Stückes sagen zu können, doch habe ich die Darstellung höchst interessant und gewichtiger als alle bisherigen Produkionen der deutschen Thalia während der Anwesenheit des Hofes gefunden; — aber freylich ist diese jetzt nicht im Stande, an großen Stücken sich mit Erfolg zu wagen und hat auch in diesen Tagen zum zweyten Mahl die Kränkung erfahren, daß beym nochmahligen Konkurse zur Arrendation ihres Tempels sich niemand gemeldet hat. Dem Vernehmen

nach soll wiederum auf den 16. November ein Konkurs ausgeschrieben, und wenn dieser wiederum ohne Erfolg ist, resolvirt seyn, das hiesige Theater auf Rechnung (jedoch getrennt von der Ofner Bühne) administriren zu lassen, welche Trennung zwar ihre Schwierigkeiten haben, aber gewiß zu einer einträglichern und folglich kunstgerechtern Verwaltung führen möchte. Was soll man dazu sagen! — Gewiß hat sich in diesen Tagen die Kasse recht gut gestanden — aber wenn dieß und der Reiz der Ambition doch nicht vermögend waren, bessere Kunstleistungen zu erwirken, wenn sogar unwerthe Farcen, wie Scüs, Mond und Pagat; Koppe, Denari ꝛc. (deren plumpe Pointen zu begreifen, man die Kartenspiele der Lotterien und Tabagien verstehen muß) die Ehre gehabt haben, in so ausgezeichneten Perioden zu figuriren, — dann muß man unsrer Thalia eine angenehme Ruhe wünschen, wie ich Ihnen jetzt eine gute Nacht: — denn es ist spät und ich muß morgen früh auf dem wohl zwey Stunden entfernten Platze der Puszta St. Lorincz seyn, wo dem Vernehmen nach der v. Grasalkowitschische Arrendator v. Mayerffiy ein nationales ländliches Fest veranstaltet hat, welches der Hof mit seiner Gegenwart beehren wird.

Schauspiel.

K. k. Hoftheater nächst der Burg. Am 2. d. wurde hier zum ersten Mahl aufgeführt: Das letzte Mittel. Lustspiel in vier Akten von J. Franul von Weissenthurn.

Folgendes ist kürzlich der Inhalt dieses unterhaltenden Stücks. Graf Sonnstett, ein Mann von sentimentalem, sehr argwöhnischem Charakter, ist mit Ida, der Tochter der Frau von Düthelm, durch Übereinkunft und Vermächtniß beyder Väter versprochen, Baron Gluthen aber durch das Verständniß übereinstimmender Herzen mit ihr verbunden. Um nun durch des Grafen Folgsamkeit den Besitz seines Glücks nicht zu verlieren, machte er ihn mit der Baroninn bekannt, einer Dame, die Leidenschaft mit Leichtsinn paart, und ihre Reize machten ihn zu ihrem Sklaven; bald aber, in einer heftigen Anwandlung von Eifersucht, rechnet er's der Siegerinn zum Verbrechen an, ohne ihn einen Ball besucht zu haben, wo sie durch Sang und Tanz alle Herzen der galanten Welt bezauberte. In denselben Augenblicken wird er einen Rosenstock gewahr, das Geschenk eines ihrer zärtlichen Bewunderer, spürt ein elegantes Dedikations-Billet darin aus, und verläßt die Gräfinn zur Stunde, worauf er sich zu Ida, die bisher von ihm Vergessene, wendet, und das Jawort zur Verbindung von der Mutter leicht erhält. Baroninn und Baron gerathen dadurch in die peinlichste Lage, und die Dame weiß sich nicht anders zu helfen, als dem Hausfreund die Rolle ihres Liebhabers zu übertragen, wozu er sich nach vielen Bedenklichkeiten versteht, sodann das Gerücht ihrer nahen Verbindung mit ihm ausstreuen zu lassen, und dieses letzte Mittel, dem noch ein anderes beygefügt wird, das Bekenntniß ihres Unrechts, bringt die gehörige Wirkung hervor, der Graf schmiegt sich reuig wieder in die alten Fesseln, und beyde Paare eilen zum Altar.

Dieser Stoff ist so leicht gewoben, daß man die Geschicklichkeit der Verfertigerinn rühmen muß, die aus so unhaltbaren Fäden dieses Werk zu bilden wußte. Seine Durchsichtigkeit erlaubt aber nicht, es gegen das Tageslicht zu halten, oder mit dem kritischen Mikroskop zu untersuchen. Will man indessen auch nur bey der Oberfläche stehen bleiben, so entdeckt man bald Unebenheiten und rauhe Verknüpfungen, die zarten Händen etwas unsanfter begegnen, als man es von der Arbeit einer Frauenhand erwarten sollte. Kurz, um aus dem Gleichniß noch zu rechter Zeit heraus zu gehen, die Verhältnisse und gegenseitigen Berührungen sind von der Art, daß man es allzu bedenklichen Zuschauern nicht verdenken darf, wenn sie zuweilen daran zweifeln, daß die Konception feminini generis sey. Endlich so enthalten die Charaktere außer den innern Widersprüchen größten Theils so starke Züge, daß man der Wirkung wegen auf Wahrheit und Symmetrie Verzicht thun muß. Dagegen aber ist der äußere Gang der Bege-

benheiten regsam und gefügig, mit geringen Hülfsmitteln ausgeführt, die Konversationssprache natürlich, lebhaft und munter, die Aufmerksamkeit wird überall beschäftigt, die Theilnahme immer wieder angeregt und die Spannung schon dadurch immerfort erhalten, daß man begierig ist, zu wissen, wie auf so kurzem Weg die Schwierigkeiten überwunden werden, bis plötzlich die Lauschenden durch das Talent und die Gewandtheit der Verfasserinn sich überrascht am Ziele finden.

Die Darstellung war im Ganzen, wie sich's auf dieser Bühne leicht erwarten läßt. Dasselbe gilt im Einzelnen zuerst von der Dichterinn selbst, deren Kunsttalent sich hier mit ihrer Dichtergabe in Ausführung des Charakters der Frau von Düthelm auf das Gefälligste verband. Mad. Löwe gab die Baroninn Waldhüll, deren schwierige Verhältnisse alle Zartheit und Anmuth erfordern, die in so reichem Maß das Eigenthum dieser Darstellerinn sind. Daß der Einfluß der geschätzten Mutter auf die Tochter (Ida) sich vortheilhaft geäußert habe, daran ist nicht zu zweifeln. Eben so wenig an dem treffenden Gelingen der Mad. Koberwein in einem so angemessenen Wirkungskreis, wie ihn die redselige Frau von Silben darbiethet; aber die Leichtigkeit ihres Vortrags verleitete die Schauspielerinn zur Übereilung, so wie ihre gewöhnliche Lebhaftigkeit, über den feineren Gesellschaftskreis hinaus zu treten. Ebenfalls ließ sich Hr. Korn in der besonders wirksamen und für ihn geeigneten Rolle des Baron Gluthen, wahrscheinlich durch ein Übermaß von Humor, das ihn wenigstens in dieser ersten Darstellung zu beleben schien, zu einer nicht genug gehaltenen Charakteristik fortreißen, wiewohl an gelungenen Zügen auch kein Mangel war. Dagegen wollte Hrn. Koberwein die seiner Persönlichkeit weniger entsprechende Rolle des Grafen Sonnstett, alles Bestrebens ungeachtet, nicht gerathen.

Die dritte Darstellung war zum Vortheil der Verfasserinn bestimmt und eine zahlreiche Versammlung bürgte für die Fortdauer des erworbenen Beyfalls.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

Cyclamen hederaefolium. Epheublättrige Erdscheibe. Aus Italien.

\- - - autumnale. Herbstliche Erdscheibe.

Houstonia coccinea. Scharlachrothe Houstonie. Von Mexiko.

Hibiscus heterophyllus. Neuholländischer Hibiskus. Aus Neuholland.

Manulea oppositifolia. Gegenüberstehendblättrige Handblume. Vom Kap.

Rondeletia racemosa. Traubentragende Rondeletie. Von waldigen Bergen zu Jamaika.

Citharexylum villosum. Haariges Geigenholz. Von St. Domingo.

Sideroxylon mite. Wehrloses Eisenholz. Von England.

Modenbild Nr. XLI.

Ein Mantel von Poplin, dessen Besetzungen und das Futter von Luisianne oder Levantine. Der Hut von Gros-de-Naples ist mit Blumen und einer gestickten Bajadere von Vapeur geschmückt.

Manteau de Poplin. Doublure et Bordure de Luisianne ou Levantine. Chapeau de Gros-de-Naples, orné de fleurs et d'un voile.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

XII. Wiener Moden. 12. 1820

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 14. Oktober 1820.

124

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein koloriertes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Büreau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 268) und bey A. Strauß in der Dorotheergasse; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Reise aus dem Ötzthale in Tyrol
über die
hohen Ötzthaler-Ferner nach Glurns,
am Fuße des Ortles im Vintschgau.

Von Carl Theodor Hilsenberg, aus Erfurt in Türingen.

(Schluß.)

Glurns, den 30. Juny 1820.

Bald hörten die Felder auf, als ich wieder emporzusteigen begann, und immer tiefer senkte sich das mahlerisch gruppirte Dorf unter mir herab. Bald trat ich in die Waldregion. Ungeheure Lärchenbaume, deren Alter man nicht nach Jahren, sondern nach Jahrhunderten schätzen muß, bothen mir mit ihren Wurzeln eben so viele Stufen, welche ich hinaufstieg. Seltne Gewächse nahm ich jetzt wahr, welche diese Gegend zierten, die moosige Möhringie, die Alpen-Alchemille, die Kugelblumen, Steinbrecharten, Entianen und andere Alpenpflanzen, deren aufgehende Kelche mir entgegen lächelten, verkürzten mir einen angenehmen Alpenweg, der höher hinauf immer interessantere Gegenstände darboth. Endlich wurden doch der Bäume weniger, sie fingen an sich zu zerstreuen, hin und wieder sah man einzelne Gruppen; zuerst verlor sich der Lärchenbaum, dann die Fichte und es blieb bloß die Zirbelkiefer zurück, welche immer kleiner und krüppelhafter wurde, endlich sogar ganz verschwand, und der aufblühenden Alpenrose (Rhododendron ferrugineum), welche mit ihren purpurnen Blüthen alle Abhänge überzog, völlig Platz machte. Immer sparsamer wurden nun die Blüthen, diese zu Knospen, Knospen zu Blättern, Blätter — zu zarten Wurzelkeimen, bis in der Höhe von 1200 Wien. Kl., in der ich mich befand, sich immer größere und ausgebreitetere Schneefelder um mich gelagert hatten, und ich aus meiner angenehmen Täuschung gerissen, allmählich aus der lachenden und blüthenreichen Zone bey dem warmen Hauche des Frühlings, in die schneebe-

deckte Region des starrenden Winters gerieth. Noch einmahl sah ich mich nach dem Thale um, und kaum unterschied ich den Kirchthurm mit seinen Häusern, so hoch stand ich — und so klein und unbedeutend waren sie geworden. Vier Uhr war es, als ich den Abhang des Joches betrat. Die Schneefelder flossen zusammen, und ich mußte über sie hin empor zur Höhe klimmen. Kaum war ich einige Zeit gestiegen, als ich in ein schauerliches Felsgeklüfte gerathen war, und mich zwischen den Steinblöcken und Gerölle so verstieg und verirrte, daß die Sonne sich schon am Horizonte senkte, und ich noch keine Hoffnung vor mir sah, den Rücken des Joches, geschweige das jenseitige Thal zu gewinnen. Glockengetöne nach Hause eilender Heerden kündigte mir von den Alpenwiesen herauf den einbrechenden Abend an. Vor Hunger und Ermattung ruhte ich in Zwischenräumen aus, stieg dann wieder empor, ruhte wieder, als die Sonne bereits im Untergehen mir noch die bevorstehende Gefahr und die bedeutende Länge des Weges zeigte. Ich raffte mich auf, und es gelang mir endlich, das mit Eis und Schnee ganz bedeckte Joch zu erreichen, als schon die Sonne längst untergegangen, bloß nur noch der Alpenschnee den matten Schein zurückgab, welchen die verlöschende Abendröthe auf seiner glänzenden Fläche zurückließ. Schwarzes Gewölk senkte sich an den purpurnen Spitzen der Eisgebirge nieder, glitt an den Wänden schroffer Abhänge herab, und eben so plötzlich umgab mich finstere Nacht. Hier sah ich mit Entsetzen, welches Wagestück ich unternommen hatte. Kein Fußstapfen war ohnehin zu erblicken, und dieses Gebirge vermuthlich in diesem Jahre noch nicht bestiegen worden. Beym ersten Tritte, den ich vom Joche herab versuchte, lag ich sogleich bis zum Oberleib in tiefem Schnee, glitschte öfter 20 — 30 Schritte herab, und so ging es den Schnee hinunter bis gegen zehn Uhr Abends. Losgebrochener Schnee rollte in Ballen an mir vorbey, dichte Wolken hüllten mich ein, und flogen im heftigen Brauswinde an mir vorüber, der mir fast den Hut vertrug und die Haare emporsträubte. Auf einmahl gab die ganze Masse des Schnees nach, und ich fuhr unter sausendem Getöse mitten auf derselben herab. Gott befahl ich meine Seele, denn jetzt sah ich den unausweichlichsten Tod vor mir, die Lavine mußte sich zertrümmern um mich zu begraben! Doch mitten unter diesen Schrecknissen und Todesängsten zerschob sie sich und blieb ruhig hängen. Ich arbeitete mich nun hervor, griff nach meinen Stabe, ging seitwärts, und dankte der Vorsicht für die Errettung. Sie hatte mich absichtlich so lange auf dem Felsen zurückgehalten, bis die Kälte der Nacht den weichen Schnee wieder erstarrt hatte, denn wäre ich gleich Nachmittag während der Sonnenhitze auf diese Schneelehne gerathen, so hätte sich unvermeidlich aus dem weichen Schnee eine Lavine gebildet, und ich hätte meinen Tod unter ihr gefunden. —

Endlich, nach langsamem Herabsteigen, wo mir mein Stock in der dichten Finsterniß, wie dem Blinden sein Stab, zur Untersuchung des Weges diente, war ich aus den Schneefeldern in das Tiefere herabgekommen; allein jetzt fing mein Leiden erst recht an. Ich gelangte auf das jähste Gerölle unter die abschreckendsten Steinwände, wo Felstrümmer von oft 100 Ctn. an Schwere, über einander gehäuft, jeden Augenblick herabzustürzen drohten; hier kletterte ich von Fels zu Fels, von Stein zu Stein, mein Körper wurde zerschunden, meine Kleidung zerrissen. Ein Uhr nach Mitternacht war es,

und noch wußte ich nicht, wo ich mich befand. Doch froh war ich, als ich im Dunkeln wieder Sträuche und Hölzer ertappte, denn nun gewahrte ich, daß ich nicht weit von Alpenhütten mehr entfernt seyn könne. Ich suchte; leuchtende Johanniswürmchen betrogen öfter meine gespannte Erwartung und täuschten bey erschöpftem Körper meine schlaftrunkenen Augen. Ich war nun zwey Tage gegangen, hatte den gefährlichen Ötzthaler Ferner und nun wieder dieses Joch übersteigen, und kaum eine Stunde noch geschlafen. Plötzlich hörte ich das Läuten der in der Gegend weidenden Kühe und eilte dahin, die Umzäunung wurde übersteigen, ich legte mich auf dürres Reisig hin und schlief ein. Nach ungefähr einer Stunde weckte mich die heftigste Kälte auf. Triefend von Schweiß hatte ich mich hingeworfen, der jetzt wie Eis auf meinem Körper lag. Es gelang mir endlich Häuser zu entdecken, und nachdem ich einen Wildbach noch durchwatet hatte, stand ich pochend an einer verschlossenen Thüre.

Die Alpenhirten, erstaunt mitten in der Nacht einen Fremden ankommen zu sehen, öffneten, und blickten mich sprachlos an, als ich ihnen mein Abenteuer erzählte, und wollten es nicht glauben, daß man da herabkommen könne. Es ergab sich leider, daß ich den Weg verfehlt, und meine Unbesonnenheit noch sehr wohlfeil gebüßt hatte. Sie zogen mir die Kleider aus, machten Feuer, trockneten sie, und brachten mir Milch, Brot und Butter; ich erfuhr nun, daß ich in der Schlandersau sey, und über den Sonnenberg bis Glurns einen Weg von sechs Stunden vor mir habe. Sie liehen mir ihre Regenmäntel, ich schlief ruhig ein, erhohlte mich und erwachte, als die Sonne, in größter Pracht aufgegangen, mir das am Abend so schreckliche Thal in eine elisеische Gegend so lieblich verwandelt zeigte. Als ich zahlen wollte, weigerten sie sich durchaus, etwas von mir anzunehmen, ich mußte es mit Gewalt zurücklassen, da ich es ihnen nicht aufdringen konnte. Einer von ihnen begleitete mich, und zeigte mir den Weg nach dem Sonnenberge, von wo aus ich nicht mehr irren konnte.

Aber hier erntete ich nun für alle Mühseligkeiten, alle Gefahren und Leiden, die ich nun als überstanden ansah, und meinem Ziele nahe, mich durch solche mehr gehoben als niedergedrückt fühlte, den höchsten Genuß, der nur irgend einem Alpenreisenden zu Theil wurde, ein. Etwas ermüdet stieg ich dem Gipfel des Sonnenbergs zu, als ich unwillkührlich meine Augen aufschlug, und den Ortles, nach dem Montblanc das erste Gebirge in Europa, mit allen seinen Kuppen, Spitzen, Rücken, Nebenbergen, Fernern und Alpen amphitheatralisch vor mir ausgebreitet erblickte. Reiner ungetrübter Äther umfloß mich, kein Wölkchen war am azurnen Himmel zu sehen, und des Ortles alle übrigen Berge und Alpen majestätisch übergreifendes Haupt, gab in dem Zusammenfluß aller übrigen günstigen Umstände eines vortheilhaften Standpunkts ein herrliches Bild, welches in der That verdient, durch solche Gefahren und Mühseligkeiten errungen zu werden. Sein Gipfel ist 14,400 Fuß über dem Meere erhoben, und die Pracht seiner Ansichten gibt denen des Montblanc keineswegs etwas nach; denn er liegt über Glurns höher, als der Montblanc über Chamouny, und der Chimborasso über dem Thale von Tapia (nach Humboldt).

Tyrol steht überhaupt in keinem Fall der Schweiz nach, sondern ihr mit Recht zur Seite. Jetzt wird eine kunstvolle Straße in der Nähe des Ortles über das Wormser-Joch bey Trafoy gebaut, welche die höchste von ganz Europa seyn wird. Mehrere tausend Arbeiter waren bey meiner Anwesenheit daselbst beschäftigt. Sie übertrifft den Paß des großen St. Bernhard in der Schweiz, der 1246 Toisen über dem Meere liegt, und den man bisher für den höchsten und merkwürdigsten in ganz Europa gehalten hat, um volle 120 Toisen oder 720 Paris. Fuß, denn das Wormser-Joch oder der Umbrail liegt 1366 Toisen oder 8196 Paris. Fuß über der Meeresfläche. Die Sicherheit der Straße vor den lebensgefährlichen Lavinen und ihre Fahrbarkeit zu jeder Jahreszeit, wird durch kostbare Schneedächer, über welche die Lavinen herabgleiten müssen, erreicht, ein Vorzug, welcher sie zur Fürstinn aller Gebirgsstraßen von Europa machen wird.

Ich setzte nun, kaum gesättigt von dem unübertrefflichen Anblick des Ortles, meine Reise vom Sonnenberge abwärts fort; doch trennte ich mich um so leichter von dem herrlichen Bilde, als ich in gerader Richtung gegen ihn zueilend, denselben in den mannigfaltigsten Formen, Umgebungen und die interessantesten Landschaften und Aussichten im Hintergrund zierend, immer sich verschönernd aus allen Punkten meines Weges erblickte, und ich fand mich ohne es wahrzunehmen vor Glurns, an den Ufern der Etsch, wo mich der Sohn des Hofgärtners von Innsbruck sehnlichst erwartete, um mit mir die botanischen Exkursionen fortzusetzen.

Correspondenz-Nachrichten.

Pesth am 30. Sept. 1820.

Wechsel und Überraschung sind die beyden Achsen des ewig wirbelnden menschlichen Vergnügens, in der Hütte wie am Throne, und wer um diese Hauptpunkte das Rad der Unterhaltung zu drehen versteht, ist als maitre de plaisir Meister seiner Rolle, er mag als Hofmarschall die Divertissements der höchsten und feinsten Welt zu dirigiren, oder als Wirth einer Pfennigschenke für die Ergetzlichkeiten des Pöbels zu sorgen haben. Dieß ist so wahr, als daß die sich halb todt lachenden Gäste einer Freudentafel damit Zeichen eines ganz lebendigen Frohseyns geben, und daß die Erschütterung des Zwerchfells zu guter Verdauung, gute Verdauung zu gutem Humor, und guter Humor zu allem Guten hilft. Alles dieß würden Sie ohne Widerrede zugeben müssen, wenn Sie Augenzeuge des nationalen ländlichen Festes (oder der viehwirthschaftlichen Produktion, wie sich der Ofner Zeitungsschreiber komisch genug ausdrückt) gewesen wären, welche am Michaelistage der v. Grasalkowitsch'sche Arrendator, Hr. v. Mayerffy, auf der Pußzta St. Lörincz, unter Beyhülfe mehrerer benachbarten Grundherrschaften, veranstaltet hatte; denn ein so interessant komisches Pastorale zu sehen und so zu lachen, hatte sich wohl keiner der höchsten, hohen und mittlern Zuschauer gedacht.

Auf einem erhabenen Punkte gedachter Pußzta war eine Windmühle in ein Schaugerüste für die höchste Herrschaft (es hatte von Ferne das Ansehen eines orientalischen Kiosks) umgeschaffen, und ein geräumiges Viereck mit Balken und Planken zur Schaubühne des Hirtenspiels eingeschränkt, auf welchen folgende vier Klassen von Akteurs, Tsikós, Gulyás, Juhász und Kanász, mit Pferden, Rindern, Schafen und Schweinen, ihre ländlichen und lebendigen Scenereyen producirten.

Den Anfang machten mit ihren Rindern die Gulyás, jene rüstigen Ochsenhirten, welche Ihnen von Ihren Reisen in Ungarn her, durch das kräftigste aller Fleischgerichte, des Gulyás-Fleisch, in dankbarer Erinnerung seyn werden. Beritten, ungefähr zwanzig an der Zahl, brachten sie fernher eine Rinderheerde von ungefähr 500 Stück Ochsen, Kühe und Kälber alles durch einander getrieben, drängten solche in ein Knaul zusam-

men, sprengten sie aus einander und trieben sie wieder zusammen, wobey mehrere ihre gewaltige Leibesstärke daran sehen ließen, daß sie den zu weit versprengten Jährlingen nachritten, solche bey den Schweifen faßten und so mit freyen Fäusten, die 1 bis 1¼ Zentner schweren Thiere hinauf auf die Pferde hoben. Ich dachte hierbey an den starken Krotoniaten Milo, der bekanntlich einen ausgewachsenen Stier auf seine Schultern nahm und fort trug, aber auch von Jugend auf an Kälbern sich zu solcher Kraft geübt hatte, und meine, daß ein solcher Gulyás durch successive Übung es wohl auch bis zu diesem Athleten-Kunststücke bringen würde. Nachdem diese βοῶν ἐπιβούκολοι ἄνδρες so ihre Meisterschaft über das unbändige Hornvieh (es war ganz das Homerische βοῶν γένος εὐρυμετώπων καὶ ἑλίκων) auf freyer Trift mit so viel Unerschrockenheit als Gewandtheit gezeigt hatten, trieben sie solches in den Verschlag hinein und führten gleich behend und muthig die Wagstücke aus: mehrere Stücke herauszuhohlen, zu bewältigen und zu Boden zu werfen und Zeichen einzubrennen, deßgleichen ein Joch Ochsen zum ersten Mahl einzuschirren ꝛc. Das: procumbit humi bos, ging alle Mahl blitzschnell von Statten und das Einspannen so glücklich, wie beym Jason mit den feuerspeyenden Stieren des Äetes, doch säeten sie keine Drachenzähne; aber Kourage und Kraft zu allen Abenteuern des Argonautenführers sprühte aus ihren blitzenden Augen, strotzte aus ihren sehnigen Armen.

Nach dieser wilden Scenerey, welche von rauhen und grellen Tönen der zwey- und vierbeinigen Akteurs begleitet wurden, kam eine idyllisch-sanfte, nähmlich die Juhász trieben mit friedlichem Anstand und Ordnung, unter Begleitung des Dudelsacks, eine Heerde ungarischer Schafe, gehörnte und ungehörnte, (Sie kennen die wunderlich gewundenen Hörner der einen Sorte und die krause Wolle der andern, der sogenannten Birkas) langsam vorüber. Ihnen folgten die Kanász mit dem Borstenvieh, unter Zigeunermusik, welche der bekannte (jetzt ziemlich herabgesunkene) Bihary dirigirte und ersetzten das, was ihren struppigen Rüsselthieren an gefälligem Äußern abging, durch praktische Lebendigkeit der Scenerey. Sie führten einen wilden Tanz auf, wobey sie ihre kleinen Schlacht-Äxte bald en chaine, bald übers Kreutz sich zuwarfen, bald über sich schleuderten und auffingen, alles behend und charakteristisch, und schlachteten ohne weiters ein Paar auserlesene Stücke, wobey der Schlächter mit merkwürdiger Fertigkeit das Opfer mit seinem Äxtchen auf das lethale Fleckchen hinter die Ohren schlug, daß es ohne Zuck und Muck todt niederstürzte. Ferner ohne weiters machten sie sich über die Leiche her und führten die bekannten homerischen Verse:

Μήκυλλόν τ' ἄρα τ' ἄλλα καὶ ἀμφ' ὀβελοῖσιν ἔπειραν,
Ὤπτησάν τε περιφραδέως, ἐρύσαντό τε πάντα.
Αὐτὰρ ἐπεὶ πάυσαντο πόνου, τετύκοντό τε δαῖτα,
Δαίνυντ', οὐδέ τι θυμὸς ἐδεύετο δαιτὸς ἐΐσης,

buchstäblich ins Leben. Überhaupt brachte mir dieser kraftvolle Menschenschlag von Ochsenhirten und Schweinhirten, zufolge homerischer Reminiscenz, den Eumäos — den δῖον ὑφορβον und den Philötios, den ἐπιβούκολον ἄνδρα, welche dem heimgekehrten Odysseus reine Wirthschaft unter den Freyern machen halfen, ins Gedächtniß, denn mit ein Paar solchen nervösen Gehülfen getraue ich mir ein ganzes Kaffehhaus voll Muskadins auszuräumen. Noch komischer an den unsterblichen Mäoniden erinnerte mich der Unfall eines Gulyás, welcher im vollen Kampfe mit einem zu bewältigenden Stiere das Schicksal des Ajax, des Oiliden beym Wettlaufen zur Leichenfeyer des Patroklus, hatte; Homer XXIII. 774. fg. erzählt:

Ἔνθ' Αἴας μὲν ὄλισθε θεών —
Τῇ ῥα βοῶν κέχυλ' οὖθος ἀποκταμένων ἐριμύκων,
Ἐν δ' ὄνθου βοέη πλῆτο χόμα τε, ῥῖνάς τε —

und auch hier glischte der arme Gulyás im frischen Unrath aus, besudelte und besprudelte sich, und wie dort alle Griechen herzlich lachten, so ertönte auch hier ein Cachinnus von oben bis unten.

(Der Schluß folgt.)

Schauspiel.

Im k. k. Theater nächst der Burg den 5. Oktober: Donna Diana, Lustspiel in drey Akten. Nach dem Spanischen des Don Augustin Moreto, von K. A. West.

Mad. Stich, Mitglied des königl. Theaters in Berlin, trat endlich, nachdem ihre Ankunft schon seit geraumer Zeit von freundlichen Stimmen vorher gemeldet war, unter den gespanntesten Erwartungen des Publikums als ein lange vergeblich ersehnter Gast in der Rolle der Donna Diana auf. Wie nun Jedermann, sobald ihm ein unerwartetes Glück begegnet, sich nicht gleich ganz in die Freude der Überraschung finden kann, so fühlen auch wir eine nicht geringe Verlegenheit, wenn jetzt wahrhaft und ernstlich die mannigfaltigen Eindrücke des Schönen unter eine gewisse Regel geordnet werden sollen, um darnach den Rang der Künstlerinn abzumessen. Man wird die Freywilligkeit dieses Geständnisses hoffentlich ehren, und desto leichter von der Unvollkommenheit der abgelegten Rechenschaft auf die Vollkommenheit des Geleisteten zurückschließen.

Von den Gaben der Natur ist billig zuerst die Rede. Schöne Augen und eine edle blühende Gestalt, diese zwey Angeln, die vereinigt von jeher Wunder gewirkt haben, sind unserer Donna Diana in reichem Maße zu Theil geworden, so daß man füglich von ihr behaupten dürfte, sie deute mit den Augen eben so treffend die Liebe an, wie mit der Gestalt den Stolz. Diese an sich schon mächtigen Reize werden erhöht durch ein wohlklingendes, biegsames und bey aller Kraft doch auch zartes Organ, das selbst da noch, wo es zuweilen ausgleitet, nur mit jugendlicher Fülle den schönen Spruch in's Deutsche übersetzt: Est deus in nobis, agitante calescimus illo.

So ist Mad. Stich durch die Natur schon auf die Gunst jedes feinsinnigen Publikums angewiesen. Daß sie aber auch durch echte Kunst eine Seelenfreundinn aller wahren Dichter ist, wünschten wir wohl so gründlich für jeden Leser beweisen zu können, als wir fest von diesem Glauben durchdrungen sind.

Im Ganzen und Großen genommen zeigten alle drey Akte des Lustspiels, jeder auf eine besondere Weise, ein vollkommenes Seelengemählde. Wenn von Einheit in dem Werke einer mimischen Künstlerinn gesprochen wird, so pflegen besonnene und kunstverständige Männer einem Lobe der Art eben nicht sehr zu trauen, und wir haben nicht Muth genug, dieser Denkungsart im Allgemeinen zu widersprechen: in diesem besondern Falle liegt jedoch die Sache durchaus anders, und entweder hat wirkliches Genie hier, wie überall, die gewöhnliche Beobachtung zu Schanden gemacht, oder man muß die Seltenheit dieser Erscheinung erklären aus der Folgsamkeit gegen guten Rath, woran es freylich in Berlin weniger als anders wo fehlen kann. Im Grunde läuft eine oder die andere Annahme ziemlich auf dasselbe hinaus, denn wahre vielseitige Empfänglichkeit für die Stimmen der Besten, öffentlich bestätigt durch die glücklichste Praxis, grenzt wenigstens im Felde der darstellenden Kunst sehr nahe an das Genie selbst.

Der erste Akt zeigte von Anfang bis zu Ende das Bild jenes Amors, der lachend seinen Bogen spannt und vermessen wähnt, keine Gewalt vermöge das gefährliche Werkzeug gegen ihn selbst zu richten. Die Sicherheit des Selbstbewußtseyns zeigte sich mit der herrlichsten Schalkhaftigkeit des Liebesgottes, ohne je auch nur von fern in grobe Eitelkeit auszuarten. Man war versucht, der Kunst des Dichters rücksichtlich auf den bekannten Ausgang zu widersprechen, man verzweifelte an dem Glück des Don Cesar, so muthwillig gaukelte Donna Diana mit der Gefahr, beynahe als wäre diese nur ein Spiegel, um in dem zurückgeworfenen Bilde das Zeichen der Unbesiegbarkeit unter dem Reichssiegel auszufertigen. Der Stolz stammte dabey von echt spanischer Wurzel, die Hoheit verkündigte sich durchgehends, und weil sie sich rein fühlte in ihrem tiefsten Grunde, wirkte sie auch nicht nach außen hin durch schlecht aufgehäufte Massen. Diese reine Ursprünglichkeit des Stolzes, die nirgends mit einem angenommenen Wesen etwas gemein hatte, was so schwer und eben deßhalb so selten vermieden wird, vielmehr wie durch eine enkaustische Mahlerey höherer Art der Person unveräußerlich und tief eingeprägt war, wirkte mit einem unbeschreiblichen Zauber. Nur um eine Linie schien uns das Kinn manchmahl zu sehr erhoben. Doch, wie die Mahler das Licht gern etwas hoch einfallen lassen der schönern Beleuchtung wegen, so hat vielleicht Donna Diana als Künst-

lerinn der verwandten Zunft einen Vortheil mehr als gewöhnlich abgelauscht. Wenn man diese Äußerung als einen Tadel ansehen wollte, so erklären wir, daß selbst in diesem Falle schwerlich eine Hand zart genug ist, um dem Kinn die rechte Richtung zu geben.

Der zweyte Akt stellte stufenweise den Kampf zwischen Stolz und jener Liebe dar, die durch den scheinbaren Widerstand Don Cesars angefangen hat Wurzel zu fassen. Auch hier war die Gradation meisterhaft, nirgends erkauft durch vorangegangene Leere, nirgends überschritten durch Kraftaufwand. Mit psychologischer Berechnung, wenn nicht aus natürlich schöner Eingebung des weiblichen Gemüths, wurden besonders die einzelnen wiederhohlten Versuche dargestellt, den wankenden Stolz zu befestigen, den verlorenen wieder zu gewinnen. Ein solcher Zustand versetzt nothwendig in eine gewaltsame Spannung, die bey jeder Wiederkehr sich steigern muß. Daß aber Donna Diana die Kraft in diesen Fällen nicht sparte, unbekümmert um die Forderungen eines schwächlichen Geschmacks, dem leicht jede Wahrheit zu stark wird, kurz daß sie den Dichter und die Natur auf eine Weise zu vertheidigen unternahm, deren Gegentheil einen sicherern und leichtern Sieg bereitet, kann nicht klar und stark genug gerühmt werden. Nie wird derjenige ein Künstler, der dem Publikum nicht am rechten Orte zu widerstreben wagt. Freylich mag hier und da der Ausdruck der Stimme etwas zu lebhaft geworden seyn; allein dieses kleine Übermaß kann Niemanden beleidigen, der die tiefe Innigkeit der Sprache richtig zu empfinden versteht. Ein Verstoß der Art muß auf eine ähnliche Weise beurtheilt werden, wie Lessing von gewissen nothwendigen Fehlern im Gebiethe der bildenden Kunst gesprochen hat.

Das falsche Urtheil über den angeführten Punkt rührt aber hauptsächlich von der verkehrten Grundansicht her, die durch die große Masse schlechter deutscher Lustspiele herrschend, und leider muß man sagen, unvertilgbar geworden ist. Eine liederliche Tugend, eine vornehme Gemeinheit, ein erbärmliches Conterfei der kaum erträglichen Wirklichkeit, ein trockener oft ungesalzener Spaß ohne alle Beziehung auf Zusammenhang, Situation, Wahrheit und Charakteristik hat sich dadurch auf der deutschen Bühne eingenistet, und jede höhere Forderung einer freyen dichterischen Behandlung zurückgedrängt. Sobald also das Produkt einer wirklich dichterischen Kraft, wie z. B. Donna Diana, zum Vorschein kommt, so wird von den Schauspielern ein Komisches verlangt, wie es mit Hintansetzung der tiefern Natur durch Kotzebue und Iffland Platz gegriffen hat. Der Handwerker fügt sich willig in das, was seiner Beschränktheit am nächsten liegt; der Künstler dagegen ehrt den Dichter, wie der vielverehrte Gast gethan hat. Man sollte also eher den Dichter tadeln als den Schauspieler, der jenen auszudrücken strebt. Ist aber etwa Donna Diana kein Lustspiel, weil auch Ernst eingemischt ist, weil sogar mit erstickten Thränen, laut gegebener Vorschrift, geweint werden soll, eben weil eine wahre tiefe Leidenschaft zum Ausbruch kommt? Das Heitere, Lustige liegt ja offenbar vorzüglich in den glücklich angelegten Situationen, in dem raschen Fortgang der Handlung, der bey treuer Darstellung der Empfindung, uns wegen des Ausgangs vollkommen beruhigt läßt; ja selbst der Schmerz zeigt sich in aller Wahrheit und Tiefe nur darum, damit wir lachend dem Spiele des rächerischen kleinen Gottes recht bequem zusehen können. Auch ist die ganze Dichtung durch Phantasie viel zu hoch gestellt, als daß hier von gewöhnlichem Spaße die Rede seyn könnte. Damit ist also auch der Einwurf beseitigt, der sich von den Lippen einiger eilfertiger Zuschauer selbst in die Kritik der Tagesblätter geschlichen hat, als habe Mad. Stich hier und da tragerirt. Sie hat den Dichter empfunden und wiedergegeben; wenn das ein Fehler ist, so haben wir freylich große Schauspieler in Menge.

Die Darstellung im dritten Akte war so vorzüglich, daß sie für die strengste Forderung nichts zu wünschen übrig ließ, als beym Anfang einen lebendigern Ausdruck der Gemüthsunruhe, die offenbar von dem Schluß des zweyten Aktes ununterbrochen zu dem Eingange des nächstfolgenden fortgeleitet werden muß. Gegen die Heftigkeit im Ausbruche des Unwillens darf, wie uns scheint, nichts eingewendet werden, einmahl weil einer Prinzessinn, sobald sie nur die Weiblichkeit nicht verletzt, ein entschiedener und selbst gebiethender Ton, besonders gegen Untergeordnete, recht wohl an-

steht; noch mehr aber wegen des poetischen Grundes, auf dem das ganze Lustspiel sich bewegt. Auch hier stiegen wieder die ewigen Gesetze der Natur über das flache Machwerk der Geselligkeit, wie es in unsern alltäglichen Lustspielen spukt, und aus den Anweisungen zur guten Lebensart ohne Sittlichkeit sattsam bekannt ist. Wenn übrigens in dem heitern allgemeinen Lichte schöner Darstellung der fliegende Feuerstrom genannt werden muß, der alle fühlende Herzen mit sich fortriß, so war es der unendlich wahre Ausdruck im unaufhaltsamen Durchbruch der Liebe. Entzückend mischte sich der Schmerz über die entdeckte Niederlage mit der zärtlichsten Sehnsucht; es war die Liebe in ihrer himmlischen Verzweiflung, wenn man ein kühnes Wort über eine seltene, ja einzige Erscheinung will gelten lassen, denn Gleiches ist uns wenigstens in Deutschland nicht vorgekommen. Was aber gerade diesem Ausbruche der Liebe einen so unnennbaren Reiz verlieh, nähmlich die Durchkreuzung der verschiedenen Goldadern des Gefühls, das ist denn auch wieder eben wegen seines hohen Ursprungs Einzelnen als fremdartig und unstatthaft erschienen.

Noch ist manches wesentlich Schöne zu rühmen, vorzüglich die Anmuth und Würde der Bewegungen. Wie Mengs dem göttlichen Raphael nachrühmte, daß er den Augenblick zu verlängern verstehe, in so fern nähmlich der gegenwärtige Zustand auf einen vorhergegangenen zurückschließen lasse; so zeigte auch die Gestalt der Donna Diana, wo es seyn konnte, jene sanften vermittelnden Übergänge, wie sie sichtbar werden im milden Wellenschlage eines still bewegten Flusses. Dankend verbeugt sich die Kritik besonders auch wegen des edeln Ausdrucks, den Donna Diana in die Haltung und Bewegung des Kopfes zu legen verstand. Ein solcher genußreicher Anblick war uns bisher kaum noch geworden, denn mit dem überlegtesten Nachdruck müssen wir nach mehrjährigen Beobachtungen gestehen, daß auch unsere besten tragischen Schauspielerinnen von der Seite den höhern Anstand, selbst in den Rollen der Königinnen, ja sogar in Darstellungen aus dem schönen Alterthume nicht selten verletzen. Endlich war es auch sehr angenehm zu bemerken, wie ungezwungen Donna Diana sich zu verhalten und zu bewegen wußte, wenn sie nicht unmittelbaren Antheil an der Handlung nahm. Auch in dieser Hinsicht scheint ihr eine sehr liebenswürdige Originalität eigen zu seyn.

Das Publikum verhielt sich auf eine musterhafte Weise. Eine geraume Zeit hindurch kam es zu keiner öffentlichen Erklärung; jeder schien zu fühlen, was er einer so hochgestellten Künstlerinn und sich selbst schuldig sey. Bald aber meldete sich der Beyfall von vielen Seiten, und immer lauter und allgemeiner. Nach dem Schluß wurde Mad. Stich unter dem Einklange aller kunstliebenden Gemüther gerufen, eben so auch Hr. Stich, von dem noch in der Kürze Einiges zu sagen ist.

Als Perin können wir ihn nicht loben, so gern wir auch Einiges von dem Verdienste der Gattinn auf ihn übertragen möchten. Überhaupt ist uns noch kein rechter Perin vorgekommen. Perin ist eigentlich die leitende Seele des Ganzen, durch sein vermittelndes Verhältniß zu Donna Diana und Don Cesar. Er muß also mit einem bedeutenden Übergewicht des Geistes auftreten, das Gemeinheit jeder Art von ihm entfernt hält. Hr. Stich spielte ihn etwas zu niedrig. Künftig mehr über diesen Gast, der trotz der tadelnden Bemerkung zu den sehr brauchbaren Schauspielern gezählt werden muß. Hr. Stich dankte sehr bescheiden. In Beziehung auf unsere bewunderungswürdige Donna Diana, denn unser dürfen wir sie ja nennen, so lange sie hier ist, konnte der Ton etwas kühner seyn. Eine solche Frau durchfliegt leicht erobernd alle Länder, wo deutscher Laut nur immer anklingt.

Berichtigung.

Im vorigen Blatte S. 1008 Z. 6 v. u. statt Schnalsayach lies Schnalserjoch — 1012 nach Z. 25 fehlt: G.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dinstag, den 17. Oktober 1820.

125

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein koloriertes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Büreau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 968) und bey A. Strauß in der Dorotheergasse; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Kosmologische Betrachtungen
über den wahrscheinlichen Ursprung unsers Sonnensystems.

Von J. J. Littrow.

In einem der vorhergehenden Aufsätze habe ich mich bemüht, dasjenige gesammelt darzustellen, was uns über die wahrscheinliche Dauer und die endliche Zerstörung unsers Planeten-Systems zu wissen vergönnt ist. Nachdem ich in dem letzten dieser kleinen Abhandlungen meine Leser mit dem innern Bau und der Organisation der Körper des Himmels, so weit wir dieselbe kennen, bekannter gemacht habe, wird es wahrscheinlich nicht uninteressant seyn, auch über den Ursprung und das wahrscheinliche Entstehen dieses großen Gebäudes einige Betrachtungen anzustellen. Es versteht sich dabey von selbst, daß hier nicht von dem allerersten Entstehen, von der uranfänglichen Erschaffung, weder der Materie, noch der Form derselben die Rede seyn kann, da Gegenstände dieser Art uns wohl immer verborgen bleiben werden. Wie aber alles, was wir in und um uns erblicken, verschiedene Stufen seiner Ausbildung durchgeht, bis es den höchsten Gipfel derselben erreicht, von dem es wieder allmählig zurück schreitet, bis es endlich in eine scheinbare Vernichtung, in eine Auflösung übergeht, in welcher sich seine Theile anders gestalten, um unter einer neuen Organisation ganz verändert wieder auf dem Schauplatze zu erscheinen; eben so könnte ja wohl der Zustand, in welchem wir jetzt unser Sonnensystem erblicken, nur die Folge von anderen, vielleicht Jahrtausende früheren Entwickelungen seyn, deren Auffindung immer in einem hohen Grade interessant seyn wird, wenn sie gleich wieder nur Folgen von noch viel früheren Ereignissen, wenn sie gleich noch unendlich weit von dem ersten Ursprunge aller Dinge entfernt seyn mögen, der für uns in eine ewige Nacht gehüllt ist. Wenn wir einen Baum betrachten, der seine mächtigen Äste weit um sich verbreitet, der seine Gipfel stolz zum Himmel erhebt, und mit unzähligen Früchten und Blättern geschmückt, Wohlgeruch und kühlenden Schatten spendet, so wird dadurch unsere Be-

wunderung nicht kleiner, wenn wir von der Pracht des gegenwärtigen Anblickes zurückgehen bis zu dem unansehnlichsten Samenkörnchen, aus welchem sich dieser ganze, große, majestätische Bau entwickelte, und dieser Rückgang verliert nichts an Interesse, wenn wir ihn auch nicht bis zu der dunklen Entstehung des ersten Samenkornes verfolgen können, aus welchem die andern alle ihren Ursprung ableiten. So thöricht es wäre, vorauszusetzen, daß der, dem der Baum sein Daseyn verdankt, jeden Zweig und jedes Blatt desselben besonders mit eigener Hand gebildet hat, eben so thöricht ist wohl die Annahme, daß die zahllosen Körper des Himmels, daß alle diese endlosen Systeme von Planeten und Kometen schon so vollendet aus der Hand ihres Schöpfers hervorgegangen sind, wie wir sie jetzt erblicken. Wenn es genug war, in den ersten Samen die Kraft der Entwicklung zu legen, und die weitere Fortbildung demselben selbst zu überlassen, warum sollte nicht auch diese ganze Sternenwelt aus einem Samenkorne entstanden seyn, aus welchem sich durch innere Kräfte nach und nach alle die Gegenstände entwickelten, die wir jetzt bey einer sternhellen Nacht am Himmel erblicken? Daß uns diese Kräfte unbekannt sind, darf uns nicht abhalten, wenigstens ihre uns sichtbaren Wirkungen zu untersuchen, da uns ja auch die Kraft, welche den Baum aus seinem Samen hervortrieb, nicht weniger unbekannt ist. Endlich, wenn es in unserem aufgeklärten Zeitalter noch erlaubt ist, jede Erscheinung, die wir in der Natur bemerken, auf höhere Zwecke zurückzuführen, so wird wohl die Einrichtung des ganzen Weltgebäudes, die Gesetze, nach welchen die Himmelskörper sich bewegen, die Schöpfungstage und die stufenweise Fortbildung des Universums, so wie ihr allmähliges Alter und ihr endlicher Verfall zur Bildung neuer Welten, uns nicht weniger würdige Begriffe von dem großen Urheber des Ganzen geben, als die so oft schon untersuchten Schichten der Gebirge und Mineralien, die Gesetze, nach denen Pflanzen und Thiere sich vermehren, oder endlich die, nach denen die Revolutionen auf unserer Erde vorgehen, die die Oberfläche derselben mit Strömen von Blut, und die Blätter unserer Geschichte mit Greulthaten füllen.

So gar leicht muß aber wohl dieser Rückgang von dem gegenwärtigen Zustande unsers Planetensystemes auf jenen ursprünglichen, der in der grauesten Vorzeit Statt hatte, nicht seyn, da die meisten derjenigen, welche sich an diesen Gegenstand gewagt haben, und unter ihnen waren treffliche Männer, in ihrem Unternehmen gescheitert sind. Es wird der Mühe werth seyn, einige derselben hier kurz anzuführen.

Der berühmte Leibnitz, der öfter das sichere Feld der Geometerie verließ, auf welchem er so viel Ehre gesammelt hat, und sich auf den schwankenden Moorboden der Phantasie, zu seiner Erhohlung von ernsten Geschäften, wie es scheint, belustigte, glaubte die Sache am besten dadurch zu erklären, daß er annahm, alle Kometen und Planeten, so wie unsere Erde, seyen einst Sonnen gewesen, die aber, nachdem sie ein gewisses Alter erreicht hatten, verloschen, und uns nun mehr durch das Licht sichtbar sind, welches sie von der Sonne borgen. Die Zeit jenes allgemeinen Erlöschens dieser Weltkörper, vom zweyten Range, wußte er sehr genau anzugeben: sie fiel nähmlich in die Periode der Schöpfungsgeschichte, in welcher, nach Moy-

ses, die Finsterniß von dem Lichte getrennt wurde. Obschon Leibnitz diese Ideen mit seinem gewohnten Scharfsinne ausführte und mit allen Reizen der Einbildungskraft ausschmückte, die man in seiner Protogäa weiter nachsehen kann, so bedarf es doch keiner weiteren Erinnerungen, einzusehen, daß diese Ideen bloße Träume sind, die selbst, wenn sie wahr wären, nichts erklären würden.

Ein anderer, Woodward, ein englischer Geolog, meinte alles aus den innern Höhlen zu erklären, welche die Erde und alle Planeten in ihrem ursprünglichen Zustande hatten, die mit verschiedenen Flüssigkeiten angefüllt waren, und bey den später erfolgten chemischen Prozessen und Explosionen die Erscheinungen hervorbrachten, welche wir jetzt an diesen Körpern bemerken. Der Beyfall, mit dem diese Erklärung vor hundert Jahren aufgenommen wurde, wird sich in unsern Tagen beträchtlich vermindern, da man bereits die Manier der Geologen, aus allen alles zu erklären, aus unzähligen gescheiterten Versuchen sattsam kennt.

Ein anderer, Burnet, ein Quäker, glaubt alles aus theologischen Ansichten herleiten zu müssen, und versteigt sich am Ende so sehr, daß man bey der Lektüre seines Werkes in die Versuchung geräth, daß es zuweilen in seinem Kopfe gespukt haben müsse, denn er geberdet sich so sonderbar, als wäre er dabey gewesen, als hätte er es mit eigenen Augen angesehen, da die Himmelskugeln eine nach der andern gedrechselt wurden.

Alle seine Vorgänger aber übertraf der berühmte, oder besser berüchtigte Whiston, den die Leser schon aus einem frühern Aufsatze über diese Gegenstände etwas näher kennen. Dieser gewiß sehr gelehrte, aber äußerst schwärmerische Mann hatte sich so in die Kometen verliebt, daß er aus ihnen alles, seine eigenen Thorheiten nicht abgerechnet, sicher abzuleiten glaubte. In seinem dickleibigen Werke, astronomical principles of religion natural and revealed, braucht er zur Bildung unserer Erde in dem Zustande, in welchem wir sie jetzt erblicken, drey Kometen. Der erste war die Erde selbst, denn bey ihm war im Anfange einmahl alles Komet. Dieser irdische Komet hatte aber noch keine Umdrehung um sich selbst, also keinen Wechsel der Tage und Nächte auf seiner Oberfläche, und war daher noch nicht geschickt, von lebenden Geschöpfen bewohnt zu seyn. Nach vielen Millionen von Jahren erbarmte sich der Erde ein anderer Komet, der in einer schiefen Richtung gegen sie anrannte, und durch diesen Stoß nach der Seite ihre tägliche Rotation verursachte. Nun fing alles an, auf der Erde zu leben, die wohlthätige Wärme der Sonne und die Abwechslung der Tags- und Jahreszeiten lockten Pflanzen und Thiere, und endlich den Menschen hervor. Mit glühenden Farben beschreibt er nun die paradiesische Zeit jener Urmenschen, ihr Glück und ihre Unschuld, aber auch ihr allmähliges Sinken, ihr moralisches Verderben, das endlich so groß wurde, daß die Erde, die früher dem Himmel glich, jetzt das Bild der Hölle darstellte, und daß, dem Unheile abzuhelfen, nichts übrig blieb, als die gänzlich verdorbene, unverbesserliche Race bis auf ihre letzten Wurzeln von der Erde zu vertilgen, und das Ganze noch einmahl von vorne anzufangen. Dazu braucht er dann den dritten Kometen, der zwar der Erde keinen unmittelbaren Stoß versetzt, den sie nicht mehr braucht, aber dafür sein Wasser auf sie läßt, und das in so reichen

Strömen, daß davon die ganze Brut ersäuft wird. Welche natürlichere Erklärung, ruft er selbst in froher Begeisterung über seinen glücklichen Einfall aus, welche bessere Erklärung kann man von der allgemeinen Sündfluth finden, als die eben aufgestellte! Und da er nun schon einmahl alles durch Kometen entstehen und vergehen läßt, so bringt er die letzte Hälfte seines Werkes, nachdem er in der ersten die Vergangenheit so glücklich erklärt hat, damit zu, uns auch einen Blick in die nicht weniger entfernte Zukunft werfen zu lassen, und dazu braucht er wieder einen, den vierten Kometen, der aber nicht mehr so stößig, wie der zweyte, noch so wässerig, wie der dritte, sondern der ganz heißer und feuriger Natur ist, und daher die ganze Erde anzünden, und ihre Asche in alle Weltgegenden verstreuen wird.

Es ließen sich leicht noch mehrere Thorheiten dieser Art aufzählen, wenn es der Mühe werth wäre. Viele unter ihnen machten zur Zeit ihrer Entstehung viel Aufsehen, und jetzt sind sie längst der verdienten Vergessenheit überlassen, wenn auch vielleicht nur aus dem Grunde, um neuen Thorheiten Platz zu machen.

Eine indessen verdient eine umständlichere Erwähnung, da sie einen der berühmtesten Naturforscher unserer Zeit zum Urheber hat, und da sie in der That als der erste gute Versuch anzusehen ist, jene interessante Aufgabe aufzulösen.

Es ist nähmlich eine auffallende Erscheinung an unserem Planetensysteme, daß alle Planeten ohne Ausnahme sich nach einer und derselben Richtung, von West nach Ost, um die Sonne bewegen. Dieselbe Regel hat auch bey allen Satelliten unsers Systemes Statt. Der Mond unserer Erde, die vier Monde Jupiters, die sieben Monde Saturns, so wie die sechs Monde des Uranus, bewegen sich ebenfalls alle in derselben Richtung um ihre Hauptplaneten. Ja was noch auffallender ist, die täglichen Bewegungen, die Rotationen dieser Haupt- und Nebenplaneten, gehen alle, so viel wir deren nur bemerkt haben, alle ohne Ausnahme nach derselben Richtung vor sich. Eine so allgemeine, allen Himmelskörpern unsers Planetensystemes zukommenden Erscheinung muß offenbar eine eben so allgemeine Ursache, muß einen Grund haben, der auf sie alle gleich stark einwirkte, und daher der größten Wahrscheinlichkeit nach gleich bey dem ersten Entstehen dieser Körper in Wirksamkeit trat. Hier hätten wir also ein Phänomen, das uns, wenn wir mit Umsicht und Behutsamkeit zu Werke gehen, auf den ersten Ursprung des gesammten Planetensystems zurückführen könnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Der 12. September war ein festlicher Tag für die Bewohner Eisenstadt's. Unter dem Donner der Kanonen langte Se. königl. Hoheit der Herzog von Cambridge zu einem Besuche bey dem Fürsten von Esterhazy an. Um dem erhabenen Gast den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen, wurde Alles, was Verehrung und Gastfreundschaft, Natur und Kunst vermögen, aufgebothen. Die reiche Sammlung von Schätzen aus dem Pflanzenreiche gab den Umstehenden Gelegenheit, die Kenntnisse Sr. königl. Hoheit in diesem Fache zu bewundern, indem sie Zeuge des Vergnügens waren, das der seltne Reichthum dem verehrten Kenner hier gewährte. Nicht minder

lebhaft sprach der schöne Naturgarten und die trefflichen Anlagen darin das Gefühl des Herzogs für die Reize der Natur an. Die Wunder der Kunst, die sich mit ihr verbinden, sind zugleich ein glänzendes Denkmahl der Mildthätigkeit des Urhebers, der in den drey bedrängnißvollen Jahren von 1816 an den Nothleidenden durch diese Unternehmung Broterwerb verschaffte.

Am 13. war große Jagd im fürstlichen Thiergarten, wo gegen achtzig Stück Wild erlegt wurden. Dieser und der vorhergehende Abend wurden der Musik gewidmet, Tonstücke aus Haydn's, Mozart's und Rossini's Werken aufgelegt, und die fürstliche Kapelle, unter Leitung des verdienstvollen Kapellmeisters, Hrn. Fuchs, bewährte ihren alten Ruhm. Im Einzelnen zeichneten sich aus: Mlle. Fayt, in einer von Puccita für Signora Catalani komponirten Arie, durch Umfang der Stimme und seltene Kunstfertigkeit. Mlle. Sommer in einer Arie von Rossini, mit Variationen. Der Herzog selbst erkannte dieser talentvollen Sängerinn mit herablassender Güte den Preis des Abends zu. Dlle. Elise Beysteuer gab in einer Arie von Zingarelli neuerdings Beweise ihres ununterbrochenen Fortschreitens im Gebieth der Kunst. Die Gebrüder Prinster entzückten durch den meisterhaften Vortrag einer Polonaise aus Tankredi, für zwey Hörner arrangirt. Eine Polonaise in d-moll, von Mayseder, vorgetragen von Hrn. C. Thomas, erwarb diesem Virtuosen auf der Violine, durch Ausdruck, Nettigkeit und Präzision, den Beyfall aller Kenner. Der durchlauchtige Fremde verließ den Konzertsaal jeden Abend mit sichtbarer Zufriedenheit. An beyden Tagen wurden glänzende Dinee's gegeben.

Den 14. Vormittags begab sich der Herzog, unter dem Donner des Geschützes nach Pesth, und die andern hohen Herrschaften kehrten nach Wien zurück.

(Schluß.) Pesth.

Den Beschluß machten die Tsikós mit einem Trupp wilder Pferde, aus welchem sie sogenannte Wildfänge heraushohlten, niederwarfen, stempelten, auch einige zäumten, sattelten und herumtummelten, alles mit unglaublicher Keckheit und Behendigkeit, und sich als geborne Reiter legitimirten. Gleiches thaten sie bey dem das ganze Pastorale beschließenden Wettrennen, und wenn auch Roß und Mann nicht so zierlich, wie bey dem Rennfeste zu Haymarket die brittischen Race hourses and Jockeys, ausschaute, so hielten sich doch die ungrischen Klepper brav, und zwey von ihnen ließen von einem mit seinem Engländer sich anschließenden Kavalier die Prämie sich nicht nehmen, sondern überhohlten ihn mit einer Distanz von ungefähr fünfzehn Schritte. Kurz der heitere Zweck der ganzen ländlichen Fete wurde vollkommen erreicht, und nebenher gab dieses idyllische Intermezzo der öffentlichen Lustbarkeit einen lebendigen Beweis von dem originellen nationalen Wesen der ungrischen Hirten, welcher nicht so leicht wieder in so interessanter Zusammenstellung geführt werden wird, und äußern Wahrnehmungen zu Folge die höchsten und hohen Zuschauer, wie das ganze Publikum sehr amüsirt hat.

Heute am letzten September-Tage, war großes Revue-Manövre auf der Ebene des Rákos, jenem berühmten Felde, wo in alter Zeit die Königswahlen und Reichstage gehalten wurden.

Es gibt schon dem einzelnen Mann Kraftgefühl, in Waffen zu seyn, und der Führer der kleinsten bewehrten Schar wird dieß an der Spitze seines Häufleins verstärkt empfinden, um wie viel höher muß es einem Feldherrn vor der Front seiner Armee und noch höher einem Fürsten zu Muthe seyn, wenn er Heerschau über die Tausende hält, von denen er sagen kann: Sie sind mein mit aller ihrer kriegerischen Kraft, und sind bereit für mich Blut und Leben hinzugeben. So meine ich denn auch muß das heutige Manöver so braver und schöner Truppen unsers guten Monarchen Herz erhoben, und ihm die Gefühle der großen Zeit zurückgeführt haben, wo er sein gewichtiges Schwert zur Rettung Europa's in die Wagschale des heiligen Krieges legte.

Alle fünfzehn im Lager stehenden Kavallerie-Regimenter nebst den Garnisonen von Ofen und Pesth (aus dem Regimente Eßterhazy und den beyen Grenadier-Bataillonen Piret und Souper bestehend), wie auch das fünfte Artilleriekorps der Armee,

waren auf dem Platze, und gaben ein so glänzendes Schauspiel, wie nur die Bewegung so großer herrlicher Truppenmassen auf einer ungeheuren Ebene, an einem schönen Herbstmorgen gewähren können. Die Salven der Artillerie und des kleinen Gewehres, verbunden mit den Evolutionen der großen Reitermassen (man rechnet, daß 18,000 Pferde im Lager sind), gaben der Revüe den Anstrich ernster Wahrheit, und wer je die blutige Ernte des Todes mit angesehen, konnte nicht zweifeln, daß alle diese Schnitter zur furchtbaren Arbeit geschickt seyen, — ja man mußte vom imposanten Eindruck ergriffen, meinen, daß einer solchen Masse solcher Reiter nichts widerstehen könne. Ein herrliches Schauspiel war es, als am Schlusse des Manövers sämmtliche Truppen vor den Majestäten vorbey defilirten, und im raschen Waffentanze heim zum Lager kehrten. Auf morgen ist große Kirchenparade im Lager angeordnet, und bereits in dessen Fronte vor der Üllöer Linie die Feldkapelle errichtet, da werden die großen kriegerischen Massen in ruhigerer Haltung zu schauen seyn.

Pesth am 3. Oktober.

Das Erhabene eines Gottesdienstes, welcher von einer großen Volksmenge unterm hohen Dome des Himmels gehalten wird, bewährte sich am vorgestrigen Morgen, wo sämmtliche Lager-Truppen, nebst den Garnisonen von Ofen und Pesth auf der Heide vor der Üllöer-Linie den Tag des Herrn im Freyen feyerte. Eine zahllose Menschenmenge umdrängte die geschlossenen Vierecke der Krieger und vom klaren Gewölbe des Äthers blickte die Sonne auf die versammelten Myriaden. Die von außen mit Fahnen und Eichenkränzen und Trophäen dekorirte Kapelle hatte innen die Form eines großen Sarkophags, und sowohl der Altar als die Bekleidung der innern Wände waren aus Waffen aller Art sehr sinnreich konstruirt und architektonisch verziert. Sie kennen diese militärischen Dekorationen und Gruppirungen von Flintenläufen, Bayonneten, Pistolen- und Kolbenbeschlägen, Schlössern, Klingen, Granaten ꝛc. aus den Zeughäusern, und werden sich noch der imposanten Verzierungen vom großen Siegesfeste im Prater ꝛc. 1815 her erinnern.

Mein ernstes Gedankenspiel verrauschte in den Bewegungen der kriegerischen Scharen, welche nach geendigtem Gottesdienste in breiten Reihen aufbrachen und vor den Majestäten vorbey paradirend, wieder in's nahe Lager einrückten. Des Kaisers Maj. mit ihrer Suite speiste Mittags im Hauptquartier Sr. k. Hoh. des Kommandirenden, Erzherzog Ferdinand, im Festeticsischen Pavillon, nächst dem von Orczy'schen Garten, unter einem Zelte an einer gleich der Feldkapelle militärisch dekorirten Tafel. Der Tag blieb schön und es war ein genußreiches Schauspiel, das Lager zu durchwandeln und Nachmittags bis gegen Abend die von Eliten der Regimenter des ersten Treffens producirten Reiterspiele mit anzusehen. Ich verließ mit einbrechender Nacht das Lager, wo nun in Zelten und Hütten Licht und Leben noch frischer begannen, und die auf der ganzen stundenlangen Doppellinie auflodernden Feuer und das weitschallende Getöse der fröhlichen Menge die Idee eines Lust-Kampements verwirklichten.

Gestern, am 2. Oktober, wurde das Hauptmanöver gegen die Puszta St. Lörincz zu auf beyden Seiten der Üllöer-Straße gehalten, welche sonach der bequemste Standpunkt für die Zuschauer wurde. Es war das lebendigste Bild eines großen Reitereyn-Gefechts und entwickelte vorzüglich den Gebrauch der reitenden Artillerie, ja vorliegenden Falls deren und der Husaren besondere Vortrefflichkeit. Die heitere warme Witterung und die Füglichkeit der An- und Übersicht machte diese Produktion zur angenehmsten und anschaulichsten für das Publikum, und da man sich wechselnd in's Centrum des avancirenden und retirirenden Korps stellen konnte, so vermochte man sich die ernste Scene des Kriegs vollkommen zu vergegenwärtigen. Erzherzog Ferdinand kommandirte das vorrückende, Generalmajor Radetzky das weichende Korps, und beyder Dispositionen: das Eine zum Überflügeln, das Andere dem auszuweichen, waren wohl geeignet, im Monarchen das Selbstgefühl Seiner Streitkräfte zu erhöhen. Alles vom Plänkeln und Harceliren, bis zum ernstlichen Angriff, ging wie am Schnürchen von Statten, und die lustigen Plänkler schossen einander die Pfropfe auf die Pelze, mitunter auch zwischen die Equipagen der sich zu nahe drängenden Zuschauer, — und

ich habe mit eigenen Augen die schwarzbetupfte Uniform eines Infanterie-Offiziers von der Pesther Garnison gesehen, welcher sich beritten unter die Husaren gemischt hatte.

Gegen Mittag war das ganze Wesen und mit ihm wohl auch das Hauptsächliche der jetzigen militärischen Produktionen zu Ende, — denn gegen Abend trat Regenwetter ein, dauerte die Nacht fort, und wenn es, wie heute, den ganzen Tag anhält, so wird dem Vernehmen nach das Lager bald noch vor dem 6. und 7. d. M., als wo der Abmarsch bestimmt ist, aus einander rücken. Selbst im Falle besserer Witterung werden keine Gesammt-Manövers, sondern bloß Nachhohlungen der durch das frühere schlechte Wetter verhinderten einzelnen Produktionen Statt finden. Hätte doch der zürnende Jupiter Pluvius auch die Produktion verhindern können, womit heute Abends einige Dilettanten der Thalia durch Vorstellung der „Adelheid von Ponthieu" auf dem Ofener Theater sich an der Kunst versündigt haben! — Übrigens meine ich, wenn vom Gelingen der in diesen Tagen hier Statt gefundenen Produktionen die Rede seyn soll, so würde alle Theatermuse wohl in den Hintergrund — und weit, weit hinter die Tsikós, Gulyás, Juhász und Kanász des Hrn. v. Mayerffy treten müssen, — mögen sie aber jedoch sich damit trösten, daß es der Kunst im Wettstreit mit der Natur oft so gehet und daß von diesen idyllischen Nationalschauspielern für die Folge keine gefährliche Rivalität zu besorgen steht.

Literatur.

Von den früher angezeigten Bühnen-Spielen des Grafen F. von Riesch ist nun der dritte und vierte Band erschienen. Acht Lustspiele von einem oder zwey Akten, theils in Prosa, theils in Versen, machen den Inhalt des ersteren aus, nähmlich: „Wie du mir, so ich dir; ich bin nicht ich; die Überlisteten; das Gespenst im Keller; Nichts; ein Scherz des Schicksals; die Abenteuer einer Ballnacht; der Schellenbaum." Die meisten sind nach älteren französischen Schriftstellern frey bearbeitet, leicht und gefällig, erfordern auch keine große Mühe, um sie in die Scene zu setzen.

Der vierte Band enthält drey größere Stücke: „Der Freyschütz, ein Trauerspiel; die Bleykammern von Venedig, Drama; Scherz, Gefahr und Liebe, romantisches Schauspiel." — Diejenigen Bühnen, deren Erhaltung auf immerwährender Abwechslung beruht, werden ohne Zweifel besonders im dritten Bande dieser Sammlung manches Brauchbare und Willkommene finden.

Miszellen.

Paris. In der königl. Akademie der Musik wurde unlängst die Mysterien der Isis (Mozart's Zauberflöte) gegeben. „Was!" — ruft ein Berichterstatter aus — „ist es möglich, daß man in einem dieser göttlichen Kunst geweihten Institut einem Manne fortdauernden Beyfall schenken konnte, der an Grausamkeit den thrazischen Faunen gleicht, die den Orpheus zerrissen? — Ist denn wohl noch eine Spur von Mozart übrig in dem Chaos, das Hr. Lachnith unter dem Nahmen dieses unsterblichen Tonsetzers anzukündigen sich erkühnte? Und solchen Frevel nennen diese Stümperer eine musikalische Einrichtung! — Gretry hat vorgeschlagen, ihnen die Benennung musikalische Zurichter beyzulegen; doch dieser Ausdruck ist viel zu gelind, um den Verstümmler, den Verderber einer Zauberflöte zu bezeichnen."

Schauspiel.

Am 12. d. M. beschloß Hr. Löhle die kleine Zahl seiner Gastrollen durch jene des Murney in Winter's meisterhaftem Singspiele: Das unterbrochene Opferfest. Wenn die Kunstfreunde ihm schon für die Wahl eines der besten deutschen Werke dieser Gattung Dank wissen, verdiente er diesen noch mehr durch die vortreff-

liche Ausführung seiner Gesangparthie, und wir gestehen gern, daß unsere früher über ihn geäußerte Meinung an jenem Abend sehr zu seinen Gunsten berichtiget wurde. Das Duett mit Myrrha: „Wenn mir dein Auge strahlt," noch mehr aber im ersten Finale die Cabalette (wenn wir uns dieser, in unserer Zeit so übel berüchtigten Benennung bedienen dürfen), in welcher er der Myrrha, dem Maffeu und der Elvira wechselweise Vorwürfe über ihre gegen ihn gerichtete Anklage macht, waren in der That Meisterstücke des Vortrags, nicht nur in Hinsicht auf schönes Portamento, schmelzende Inflexionen, seelenvollen Ausdruck und wohlgewählte, aus wenig Noten gebildete, aber grazienvolle Verzierungen, sondern auch vorzüglich auf den Verstand und die richtige Beurtheilung, womit er jeden dieser Vorwürfe, nach dem Inhalte und nach der Person, an die sie gerichtet waren, gehörig zu nüanciren wußte. Die Wiederhohlung beyder Gesangstücke wurde mit Enthusiasmus verlangt, und Hr. Löhle nach dem ersten Akte gerufen; eine Ehrenbezeigung, die ihm nach dem Schlusse des Singspiels noch einmahl widerfuhr. Die Rolle des Oberpriesters war in den Händen des Hrn. Vogl; womit schon gesagt ist, daß in selber nichts zu wünschen übrig blieb. Jene der Elvira hatte Mad. Lembert übernommen. Da sie vom Bravour-Gesang nicht Profession macht, sondern eine der wenigen Stützen des beynahe ganz zu Grunde gehenden deklamatorischen Gesanges ist, hat sie an die Stelle einer, von Hrn. Winter auf die Individualität der Konzert-Sängerinn Mad. Rosenbaum geschriebene Arie, eine andere (wenn wir nicht irren, aus Hrn. v. Mosel's Oper: Cyrus), die nach Styl und Situation hier sehr an ihrem Platze war, mit verdientem Beyfalle gesungen. Was sie als Schauspielerinn geleistet, erheischt das größte Lob; vorzüglich war die Stelle im ersten Finale, worin sie ihren Gatten anklagt, ein Muster dramatischen Vortrags durch die Art, wie sie den Kampf zwischen Zunge und Herz zu bezeichnen verstand. Dlle. Vio sang und spielte die Myrrha mit sichtbarem Fleiße und würde die Ehre, am Ende hervorgerufen worden zu seyn, verdient haben, hätte sie den bey ihrer Jugend allerdings verzeihlichen Mangel an Beurtheilung durch guten Rath verständiger Künstler ersetzt, wo sie dann die Arie: „Ich war, wenn ich erwachte," dieß Vorbild der naiven Simplicität in Worten und Melodie, nicht durch Kreuz und quer angebrachte Passagen zu einer wahren Mißgeburt umgestaltet, und auch übrigens den Charakter der Rolle und der Komposition besser beachtet haben würde. Die übrigen Rollen waren ungünstig besetzt; daß die Oper demungeachtet mit rauschendem Beyfalle aufgenommen wurde, bewies, daß Wahrheit, Gefühl und gediegene Kunst, selbst unter den nachtheiligsten Umständen, noch immer wenigstens eben so wirken, als Manier und Künsteley bey der vollendetsten Ausführung, und auch dann nur auf Laien, zu thun vermögen. Mit den Chören und dem Orchester konnte man zufrieden seyn, wenn man bedachte, daß auf ein, nur zu einmahliger Aufführung bestimmtes Singspiel eben nicht viel Mühe beym Einstudieren gewendet wird.

Wir bedauern aufrichtig, Hrn. Löhle nicht in mehreren, seiner Gesangesweise und seinem Geschmack entsprechenden Rollen, z. B. in der Zauberflöte, in Iphigenia, in der Mädchentreue gehört zu haben. Jedem Operntheater, wo gute Musik und wahrer Gesang geachtet sind, wird Hr. Löhle eine eben so wünschenswerthe als vortheilhafte Acquisition seyn.

Berichtigung.

Es ist zu bemerken, daß die im letzten Blatte nachgetragene Unterschrift G sich auf das Urtheil über: das letzte Mittel, bezieht.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 19. Oktober 1820.

126

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein koloriertes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Büreau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 268) und bey A. Strauß in der Dorotheergasse; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Kosmologische Betrachtungen
über den wahrscheinlichen Ursprung unsers Sonnensystems.

Von J. J. Littrow.

(Fortsetzung.)

Dieß war es, was der Graf Buffon der Erste versuchte. Er setzt voraus, daß unmittelbar nach der ersten Erschaffung dieses Systemes bloß die Sonne mit einer großen Menge von Kometen da war. Diese ursprünglichen Bewohner, diese Aborigines des Sonnensystemes, schwärmten in allen Richtungen um die Sonne herum. Wie wir sie noch jetzt erblicken, trieben sie sich bald von West nach Ost, bald von Süd nach Nord, kurz, scheinbar auf geradewohl in ganz willkührlichen Bahnen um ihren großen Zentralkörper herum. Viele von ihnen entfernen sich in unabsehbaren Distanzen von der Sonne, und kehren erst nach Jahrhunderten wieder zu ihr zurück, wo sie der Sonne oft so nahe kommen, daß sie, wenn sie auch von Eisen wären, nach Newtons Berechnung weiß glühen müßten. Wie wäre es, fährt Buffon fort, wenn einer dieser Kometen der Sonne einmahl so nahe gekommen wäre, daß er die Oberfläche derselben streifte? Die Folge einer solchen Berührung beyder Körper könnte leicht seyn, daß der Komet von der Oberfläche der Sonne einige Theile abrisse, und sie nach sich fort zöge, und da alle diese abgerissenen Theile offenbar dieselbe Bewegung, in derselben Richtung haben müßten, wie der Komet, so ist es genug anzunehmen, daß jener Komet von Westen kam, um jene sonderbare Erscheinung der gleichförmigen Richtung aller Bewegungen unserer Planeten deutlich zu erklären. Nach dieser Hypothese sind also die Erde und alle Planeten einst integrirende Theile der Sonne gewesen, und diese Voraussetzung gefällt dem Verfasser in einem so hohen Grade, daß er jede andere, bessere, die man vielleicht noch zu finden hoffen könnte, geradezu für unmöglich erklärt. Ein ursprünglicher Stoß, ruft er aus, muß es einmahl seyn, der jene gemeinschaftliche

Richtung der Bewegung hervorbrachte, und man mag suchen, wo man will, man wird nichts anders als Kometen finden, welche diesen Stoß hervorbringen können. Selbst Newton schrieb das plötzliche Auflodern des neuen Sterns in der Kassiopeia im Jahre 1572 einem Planeten oder Kometen zu, der sich in seine Sonne stürzte, und die letzte große Revolution, von welcher wir noch so viele Spuren auf der Oberfläche unserer Erde bemerken, scheint mit Recht dem Sturze eines seiner letzten Satelliten zugeschrieben zu werden. Wenn ferner die Sonne Millionen von Jahren durch, nach allen Seiten ihr Licht ausströmt, so ist, wenn man auch die Materie des Lichtes noch so fein annehmen will, eine allmählige Abnahme des Sonnenkörpers doch unvermeidlich, und da eine solche Abnahme nach den besten und sichersten Beobachtungen nicht Statt hat, so ist nothwendig, daß der Verlust, den die Sonne leidet, wieder auf irgend eine Art ersetzt werden muß, deßhalb schon Newton selbst die Kometen als eine Gattung von Futter für die Sonne annahm, die ihr von Zeit zu Zeit, wenn sie sich in sie stürzen, wieder neuen Stoff, neue Nahrung zuführen. Fallen sie nähmlich beynahe senkrecht auf die Oberfläche der Sonne, so bleiben sie auf ihr, und bilden fortan nur einen Körper mit der Sonne. — Fallen sie aber, wie dieß meistens der Fall seyn wird, in schiefen Richtungen auf dieselbe, so werden sie die Oberfläche der Sonne nur streifen, und es ist nicht nur möglich, sondern sogar sehr wahrscheinlich, daß sie große Stücke von der Sonne abreißen, und mit sich fortführen, da nach den neuesten Beobachtungen die Masse der Sonne sehr locker ist, oder nur ein Fünftheil von der Dichte der Erde beträgt. Diese abgerissenen Stücke, so beträchtlich sie uns auch erscheinen mögen, sind doch gegen die ganze Masse der Sonne äußerst gering, da die Summe der Massen aller Planeten und Satelliten noch nicht den 650. Theil der Masse der Sonne beträgt. Die Einwendung, daß die Masse der Kometen sehr groß seyn müßte, um von der Sonne Theile derselben abreißen zu können, wird durch die Betrachtung sattsam widerlegt, daß die Geschwindigkeit der Kometen, die in einer so großen Nähe bey der Sonne alle unsere Begriffe übersteigt, leicht den Abgang an Masse ersetzen kann. Demjenigen aber, der die Bemerkung machen wollte, daß nach dieser Erklärung des Ursprungs der Planeten jeder dieser Himmelskörper, wenn er wieder in seiner Bahn zur Sonne zurückkehrt, ihr eben so nahe, als das erste Mahl vorbeygehen, also sehr länglichte elliptische Bahnen beschreiben müßte, was gegen alle Erfahrungen ist, kann man antworten, daß jene von der Sonne losgerissenen Stücke nicht als harte Körper, oder als schon abgerundete Kugeln, sondern daß sie in der Gestalt von Bächen aus der Sonne strömten, deren spätere Theile eine andere Geschwindigkeit hatten, als die früheren, und daß diese Verschiedenheit der Geschwindigkeiten und das gegenseitige Aufhalten und Stören der Theile dieses Stromes leicht jene kreisförmigen Bahnen hervorbringen konnten, welche wir jetzt an den Planeten bemerken.

Niemand wird den Scharfsinn verkennen, mit welchem der berühmte Naturforscher diese seine Erklärung ausgestattet hat, und man muß gestehen, daß durch dieselbe jene auffallende, allen Planeten und Satelliten gemeinschaftliche jährliche Bewegung von West nach Ost vollkommen befriedigend dargestellt wird. Allein dieß ist auch das einzige, was dadurch wirklich erklärt

wird, und schon jene zweyte, nicht minder allen Planeten und Satelliten ohne Ausnahme gemeinschaftliche Eigenschaft, daß auch ihre täglichen Rotationen, oder ihre Umwälzungen in derselben Richtung vor sich gehen, wird durch jene Darstellung ganz und gar nicht erklärt. Denn es ist klar, daß die Umwälzung eines Planeten um seine Achse mit seiner jährlichen Bewegung um die Sonne nichts Gemeinschaftliches hat, und daß demnach die abgerissenen Stücke der Sonne sich eben so wohl nach einer, ihrer jährlichen Bewegung entgegengesetzten Richtung hätte um ihre Achse bewegen können. Eine Erklärung aber, die nur eine Hälfte der Erscheinung erklärt, und die andere nicht minder wichtige ganz im Dunkeln läßt, kann nicht die wahre seyn, wenn man auch nicht darauf Rücksicht nehmen wollte, daß durch Buffons Hypothese bloß die Bewegung der Planeten, keineswegs aber die der Satelliten erläutert wird, deren jeder wieder einen neuen Kometen nöthig hätte, der in derselben Richtung von West nach Ost kommend auch von den Planeten wieder eigene Stücke abreißen und nach sich herziehen müßte.

Allein es gibt in unserem Planetensysteme noch andere, nicht weniger wichtige und allgemeine Erscheinungen, die so, wie die beyden vorhergehenden, schon bey der Entstehung desselben sich geäußert haben müssen, und daher sehr geschickt sind, uns in jene frühen Schöpfungs- und Bildungstage derselben zurück zu leiten. Diese Phänomene sind kürzlich folgende:

1. Alle Planeten bewegen sich in derselben Richtung um die Sonne.

2. Alle Planeten bewegen sich nahe in derselben Ebene um die Sonne.

3. Alle Satelliten bewegen sich in derselben Richtung um ihre Hauptplaneten, und die Ebenen, in welchen sich die Satelliten desselben Planeten bewegen, fallen nahe in eine einzige Ebene zusammen.

4. Die tägliche Rotation der Planeten und der Sonne selbst geht bey allen in eben derselben Richtung vor sich, in welcher die jährliche Bewegung der Planeten um die Sonne Statt hat.

5. Die Bahnen der Planeten um die Sonne, und der Satelliten um ihre Hauptplaneten sind durchaus sehr wenig exzentrisch, und beynahe kreisförmig.

6. Die Bahnen der Kometen endlich sind durchaus sehr exzentrisch oder sehr längliche Ellipsen, und die Neigung ihrer Bahnen gegen die Ekliptik scheint ganz willkührlich.

Von diesen sechs äußerst wichtigen Eigenschaften unsers Planetensystems hat die oben aufgestellte Hypothese Buffons nur die erste erklärt, die andern aber stimmen mit ihr so wenig überein, daß sogar mehrere derselben mit ihr im Widerspruche stehen.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß solche allgemeine Phänomene, die durch das ganze System keine einzige Ausnahme leiden, bloß das Werk des Zufalls seyen: sie deuten vielmehr auf das bestimmteste auf eine allgemeine Ursache, welche daher aufgesucht werden soll. Wenn man auch nur die erste derselben näher betrachtet, so findet sich, daß es in unserm Sonnensysteme zwey und vierzig Planeten und Satelliten gebe, die alle nach derselben Richtung sich bewegen, und man kann mittels der neueren Probabilitätsrechnung zeigen, daß man vier Billionen gegen eins wetten darf, daß diese

einzige Einrichtung nicht bloßer Zufall ist. — Die Wahrscheinlichkeit also, daß jene Erscheinung eine bey der Entstehung des Weltsystems eigens beabsichtigte sey, daß sie einen bestimmten Grund habe, ist bey weitem größer, als die Wahrscheinlichkeit der meisten historischen Nachrichten unserer Geschichte, über welche sich Niemand einen Zweifel erlaubt. Wir müssen also annehmen, daß eine ursprüngliche Kraft, eine erste Ursache diese Bewegungen der Planeten geordnet habe, eine Annahme, die sich uns um so mehr aufdringt, wenn wir auch noch auf die übrigen fünf, nicht minder auffallenden Erscheinungen Rücksicht nehmen. Wie sollte es zum Beyspiele als bloß zufällig erklärt werden können, daß alle Planetenbahnen sehr nahe Kreise sind, während wieder alle Kometenbahnen sich so stark von dem Kreise entfernen? Beyde Gattungen von Himmelskörpern scheinen von einer ganz verschiedenen Natur zu seyn, wie auch schon ihr äußerer Anblick zeigt, und es muß jedem auffallen, daß zwischen den beyden Extremen der kreisförmigen und der äußerst gedehnten elliptischen Bahnen sich hier keine mittlere Bahnen, keine allmähligen Abstufungen von einem Äußersten zum andern finden, die wir doch sonst überall in den Werken der Natur zu beobachten pflegen. Wir sind also auch hier gezwungen, eine regelmäßige Ursache, eine bestimmte Absicht bey dieser Einrichtung aufzusuchen.

Dieses Aufsuchen der Ursachen, so selten es auch von dem Auffinden derselben begleitet seyn mag, ist etwas, was dem Ursachenthiere, wie Lichtenberg den Menschen nennt, wie eine Art Instinkt angeboren und ihm zur zweyten Natur geworden ist. Er findet ein gewisses Vergnügen in dem Mißbehagen, in das er sich absichtlich oder unwillkührlich stürzt; eine Art von Beruhigung in der Unruhe, die er sich selbst so oft muthwillig verschafft, indem er sich um eine Menge von Dingen, und vorzüglich um die Ursachen derselben ängstlich bekümmert, da ihm doch diese Dinge und ihre Ursachen, seiner immer wiederhohlten Anstrengung ungeachtet, meistens sehr verborgen bleiben, und auch, wir wollen es nur gestehen, sehr oft gar nichts angehen.

Unter allen, welche jenen etwas entfernten Ursachen der oben aufgezählten Eigenheiten unsers Planetensystemes nachforschten, scheint der unsterbliche Verfasser der „Mechanik des Himmels," der glücklichste gewesen zu seyn, und ich hoffe, meinen Lesern einen nicht ganz unangenehmen Dienst zu erweisen, wenn ich sie mit seiner Erklärung jener merkwürdigen Phänomene etwas bekannter mache.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

Bey Gelegenheit der Rückkehr des berühmten Sängers Martin, von einer Kunstreise, äußert sich ein Pariser Blatt auf folgende Art. Talma's Wiederkunft zog wenig Zuschauer herbey, die Abwesenheit der Mlle. Düchesnois schien gar nicht bemerkt zu seyn; der bloße Nahme Martin auf dem Anschlagezettel hat das Haus gefüllt. Man wird vielleicht dem Publikum eine grillenhafte Vorliebe Schuld geben? — Hier aber fragen wir: Hat wohl seit sechzig Jahren, von dem Zeitpunkt an, da Duni und Philidor Schöpfer der komischen Oper in Frankreich wurden, sich jemahls ein Künstler auf dieser Bühne gezeigt, der in gleich hohem Grade mit der Schönheit des Tons den Umfang der Stimme, den kunstreichen Vortrag mit dem Talent des Darstel-

lers zu vereinigen wußte? — Ihm verdankt sie die heilsame Reform, die der gute Geschmack unabläßig heischte, seit Italiens Meisterwerke uns bekannter wurden. Verscheucht hat er die Barbarey des alten Gesanges, und die Lieblichkeit der italienischen Methode eingeführt, so viel die Verschiedenheit der Sprachen es erlaubt. Martin, der einzige Martin, hat die höchsten Forderungen der Kunstverständigen erfüllt; ja was noch ein größeres Wunder ist, nie sang dieser Künstler gediegener und reiner, biegsamer und fließender, als eben jetzt, folglich steht er auf der letzten Höhe, die der Sänger zu erreichen vermag. Darf man es den Parisern also verdenken? daß sie schaarenweis herbeyströmen, Kenner und Nichtkenner, um ein Talent am Abend seines Wirkens zu bewundern, von dem bald nichts mehr übrig ist, als die Erinnerung!

Schauspiel.

K. k. Theater nächst der Burg. Hr. Stich, Mitglied des k. Hoftheaters in Berlin, gab außer dem bereits angezeigten Perin in: Donna Diana bisher noch als Gastspiele: den Hauptmann Linden in den Quälgeistern; den Adolph von Klingsberg in den beyden Klingsberg; den Peregrinus Buchhorn im Vielwisser, und den Karl Ruf in der Schachmaschine. Man sieht, welchem Rollenfache Hr. Stich vorzugsweise sich widmet, und unbefangene Zuschauer, die diesen Darstellungen aufmerksam beygewohnt haben, werden seine Fähigkeit hierzu nicht verkennen. Wie sollten auch Gaben und Eigenschaften, als Jugend, Gestalt, Beweglichkeit, Geberdenspiel, Organ und Macht der Sprache einer Seits, und dann Empfänglichkeit, Eindringen in den Geist der Rollen, Festhalten und lebendiges, anschauliches Gestalten derselben, die sich in der That bey Hrn. Stich so glücklich vereinigt finden und den guten Schauspieler schon überhaupt bezeichnen, ihm nicht insbesondere hier zu Statten kommen? Erfolgte in seinen ersten Spielen nicht gleich überall die erwartete Wirkung, so war sichere Auffassung und richtige Durchführung doch nicht minder allenthalben sichtbar, und nur zufällige Umstände konnten hier entgegen treten. So mochte unter andern zunächst die lebhafter in Anspruch nehmende Erscheinung der Mad. Stich selbst Eintrag thun und der unschuldige Grund zu scheinbarer Unbilligkeit werden. Solche Selbsttäuschung mancher Zuschauer, so wie andere unwesentliche Hindernisse, müssen jedoch bey entschiedenerer Entwicklung und freyerem Hervortreten des Talents weichen, wie dieß Hrn. Stichs Darstellungen des Vielwissers und des Karl Ruf immer mehr beweisen, die eben so vollkommen anerkannt und gewürdigt wurden, als sie glücklich gedacht und gelungen ausgeführt waren.

Die Rolle des Vielwissers ist bisher bald als geckenhafter Schwätzer, bald als stumpfer Pedant aufgegriffen und nicht ohne Erfolg dargestellt worden. Sie hat jedoch einen ganz verschiedenen Sinn, und eine völlig andere Grundlage, wiewohl sie einen leichten, aus beyden gemischten Anstrich nicht auszuschließen scheint; es ist die auf Kosten des Gefühls genährte Manie des leeren, zwecklosen Wissens in dem verschrobenen Kopfe eines eitlen, jungen Menschen, die sein ganzes Wesen verschlingt, und den Thoren mit dem Verlust dessen bestraft, was man das Glück des Herzens nennt. Sein Bruder Philipp ist in dieser Beziehung als lebendiger Gegensatz hingestellt und erklärt die Absicht des Dichters, indem er zugleich den Charakter des Peregrinus bezeichnet. Was Hr. v. Kotzebue bey Aufstellung des letzteren nebenbey oder insbesondere in Ansehung der Lokalität noch bezweckte, da dieses Lustspiel vorzüglich auf Berlin zur Zeit seiner Erscheinung berechnet gewesen seyn soll, mußte Hrn. Stich um so näher liegen, und die eigenthümlichere Gestaltung des Ganzen erleichtern. Daß er als umsichtiger Künstler sowohl dieses nicht unbeachtet ließ, als den Charakter in jenem vorwaltenden Sinne auffaßte und bis an's Ende in unbeirrter Einheit fortführte, wurde so wahr empfunden als laut ausgesprochen.

Ein recht lebendiges und ansprechendes Gemählde lieferte Hr. Stich in der Rolle des Karl Ruf, einer Rolle, die, so oft gesehen, mit um so reicherer Mannigfaltigkeit in den Nebenzügen dargestellt seyn will, wenn die gehörige Wirkung überall erfolgen soll. Dieß war hier durchgehends der Fall und der Künstler erfuhr auch dieß-

mahl, daß das Publikum bey näherer Bekanntschaft mit seinen Vorzügen ihn immer mehr zu würdigen sich gedrungen fühlt.

Hr. Stich wurde eben so freudig als einstimmig gerufen, um diese aufrichtige Anerkennung zu empfangen. C.

Im k. k. Hoftheater nächst der Burg den 10. Oktober: Die Quälgeister.

Mad. Stich trat auf in der Rolle der Isabella. Der Glanz, der unsern Gast als Donna Diana umflossen hatte, wirkte so mächtig nach, daß man sich nicht gleich und ganz in Isabellen finden konnte bey einer so durchgängigen Veränderung der dramatischen Basis. Nichts desto weniger hat Mad. Stich auch in dieser Rolle, die, beylaufig gesagt, einer solchen Künstlerinn nicht ganz angemessen ist, im Allgemeinen sehr Erfreuliches geleistet, besonders in Hinsicht auf die ungemeine Vielseitigkeit ihres vorzüglichen Talents, das denn auch wieder dießmahl von dem Publikum verdienter Maßen anerkannt wurde.

Anstatt die Rolle weiter und im Einzelnen zu beleuchten, überlassen wir uns der Abwechslung wegen einer nahe liegenden allgemeinen Bemerkung. Das Spiel der Mad. Stich, verglichen mit ihrer Darstellung der Donna Diana, zeigte deutlich, daß diese Künstlerinn, wiewohl sie auf sehr mannigfaltige Weise thätig zu seyn versteht und auch in Berlin bisher gewesen ist, dennoch vorzugsweise für das Höchste der Kunst einen Beruf hat. Wäre also nicht zu wünschen, daß die Künstlerinn, nachdem sie sehr verschiedene Wege mit Glück betreten hat, jetzt ausschließend ein und dasselbe Ziel verfolgte, ohne sich weiter unter sich selbst herabzulassen? Es mag für den angehenden Schauspieler gut seyn, eine Zeitlang sein Talent an ungleichartigen, selbst entgegengesetzten Aufgaben zu versuchen und zu üben, da jede höhere Darstellung mehr oder weniger eine gewisse Fertigkeit in dem kleinern Dienste der Buhne voraussetzt. Neigt sich aber Sinn, Talent, Gestalt, Organ überwiegend in einer gewissen Richtung zu einem Besten in der Kunst, und grenzt die Virtuosität bereits an Vollendung, dann scheint es zweckmäßig, in so fern freye Wahl hier übrig bleibt, jede Rolle, die der Individualität nicht entspricht oder nahe kommt, als etwas Fremdartiges und Hemmendes zu vermeiden. Denn die verschiedenen Kunstgattungen und Unterarten erfordern, jede nach ihrer besondern Weise, auch einen besondern Styl der mimischen Darstellung, der eben so wenig verwischt und verschmolzen werden darf, als z. B. in der Musik, für welche die Kenner sehr bestimmt eine generelle und specielle Verschiedenheit des Charakters verlangen. Selbst das begabteste Individuum ist aber nicht im Stande, sobald fortwährend das Verschiedenste dargestellt werden soll, Jedes gleich richtig in seiner vollständigen Eigenthümlichkeit zur Anschauung darzubringen. Bewegung, Ton, Haltung, Ausdruck des Gesichts dem besondern Gebiethe der Kunst anzupassen, ohne daß die Lebendigkeit des darzustellenden Individuums unter der festen, überall einwirkenden Norm leidet, ist unstreitig eine sehr schwere, und bey großer Mannigfaltigkeit der Rollen, eine unauflösliche Aufgabe. Wenn Mad. Stich daher in der Rolle der Isabelle zuweilen aus dem richtigen Style der Darstellung fiel, so war das freylich an und für sich nicht zu loben, eigentlich muß man sich aber doch auch wieder wundern, daß unbedeutende Fehlgriffe der Art so selten waren, wird nähmlich die erstaunenswürdige Vielseitigkeit der Künstlerinn nach Maßgebung des bis heute Geleisteten unpartheyisch erwogen. Im Lustspiel als Donna Diana den ersten Preis zu gewinnen und dabey zugleich eine Großwürdenträgerinn der Tragödie zu seyn, denn der Nahme der Königinn ist bereits vergeben, das heißt Vorzüge vereinigen, die auch getrennt schon zu den Seltenheiten gehören. Die eigentlichen tragischen Glanzrollen hat Mad. Stich nach unserer Meinung übrigens noch immer nicht gegeben, obwohl man aus dem Bisherigen deutlich abnehmen kann, was sie als Größtes zu leisten vermag, worauf in dem ausgesprochenen Lobe im Voraus Rücksicht genommen worden ist. Wird die Jungfrau von Orleans nicht Helm und Schwert ergreifen? Soll Maria Stuart nicht der Königinn Elisabeth unter die Augen treten? Und ist es nicht endlich einmahl Zeit zum Gespräche der Liebe zwischen Romeo und Julie, nachdem die

letzte so lange geschwiegen hat, wenn man nähmlich annehmen will, daß sie vor geraumer Zeit wahrhaft zum Reden gekommen ist?

Den 11. Oktober: Don Carlos.

Mad. Stich — Prinzessinn Eboli. Das Schauspielhaus war diesen Tag so zahlreich besucht, daß beym Anfange der Darstellung kein bequemer Platz mehr zu haben war. Überhaupt strömt das Publikum mit ungewöhnlicher Theilnahme zu allen Gastrollen dieser Künstlerinn. Bey jeder Eboli, besonders aber bey dieser, kommt viel auf eine freye ungestörte Anschauung an. Da diese nicht vergönnt war, entschlossen wir uns zum schweren Rückzuge. Wir sprechen nur von uns selbst, um unser Stillschweigen über diese Darstellung vor dem Publikum zu rechtfertigen. Dem Vernehmen nach wurde der Künstlerinn bey allen bedeutenden Momenten rauschender, Beyfall zu Theil.

Den 12. Oktober: das Mädchen von Marienburg. Ein sittliches Gemählde in 5 Aufzügen von Kratter.

Mad. Stich erschien als Cathinka. Ein allgemeines Wort gehe den nähern Bemerkungen voran. Oft haben wir bisher bey den gefällten Urtheilen Dinge berührt, die gewöhnliche Schauspieler und Theaterfreunde als Kleinigkeiten ansehen. Wir meinen dagegen, es gebe im Punkte des Klassischen, zumahl auf der Bühne, durchaus keine Kleinigkeit, sondern die Vollkommenheit des Ganzen beruhe eben auf der harmonischen Ausführung des Einzelnsten. Freylich hören die Schauspieler gern zu, lesen wohl gar auch etwas aufmerksamer als gewöhnlich, wenn ihnen unaufhörlich das alte Lied nachgesungen wird von trefflicher Nüancirung und unvergleichlichem Kolorit, von wunderschönem Ebenmaße und vollkommener Durchdringung der Rolle. Deßwegen darf gerade umgekehrt von Zeit zu Zeit ein entgegengesetzter Ton angestimmt werden, der, wenn auch weniger angenehm, selbst bey den widerstrebendsten Individuen der Zunft, schlechterdings durchgreifen muß, sobald die Rüge der Kleinigkeiten auf Thatsachen beruht, die vor den Augen aller urtheilsfähigen Zuschauer liegen. Bleibt man bloß im Allgemeinen, so hat der Schauspieler tausend Ausflüchte zur Rechtfertigung, und er müßte ein sehr bescheidener Mensch seyn, wenn er im Gefühl der Praxis nicht meinen sollte, die Kritik habe an ihn jedes Recht verloren. Zuletzt hat die Berührung der fälschlich sogenannten Kleinigkeiten, für auswärtige Leser wenigstens, deßhalb einen unbestreitbaren Werth, weil diese dadurch in den Stand gesetzt werden, den Theaterkritiker selbst wieder zu kritisiren, von seinen Ansichten und Grundsätzen sich zu überzeugen. Für Theater-Direktionen und vielleicht selbst auch für Schauspieler fremder Bühnen muß diese Methode, so viel wir einsehen, aus besondern Gründen nicht unangenehm seyn, und wir werden ihr, der verschiedenen jetzt auseinandergesetzten Rücksichten wegen, unverbrüchlich treu bleiben.

Die Unbefangenheit des Urtheils kann nicht klarer hervorgehen, wenn sie überhaupt vorhanden ist, als durch Fortsetzung der bisherigen Methode sogar in solchen Fällen, wo das entschiedenste Künstlerverdienst höchst willkommen entgegentritt, wie eben jetzt in Mad. Stich als Cathinka.

Im Anfange des Spiels neigte sich der Körper, vermuthlich zum Vortheile der leichten Ungebundenheit, etwas zu sehr vorwärts, wodurch bey der sichtbaren Festigkeit des Stoffes das Kleid sich nicht überall auf eine angenehme Art brach und schmiegte. Auch traten die Transversalbewegungen, wir erlauben uns hier etwas Latein, zuweilen über das erlaubte Maß. So war auch wohl die Beweglichkeit, während der Brief diktirt wurde, nicht ganz richtig abgemessen. Auch muß in dieser Rolle bey verschiedenen Gelegenheiten die Bewegung des Kopfes gemißbilligt werden. Der eigentliche Reiz des Naiven liegt in dem Bewußtlosen. Die gewöhnliche widerwärtige Art den Kopf zu bewegen, deutet aber gerade umgekehrt auf ein sehr deutliches Bewußtseyn. Mad. Stich, vortrefflich in Haltung des Arms und der Hand für die Tragödie, wenn man davon absieht, daß die Hand in äußerst seltenen Fällen eine zu schroffe isolirte Biegung annimmt, zeigte als Cathinka, eben so auch als Isabelle, in dieser Hinsicht zu harte Formen. Hier ist ein Beleg zu dem, was oben über die Vermischung des Styles gesagt wurde. Nach diesen Bemerkungen wird das folgende Lob desto unverdächtiger scheinen.

Endlich einmahl eine wahre Naivetät, nicht wie die der Stubenmädchen zu Leipzig, um Schillers Scherz bey dieser Gelegenheit passend einzulegen! Und zwar hatte diese Naivetät die köstlichste Beymischung unschuldigen Muthwillens, neckender Laune, wodurch sie sich zum größten Vortheile von den Stimmen unterschied, die einst das Kapitol vor dem Eindringen der Gallier schützten. Diese bessere Art des Naiven zeigt zugleich den stillen Zusammenhang, in welchem es mit der tiefen tragischen Erregbarkeit der Seele steht. Es drängt sich dabey das Bild jener Jungfrau entgegen, in deren heiterste Spiele dennoch ein Zeichen von dem Licht fällt, das einst sie erleuchten und Frankreich retten soll. Diese Darstellung des Naiven, so neu sie war und so schwer eine solche Neuerung auf manchem andern Theater durchdringt, fand doch hier auf der Stelle die vollste Anerkennung, wie denn überhaupt das Publikum bey den Gastrollen dieser Künstlerinn seine gewohnte Regsamkeit dadurch verschönert, daß es den Beyfall nicht verschwendet, sondern austheilt, aber zur rechten Zeit auch mit freygebigem Enthusiasmus. Einzelnes hervorzuheben ist uns dießmahl nicht möglich; überhaupt erschwert Mad. Stich jedem Recensenten dadurch sein Geschäft, daß sie ihn mehr in die Stimmung setzt, das Schöne sorglos zu genießen, als darüber mit Argusaugen zu wachen, um für die Zukunft das Papier mit dem Ersparten anzufüllen. Nur der Verklärungsscene muß mit einigem Erguß gedacht werden, die mit der erzwungenen Rückkehr Cathinka's zum Czar beginnt. Der Eindruck der herrlichen, für das Theater ordentlich ausgesuchten Gestalt überfiel das Publikum so mächtig, daß nicht nur die Herren leise ausriefen: wie schön! sondern selbst Damen flisternd einstimmten, und wie es schien, sogar einige der anmuthigsten; eine Gerechtigkeit, die den hübschen Frauen sonst sehr sauer wird. Man lobt Homer mit Recht, daß er die Schönheit der Helena durch die trunkenen Lobsprüche der troischen Greise besser ins Licht gesetzt hat, als durch jede Beschreibung; man wird gestehen müssen, daß weibliche Beredsamkeit in diesem Punkte noch mehr gilt. Etwas Wesentliches, die wundervolle Sprache der Augen, ist jedoch hier ausdrücklich nachzuhohlen. Welche Unschuld in dem gesenkten, und welche Macht in dem erhobenen Blick! Mad. Stich sengt und brennt überhaupt mit ihren Augen Engels Ideen über die Mimik rein zusammen, wenn man nicht richtiger sagen muß, daß sie dieselben wahrhaft auslegt. Wie lächerlich sind doch die Schauspieler, die da glauben, sie würden die rechten Augen machen lernen ohne die rechten Empfindungen!

Nach dieser Herzenserleichterung fügen wir noch hinzu, daß Mad. Stich nach dem Schlusse der Vorstellung mit einmüthiger Lebhaftigkeit gerufen wurde. Noch etwas Vergnügliches, ehe wir schweigen. Hr. Lange, der als Czar mit seltenem Anstande seine Rolle spielte, nannte fortwährend Hrn. Reil einen Pastor, während dieser auf dem Theaterzettel als Schulmeister angekündigt war. Die schwarzen Knöpfe auf dem grauen Rocke sprachen übrigens für den Schulmeister, der auch von Hrn. Reil äußerst glücklich hervorgehoben wurde.

Übrigens bitten wir alle Schauspielerinnen des deutschen Auslandes, denen dieß Blatt in die Hände fällt und die Lust haben, einmahl in Wien aufzutreten, doch nicht wieder von neuem das Mädchen von Marienburg, dieses alte Haus mit seinen fünf Stockwerken vorzuschieben. Der Czar Peter, dieser große plus ultra, mit welchem Worte im Munde er auch starb, der bekanntlich den guten und mit unter auch den derben Spaß sehr liebte, predigt ja darin so erbärmlich viel, daß der Pastor oder der Schulmeister, wenn die letzte Benennung die richtige ist, gar nicht zu Worten kommen kann.

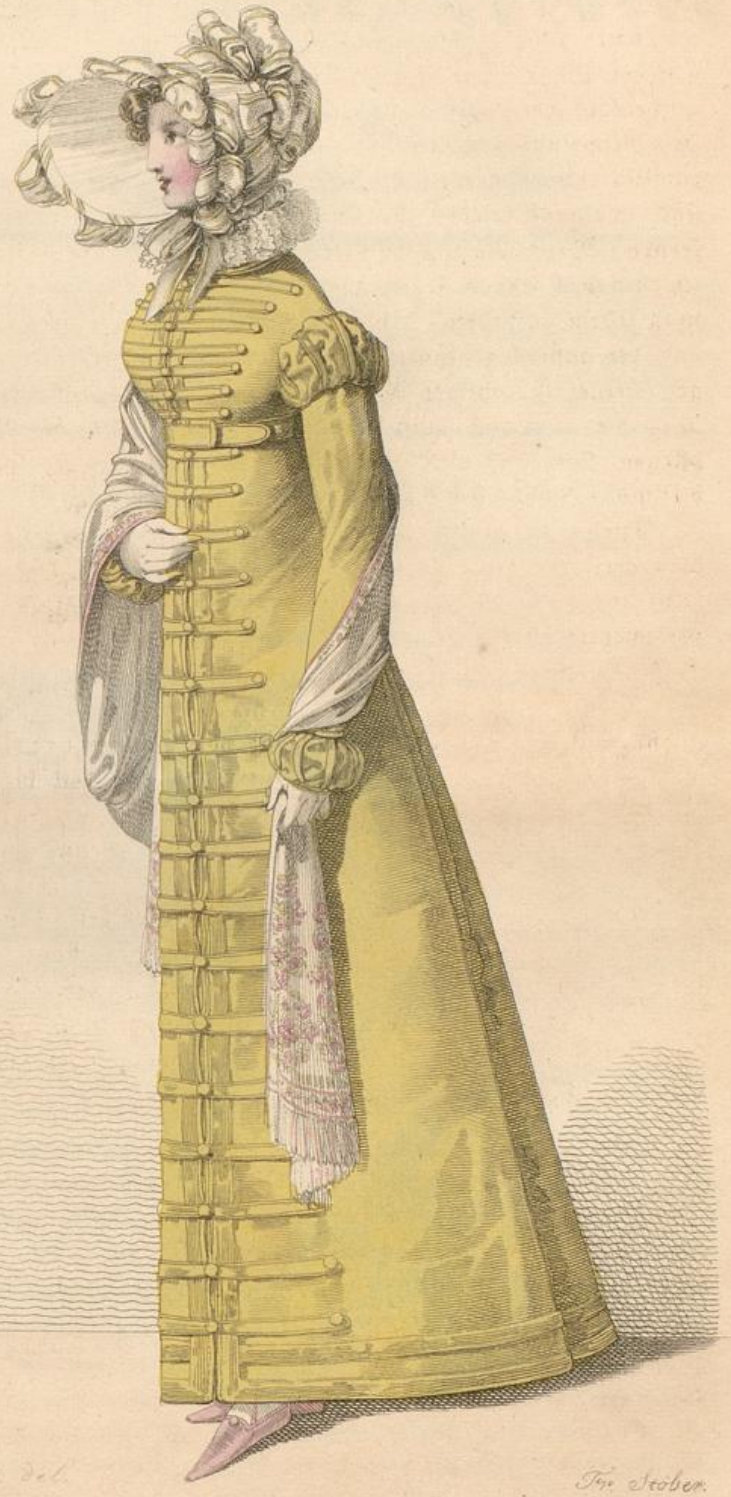
Modenbild Nr. XLII.

Überrock von Merinos mit Atlas beränderten Spangen zusammengeheftet und mit seidenen Knöpfen besetzt. Die Krausen sind von Blonden und der Hut von Bändern.

Douillette de merinos, jointe avec des pattes à la Brandenbourg; passe-poilée de satin et ornée de boutons de soïe, fraises de blondes. Capote de rubans.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.



XLII. Wiener Moden. 126. 1820.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 21. Oktober 1820.

127

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein koloriertes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Büreau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 268) und bey A. Strauß in der Dorotheergasse; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Kosmologische Betrachtungen
über den wahrscheinlichen Ursprung unsers Sonnensystems.

Von J. J. Littrow.

(Fortsetzung.)

Welches auch die Natur jener uns noch unbekannten Ursache seyn mag, so muß sie, da sie die Richtung der Bewegung aller Planeten entweder hervorgebracht oder doch geordnet hat, sich auch über das ganze Planetensystem erstreckt haben. Bedenkt man aber die ungemeinen Entfernungen, welche die Planeten von einander unter sich und von der Sonne trennen, so kann jene Ursache nicht leicht etwas anders gewesen seyn, als eine bewegliche flüssige Materie, welche diesen ganzen großen Raume eingenommen hat. Da ferner diese Flüssigkeit allen Planeten eine beynahe kreisförmige Bewegung um die Sonne, als ihren gemeinschaftlichen Mittelpunkt, gegeben hat, so muß sie eine Art von Atmosphäre gewesen seyn, welche im Anfange aller Dinge die Sonne umgeben hat.

Es ist überhaupt sehr wahrscheinlich, daß unsere Erde, so wie alle Planeten, ursprünglich flüssig und in einem viel höheren Grade der Erwärmung gewesen sind, als wir sie jetzt finden. Wie wäre es sonst möglich, daß alle jene, an welchen wir eine Rotation bemerkten, auch eine Abplattung an den Polen ihrer Achse zeigen, die offenbar nur die Folge ihrer Umdrehung seyn, aber auch nur dann sich äußern kann, wo der Körper selbst weich und flüssig ist. Daß aber auch unsere Erde in ihrem frühern Zustande viel mehr erwärmt gewesen ist, dafür zeugt noch jetzt die erhöhte Temperatur des Innern unserer Erde, die wir in tiefen Kellern und Schachten bemerken. Thermometrische Beobachtungen in tiefen Bergwerken beweisen die Zunahme der innern Wärme der Erde, die sehr merkbar wird, je weiter man sich unter der Oberfläche derselben herabläßt, wie ganz neuerlich Daubuisson in seiner Geognosie gezeigt hat. Im Mittel aus vielen genauen Versuchen scheint die innere Wärme für jede 126 Wiener Fuß Vertiefung um einen

Grad Reaumürs zu steigen, woraus nicht nur eine sehr große Hitze auf der Oberfläche der Erde zur Zeit ihrer Entstehung, sondern auch selbst für die gegenwärtigen Zeiten eine nicht minder beträchtliche Erhöhung der Temperatur in der Nähe des Mittelpunkts der Erde folgt, so daß der innerste Theil derselben, der dem Mittelpunkte am nächsten liegt, wahrscheinlich noch jetzt in einem beständigen Zustande des Flusses und Schmelzens ist, der sich sehr bald in Dämpfe auflösen würde, wenn er nicht durch die obern dicken Erdschichten zurückgehalten und eingeschlossen bliebe. Aus dieser großen Hitze des Innern der Erde wird man z. B. die hohe Temperatur so vieler warmer Quellen ableiten, die seit mehreren Jahrhunderten den Grad ihrer Hitze unverändert beybehalten haben, eine Erscheinung, die sich schwer auf eine andere Art genügend erklären lassen wird. Denkt man sich das Regenwasser, indem es die Oberfläche der Erde durchdringt, und in seinem Laufe eine tiefe geräumige Höhle trifft, so wird es sehr bald in derselben die Wärme annehmen, welche der Tiefe der Höhle entspricht, dadurch leichter werden, sich erheben, und von dem folgenden kälteren Regenwasser wieder ersetzt werden, auf welche Art sich zwey Wasserwege bilden werden, von denen der eine auf, der andere abwärts steigt, und deren Bewegung immerfort durch die innere Wärme der Erde erhalten wird.

Wenn es nun erlaubt ist, das, was wir bey der Erde sehen, der Analogie gemäß auch auf andere Weltkörper zu übertragen, so kann man mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß auch die Sonne anfangs in einem ungemeinen Grade erhitzt, und dadurch ihre äußeren Stoffe, ihre Atmosphäre so weit ausgedehnt war, daß sie noch bis jenseits aller uns bekannten Planeten sich erstreckte, von welchen Gegenden sie sich nach und nach, wie sie allmählig an ihrer Oberfläche erkaltete, in die Grenzen zurückgezogen hat, die sie uns jetzt einzunehmen scheint.

Die Leser erinnern sich wahrscheinlich noch an die verschiedenen Gattungen von Nebelsternen, die wir in einem vorhergehenden Aufsatze näher betrachtet haben, und die uns endlich das Geständniß abdrangen, daß der ganze Himmel einem großen Garten ähnlich sey, in welchem wir, wie dort die Pflanzen, so hier die Gestirne, auf sehr verschiedenen Stufen ihres Wachsthumes erblicket. Wir haben dort Sterne gesehen, die allein und isolirt, in sich selbst vollendet, am Himmel stehen; andere, die in der Mitte ganzer Gruppen von Gestirnen, sich ihren Thron errichteten; wieder andere, die im Gewühle der um sie versammelten Sterne gleichsam noch um den Vorrang kämpfen. Hier sahen wir Gestirne, Nebelflecken, mit einem schimmernden Lichtpunkte in der Mitte, aber noch mit fremden Stoffen umgeben, die jener Mittelpunkt sich vielleicht erst nach Millionen von Jahren aneignen wird; dort andere noch jüngere Lichtnebel, in welchen sich mehrere Lichtpunkte gebildet haben, die wieder erst nach Äonen von Jahren sich dem mächtigsten von ihnen unterwerfen werden, um einen Zentralkörper des ganzen Systemes hervorzubringen; dort endlich sahen wir nichts als ungeformte blasse Lichtmassen, ein Chaos künftiger Welten, die sich erst mühsam aus der allgemeinen Verwirrung erheben und zu einem geregelten Systeme bilden werden.

Was wir bey allen andern Systemen des Himmels bestätiget finden,

warum sollten wir es nicht auch bey unserem Systeme annehmen dürfen? Warum sollte nicht auch unsere Sonne sich in dem Zustande befunden haben, in welchem wir alle andern ihr ähnlichen Gestirne erblicken?

Wahrscheinlich war also im Anfange aller Dinge auf der Stelle, wo wir jetzt so viele Planeten und Satelliten bemerken, nichts als die Sonne da, die aber durch die Hitze, welche in ihrem Innern herrschte, ihre Atmosphäre noch weit jenseits der Bahn des entferntesten Planeten ausdehnte. Diese Sonne hatte dieselbe Rotation um ihre Achse, die wir noch jetzt, nachdem vielleicht Millionen von Jahren vorübergegangen sind, an ihr bemerken, aber in einer so langen Reihe von Jahrtausenden mußte endlich ihre äußere Oberfläche beträchtlich von ihrer ursprünglichen Wärme verlieren, wodurch sich der Sonnenkörper, wie alle Körper durch die Erkältung, zusammenzog, und dem Mittelpunkte näher rückte. Diese über alle uns bekannte Distanzen ausgedehnte Sonne, diese gleichsam chaotische Auflösung derselben ist vielleicht ihr erster ursprünglicher Zustand gewesen, in welchem sie aus der Hand des Schöpfers hervorging. Jeder andere Weltkörper, den seine Bahn durch diese Atmosphäre der Sonne führte, mußte darin einen Widerstand leiden, der seine Bewegung hemmte und ihn zwang, in der Sonne selbst zu bleiben, und für alle Folgezeit nur einen Theil der Sonnenmasse zu bilden, denn diese Atmosphäre, aus welcher sich späterhin alle Planeten entwickeln sollten, mußte offenbar eine beträchtliche Dichte haben, und mehr mit unserem Wasser, als mit unsern luftförmigen Körpern zu vergleichen seyn. Daraus folgt, daß in jener ersten Schöpfungsperiode die Planeten noch nicht existiren konnten, da sie sich alle in dem Falle des so eben betrachteten Himmelskörpers befinden mußten, und daher, wenn sie ja da gewesen wären, nichts als Theile der Sonne selbst ausgemacht hätten. Sie müssen also erst während des allmähligen Erkaltens und Zusammenziehens der Sonne entstanden seyn, und zwar an der Oberfläche der Sonne entstanden seyn, weil sie sonst wieder in die Sonne selbst gerissen worden wären. Da nun die Planeten in so großen Entfernungen von einander stehen, und doch jeder bey seiner Entstehung an der äußersten Oberfläche der Sonne sich befinden mußte, so ist klar, daß auch die Atmosphäre der Sonne sich nicht plötzlich, sondern nach und nach zusammengezogen hat. Wenn aber die Atmosphäre der Sonne sich allmählig durch die Erkältung zusammenzieht, so wird die Geschwindigkeit der Umdrehung derselben größer werden, und die Theile der Oberfläche in der Nähe des Äquators werden die früher langsamere Rotation beybehalten, indeß die untern Schichten sich dem Mittelpunkte nähern, sich folglich von der äußersten Schichte des Äquators trennen. Nicht so wird es sich mit den Theilen der äußersten Oberfläche verhalten, die weiter vom Äquator abstehen; denn da für diese die Schwungkraft immer kleiner ist, so werden sie der Schwere der Sonne nachgeben, und ohne sich von ihr zu trennen, ihr noch ferner angehören.

Diese Zonen der Sonnen-Atmosphäre, die sich auf diese Weise nach und nach in der Nähe des Äquators absetzten, mußten durch ihre Verdichtung und durch die gegenseitige Anziehung ihrer Theile eine Art von Ring bilden, der sich um den Mittelpunkt der Sonne drehte, vorausgesetzt, daß diese Theile selbst sich unter einander nicht hinderten und störten. Da aber diese

Gleichförmigkeit der Bewegung aller einzelnen Theile eines so großen Ringes nicht wahrscheinlich ist, so mußte, wenn auch nicht die erste Bildung, doch die spätere Erhaltung eines solchen Ringes nur zu den Ausnahmen von der Regel, zu den großen Seltenheiten gehören.

Auch biethet uns unser Sonnensystem nur ein einziges Beyspiel eines solchen Ringes, bey Saturn, an. In den meisten Fällen mußte bald nach der Entstehung eines Ringes derselbe durch seine eigenen Störungen in mehrere Stücke zerbrechen, die dann, da sie ursprünglich alle eine beynahe gleiche Geschwindigkeit hatten, sich einer hinter dem andern um die Sonne zu bewegen fortfuhren. Diese abgerissenen Massen mußten nach den Gesetzen der Bewegung, da sie noch weich waren, und jedem Drucke nachgaben, eine Gestalt annehmen, die der einen Kugel nahe kam, und da die Theile derselben, welche der Sonne näher lagen, eine kleinere Geschwindigkeit hatten, als die entfernteren, so mußten sie auch sich um sich selbst drehen, und zwar nach derselben Richtung, in der sie um die Sonne gingen. Auf diese Weise bildete sich daher eine Reihe von ursprünglich vielleicht mehr dunstförmigen Planeten, die alle in derselben Entfernung von der Sonne und mit beynahe gleichen Geschwindigkeiten sich einer hinter dem andern um die Sonne bewegten. War zufällig eines dieser Stücke stark und mächtig genug, um durch seine Anziehung nach und nach alle übrigen schwächern um seinen Mittelpunkt zu vereinigen, so entstand aus dem ursprünglichen Ringe eine einzige sphäroidische Masse, ein Hauptplanet, der sich um die Sonne und zugleich nach derselben Richtung um sich selbst bewegte. Dieser Fall ist offenbar der wahrscheinlichste, auch sehen wir ihn in unserm Systeme bey allen älteren Planeten. Die vier neuen, Ceres, Pallas, Juno und Vesta aber geben uns ein Beyspiel von dem vorhergehenden Falle, denn da diese sehr kleinen Planeten wahrscheinlich nicht Kraft genug hatten, einander anzuziehen, so blieben sie gesondert, und legen beynahe in derselben Entfernung von der Sonne ihren Weg um dieselbe zurück.

(Der Schluß folgt.)

Herbstlied.

Ausgestorbenes Gefild
Von des Frostes Arm umgeben,
Spiegelt wie in meinem Leben
Sich in trüben Herbstes Bild.
Alle Blüthen, alle Düfte,
Schmetterlinge, laue Lüfte,
Meinen Freuden abgedrungen,
Hat er grausam mir verschlungen.

Grüne Thäler, Berges Blau,
Abendröthe in der Ferne,
Sonnenlicht und milde Sterne,
Hüllt der Wolken düst'res Grau.
Statt des Frühlings Liebeslauschen,
Wild die falben Blätter rauschen;
Nimmer von entlaubten Zweigen
Wirbelnd frohe Lieder steigen.

Doch des Herbstes gold'ne Frucht,
Biethet ihres Geistes Fülle
Auch in ihrer zarten Hülle,
Jedem, der sie forschend sucht.
Unter winterlichen Träumen
Muß die junge Saat entkeimen,
Und die Frühlings-Sonne wecket,
Was des Eises Rinde decket.

Wirst du süßes Zauberlicht
Auch durch Thränenschleyer dringen?
Alle Blumen wieder bringen,
Täuschet mich die Hoffnung nicht?
Wie im ew'gen Rad der Zeiten
Freuden auf und nieder gleiten,
Muß nach kummervollen Klagen
Auch ein neuer Frühling tagen.

Sephine.

Correspondenz-Nachrichten.

Pesth, den 12. Oktober.

Jetzt, da der laute Jubel, zu dem uns die Gegenwart des erlauchten Herrscherpaares begeisterte, der beseligenden Erinnerung ihrer Huld Raum gegeben, jetzt, wo des Lagers kriegerischer Lärm verklungen, das lebendige Wogen und Treiben in unseren Gassen verschwunden ist, und die Stille des früheren Lebens sich wieder einstellt, jetzt finde ich endlich Zeit, Ihnen zu schreiben. Sie werden mir, hoff' ich, es erlassen, des Übungsheeres kriegerische Haltung, der einzelnen Regimenter Geschicklichkeit, des Revue-Manövers imposanten Anblick, des Feld-Manövers kunstreiche Anlage und interessanten Überblick zu beschreiben, es mag Ihnen zu wissen genügen, daß die hoch gespannten Erwartungen der zahlreichen Heimischen und Fremden befriedigt, übertroffen wurden. Soll ich jener Feste erwähnen, in denen die magyarischen Damen in der Jugend rosiger Fulle, der Schönheit zauberischem Glanz, des Geistes ewig neuem Reiz, des Gemüthes magischer Gewalt, es neuerdings bewährten, daß gleich den übrigen Olymposbewohnern auch die Göttinn der Liebenswürdigkeit das weithinglänzende Magyarien überreich gesegnet habe! Ich fühle mich zu schwach hiezu und beschränke mich also auf die Angabe der dramatischen Ereignisse unsers Glanzlebens, womit auch die Geschichte unsers theatralischen Ablebens verwebt ist, denn bey dem zweyten Konkurs am 25. Sept. ist abermahls kein Theaterprätendent erschienen, und wir sehen also der gänzlichen Verweisung des Theaters entgegen. Das vorzüglichste Ereigniß am dramatischen Horizont war, daß die von Stuhlweissenburg berufene magyarische Schauspielergesellschaft das Glück hatte, in Gegenwart Ihrer Majestäten, der hohen kaiserlichen Familie und den königlichen Gästen, Kisfaludi's Tartaren in Ungarn aufzuführen, ein dem deutschen Lesepublikum durch Gaal's gediegene Übersetzung hinreichend bekanntes Drama. Vor dem Beginn des Stücks wurde das Volkslied „Gott erhalte Franz den Kaiser" ungrisch gesungen. Nachdem der enthusiastische Jubel, der alles hinriß, als Ihre Majestäten erschienen, sich gelegt hatte, herrschte die ganze Vorstellung über die tiefste Stille, aber bey den Stellen, die des Magyaren Liebe für sein Vaterland, seine glühende Anhänglichkeit an seinen Herrscher aussprachen, Stellen, die in der Tiefe magyarischer Nationalität wurzelnd, die heiligsten Empfindungen aller Anwesenden, aller Abwesenden aussprachen, durchwogte das Haus des Beyfalls laut aufjauchzender Sturm. — Die ersten Tage ihres Hierseyns beehrten Ihre Majestäten auch die deutschen Vorstellungen zu Pesth und Ofen mit Ihrer höchsten Gegenwart, und wenig Tage vor Ihrer Abreise eine zum Besten des Ofner Frauenvereins im Theater zu Ofen von Dilettanten gegebene Vorstellung. — Das neueste sind Hrn. Babnigg's Gastrollen, er gefällt sehr. Ihnen

ist er als Tenorist hinlänglich bekannt, warum soll ich also mehr schreiben? Das Allerneueste sind die Konzerte zweyer sehr junger Tonkünstler, der Herren Schunke und Helmesberger, deren ersterer das Pianoforte mit hoher Virtuosität, der Andere die Violine mit ausgezeichneter Geschicklichkeit behandelt. Wir wissen nicht, wohin sie sich von hier zu wenden gedenken, wünschen ihnen aber überall so viel Glück, als sie verdienen.

I.

Kunstnachricht.

Die kaiserliche Gemählde-Gallerie im Belvedere hat einige Bereicherungen erhalten, auf welche wir hiemit das Publikum aufmerksam machen wollen. Vier Landschaftsgemählde des wackern, auf der hiesigen Akademie gebildeten Künstlers, Hrn. Rebell, eine Frucht seiner italienischen Studien, sind der Ehre würdig befunden worden, den in diesen Sälen aufgestellten Kunstschätzen angereihet zu werden. Sie befinden sich im zweyten Stockwerk, im zweyten Zimmer der mittleren niederländischen und neueren deutschen Schule unter den Nummern: 25, 27, 40, 45. Zwey frühere Schöpfungen dieses talentvollen Mahlers (Nr. 23 und 26) waren schon ehedem daselbst aufgestellt. Obschon auch in diesen früheren Gebilden der Geist des Künstlers nicht zu verkennen ist, so gibt doch die Zusammenstellung dieser Gemählde die erfreuliche Überzeugung, bis zu welchem Grade Hr. Rebell durch seinen Aufenthalt in Italien seine technische Fertigkeit vervollkommnete.

Als besonders gelungen erschien Ref. Nr. 25 (ein Meersturm). Er hat diese furchtbar erhabene Naturscene zweymahl auf dem adriatischen und einmahl auf dem mittelländischen Meere in ihrer ganzen wilden Größe als Augenzeuge zu bewundern Gelegenheit gehabt, und muß bekennen, daß unter den neueren Landschaftsmahlern, Loutherburg *) ausgenommen, fast keiner der Natur in Darstellung der wüthenden Gewässer so nahe kam, als Rebell in diesem Gemählde. Das Schäumen und Anprallen der brausenden Wogen an die Felsenriffe, das schmutzige Grün der emporten Fluthen, alles ist mit der höchsten Wahrheit behandelt. Seine Wolken mit durchbrechenden Sonnenstrahlen dürfen sich kühn mit den Wutkischen messen. — Nr. 27 im Kataloge als: eine Meeresaussicht bey Portici angeführt, ist mehr im Style Canaletto's gehalten; der Ton der Luft, so wie das hinter der Festungsmauer hervorbrechende Sonnenlicht bezeugen auch in diesem Bilde die Fertigkeit des Künstlers und seine Herrschaft der Palette. — Nr. 40. Eine Landschaft in der Gegend von Vietri bey Neapel ist ebenfalls ein herrliches Gemählde. Hier entwickelte Rebell seine ganze wunderbare Stärke im Baumschlage und den Tönen der mittleren Ferne. Besonders meisterhaft gelang ihm jener des Berges im Hintergrunde rechts. — Nr. 45 endlich stellt einen Sonnenuntergang mit einer Weinlese vor. Wenn auch Rebell hier hinter dem Riesen Claude Lorrain, und selbst hinter Schönbergers zauberischen Gluthgebilden dieser Art zurück blieb, so lieferte er doch immer ein werthvolles Bild mit entschiedenen Vorzügen. Der Baumschlag ist auch hier mit wahrer Meisterschaft behandelt, besonders hinsichtlich des durchbrechenden Lichtes, einer großen Klippe für gewöhnliche Mahler. Die Staffage verdient bey allen vier Gemählden einer ehrenvollen Erwähnung.

Zwey erst neuerlich in demselben Zimmer unter den Nummern 6 und 8 aufgestellte Bildnisse von dem wackern Höchle werden ebenfalls die Aufmerksamkeit anziehen. Sie stellen ein altes Weib, welches einen Dukaten aus einem Beutel nimmt, und einen alten Mann, welcher seine Tabakspfeife stopft, vor. Beyde sind meisterhaft zu nennen, und reihen sich auf eine nicht unwürdige Weise an die vortrefflichen niederländischen und ältern deutschen Gebilde dieser Art. Daß Krafft's Rückkehr des Landwehrmannes (das Seitenstück zum Abschied des Landwehrmannes) hier (im Saal Nr. 4) ebenfalls seinen Platz fand, ist bekannt.

---

*) Ein Schüler Casanuova's, welcher gegenwärtig (oder wenigstens noch vor kurzem) in England lebt.

Se. Majestät unser kaiserlicher Herr haben einen neuen Beweis Ihrer Liebe für die Kunst und der Sorge für das Gedeihen derselben in Ihren Staaten gegeben, indem Höchstdieselben den Künstlern Hrn. Petter und Schödelberger die Verfertigung zweyer grosser Gemählde für die Gallerie auftrugen. Petter wird eine Scene aus dem Leben Kaiser Maximilians (ein Seitenstück zu seiner gegenwärtig in der ständischen Gemählde-gallerie zu Grätz aufgestellten Zusammenkunft Maximilians mit Marien von Burgund) und Schödelberger eine Darstellung des Traunfalles in Oberösterreich liefern. Das anerkannte Talent der beyden Künstler in ihren Fächern läßt etwas Vorzügliches hoffen.

Bekanntlich befindet sich in jedem Zimmer der Gallerie eine Tafel unter Glas und Rahmen, worauf die Nummern der in dem Zimmer befindlichen Gemählde nebst Angabe des Meisters verzeichnet sind. Ein fühlbarer Mangel dieser Tafeln, besonders für den Fremden und Laien der Kunst, ist der Umstand, daß die Bezeichnung des vorgestellten Gegenstandes nicht darauf zu finden ist. Ref. hat mit Vergnügen bemerkt, daß gerade in dem Zimmer Nr. 2 der Anfang gemacht worden ist, diese Bezeichnung beyzufügen. Vermuthlich wird dieß nach und nach bey allen Tafeln geschehen. Dieß ist um so wünschenswerther, da das einzige Werk, welches bisher über diesen Gegenstand als Handbuch für den Fremden erschien (Mechels Verzeichniß der Gemählde der k. k. Bilder-Gallerie in Wien, 1783) durch die seit beynahe dreyßig Jahren vorgefallenen Veränderungen und Vermehrungen zu diesem Zwecke so gut als unbrauchbar geworden und es doch von vielem Interesse ist, zu wissen, was der Künstler in diesem oder jenem Bilde vorstellen wollte. Es ist also sehr zu wünschen, diese neue Einrichtung bald in allen Sälen der Gallerie eingeführt zu sehen.

F. C. Weidmann,
k.k. Hofschauspieler.

Miszellen.

Ein Büchlein, betitelt: Voltaire's Privatleben mit Madam dü Chatelet, enthält unter manchen längst bekannten Dingen, kleinlichen Trätschereyen und unbedeutenden Umständen, auch einige interessante Züge als Beytrag zu dem Gemählde eines merkwürdigen Mannes. Hieher ist besonders der Anhang von 50 ungedruckten Briefen Voltaire's, theils in Versen, theils in Prosa, zu rechnen. Der Herausgeber sagt: „Man wird mir den Vorwurf machen, ich hätte durch diese Mittheilung eine sträfliche Verbindung bekannt gemacht, die, von den Gesetzen mißbilligt, von der Moral verabscheut, nie aus der Dunkelheit hervorgehen sollte." — Worauf der Recensent erwiedert: „Der Verfasser mag sich beruhigen! Er wird keine Vorwürfe hören, die ihn selbst betreffen. Erstens sind die Familien durch unaufhörliche Bekanntmachung solcher Geheimnisse schon ziemlich abgehärtet. Ist es nicht genug, äußerte Jemand vor kurzem, daß wir die Ehre unserer Frauen vertheidigen müssen; sollen wir auch noch unsere Grosmütter in Schutz nehmen? — Zweytens sind die in Rede stehenden Verhältnisse kein Geheimniß mehr. Jedermann weiß, daß Voltaire nicht blos nach Cirey (Aufenthalt der Mad. dü Chatelet) zu gehen pflegte, um die Physik zu studieren, oder den Newton zu erklären. Das beweisen unter hundert andern Zeugnissen jene artigen Reime, die er eines Abends, als er mit Emilie spazieren ging, aus dem Stegreif machte."

An den Mond.

Holder Freund der süßen Schwärmerey,
Geuß auf uns herab all' deinen Silberschimmer!
Auf deiner weiten Bahn, bescheinst du ewig nimmer
Zwey Liebende, wie wir, so zärtlich und so treu.

(Man denke sich Voltaire's Gesicht und Lunens Silberschimmer!)

Wir erfahren außerdem, daß der Verfasser des Candide hier in Cirey oft Anwandlungen von Eifersucht hatte, die Saint-Lambert ihm verursachte. In solchen Augenblicken rief er aus: „O Weiber! — Verzeihung, meine Damen, so seyd ihr alle!"

Die Souper's waren da deliziös. Voltaire erzählte artige Histörchen, oder las einen Akt von seiner Merope vor, oder einen Gesang aus Jeanne d'Arc. Auch über Literatur wurde gesprochen, und da ließ der Philosoph zuweilen seltsame Äußerungen laut werden. „Die Lettres Persannes, sagte er, enthalten dummes Zeug. — Wie kann man lachen, wenn die Plaideurs gespielt werden? — Oden sind etwas Erbärmliches. Eine Ode machen, ist eine wahre Lumperey." Der Dichter hat selbst ein Zwanzig Stücke verfertigt, die nicht zum Besten ausgefallen sind, fügt der Referent hinzu. Wie konnte er auch eine Gattung von Poesien achten, worin Bernard Rousseau glänzte! Der bloße Nahme dieses Lyrikers brachte ihn außer sich. „Wäre er gestorben," rief er aus, „ich würde ihn wieder ausgraben, um ihn aufzuhängen." Mad. Graffigny, die uns diese Schwänke berichtet, meint mit vielem Rechte, Voltaire sey mehr Fanatiker gewesen, als diejenigen, die er ihres Fanatismus halber so wüthend haßte.

Schauspiel.

Theater an der Wien. Den 16. d. zum ersten Mahl: Der Schmeichler. Lustspiel in drey Aufzügen, frey nach Lantier; von W. Vogel.

Man würde dieses neueste Produkt einer betriebsamen Feder eben so gern für ein Original, als für eine freye Bearbeitung halten, und so viel eher, um ein einzelnes Beyspiel anzuführen, wenn man den hier erscheinenden lokalen Hühnersteig in einen Doktor der Weltweisheit metamorphosirt erblickt. Überhaupt ist aber dadurch nichts gewonnen. Das Stück leidet an so mannigfaltigen Gebrechen, daß man es kaum anzufassen weiß, und der erheblichste von allen ist, daß es nicht gefällt. Von dem Inhalt läßt sich gar nichts sagen, denn was in diesem Gesichtskreis sich ohne Zweck und Ordnung durch einander schlingt, ohne daß man irgendwo auf einen zusammenhängenden Faden stößt, gleicht vielmehr einer Reihe von über einander geschobenen Scenen, die nicht zusammen passen und wovon einige ein sehr plattes Intriguenspiel enthalten, wie zum Beyspiel gegen Ende des zweyten Akts, als der begünstigte Liebhaber, im Kabinet eingeschlossen, von dem Schmeichler für die Mutter des geängstigten Mädchens ausgegeben wird, das er dadurch überredet, ihre Abneigung gegen den Horchenden und ihre Anhänglichkeit für den verhaßten Frager zu erklären. Es ist nicht zu läugnen, daß hier komische Züge hervortreten, aber sie sind wie in den meisten andern Scenen höchst unnatürlich und machen im Ganzen einen widrigen Eindruck. Viele sind wieder zu lang oder langweilig, und die meisten ganz überflüssig. Auf diesem durchsichtigen Hintergrund bewegen sich nun Figuren, die gleichfalls eine bunte Reihe bilden, äußerlich sowohl als innerlich, und eben darum weder Gehalt noch Haltung haben. Man werfe nur einen Blick auf den Hauptcharakter hin. Dieser Schmeichler ist nichts weiter als ein nachgemachter, oder eigentlich verunglückter Tartüffe. Ein solcher benimmt sich aber, so gut wie der echte Schmeichler, ganz anders, und der wahre Schmeichler erreicht seinen Zweck überall. Der in diesem Fall dafür Ausgegebene hat völlig Recht, wenn er am Ende auf den Nachtheil der Wahrheitsliebe sich beruft, mit der Versicherung, künftig seinem Charakter unwandelbar getreu zu bleiben. Wo aber bleibt die Lehre, die aus diesem Charakter-Gemählde unfehlbar hervorgehen sollte? — Sie wird zu nichts, wie der Schmeichler selbst, der trotz manchen artigen Wendungen und possierlichen Eigenheiten so wenig als das ganze Werk interessirt.

Hr. Küstner gab einzelne Theile dieser Hauptrolle mit ausgezeichnetem Glück. Der Mlle. Botta gerieth die buntscheckige Naivität der Geliebten des Fritz Blank durch die entsprechenden, beliebten Variationen nach Herzenslust, und Letzterer gab Hrn. Demmer Stoff zu einer gefälligen, besonders lobenswerthen Leistung.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dinstag, den 24. Oktober 1820.

128

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein koloriertes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Büreau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 268) und bey A. Strauß in der Dorotheergasse; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Kosmologische Betrachtungen
über den wahrscheinlichen Ursprung unsers Sonnensystems.

Von J. J. Littrow.

(Schluß.)

In der Zeit also, wo die Sonne ihre Grenze bis auf 400 Millionen Meilen ausdehnte, und wo sie sich, nach eben der Richtung wie jetzt, in 84 Jahren einmahl um ihre Achse drehte, bildete sich durch die allmählige Erkältung der Oberfläche derselben in der Nähe ihres Äquators ein atmosphärischer Ring, der sich von der Sonne, die immer weiter sich gegen ihren Mittelpunkt zusammenzog, trennte, und die alte Geschwindigkeit beybehielt, durch die er in 84 Jahren um die Sonne sich bewegte. Dieser Ring trennte sich bald durch die Störungen seiner einzelnen Theile in mehrere abgesonderte Stücke, die alle sehr nahe dieselbe Geschwindigkeit und dieselbe Richtung der Bewegung beybehielten. Das größte unter diesen Stücken zog nach und nach die andern an, wie es ihnen in ihrem Laufe begegnete, und so entstand endlich der entfernteste unserer Planeten, Uranus, der noch jetzt in derselben Entfernung von 400 Millionen Meilen, und mit derselben Geschwindigkeit, die der ursprüngliche Ring hatte, in 84 Jahren sich um die Sonne bewegt. Nach mehreren Jahrtausenden vielleicht hatte die Sonne sich bis auf 200 Millionen Meilen zusammen gezogen, und dadurch ihre Rotation um die eigne Achse so vermehrt, daß sie sich in dreyßig Jahren einmahl um sich selbst drehte. Hier trennte sich eine neue Äquatorialzone, und gab dem Saturn sein Daseyn, der noch jetzt in einer Entfernung von 200 Millionen Meilen in 30 Jahren seinen Umlauf um die Sonne vollendet. Auf diese Art entstanden nach und nach alle Planeten unsers Sonnensystemes, deren letzter endlich Merkur war, nach dessen Bildung sich die Sonne in die Grenze zusammenzog, die wir jetzt an ihr bemerken, und aus welcher sie nicht mehr, durch eine weitere beträchtliche Erkältung und Zusammenziehung, neue

Körper von ihrer Oberfläche absondern konnte, es sey denn, daß es einen der Sonne noch näheren Körper gibt, als Merkur, den wir bisher nicht gesehen haben, welches aber wenig wahrscheinlich ist. Uns erscheint zwar die Größe der Sonne, und das ganze Planetensystem in einem beharrlichen fixen Zustande, allein wir können nicht wissen, ob nicht vielleicht die Sonne sich nach und nach noch mehr zusammenziehen, und neuen Planeten ihr Daseyn geben wird, denn die vier tausend Jahre, auf welche sich etwa unsere Menschengeschichte erstreckt, sind vielleicht nur ein verschwindender Augenblick gegen die Zeit, welche die Sonne brauchte, von der Bildung des Uranus, bis zu der des Merkurs zu gelangen. Gut würde übrigens die Voraussetzung des gegenwärtigen fixen und stabilen Zustandes unseres Planetensystems mit den neuesten Meinungen der Physiker übereinstimmen, die da behaupten, daß die Sonne diese Quelle des Lichtes und der Wärme, jetzt eigentlich ein kalter Körper ist, und sonach keine neue beträchtliche Erkältung mehr zu erwarten hat.

In dem ursprünglichen Zustande des Planeten, unmittelbar nach der Trennung des Ringes oder der Vereinigung der einzelnen Theile desselben zu einem Ganzen, war der Planet offenbar keine harte, feste Masse, sondern er glich mehr einer dünnen, äußerst lockeren Materie, ähnlich jener der Sonne, aus deren Schooße er so eben entstanden war. Auch seine Theile waren, wie die der Sonne, durch eine ursprüngliche Hitze noch sehr ausgedehnt, und die allmählige Erkältung, die seine Oberfläche erleiden mußte, brachte auch hier im Kleinen alle die Erscheinungen wieder hervor, die wir oben schon bey der Sonne beobachtet haben.

Auch diese Planeten mußten also durch ihre allmählige Erkältung und Zusammenziehung in der Nähe ihres Äquators Ringe absetzen, aus welchen sich neue Planeten, die Nebenplaneten, Satelliten oder Monde, bildeten, die aus dem bereits oben angeführten Grunde auch eine Umdrehung um sich selbst in der Richtung ihrer Bewegung um den Hauptplaneten haben müßten. Durch einen seltenen Zufall war bey einem derselben, Saturn, die abgesetzte Masse der Äquatorialzone so äußerst regelmäßig vertheilt, daß der ursprüngliche Ring sich erhalten konnte, während bey den übrigen Planeten die geringste Störung hinreichte ihn aufzulösen. Übrigens ist gerade dieser Ring des Saturns der schönste Beweis der Richtigkeit der bisher aufgestellten Hypothese, da ohne die Annahme einer ursprünglichen großen Ausdehnung und einer darauf erfolgten Zusammenziehung durch allmähliges Erkalten eine Erklärung dieses sonderbaren Phänomens so gut als unmöglich ist.

Durch diese Voraussetzung sind also die ersten fünf oben vorgetragenen Eigenheiten unsers Planetensystemes auf eine eben so einfache, als deutliche Weise erklärt. 1. Alle Planeten und Nebenplaneten müssen in ihrer jährlichen Bewegung von West nach Ost gehen, weil die Sonne, aus der sie entstanden sind, eine Bewegung in derselben Richtung um ihre Achse hatte. 2. Alle Planeten und Satelliten müssen auch in ihrer täglichen Bewegung von West nach Ost gehen, weil die Theile derselben, welche dem Hauptkörper näher lagen, eine kleinere Geschwindigkeit haben mußten, als die entfernteren. 3. Alle Planeten und Satelliten müssen sich nahe in derselben Ebene bewegen, weil sie alle in der Ebene des Äquators oder des Hauptplaneten

entstanden sind, und nur in dieser Ebene entstehen konnten. 4. Die Bahnen aller Planeten und Satelliten müssen sehr nahe kreisförmig seyn, weil sie alle aus Ringen entstanden sind, welche eine eben solche kreisförmige Bewegung hätten. 5. Endlich sind nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit kleine Abweichungen von dieser kreisförmigen Gestalt der Bahnen unvermeidlich, da unzählige Verschiedenheiten in der Temperatur und der Dichte der Theile jener großen Massen die geringen Excentrizitäten ihrer Bahnen sowohl, als die verschiedenen Neigungen derselben gegen den Sonnen-Äquator hervorbringen konnten.

In der bisher aufgestellten Hypothese sind also die Kometen eigentlich als Fremdlinge in unserem Sonnensysteme zu betrachten. Man kann sie als Massen von Lichtmaterie ansehen, die in allen Räumen des Himmels zerstreut sind, und von einem Systeme zu dem andern herum irren. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sie nichts anderes sind, als Verdichtungen der nebelartigen Materie, die überall am Himmel in großen Massen zerstreut ist. Die Kometen sind also in Beziehung auf unser Planetensystem das, was die Aërolithen in Beziehung auf unsere Erde sind, welcher die letzten ebenfalls fremd zu seyn scheinen, da sie nach aller Wahrscheinlichkeit nicht durch chemische Prozesse in unserer Atmosphäre erzeugt werden, wie mehrere glauben, sondern kosmischen Ursprungs zu seyn scheinen, und ebenfalls wie die Kometen sich scheinbar auf geradewohl in den obern Gegenden bewegen, ohne irgend einem der uns näher bekannten Himmelskörper ausschließend anzugehören. Schon der erste Anblick der meisten dieser Kometen zeigt ihre nebelartige Natur, und nur durch diese Voraussetzung kann man die ungeheure Ausdehnung ihres Körpers erklären, die man bemerkt, wenn sie sich der Sonne nähern, so wie die äußerste Lockerheit dieser Massen, durch die man, ihrer erstaunlichen Tiefe ungeachtet, die mehrere Tausende von Meilen beträgt, noch die schwächsten Fixsterne schimmern sieht. Wenn diese feinen Nebelmassen in die Attraktionssphäre der Sonne gerathen, so müssen sie um dieselbe, so wie die Planeten, ebenfalls regelmäßige Bahnen beschreiben, aber viele von ihnen kommen der Sonne so wenig nahe, daß sie nur eine äußerst geringe Anziehung von ihr erfahren, und dann sich wieder in die unermeßlichen Tiefen des Himmels zu andern Sonnensystemen herablassen, von denen sie auf immer unsern Blicken entzogen werden.

Man könnte die obigen Betrachtungen leicht weiter fortsetzen, und seine Blicke in die Zukunft richtend, auf den Zustand unsers Planetensystemes schließen, der in der fernsten Folgezeit Statt haben wird. So ist es möglich, daß diese Formation der Weltkörper noch lange nicht seine Grenzen erreicht hat, und daß vielleicht die Satelliten bey ihrer weiteren Erkältung wieder Nebensatelliten hervorbringen. Noch gibt es solche, so weit unsere stärksten Fernröhre reichen, nicht, indeß können die Satelliten des Uranus z. B. die ihrer großen Entfernung wegen ohnehin schon zu den schwächsten Gegenständen des Himmels gehören, leicht noch Nebenmonde haben, ohne daß wir dieselben entdecken. Aber es ist besser, von Dingen dieser Art, die wir vielleicht nie erfahren werden, seine Wißbegierde zurückzuhalten, und nur dem zu vertrauen, was unmittelbar Gegenstand der Erfahrung oder der Rechnung ist.

Übrigens hat die oben vorgetragene Erklärung des Ursprungs unsers Sonnensystemes, wenn man sie näher betrachtet, einen sehr hohen Grad der Wahrscheinlichkeit. Sie besteht nähmlich, um sie mit wenigen Worten darzustellen, darin, daß lange vor dem Zustande dieses Systemes, welches wir jetzt erblicken, die noch zusammenhängende Masse der Sonne und aller Planeten durch einen hohen Grad der Erhitzung in einen flüssigen Zustand, in Dünste aufgelöst war, die sich nach und nach durch Abkühlung an ihrer Oberfläche in die gegenwärtige Gestalt zurückzog, und eben dadurch allmählig Körper absetzte, die jetzt in den ihnen angewiesenen Entfernungen und Bahnen ihren Weg um die Sonne verfolgen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß das Feuer, dieses gewaltige Läuterungsmittel der Natur, bey der Entstehung der Ausbildung der Planeten eine so große Rolle spielte. Daß die Sonne einst gebrannt habe, werden die wenigstens gern zugeben, die behaupten, daß sie noch jetzt brenne. Daß das Feuer auf unserem Monde gewüthet, und fürchterliche Zerstörungen hervorgebracht hat, wird Niemand läugnen, der ihn auch nur einmahl durch ein gutes Fernrohr angesehen hat. Und daß auch unsere Erde diese Feuerprobe ausgehalten hat, dafür gibt es mehr als einen unwiderleglichen Beweis. Eine Menge Produkte, die auf ihrer Oberfläche zerstreut sind, und ihre Entstehung nur dem Feuer verdanken können: die heißen Quellen, die große Wärme des Innern der Erde, die Vulkane, die Erdbeben — alles dieß beweist das Daseyn einer immer fort wirkenden unterirdischen Hitze, welche wohl nur der Rest jenes ersten, ursprünglichen Feuers seyn kann.

Die Strafe.

„Wie Linnchen! du wolltest gar zürnen?
Weßhalb denn, du liebliches Kind?
Ist, daß ich dich küßte, Verbrechen,
So magst du mich strafen — geschwind!"

So sprach ich, und beugte mich duldend
Zu Füßen der Strafenden hin;
Sie aber, die Gute, verzieh mir
Und hieß mich der Strafe entflieh'n. —

Hob zu sich empor mich und küßte
Die glühende Stirne mir — ach!
Da wurden im wogenden Busen
Gefühle, die heiligsten, wach. —

Nicht war ich der Strafe entronnen,
Denn innig trug mit ich sie fort,
Sie kündete sich mir im Herzen —
Verfolgte von Ort mich zu Ort.

So wandl' ich gestraft denn durch's Leben,
Im Herzen den wonnigen Pfeil:
O lasset ihr heiligen Mächte
Die Strafe mir werden zum Heil! —

J. N. Chrairberg.

Correspondenz-Nachrichten.

Baden Baden 25. September.

Eine überaus günstige Witterung gestattete heuer noch bis über die Mitte Septembers den Gebrauch der hiesigen Bäder. Die Zahl der Fremden und Kurgäste belief sich in diesem Jahre über 5000, und die kleine Stadt vermochte eine solche Menge kaum mehr zu beherbergen. Man sollte fast meinen, es müßte endlich auch an Truhen und Kassen gebrechen, die hübschen Sümmchen unterzubringen, welcher dieser Zusammenfluß meist wohlhabender Leute, welche sich selten weniger als vier Wochen sich aufhalten, dahin führet; aber darüber vernahm ich keine Klage. Um jedoch auch die erstere Verlegenheit nicht wieder eintreten zu lassen, wird fröhlich spekulirt und fleißig gebauet. Wenn diesem Bedürfnisse abgeholfen seyn wird — sagte mir ein Badener — dürfte unserem Vaterunser sogleich nach der Bitte um das tägliche Brot noch der erläuternde Zusatz beygefügt werden: „Laß die Celebrität unserer Bäder wachsen, wie bisher!" — Wohl mögen die wackeren Badener also bethen; denn würde auf diesem stets fluthenden Fremdenmeere, das ihnen wie das Leben selbst zur süßen freundlichen Gewohnheit geworden ist, eine Ebbe eintreten, so wäre nichts im Stande, ihnen dafür einen Ersatz anzubiethen. Aber gleichwie es beym Gebethe ein Haupterforderniß ist, daß man nach Kräften selbstthätig sey, und sich der Segnungen des Herrn würdig mache, so kann es auch für die Badener nicht anders als nützlich seyn, wenn sie alles das Ihrige thun, was die Erfüllung eines so wichtigen Wunsches befördert. Dahin rechne ich eine größere Eleganz, Bequemlichkeit und vor allem Reinlichkeit in den Wohnungen, Gasthöfen und, noch einmahl vor allem, in den Bädern selbst; Tables d'hotes zu verschiedenen Preisen, und auch an den wohlfeileren, geschmackvoll zubereitete Gerichte, ergiebigere Anstalten, dem Mangel an abgekühltem Badewasser abzuhelfen; Sorge — wenn es möglich ist — für besseres Trinkwasser und Bier; die fleißigste Pflege der mit ausgezeichneter Liberalität von der Regierung hergestellten Anlagen; Verschönerung der Stadt, unter anderen mittelst Nettigkeit und Reinlichkeit, und endlich — wenn ich es zu sagen wagen darf — etwas Vorsicht der dortigen HH. Ärzte, die neuerlich eingerichteten Dampfbäder und das jetzt hier zubereitet werdende Surrogat des Carlsbaderbrunnens auf Kosten der Badener Heilquellen selbst zu erheben und fast ausschließlich anzurühmen. Es bedarf wohl kaum einer Bemerkung, daß dieses nur im Allgemeinen gesprochen, und den rühmlichen Ausnahmen, welche sich in Rücksicht der meisten meiner Rathschläge häufig finden, nicht zu nahe getreten ist. Übrigens wird es unläugbar besser seyn, wenn die gerügten Mängel zu Ausnahmen werden. Dann aber darf Baden mit freudiger Zuversicht einer schönen Zukunft entgegen sehen, da ihm, der Vortrefflichkeit seiner Heilquellen und seiner unsäglich reizenden Gegend wegen, nur wenige andere Badeorte die Palme streitig machen können. Ich darf nicht beginnen, Ihnen etwas von den Herrlichkeiten dieser Gegend zu erzählen, weil ich nicht zu enden wüßte, und weil die Worte als zu schwache und dürftige Darstellungsmittel erscheinen, wo die Natur selbst in dichterischer Begeisterung mit sichtlicher Liebe ein wunderholdes Bild entwarf. Nehmen Sie daher mit recht nüchterner Prosa vorlieb, und erlauben Sie mir bloß zu bemerken, daß, wenn Sie hierher kommen, und Ihren Aufenthalt auch auf sechs Wochen ausdehnen, und wenn Sie täglich ein Paar andere schone Parthien besuchen werden, Sie dieselben doch in dieser ziemlich langen Zeit nicht zu erschöpfen vermögen. Und was das anmuthigste und sonderbarste bey der Sache ist: Sie können sich von manchem der interessantesten Punkte nicht trennen, ohne sich im Stillen zu versprechen: hierher wirst du noch einmahl kommen! Also wird man gar nie fertig. Oder wer sollte eines so gefühllosen Herzens seyn, und diesen Wunsch bey Beschauung der ehrwürdigen Ruine des alten Schlosses von Baden, der hehren Trümmer der Yburg, des lieblichen Ebersteiner Schlößchens, der schauerlich schönen Umgebung des Wasserfalles u. s. w. unterdrücken können? Überall fesselt ein Paradies und überall ein neues Ihre trunkenen Blicke. Wenn zum Beyspiele auf der Yburg vor Ihnen der majestätische Rhein eine unübersehbare Strecke entlang seinen glänzenden Spiegel ausbreitet; dort Straßburgs Münster, hier Speyers Dom Ihren staunenden Augen sich darstellet; Ih-

nen die fernen blauen Vogesen winken, während hinter Ihnen der Schwarzwald mit seinen dunkeln Wäldern und höheren und niederen Bergen wie ein wogendes Meer sich zeiget, so befinden Sie sich bey jenem Wasserfalle an einer Stelle, wo weder Fuß noch Blick weiter vorwärts dringen können, wo die Schauer der tiefsten Einsamkeit das Gemüth des Wanderers reinigen.

Von den hiesigen gesellschaftlichen Freuden und Leiden weiß ich Ihnen wenig zu melden, da ich einer der Spätlingsgäste war, welche ihre Unterhaltungen fast einzig auf den Genuß der herrlichen Natur beschränken müssen. Nach der Badener Zeitrechnung beginnt die schöne Badezeit mit der Ankunft Sr. Majestät des Königs von Baiern, und mit der Abreise Allerhöchstdesselben endet sie. Es ist unmöglich, daß diesem gütigsten Monarchen in seinem eigenen Reiche eine innigere Liebe gezollt werden könnte, als hier geschieht. Ich will Ihnen jedoch die kleine Ausbeute nicht vorenthalten, welche mich das gesellschaftliche Leben machen ließ. Die zwey Bälle, welche während meiner Anwesenheit noch Statt fanden, waren Freybälle, und bothen nicht viel Ergetzliches dar. Von dem spärlich besuchten Theater kann noch weniger gesagt werden. Die beyden Spielbanken waren noch ziemlich besucht. Darüber wäre nun viel zu sagen; aber nichts Gutes. Das Schlimmste ist, daß die Badener Bürger und selbst die benachbarten Landleute von dem verderblichen Spielreize stets mehr und mehr hingerissen werden. Man kann sich leicht vorstellen, was für gute Geschäfte diese Banken machen, wenn man bedenkt, daß sie bloß für die Licenz jährlich über 20,000 Gulden entrichten müssen; daß ihre übrigen höchst bedeutenden Ausgaben für Croupiers, Lokale, Beleuchtung, eigene Verköstigung u. s. w. nicht viel weniger betragen dürften, und daß sie, ungeachtet der kurzen Badezeit, doch stets wohlgespickte Börsen — man sprach im vorigen Jahre von 80,000 Gulden — mit sich nehmen. Die Sonnenfinsterniß gab durch die scherzhaften Mißverständnisse, welche sie — vielmehr der Rastatter Kalender, welcher den Anfang derselben auf 11 Uhr 53 Minuten setzte — veranlaßte, der Gesellschaft manchen Stoff zur Unterhaltung. Recht viele wollten, im Vertrauen auf diesen Kalender, durch ihre schwarz berauchten Gläser, den Eintritt des Mondes um jene Zeit schon auf das deutlichste wahrnehmen. — Das Leseinstitut wäre einer großen Verbesserung fähig und das herauskommende Badewochenblatt desgleichen. Übrigens genießt der Fremde hier einer fast unbegrenzten Freyheit; die freundliche Sorgfalt für den ungenirtesten Aufenthalt desselben gehet so weit, daß nicht Ein Mann Militär hier zu sehen ist, wahrscheinlich um durch keinen Trommelschlag die behagliche Ruhe der Gäste stören zu lassen. Ich setze noch einen kleinen Preiskourant hier bey. Die ordentliche gute Wirthstafel kostet 1 fl. 30 kr.; die Maß Landwein 24 bis 32 kr.; ein Zimmer pr. Tag 1 fl. und mehr, doch gibt es dergleichen auch wöchentlich zu 3 bis 4 fl.; ein Bad kostet 12 kr.; eine Maß Bier 7 kr. u. s. w. Weil eben noch ein Bißchen Raum vorhanden ist, schließe ich mit der Nachricht, daß man das hiesige Badewasser bis nach Rastatt und noch weiter in Fässern führt, und daß es, Abends 4 Uhr an der Quelle gefüllt, erst bis zum Morgen genugsam für ein Bad abgekühlet ist.

Schauspiel.

Im k. k. Hoftheater nächst der Burg den 14. Oktober: Merope. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Voltaire, verdeutscht durch Gotter.

Mad. Stich — Ägisth. Unser sehr werther Gast, dessen Anwesenheit eine ganz ungetrübte Freude bereiten würde, erwachte nicht zugleich auch der schmerzliche Gedanke des Abschieds, hat, wie uns vorkommt, mit dem artigsten Trotze gegen die heutige Welt bloß darum die Rolle eines griechischen Jünglings dargestellt, um das Geschlecht wegen der Kränkung zu rächen, daß einst bey den Griechen Frauenrollen von Männern gespielt wurden. Einer muthig aufwärts strebenden Berlinerinn sieht das vollkommen gleich, und die Damen haben zu viel Ursache mit der erhaltenen Satisfaktion zufrieden zu seyn, als daß die Männer nach ihrer kecken Weise darüber vorlaut werden dürften. Trotz dessen fühlen wir uns berufen, und sind ermächtigt von einem Ausschuß unserer besten Geschlechtskameraden unumwunden den Wunsch auszusprechen, Mad. Stich

möge künftig doch nie wieder als Jüngling auftreten, weil sie Männern als Dame ein viel zu hohes Interesse einflößt, als daß nicht schon der Versuch jeder Illusion weh thun sollte. So war z. B. die Macht über die Annäherung der Stimme zum männlichen Tone allerdings bewunderungswürdig; wer aber Donna Diana und das Mädchen von Marienburg hatte sprechen hören, dem trübte die Erinnerung an das frühere Lautenspiel des Mundes den Genuß um Vieles, da dasjenige, was bey manchen andern Schauspielerinnen nur wenig seyn würde, hier schon viel bedeutet. Auch die Handhabung des Schwerts in einem Augenblick der Entscheidung bewies deutlich, daß dieser Arm jedem rauhen Dienste widerstrebt, und sich am besten nur dazu eignet, im Gebiethe der edlern Weiblichkeit die Myrthe der Liebe zu brechen, und so an dem frisch erhaltenen oder frisch belebten Lorber des Dichters auf dem Wege des Verdienstes Theil zu nehmen.

Es erregt ferner Verwunderung, daß Mad. Stich zu ihrer ersten Aufgabe in der Tragödie diese gemüthsleere französische Merope wählen konnte, der das siècle de Louis-quinze fast überall als Schminkpflaster fingerdick aufgeklebt ist, besonders in der äußerst komischen Stelle, wo es heißt: „Das ist der Hof." Nebenbey wird bekanntlich viel von Herkules gesprochen, den man sich denn auch des Angeführten wegen eher in der Allongenperrücke, als in der Löwenhaut zu denken hat. Den Vorwurf der Gemüthsleere wagen wir — und ist diese Behauptung nicht ein Wagstück? — weil die Handlung sich hauptsächlich nur um die Wiedererkennung Ägisths und um die gewaltthätigen Pointen Polyphonts bewegt. Die Zusammenfügung, hauptsächlich auf gewöhnlichen Effekt berechnet, ist für diesen Zweck verständig zu nennen, liefert aber bey aller Spannung keine wahrhaft großen tragischen Momente, sondern nur die eben so bekannten als beliebten Detonationen, für welche auch wirkliche Künstler des gewöhnlich detonirenden Beyfalls halber ihr Pulver gern versprengen.

Mad. Stich erfreute sich eines außerordentlichen Beyfalls, wurde sogar zwey Mahl stürmisch gerufen, eine Ehre, die ihr als Donna Diana und Mädchen von Marienburg eben so sehr, wo nicht noch in einem höhern Grade zu Theil werden durfte. Das Publikum hatte übrigens in seinem ungewöhnlichen Enthusiasmus vollkommen Recht, wenn es sein Erstaunen über die unerschöpfliche Vielseitigkeit der Künstlerinn an den Tag legen wollte. Ein besonnener Verehrer Ägisths sagte nach dem Schlusse: Es ist das Menschen Mögliche geleistet worden. Die einfache Wahrheit dieser Bemerkung enthält die erschöpfendste Kritik; denn jeder Versuch der Art, wie sehr er auch gelingt, behauptet doch immer mehr den Rang eines Kunststücks, als eines Kunstwerks.

Mad. Schröder, die als Merope von ihren zahlreichen Bewunderern auch während des Spiels häufig Zeichen des größten Beyfalls erhielt, den die Sehnsucht während der Abwesenheit der Künstlerinn sichtbar gesteigert hatte, wurde nach dem Schlusse gleichfalls gerufen.

Mad. Stich, lebhaft gerührt von der Theilnahme, die diesen Abend kaum noch Grenzen kannte, drückte ihren Dank mit einnehmender Anspruchslosigkeit aus, und gab ihm durch Miene und Stellung jenen Ausdruck, der auch für den besondern Fall der körperlichen Darstellung die Anwendung der geistreichen, irgendwo mitgetheilten Erklärung rechtfertigt: Die Kunst sey eine stumme Poesie.

Theater an der Wien. Den 20. d. zum ersten Mahl: Der König und der Hirte. Lustspiel in einem Aufzuge, nach dem Französischen.

Der Stoff ist eben nicht interessant, aber der Gang natürlich, die Auflösung einfach, und gerade in den Mittelpunkt fallen einige lustige Verhältnisse durch das Zusammentreffen des Königs und des Schäfers, die ziemlich rasch zum Ziele führen. Letzterer hat dem Monarchen einmahl das Leben gerettet, wird nachher aus eigennützigen Absichten für wahnwitzig ausgegeben, aber von Hermazina, der Tochter des Wirths Alvaretz, geliebt. Da diese dem Hof-Kellermeister Ignador ihre Hand geben soll, verspricht der Vater, sie von der Narrheit des Geliebten zu überzeugen. Der ihm unbekannte König soll nun die Rolle des Königs von Portugal spielen; in demselben

Augenblicke tritt der Hirt Pedrino auf, wirft sich der Majestät zu Füßen, wodurch der Anstifter in seiner Meinung noch bestätigt wird. Diese Scene und die folgenden führen komische Mißverständnisse und Verlegenheiten herbey, die den Charakter einer gewissen Gattung französischer Lustspiele nicht verläugnen können. Der Anfang konnte etwas gedrängter seyn, übrigens geht die Kleinigkeit, die wahrscheinlich aus einer Anekdote entstanden ist, leicht und rasch vorüber. Einstudiert mochte das Stück in Eile seyn.

Hierauf der Berggeist, neu in die Scene gesetzt, sonst nicht viel Neues enthaltend.

Theater in der Leopoldstadt. Den 19. d. zum ersten Mahl: Die bezauberte Braut. Komisches Zauberspiel mit Gesang, Tänzen und Tableau's, in zwey Aufzügen, nach einem Manuskripte ganz frey bearbeitet, von Hrn. J. A. Gleich. Musik von Hrn. Kapellmeister Müller.

Komisch ist dieses Zauberspiel ganz und gar nicht, aber bis zum Ein- und Ausschlafen matt und langweilig. Nur der komische Raimund bemühte sich, nicht ohne glücklichen Erfolg, etwas zur Unterhaltung der Hochzeitgäste beyzutragen. Auf einer andern Bühne hieß das Stück: „Die verwunschene Prinzessinn." Gewonnen hat es hier nichts, so sehr es auch mit Tableau's aufgeputzt wurde, die überhaupt auf beyden Theatern so sehr im Schwunge sind, daß sie bald die redenden Personen entbehrlich machen werden. Möchte dieß auch mit dem singenden der Fall seyn! Der in Katzen verwandelte Frauenchor sang gleich anfangs so charakteristisch, daß es zur Täuschung keiner Zauberkunst bedurfte. Überhaupt muß der hier handthierende böse Magus dem Verfasser selbst abhold seyn, denn ein von ihm gefertigtes früheres Produkt: „Überall zu früh," als Gegenstück zu dem Lustspiel: „Überall zu spät," verschwand zu rechter Zeit, nach einer zweymahligen Erscheinung. In dem Gedanken, daß ein Mensch zu früh kommt, liegt beyläufig gesagt, eigentlich nichts Komisches, wohl aber in dem, daß einer überall zu spät erscheint. Jenes ist eine langweilige Sache; dieses erfordert Eile.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

Arbutus Unedo. Erdbeerartige Sandbeere. Vom Orient.

Cassia mexicana. Mexikanische Cassie. Von Mexiko.

Clematis florida. Großblüthige Waldrebe. Von Japan.

Heritiera chinensis. Aus China.

Phylica buxifolia. Buchsblättrige Phylica. Vom Kap.

Rhus viminale. Weidenblättriger Sumach. Vom Kap.

Salvia mexicana. Mexikanische Salbey. An feuchten Stellen in Mexiko.

Theophrasta longifolia. Langblättrige Theophraste. Von Carracas.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 26. Oktober 1820.

129

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein koloriertes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Büreau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 268) und bey A. Strauß in der Dorotheergasse; für Auswärtige aber durch die k. k Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Räthsel-Cyklus.

(Zur Preisbewerbung bestimmt.)

Motto: Oft in frohen Kinderspielen
Liegt ein tief verborg'ner Sinn,
Von uns unverstanden, zielen
Heimlich sie auf's Leben hin.
Reseda 1. B. S. 102.

1.

Ich nahe euch mit Eumeniden-Haaren,
Die zischend flattern um mein Angesicht,
So wand'le ich seit vielen tausend Jahren
Und halte über Schuldige Gericht.

Ha bebet nur vor den verstörten Zügen,
Dem Blick', der stier sich in den Boden bohrt,
Ich heuchle nicht, verstehe nicht zu lügen,
Frey sag' ich es, ich sinne nur auf Mord.

Wen meiner Arme Krallen erst erreichen,
Wem ich sie harke in's zerfleischte Herz,
Der wird in Kurzem ganz mir selber gleichen,
Dem ist das Ungeheuerste bloß Scherz.

Mit seinem matten abgewelkten Munde
Verwünschet er die Menschheit, so wie Gott,
Er flucht des eignen Daseyns erster Stunde,
Ihm wird das Höchste, Heiligste zum Spott.

Ich peitschte Kain in unwirthbare Wüsten,
Dem Ischariotus reichte ich den Strick,
Und auf Guinea's thränenreichen Küsten,
Verweilte schwelgend kürzlich noch mein Blick.

Doch nur der Schuldige nimmt meine Gaben,
Und diese heißen: Wahnsinn oder Tod;
Nie kann sich meine Wuth an Unschuld laben,
Weil diese mir mit — dem Bewußtseyn droht.

2.

Laßt immer mich mit meinen Thränen,
Mich ändert euer Mühen nicht;
Mich zu bezwingen könnt ihr wähnen?
O was Verstand und Geist auch spricht,
Ich herrsche bis das Herz euch bricht. —

Gehüllt in schwarze Nebelschleyer
Folg' ich euch über Berg und Thal,
Kein Wesen ist auf Erden treuer.
Ich morde nicht mit Gift und Stahl;
Nein langsam tödte ich durch Qual.

Wo Lust und Frohsinn euch umgeben,
Da nahe ich mit leisem Tritt
Und lisple: Nichtig ist das Leben!
Fort flieh' ich dann mit scheuem Schritt
Und zieh' euch unwillkührlich mit.

Und wollt ihr meine Wohnung finden?
Im stillen Kirchhof weile ich,
Da wall' ich schweigend mit den Winden,
Und wer von jeher vor mir wich,
Fühlt meine Macht hier sicherlich.

Nur Einem Feind' muß ich erliegen,
Mit ihm bin ewig ich im Streit;
Nur der vermag's, mich zu besiegen,
Auch euer Haupt ist ihm geweiht,
Und dieser Feind, er heißt: die Zeit. —

3.

Ich bin des Schmerzes Freude,
Ein stiller, trüber Gast,
Thu ich dir was zu Leide,
Hab' ich dich hart gefaßt:
Doch kannst du mich nicht mißen,
Du hegst mich lieb und treu
Und wenn wir uns verließen,
Wär' dir nicht wohl dabey.

Im lautlos dunklen Haine,
Am Quell, der leise rauscht,
Hab' ich dich oft alleine
Beschlichen und belauscht.

In bittersüßen Träumen
Lagst du still sinnend da,
Sahst nach des Himmels Räumen,
Dann war ich stets dir nah'. —

Aus frühern, schönern Zeiten
Ruf' ich manch theures Bild,
Du siehst's vorüber gleiten
In's ewige Gefild:
Ein Lächeln zwischen Thränen
Schleicht dann auf dein Gesicht;
In's Herz ein heißes Sehnen,
Du stillst es ewig nicht.

Und weich' ich auch zu Zeiten
Von dir im Lebenslauf;
So folg' ich doch von Weiten,
Du suchst mich wieder auf;
Denn wer sich mir ergeben,
Läßt nicht mehr von mir ab,
Ist still und trüb im Leben,
Und bleibt es bis zum Grab. —

4.

Frey durch die Wolken hin,
Über der Erde Grün,
Will ich gleich Schwalben ziehn
Ohne Bestand.
Flieg' ich an euch heran,
Hab' ich's euch angethan;
Kindisch wird selbst der Mann,
Bis ich verschwand.

Ähnlich dem Frührothglanz,
Hüpf' ich im leichten Tanz,
Mit meinem Blumenkranz
Über die Flur:
Bin nur ein zartes Kind,
Mädchen und Knaben sind
Hinter mir her geschwind
Auf meiner Spur.

Wer in die Ferne lugt,
Und mich im Ernste sucht,
Treibet mich in die Flucht,
Haschet mich nie;
Hat man's d'rauf angelegt,
Bleibe ich unbewegt,
Bis sich's von selber regt,
Ihr wißt nicht wie. —

Dann aber, — jubilirt! —
Wird ein Hallo verführt,
Und gelacht, und narirt,
Wie sich's gehört.
Rathet nun, wer ich bin,
Ich kleiner Eigensinn,
Rathet her, rathet hin;
Doch nicht gelehrt! —

5.

Wer in die Arme mir gesunken,
Dem deucht das Leben himmlisch schön,
Und wer aus meinem Kelch getrunken,
Der fühlt den reinsten Götterfunken,
Durch den verjüngten Busen weh'n.

Der Gute nur kennt meinen Segen;
Nach einer schönen, frommen That,
Fühlt er ein wundersüßes Regen,
Da komm' ich freundlich ihm entgegen,
Wie sich ein guter Engel naht.

Ich strahle hell aus seinen Blicken,
Auf seiner Stirne steht mein Thron;
Die väterlichen Götter schicken
Mich aus, den Edlen zu beglücken,
Und ich bin selbst sein höchster Lohn.
Und raub' ich manchmahl ihm die Worte,
So sprechen Thränen sein Gefühl,
Und hier schon öffn' ich ihm die Pforte
Zum eigenen Verklärungsorte
Und seinem göttlich hohen Ziel. —

6.

Ich stamme her aus höhern Sphären,
Ihr kennt mich nicht, ihr ahn't mich nur;
Doch aller Zeiten heil'ge Lehren,
Sie weisen euch auf meine Spur.

Hoch über euern Grabeshügeln,
Wo tausend Welten wandelnd geh'n,
Erheb ich mich auf meinen Flügeln,
Daß die Gedanken euch vergeh'n.

Wenn einst die Scharen eurer Ahnen
Rund um euch her versammelt sind;
Wenn ihr auf hellen Sternenbahnen
Einher wallt, schuldlos, wie ein Kind;

Und ihr die Myriaden Welten,
Und ihren Zweck, und Lenker seht;
Wenn nur die Wahrheit mehr wird gelten,
Und jede Heucheley vergeht;

Am Erntetage eurer Saaten,
Wenn jede Sorge von euch wich:
Dann braucht ihr weiter nicht zu rathen;
Dann kennt ihr mich! — *)

*) Die Lösung befindet sich in der verschlossenen Devise des Verfassers.

Correspondenz-Nachrichten.

Pesth am 14. Oktober 1820.

Sie werden es sehr natürlich finden, daß ich nun, nach der Abreise des Allerhöchsten Hofes, dessen beglückende Anwesenheit in beyden Städten vom 7. Sept. bis 9. Okt. dauerte und nach geendigtem Übungslager, mit diesem Berichte meinen thätigen Briefwechsel, wozu diese interessante Epoche unerschöpflichen Stoff darboth, beschließe. Jedoch möchte ich Ihnen noch im Allgemeinen die freudigen Empfindungen der Patrioten zu schildern vermögen, daß die Majestäten Selbst unverkennbare Beweise Ihres Wohlgefallens am hiesigen Leben und Weben und am öffentlichen Haushalt beyder Städte geäußert haben. Sie haben Sich überzeugt von der Liebe und Anhänglichkeit und vom Wohle Ihrer getreuen Städte, und was kann edlen Fürstenherzen werther seyn? — Hier sind die Segnungen des Friedens und einer alten, aber ehrenfesten Konstitution und milden Regierung in aller Fülle und Herrlichkeit sichtbar, und es wird schwer ein Gegenstück aufzufinden seyn, — daß eine koncentrirte Volksmenge von beynahe 150,000 Menschen, in den unzähligen Kreisen und Wirbeln ihres Gewerbes und Berufes, ihres Bedarfs und Vergnügens sich neben und unter einander in Ernst und Scherz so gütlich und friedlich bewegt; und noch weniger werden Städte von gleich starker Bevölkerung eine so einfache und wohlfeile Handhabung der öffentlichen Administration nachweisen können. Wenn man dagegen erwägt, wie in den kleinen deutschen Fürstenthümern, welche oft kaum die Hälfte solcher Bevölkerung haben, eine Unzahl von Beamten und Behörden gebraucht wird, — und nun die Individuen beyder städtischen Behörden von oben bis unten zählt, — so fällt die Vergleichung zum höchsten Lob hiesiger Obrigkeiten und Einwohner aus, und es dringt sich die Überzeugung auf, daß es keine bessern Unterthanen geben könne, als Cives Pesthienses und die jetzigen Cives Budenses.

So fruchtbare Folgerungen sich hieran knüpfen lassen, so will ich mich mit der einzigen Devination begnügen, daß die Verbesserung dieses guten Zustandes wie das Steigen des Nahrungsflors, bey der Lage und den Verhältnissen beyder Städte gewiß voraus zu sagen ist, weil die landwirthliche und merkantilische Kultur Ungarns wechselwirkend zunimmt. Doch seyn wir mit der Gegenwart zufrieden! — und erfreuen uns auch zunächst an dem guten Rebensaft, welchen die heurige Ernte zwar hier herum sparsam, doch in manchen Gegenden auch reichlich (so soll's z. B. in Pács und Szexárd am Gefäße gebrechen) und überall gut gegeben hat. Vor der Hand hat sich die Güte zwar nur in Trauben und im sogenannten Wermuth ausgesprochen, doch täuschen solche Hoffnungen nicht, und der ansehnliche Preis des Mosts sichert sie noch mehr. Doch nicht bloß Bacchus der Freudengeber lächelt uns an, sondern auch die freundlichen Musen. Vor einigen Tagen haben die Virtuosen Hr. Schunke und Hr. Helmesberger uns durch zwey gelungene musikalische Akademien ergetzt, und zwey von hier ausgehende Musenprodukte sind unter der Presse, welche das Nützliche und Schöne bezwecken und hoffentlich den Punkt treffen. Das Nützliche ist eine ausführliche Topographie Pesths mit Kupfern von Wagner, welche Hr. Hartleben verlegt, und das Schöne wird seyn:

Ein vaterländischer Almanach ernsten und launigten Inhalts,

von Hrn. Dr. J. S. Zerffi und Hrn. J. F. v. Habermann, bey von Trattner.

Weil letzteres auf Pränumeration herauskommt, so erschien schon vor einiger Zeit eine Ankündigung, welcher ich einen etwas anspruchlosern Ton gewünscht hätte.

Von unserer Thalia schweige ich, als einer, wie es scheint, vor der Hand unheilbaren Patientinn, und hoffe auf die bessern Zeiten, die vielleicht mit der im Werke seyenden vollständigen Ausbauung ihres Tempels kommen werden. — Übrigens ist es nach Abreise des Hofs und Seiner Umgebungen, und da inzwischen manche Herrschaften noch auf's Land und in die Weinlese gereiset sind, hier in den Straßen und an öffentlichen Orten merklich leer geworden und wird auch wohl vor dem Leopold-Markte und bis der Winter die Lebeleute wieder in das städtische Verkehr zusammen bringt, nicht anders werden.

Ungarische Literatur.

Es zeigt von der höhern Allgemeinheit so wie der innern Selbstständigkeit der deutschen Literatur, daß sie bey den Nachbarn nicht allein sich Anerkennung erwirbt, sondern auch befruchtend einwirkt. Der letzte Einfluß ist am wenigsten bey den Ungarn zu verkennen und ihm hauptsächlich beyzumessen, daß deren Literatur in der jüngsten Zeit einen raschern Aufschwung genommen hat. Zwar fehlte es diesem energischen Volke nie an Dichtern, da die Sprache durch bilderreichen Ausdruck, Wohllaut und eine den alten Sprachen sich nähernde rhythmische Beweglichkeit sich auszeichnet und so sich dem begeisterten Gemüthe als ein williges, leicht zu handhabendes Werkzeug darbiethet; aber theils war ängstliche Nachahmung der Lateiner überwiegend, theils gab man sich einem üppigen, formlosen Phantasiren in engabgeschlossener Nationalität hin. So mußte ein Zurückbleiben in der Poesie hinter den übrigen gebildetern Völkern erfolgen; denn das ist eben ein Hauptzug der neuern Poesie, daß sie nicht wie eine wilde, wenn auch noch so farbenreiche, Feldblume vereinzelt dasteht, sondern wie ein mächtiger Baum aufstrebt, der Säfte ringsum an sich zieht und mancherley Früchte auf sich pfropfen läßt. Verschmelzung des Eigenthümlichen mit der fremden bessern Form wird dagegen jetzt immer mehr leitendes Prinzip der ungarischen Dichter; dadurch haben sie ihren Werken einen Gehalt eingedrückt, der über die Grenzen der Heimath hinaus die Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt und insbesondere den Deutschen auffordert, ein Gegengeschenk freundlich zu empfangen. Wie eine aufgehende Sonne an diesem poetischen Himmel strahlt vor allen Hr. Alexander von Kisfaludy, welcher ein mit den Gaben des Glücks geschmücktes Daseyn den Musen widmet und mit mehrern Edlen der Nation ein Muster der Nacheiferung für die aufstellt, welche sich irdischer Güter erfreuen, um höhere, unvergänglichere für sich und andere zu pflegen. Himfi's Liebe und Leiden (Himfi szerelmei) beurkunden glänzend die Genialität dieses Dichters und können als Epoche machend in der ungarischen Literatur angesehen werden. In einfacherem, schmuckloserem Gewande treten seine „Sagen der ungarischen Vorzeit" auf, doch nicht minder lebendig athmet in ihnen dichterischer Geist. Einer deutschen Übertragung einer dieser Sagen „Tatika" (Wien 1820 bey Wallishausser) verdanken wir Georg v. Gaal, von dessen — eines gebornen Ungarns — inniger Sprachkenntniß und durch seine nordischen Gäste bewährtem Dichtertalent sich nur Tüchtiges erwarten läßt. Der eigenthümliche Charakter von Wehmuth und Schauer, der die Dichtung bezeichnet, das nationale Gepräge einfachen Ernstes und fester Würde stellen sich so bestimmt und bedeutsam dar, daß auch der Nichtkenner des Ungarischen das Urbild in sprechenden Zügen vor sich zieht. Die Schwierigkeit, in vierfüßigen Trochäen Strophe für Strophe wieder zu geben, welche den gedrungenen Bau der ungarischen Sprache im Deutschen vermehrt, ist glücklich überwunden und nur selten wird ein strenger Kritiker auf weniger fließende Verse stoßen. Um die Leser einzuladen und ihnen zugleich einen Vorgeschmack zu geben, theilen wir in kurzem den Inhalt der sinnvollen Mähre mit. Tatika ist ein auf hoher Bergesspitze im bakonyschen Walde gelegenes Schloß, jetzt dem thätigen Gönner der Künste, Hrn. Ladislaus Grafen v. Festetics von

Tolna — dem die Übersetzung zugeeignet ist — gehörig. Hier lebt in zügelloser Lust die böse Czudar Judith nach ihres Gatten Szantho Gaspar's Tode mit ihrem Buhlen Herman, den sie schon bey jenes Lebzeiten heimlich begünstigte. Unter ihrer schnöden stiefmütterlichen Strenge muß Gaspar's Tochter von der frühern Gattinn, die an Körper und Seele schöne Manczi, seufzen. Doppeltes Mißgeschick lastet auf dieser, denn auch tiefer Kummer über den Geliebten Rezi Sandor verzehrt sie. Durch tapfere Thaten gegen die Türken hat dieser des Königs Sigmund Gunst erworben, aber an seinen Hof gezogen, ist er in die Schlingen der buhlerischen Königinn gefallen. Zu spät kommt er zur Besinnung und mit edelmüthiger, offener Reue gesteht er der Geliebten sein Vergehen, aber auch, wie er ihrer, der engelreinen, nun nicht mehr würdig sey und auf immer entsagen müsse. Nur mit seinem wilden Schmerze beschäftigt, verbirgt er sich in Bakony's dichtster Waldung, Menschen und Thieren ein Schrecken. Unterdessen regt der Neid über Manczi's vor allen gehuldigte Schönheit in der Witwe schwarze Gedanken; sie theilt sie ihrem Buhlen mit, und durch das, aber nur geheuchelte Versprechen ihrer Hand treibt sie ihn zur Theilnahme an der grausamen Ermordung Manczi's an. Manczi wird nun nach verabredetem Plane durch milderes Begegnen getäuscht, um jeden Argwohn aus ihrer Seele zu verbannen, und von beyden am Weihnachtsabende eingeladen, mit ihnen zu Rosaliens Kapelle, welche in dem Walde auf einem Felsen thront, zu gehen. Dort hatte einst ein Klausner Lazar sich frommer Andacht geweiht, aber durch seine Ermahnungen Judiths Zorn gereizt, daß sie ihn durch ihren Trabanten Pongracz umbringen ließ. Sein Geist wandelt nun, wie die Sage von der Unmenschlichen absichtlich ausgestreut ist, an der heiligen Stätte. Als solcher soll derselbe Pongracz den dreyen, wenn sie im Gebethe begriffen sind, plötzlich erscheinen, und in der Verwirrung des Schreckens die Jungfrau von der Höhe in den tiefen Abgrund stürzen. Die Thoren ahnen nicht, daß sie sich selbst ihr Grab bereiten; denn dem vorausgeschickten Trabanten tritt auf dem Wege Lazar's Geist entgegen; entsetzt gesteht er sein Vorhaben und wird in die Hütte, die der Klausner beym Leben inne hatte, eingeschlossen. Jene nahen mit Manczi; alle drey knien nieder; da erscheint der Geist; aber es ist nicht Pongracz, nicht Manczi wird ergriffen, sondern die beyden Frevler, und in den jähen Abgrund geworfen. Vor Schrecken ist das Mägdlein in Ohnmacht gesunken, als sie aber zu sich kommt, sieht sie sich in Rezi Sandor's, ihres Geliebten, Armen; denn dieser hatte Lazar's Hülle angelegt, dieser den Pongracz auf dem Wege zur Schandthat betroffen und nun furchtbare Vergeltung geübt. Durch den freygelassenen Trabanten wird der entsetzten Manczi alles offenbar; doch die schwere Schuld erlaubt Sandor nicht, in Ruhe den Lohn der Liebe zu genießen; mit Pongracz, dem er verziehe, entschließt er sich, nach Rom zu wallfahrten und sich zu den Füßen des heiligen Vaters zu werfen. Später fällt er in dem zur Buße auferlegten Kriegszuge gegen die Ungläubigen und Manczi nimmt den Schleyer.

Diese Sage ist ohne Zuthat fremden Schmuckes oft mit dramatischer Lebendigkeit und mit solcher Wahrheit ausgeführt, daß man einen Sänger der Vorzeit zu hören glaubt und die Schlußworte des trefflichen Liedes von Gaal, welches das Ganze beginnt, gelten:

Ist längst der Ruinen
Geschmeide verdorrt,
So webt im Liede die Weihe fort.

Schauspiel.

Im k. k. Hoftheater nächst der Burg den 17. Oktober: Wallenstein, Trauerspiel in fünf Aufzügen. Nach Friedrich Schiller's Piccolomini und Wallenstein in die Kürze gezogen und für einen Abend eingerichtet von H. W — r.

Über die Einrichtung kein Wort. Mad. Stich trat als Thecla auf. Es gibt zwey Wege, Schauspieler in bedeutenden Rollen zu beurtheilen. Entweder geht man von dem höchsten Standpunkt aus, indem dabey bloß der Geist des Dichters in seiner un-

verfälschten Durchsichtigkeit zu Rathe gezogen wird, oder man bequemt sich aus Rücksichten der Humanität, die am Ende doch mehr werth ist, als alle Poesie, zu jenen Grundsätzen, die durch freundliche Gewohnheit und angenehme Sitte ein fest gegründetes Bürgerrecht erworben haben. In dem letztern Sinne läßt sich von Mad. Stich des Rühmlichen gar nicht genug sagen und bloß aus der verzeihlichen Furcht, wir möchten das Ende nicht schnell genug finden, vermeiden wir eine genauere Erörterung. Einen Übelstand müssen wir jedoch bemerken, nähmlich das allzu lebhafte Schaukeln und Senken des Kopfes in den Scenen erschütternder Rührung. In solchen Fällen muß die Schauspielerinn an Wallensteins Wort denken: „Komm Thecla, sey mein starkes Mädchen." Der Kopf kann als Sitz des Geistes in der Tragödie gar nicht heilig genug behandelt werden. Wie Mad. Stich ihn zuweilen bewegte, drückte er bloß gewöhnlichen Familienjammer aus. Auch der Mund einer tragischen Schauspielerinn soll in der Rolle der Thecla, trotz des überströmenden Gefühls, nie die Grazie einer hohen Seele verläugnen, und die schönsten Zähne von der Welt entschädigen nicht ganz im Falle des Gegentheils. Solche Fehler sind aber nothwendig, wie schon gesagt, sobald eine überhaufte Praxis die verschiedenen Zweige der Kunst nicht scharf genug unterscheiden läßt. Im Punkte des Anzugs läßt sich die rothe Farbe nicht rechtfertigen. Roth widerstreitet durchaus dem Charakter der Thecla, wie wir ihn uns denken. Überhaupt hat Mad. Stich schon bey verschiedenen Gelegenheiten eine unzweckmäßige Liebe für diese Farbe bewiesen. Goethe gibt Künstlern, die das Rechte suchen, über diesen wesentlichen Punkt einen genügenden Aufschluß. Die Darstellung war im Ganzen, sobald nicht das Höchste gefordert wird, ein Meisterwerk zu nennen. Es mangelt an Raum, um die verschiedenen strahlenden Momente auch nur flüchtig zu berühren. Zum vollkommenen Genusse dieses Abends fehlte dem freudetrunkenen Publikum nichts, als Mad. Schröder auch noch bewundern zu können, in der Mad. Stich, um ihre eigenen öffentlichen Worte zu wiederhohlen, nacheifernd ihr Vorbild erkennt.

Hr. Korn zeichnete sich als Max Piccolomini durch wohlgefällige Anordnung des Äußern, zarte fortgesetzte Aufmerksamkeit, und den edelsten Enthusiasmus dergestalt aus, daß er nach den Grundsätzen der poetischen Gerechtigkeit vollkommen seine Stelle neben Thecla verdiente. Besonders gebührt diesem Künstler auch deßhalb Lob, daß er nur in äußerst seltenen Fällen den richtigen Accent verfehlt. In Don Karlos begegnete ihm indessen doch neulich ein kleines Unglück in der Stelle, wo der Prinz mit wiederhohltem Nachdruck Flandern von seinem Vater mit den Worten verlangt: „Vertrauen Sie mir Flandern." Hier verdient allerdings mir in Beziehung auf Alba hervorgehoben zu werden, nur nicht so übermäßig, daß Flandern darüber zu kurz kommt, worauf offenbar nach dem verstärkenden Zusamenhange das Hauptgewicht der Bitte liegt.

Noch ist anzuführen, daß Mad. Stich nach dem Ende der Vorstellung gerufen wurde.

Modenbild Nr. XLIII.

Das schottische Überkleid hat den Kragen und die Verzierungen von Sammet mit Atlas berändert. Die Binde ist von Sammetbändern; der Hut von Atlas.

Surtout écossais; Pélerine et ornements de Velours passe-poilé de satin. Ceinture en rubans de Velours. Chapeau de satin.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

P. v. St. Del. Fr. Stöber sc.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 28. Oktober 1820.

130

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein koloriertes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Büreau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 268) und bey A. Strauß in der Dorotheergasse; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Über das antike Kostum
in Grillparzers Sappho *).

Von Böttiger.

Ueberall, wo in dramatischen Werken sich offenbart, daß Treue in Zeichnung der Zeit und des Orts unter die Kunstzwecke des Dichters gehört, da wird es selten zu rechtfertigen seyn, daß man von dem wissenschaftlich korrekten Kostum abweiche. Dieser Ausspruch A. Müllners in einem der beherzigungswürdigsten Aufsätze über Theater-Kostum [1]), leidet seine volle Anwendung auf das zu beobachtende Kostum in Grillparzer's Sappho. Mag auch ein ganzer Köcher voll Pfeile auf die hellenische Echtheit dieses Drama von den kundigsten antiquarischen Bogenschützen abgedrückt werden, und mancher Pfeil treffen; der Dichter wollte eine echt griechische Sappho auftreten lassen, und ist daher von der Direktion berechtigt, die möglichste Rücksicht auf Scenerey, architektonische Verzierung und Bekleidung zu fordern, wie sie in jenes Zeitalter, wohin uns geschichtliche Kunde die Mytilenische Sappho versetzen heißt, und in die Umgebungen eines üppig geschmückten Landsitzes auf der Insel Lesbos passen. Man kann die Sappho, die hier durch die irdische Liebe zur himmlischen eingeht, noch viel höher gestellt, viel hellenischer wünschen; ausgemacht bleibt es, daß im ganzen Drama nichts vorkommt, welches nicht durch strenge Beobachtung des Üblichen im Wiegen- und Mutterlande aller wirklichen Kunst noch gehoben und der gebildeten Schaulust reizender gemacht werden könnte.

Wir befinden uns auf Lesbos. Der bekannte, in alle Sprachen übersetzte,

*) Wir bemerken hier im Allgemeinen, daß antiquarisch über Sappho überhaupt nichts gründlichers und umfassenders gesagt worden ist, als in Prof. Welcker's (jetzt in Bern) tiefeindringender Abhandlung: Sappho von einem herrschenden Vorurtheil befreyt. Göttingen 1816. 150 S. in 8.

1) Aus Müller's Theaterwörterbuche zuerst im Berliner dramaturgischen Wochenblatt II., 4. Dann im Almanach für Privatbühnen auf 1818. S. 348.

neuerlich durch Courriers und Furia's Fund noch um eine sehr mahlerische Scene vermehrte, Schäfer-Roman von Daphnes und Chloe, welcher einem Sophisten Longus zugeschrieben wird, möchte dem Dekorationsmahler wenigstens in Ausschmückung der Grotten und Lustgehölze von Sapphos Wohnung manchen willkommenen Wink dargebothen haben. Vor allen dürften die üppigen Wein- und Epheuranken mit Smilax (eine Windenart) nicht fehlen. Daß die Grotte nicht ohne Andeutung von Quellwasser und einem Bilde von Nymphen, mit aufgehangenen Syrinxflöten und andern ländlichen Weihgeschenken seyn dürfte, versteht sich. Wichtiger wäre vielleicht die Bemerkung, daß zur Bewirthung des ganzen Landvolkes in der Nachbarschaft dieser Villa ein großer Bacchischer Mischkrug, welchen man einen Krater nannte, im Hintergrund aufzustellen wäre, weil bey allen dergleichen festlichen Bewirthungen ein solcher Krater gestellt wurde, aus welchem man den Wein schöpfte [2]). Über das Triumphgepränge, oder den festlichen Einzug der Siegerinn bey diesen iselastischen Spielen [3]), wäre manches zu erinnern. Denn wenn erst überhaupt dem Dichter dieser weiblichen Hieronika (Siege im heiligen Spiele) zugestanden worden ist — was freylich der Archäolog nicht ohne große Beschwerung seines antiquarischen Gewissens einräumen wird; — so ist es freylich sehr schlimm, daß nicht wenigstens ein Zweygespann von wirklichen weißen Rossen auf die Bühne kommen kann. Ja es ließe sich darüber noch die Frage aufwerfen, ob nicht die siegegekrönten Ankömmlinge in Ermanglung jenes Roßgespanns lieber gleich auf einem Tragsessel oder Palankin, den auch die lesbische, mit Asien so vielfach befreundete Weichlichkeit sehr gut kannte, zu setzen gewesen wären. Sey dem, wie ihm wolle, eine Reihe von noch vorhandenen Vasengemählden, der ergiebigsten Fundgrube für diese Art von Vorstellungen, zeigt aufs genaueste den Stand eines Jünglings neben einer Frau (geflügelt heißt sie Siegesgöttinn) auf Zwey- und Viergespannen bey Festgepränge und Aufzügen [4]). Hätte man es zum höchsten Pomp treiben wollen, so wären zur Seite des Gespanns auch noch ein Sonnenschirmträger und eine Fächelträgerinn — zu beyden sind die Vorbilder auf Vasen zu finden — anzuordnen gewesen. In mancher Kleinigkeit wird außerdem noch das Übliche mit der genauesten Darstellung antiker Formen befolgt, und dabey auch dem ganz modernen Zuschauer ein sehr wohlgefälliger Anblick gewährt werden können. Wir bemerken hier das Heraustreten Phaons nach dem Gastmahl, wo er nach griechischer Sitte durchaus mit einem Rosen- oder Myrthenkranz ums Haupthaar erscheinen muß, auch schwerlich stattlicher gekleidet und in einer kostbar gestickten Chlamys

2) Diese Sitte wird im 4. Buch des genannten Schäfer-Romans mehrmahls erwähnt. S. p. 113. 138 der Schäfer'schen Ausgabe und Villoison in den Anmerkungen p. 293 seiner Ausgabe.

3) Iselastisch hießen alle Wettkämpfe, nach welchen der Sieger einen feyerlichen Einzug in seiner Vaterstadt hielt. S. E. Spanheim's II. Brief an Moralli p. 122 f. und der 22. Exkurs zum Sueton von Ernesti.

4) Beyspiele aus Vasen in Sinzrot's neuestem Prachtwerke: Wagen und Fahrzeuge der Griechen und Römer Th. I. S. 424 Taf. XXXIV. Im k. k. Antikenkabinet in Wien befinden sich jetzt aus der gräflich Lambergischen Sammlung vier Vasen mit Vorstellungen eines Gespanns, wo auf dem Wagen Frau und Mann zu stehen kommen. Vergl. Millin Peintures de vas. antiqu. T. I. pl. XXIV.

auftreten kann, da man bey Gastmählern sehr leicht gekleidet war. So werden die Mädchen, welche von der ausgelassenen (etwas mänadisch zu haltenden) Eucharis zur Herbeybringung von Blumen aufgefordert werden, diese in buntgeflochtnen Kolothiskен [5]) auf dem Kopfe getragen bringen. Die zierliche Form dieser Blumenkörbchen begegnet uns auf vielen Vasengemählden.

Unsere Absicht ist indeß bey diesem Aufsatz mehr auf die eigentliche Tracht, auf das, was man wohl am häufigsten nur Kostum im engern Sinn zu nennen pflegt, schon darum gerichtet, weil hierüber ein weit allgemeineres Urtheil Statt findet, und eben darum auch der Antiquar weit häufiger in Anspruch genommen wird. Was nun den Putz und Anzug der Sappho selbst anlangt, so schildert ihn der Dichter durch Phaons begeisterte Beschreibung zu genau, um in irgend einem wichtigen Punkte einen Zweifel übrig zu lassen. Auch stimmt diese Schilderung im Allgemeinen vollkommen mit dem, was Alterthumskunde hier anordnen könnte. Geht man von der Bemerkung aus, daß Sappho oft selbst die zehnte Muse genannt, sich nur im wahren Musenkostum zeigen konnte, in wiefern dieß damahls schon durch die scenische und plastische Kunst hatte bestimmt seyn können: so wird allerdings, um sogleich beym Kopfschmuck anzufangen, das (mehr Junonische) Diadem mit der Musengestalt nicht recht in Einklang zu bringen seyn. Denn ein solches ist uns weder in den bekannten Statuenvereinen des Vatikans (von den andern spreche ich nicht, da der echteste Verein, den einst die Königinn Christine besaß, im Meere unterging, und die in mehrere Museen Italiens und Englands, besonders auch in Wörlitz und Stockholm befindlichen größten Theils nur Nachbildungen moderner Ergänzung sind) noch auf den Musensarkophagen (wovon sich einer auch aus der Lambergischen Sammlung nun im kaiserl. Museum in Wien befinden muß) je vorgekommen. Und käme es vor, man würde sogleich auf einen falsch aufgesetzten Kopf schließen müssen. Da bey Grillparzer's Sappho nach einer allerdings auch in alterthümlichen Sagen begründeten Annahme alles prächtig, ja fürstlich zugeht; so würde hier statt des natürlichen Lorbeerkranzes (der freylich auch nur in den pythischen Spielen zu verdienen gewesen wäre), ein künstlicher ganz an seiner Stelle gewesen seyn, die Blätter von gediegenem Gold, die Beeren oder Früchte in natürlicher Größe von Smaragden, wie ihn dort Lucian in der Geschichte des Evangelos schildert [6]), und wie er in den bekannten Statuen des Apollo Kitharödos vorkömmt. Allein so wäre eine der schönsten Stellen, ein Triumph der Schauspielerinn, die Sappho zu seyn versteht, in der ersten Unterredung mit Melitta verloren gegangen. Es mußte also bey einem natürlichen Lorbeer sein Bewenden haben und dabey konnte das goldene Diadem sehr wohl bestehn, ja es schien vielmehr zur Zierde kaum entbehrt werden zu

5) Griechische Vasengemählde von *Böttiger*, Th. III. S. 43 und Millin Explication des Peintures de Vases antiques T. I. p. 11. Es muß nicht irren, daß diese Körbchen auch häufig bey Spinnerinnen stehen. Das auf der Kupfertafel Fig. I. abgebildete Kalathos ist aus der 4. Tafel des ersten Theils der Millin'schen Vasensammlung genommen.

6) Ad v. indactum c. S. T. III. p. 107. oder Th. VI. S. 43. der Wieland'schen Übersetzung. Man vergleiche die Statuen des in einen Apollo Kitharödos idealisirten Nero im Vatikan und Visconti's Bemerkungen im Mus. Pio-Clementino T. I. p. 31.

können. Und so muß man auch das ganze übrige Kostum der Sappho beurtheilen, wo überall, um uns auch hier Müllner's wohlbegründeter Unterscheidung zu bedienen, die wissenschaftliche Korrektheit der rein-poetischen nachstehen mußte. Gälte es bloß der wissenschaftlichen Genauigkeit, so müßte Sappho, als Lyraspielerinn, im kitharödischen Kostum eine breitgegürtete Tunika mit Ärmeln, die bis an die Handwurzel reichen, und eine mit zwey Agraffen über beyde Schultern befestigte, hinten herabfließende purpurne Chlamys haben. Allein sie erscheint bloß als Muse überhaupt, und da ist eine einfache, weiße Tunika von einem fein-drapirenden wollenen Stoff (mehrere Musenbilder geben auch Byssus, oder feine baumwollene Gewebe) mit Halbärmeln, die nur einen Theil des Oberarms bedecken, als dorische, Arme und Füße mehr enthüllende Tracht, die angemessenste. Diese halben Oberärmel sind in der Mitte geschlitzt und durch kleine Knöpfchen oder andere Befestigungen drey- bis viermahl wieder zusammengefaßt 7), dürfen aber nicht, wie in den aufgeschnittenen Ärmeltrachten des neuen spanischen Kostums mit einem durchschimmernden, oder gar durchgezogenen Stoff unterlegt seyn. So etwas würde ganz der antiken Form widerstreben, bey der es am Ende stets auf die möglichste Enthüllung und auf das durchschimmern lassen des Nackenden ankam. An einen breitern Gürtel, der allein der tragischen Muse und der eigentlichen Kitharödentracht zukommt, ist dabey nicht zu denken. Nur eine Schnur — sie mag auch wohl von Gold seyn — faßt dieß Untergewand unter der Brust und ist mit scheinbarer Nachlässigkeit und Kunstlosigkeit in der Mitte zusammengebunden, daß aber dieser Tunika unten herum zierliche Einfassungen von Blätterranken (doch ja nur als eingewebte, eingesetzte Stickerey, nicht aufgelegt) und arabeskenartige Verschlingungen (Mäander in der Sprache des Alterthums) sehr wohl gegeben werden können, erhellet, da die plastischen Denkmahle des Alterthums dieß kaum andeuten konnten, aus vielen hundert noch vorhandenen Vasengemählden, aus deren Abbildungen auch jetzt noch kundige Stickerinnen die reizendsten Muster zu entlehnen wissen 8). Es versteht sich, daß der Theater-Costümier so gut, wie der Theatermahler, sich darauf verstehe, was in der Form

7) Man vergleiche nur die schönen Musenstatuen aus der Villa des Cassius im Vatikan im Museo Pio-Clementino T. I. tav. 17. ꝛc. oder in den schönen Abbildungen in schwarzer Kunst von Revarchon. Eine solche Tunika hieß bey den Griechinnen mit ihrem eigenthümlichen Nahmen Peronatris, die geheftelte. S. Theokrit XV. 21. mit Valkenaer's Anmerkung T. II. p. 155 und das Epigramm des Antipato Sidonius 82. T. II. p. 28 der sogenannte Schistos bezeichnet nur überhaupt ein vorn und hinten aufgeschlitztes Untergewand.

Winkelmann in der Geschichte der Kunst VI. 1. 16. Th. V. S. 18. der Werke ist sehr unvollständig und erklärt das Wort S. 33. ganz falsch.

8) Alles hierher gehörige ist im ersten Hefte der Vasengemählde (Weimar 1797) in einer eignen Abhandlung: über die Vasenarabeske, sorgfältig gesammelt und geprüft worden. Seitdem hat Millin in seinen Peintures de vases antiques einige treffliche Mustertafeln solcher Blätterranken (Akanthus) und Phantasieeinfassungen gegeben, die besonders in den kolorirten Exemplaren allen erfahrnen Stickerinnen eine süße Augenweide seyn müssen. Das alles ist auch auf die Verzierung der Säulen- und Bilderstühle in der Architektur übergegangen. S. die 27. Kupfertafel zu Hirt's Baukunst nach den Grundsätzen der Alten.

und bey der Lampenbeleuchtung Wirkung thut und über das Niedliche nicht das Wirksame vergesse. Wie sehr war auch hier der Vortheil auf Seiten der antiken Welt, die bey aller Repräsentation der Art nur auf volle Tagesbeleuchtung Rücksicht nehmen durfte, da bey uns die nächtliche Beleuchtung noch obenein öfter von unten herauf kommt. Über den Purpurmantel und dessen schmückende Einfassung enthalten wir uns hier absichtlich aller Bemerkungen, da einer Künstlerinn, die sich ermächtigen darf, als Sappho aufzutreten, auch schon der Mantelwurf geläufig seyn muß, und über diesen, bis jetzt noch gar nicht erschöpften Gegenstand, 9) entweder gar nichts, oder weit mehr gesagt werden müßte, als diese flüchtigen Andeutungen gestatten. Es versteht sich, daß eine Sappho alles Mantelspiel unter sich hält, ob sie sich gleich sehr kunstreich zu drapiren versteht [10]). Nur Eins sey hier noch angemerkt: Nur an Einem Arm kann Sappho nach der Sitte des Alterthums füglich Armspangen haben [11]). Ob am rechten, oder linken, hängt von der Einsicht ab, womit sie den Mantel zu werfen weiß.

(Der Schluß folgt.)

---

9) Was F. v. Seckendorf unter der Rubrik Drapirung in seinen Vorlesungen II. 329 ꝛc. gesagt hat, ist uns sehr wohl bekannt.

10) Die antike Sappho macht in einem Fragment, das uns Athenäus erhielt, ihrer Nebenbuhlerinn Vorwürfe, daß sie ihr Untergewand schleppe. S. die Fragmente der Sappho in Wolfs Sammlung p. 54 und 83 in Volger's Sammlung n. LVI. aus Athenaus I. 38. p. 79 Schweigh. Man vergesse übrigens nicht, daß auf das kunstgerechte Drapiren des Mantels im griechischen und römischen Alterthum unglaublich viel Mühe verwandt wurde. Die griechische Sprache hatte ein eignes Wort für die kleidsam-anständige Haltung des Gewands Εὐσχημοσύνη. Bey Prozessionen, wo die Frauen und Jungfrauen fast allein öffentlich erschienen, gab es eigene Ordner und Aufseher des weiblichen Anstandes, in Kleidung und Haltung des Körpers, die Ordner der weiblichen Zucht (Γυναικοκόσμοι S. Pollux VIII. 112 und die Commentatoren) genannt wurden. Wir erblicken einen derselben in einer der berühmten Marmorreliefs von der Friese des Pantheon, welches Choiseul Gouffier mit aus Griechenland brachte und Millin in den Monumens inédits T. II. p. I. V. zuerst abbildete (man sehe die Erklärung S. 46). So sind die bekannten Jünglinge in Mantel gewickelt, vor welchen ein ehrwürdiger Lehrer steht, die sogenannten Mantelfiguren auf der Hinterseite, von mehr als 200 noch vorhandenen Vasen, nichts anders als Darstellungen des Unterrichts in der rechten Mantelverhüllung, wie anderswo ausführlich gezeigt worden ist.

11) Um Trost unserer Schauspielerinnen sey es gesagt, daß es deren allerdings zwey an demselben Arm seyn können, wie viele alte Denkmähler beweisen. Man vergleiche nur, um sich davon zu überzeugen, das Vasengemählde bey Millin Monumens inédits T. II. pl. 49. wo eine Minerva, ganz im dorischem Kostum mit bis zur Schulter entblößtem rechten Arm (hier der rechte, weil am linken der Schild hängt) zwey schlangenförmige, in zwey Windungen den Arm umzirkelnde Armbänder (also echte Spintheren im Sinne des Alterthums) trägt. Die am Oberarm, ganz nahe an der Schulter getragenen Armbänder, hießen auch dann wirklich Armbänder (βραχιόνια, armillae), die über die Handwurzel getragenen, nennt der Grieche περικάρπια d. h. Handwurzelbänder. Vergleiche die auf vielfache genaue Anschauung gegründeten Bemerkungen in Winkelmanns Geschichte d. K. in den Werken Th. V. S. 56. Will man die Muster eines antiken Armbandes zur Nachahmung haben, so vergleiche man in Caylus Recueil T. V. pl. 90, 4. Seit Bortholinus sein Buch de armillis schrieb, ist uns durch antike Bildwerke, besonders auf Vasen, eine neue Welt aufgegangen. Immer bleiben die Schlangen-Armbänder (auch

Schauspiel.

Im k. k. Hoftheater nächst der Burg den 21. Oktober: Romeo und Julie. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Shakespeare. Nach A. W. Schlegel's Übersetzung für die Bühne eingerichtet.

Mad. Stich — Julie. Es versteht sich von selbst, daß Shakespeare eben so wenig von einem heutigen Schauspieler vollkommen dargestellt werden kann, als er von irgend einem Dichter bis jetzt erreicht ist. Nur die ärgste Beschränktheit könnte folglich an Mad. Stich den unsinnigen Lobspruch verschwenden, als sey sie Julie in der strengsten und allgemeinsten Vollendung gewesen. Mit dieser Behauptung streitet die volle Anerkennung keineswegs, die der Künstlerinn als Donna Diana nur nach, nicht über Verdienst in diesem Blatte zu Theil wurde; und wenn wir bey der Gelegenheit einem und dem andern gesetzten Freunde eines sich setzenden Geschmacks ein feines Lächeln abgenöthigt haben, bitten wir deßhalb um Nachsicht, so wie wir auch ebenfalls keinem Recensenten zu widersprechen wagen, der dem Grabe nahe auch die Ruhe des Grabes in Sachen der Kritik als begehrungswürdig schildert. Es bleibt uns für solche Überwallungen keine andere Entschuldigung übrig, als Winkelmann's Wort, das als entschädigender Pleonasmus für mögliche Ellipsen hier eine Stelle finden mag. „Die Athaumasie oder die Nichtverwunderung, die vom Strabo gepriesen wird, weil sie die Apathie hervorbringt, schätze ich in der Moral, aber nicht in der Kunst, weil hier die Gleichgültigkeit schädlich ist."

Um nicht in dem folgenden Urtheile einer schädlichen Gleichgültigkeit verdächtig zu werden, die dem früher angestimmten Tone dem Scheine nach widersprechen könnte, besonders der ausgesprochenen Meinung, „die Virtuosität der Künstlerinn grenze beynahe an Vollendung," ist eine genauere Erklärung nothwendig, welche die Verschiedenheit der Ansprüche auch von verschiedenen Seiten beleuchtet. In Allem nähmlich, wo es auf Kunst ankommt, läßt sich bey günstiger Ausstattung der Natur und regem Fleiße ein gewisser Höhepunkt in einer bestimmten Zeit erreichen, der von der Menge meisten Theils als fleckenlose Vollendung ehrerbiethig angestaunt wird, da doch umgekehrt jenseits des Erreichten erst die größten Schwierigkeiten anfangen, die leicht auch dem umnebelten Auge des reichbegabten Künstlers gänzlich verborgen bleiben, vorzüglich in dem Falle, wenn seine Leidenschaftlichkeit doch noch größer ist als sein Talent. Er kann an der Pforte des Heiligthums stehen — und gerade nur so viel ist mit dem angeführten Ausdrucke von Mad. Stich behauptet worden — ob er aber wirklich in's Innerste treten wird, wo der unverwelkliche Kranz nur den Auserlesensten winkt, das ist eine Frage, die überhaupt und besonders an diesem Orte, ihrer zusammengesetzten Verwickelung wegen, nicht beantwortet werden kann. Wie viel oder wie wenig er auch zu einer vollkommenen Entschiedenheit in diesem Punkte noch fehlen mag, so gewährt es auf der andern Seite eine schöne Beruhigung, daß gerade Shakespeare's Julie zu dieser skeptischen, mannigfaltig sich verzweigenden Betrachtung Anlaß gegeben. Zum Glück zeigte Mad. Stich auch in dieser, wie in jeder andern Rolle, daß sie keine höhere Gewalt verlangt, als diejenige, welche ihr freywillig eingeräumt wird. Es ist also eben so erlaubt als angenehm, diese Anspruchlosigkeit kritisch zu benützen.

Das Wechselgespräch der Liebe zwischen Romeo (Hrn. Korn) und Julie (Mad. Stich) war im Allgemeinen so harmonisch, daß die Kritik schon in eine Disso-

---

Schlangen ὄφεις genannt, Pollux V. 99) die zierlichsten und auch jetzt noch empfehlungswürdigsten. Abbildungen lassen sich zu Dutzend geben, z. B. Millins Peintures des vases antiques. T. II. pl. 68. Vergl. Visconti zum Pio-Clementino T. II. p. 90 und meine Abhandlung über die Furienmasken S. 87 f. Warum aber nur an Einem Arm? Antwort, weil der andere durch den Peplus oder den Mantelwurf stets verhüllt bleiben muß, und das Alterthum nichts Überflüssiges that. Man fand daher unter hundert Bildwerken, auf welchen Frauen mit Armbändern erscheinen, auch nicht Eins mit Spangen an beyden Armen da, wo die weibliche Figur auch ein Obergewand trägt. Ganz anders ists, wo sie nur im Untergewand sich zeigt; da haben oft beyde entblößte Arme Handspangen, z. B. in Millin's Peintures des V. Antiqu. T. I. pl. 51. T. II. pl. 37. So hat eine von den florentinischen Venusstatuen, mit dem Amorin zur Seite, die ganz unbekleidet ist, an beyden Oberarmen Spangen. S. Galeria di Fiorenze. Serie IV. tav. 40.

ganz verfällt, wenn, wie es nicht wohl anders seyn kann, die Bemerkungen über das vortreffliche Doppelspiel getrennt werden.

Mad. Stich hatte besonders einen gewissen mittlern Ton des Gefühls so ganz in ihrer Gewalt, daß man nicht mehr ein irdisches Wesen, sondern die Liebe selbst glaubte sprechen zu hören. Die Künstlerinn wird in dieser Rolle von Seiten des Vortrags untadelhaft seyn, sobald es ihr gelingt, die Stimme auch in den höhern Regionen gleichmäßig auszubilden. Denn bis jetzt fehlte dem Ausdruck noch die rechte zarte Überschwenglichkeit, oder um es bestimmter zu sagen: der Flügelschlag der Phantasie, die den Himmel hat, weil sie ihn träumt, tönte noch nicht geheim genug in den unmerklichsten Abstufungen. Wenn Julie z. B. unbelauscht nur der Nacht das Geheimniß ihrer Liebe zu vertrauen glaubt, müssen die Worte mehr gehaucht als gesprochen werden. Die Rede floß aber im Gegentheil bey dieser Stelle von einer breiten Fülle über. So sagte Julie das erste Mahl zu Romeo: Gute Nacht, mit dem richtigsten Wohlklange. Nun wiederhohlt sie aber offenbar diesen Abschiedsgruß nur darum, weil sie ihr ganzes Herz in diesen Worten mit immer wachsender Innigkeit ausströmen möchte, folglich muß auch der Harmonikaklang der Stimme zuletzt so süß verschweben, daß der Hörer nicht mehr weiß, ob er einen bloßen Gedanken oder einen wirklichen Laut empfunden hat. Dieselbe Bewandtniß hat es mit: Lebewohl. Auch hier senke sich der Ton ohne Sprung in der letzten Sylbe, er sterbe sich selig auf den Lippen. Die Liebenden, nicht die Verliebten, mögen urtheilen über die Zulässigkeit der Wendung. Im Vorbeygehen sey bemerkt, daß auch Hr. Korn das Lebewohl nicht richtig sprach. Er muß als Mann umgekehrt die Stimme vom Anfange bis zum Ende bey diesem Abschiedswort steigern, so daß bey dem letzten Abstoßen die ganze Seele in einem sehnsüchtigen Seufzer hinquillt. Auf diese Art, dünkt uns, soll sich hier der Gegensatz des Geschlechts bewähren. Zuweilen waren Juliens Töne noch zu spitzig. Bey einzelnen Übergängen trat eine unverhältnißmäßige Anstrengung ein, wodurch die deklamatorische Leiter verrückt wurde, besonders spielte das Wort: allein in dieser Hinsicht keine glückliche Rolle.

An der Bewegung, die auch in dieser Darstellung wieder gerühmt werden muß, läßt sich auch Manches ausstellen. Die Liebe hebt Julien auf Flügeln empor, sie meint unter Sternen zu wandeln, also muß auch die Gestalt dieses emporragende Gefühl überall aussprechen. In den Scenen, wo Julie mit sich selbst redet, war das Hin- und Hergehen nicht immer psychologisch motivirt. Eine größere Ruhe, begleitet von echtem mimischen Ausdruck, hätte die Lebendigkeit des Spiels um Vieles erhöht. Selbst ihre schönen Augen brauchte Julie nicht überall in der gewohnten Unwiderstehlichkeit, sie senkte und schloß sie zu viel, anstatt in dem mehr offenen, mehr gehobenen Blick die Phantasie der hohen Liebe in allen möglichen Variationen durchzuspielen. Das Lächeln war besonders im Anfange des Spiels zu stark aufgetragen. Wenn Julie lächelt, so erinnere sie mehr an das stille nächtliche Leuchten des Meeres als an den stärkern, aber vorübergehenden Glanz der Sonne. Auch dadurch unterscheidet sich die Liebe auf ihrem Gipfel von der Liebe in der alltäglichen Verpuppung. Kurz zusammengefaßt will Alles das sagen: der Charakter athmete hier und da noch eine Naivetät, die, obwohl echt an sich selbst, Juliens Höhe nicht vollkommen erreichte.

Ungeachtet dieser Bemerkungen war aber Mad. Stich als Julie dennoch eine große überraschende Erscheinung, die wir schlechterdings mit Nichts zu vergleichen wissen. Es sind alle äußern Bedingungen vorhanden, die Mad. Stich zu einer Julie erheben können. Bey ernster Fortsetzung des Studiums, und dem Streben nach einer Ausbildung, die mit dem gewöhnlichen Flitter nichts gemein hat, erregt Mad. Stich für die Rolle der Julie Hoffnungen, die vielleicht keine andere deutsche Schauspielerinn im gegenwärtigen Jahrhundert besser erfüllen wird.

Um wenigstens von dem Gelungenen das Trefflichste zu nennen, sey der Monolog erwähnt, in welchen Julie am Ende des vierten Akts ausbricht. Sprache, Bewegung, Ausdruck des Gesichts entzückte durch hinreißende Wahrheit das Publikum so tief, daß es nach dem Schluß des Akts nicht unterlassen konnte, seinen Dank durch einmüthiges

Rufen abzustatten. Dieselbe Auszeichnung widerfuhr der Künstlerinn auch nach dem Schlusse der Vorstellung.

Hr. Korn war als Romeo in der Hauptsache unvergleichlich. Es hatte überhaupt das Ansehen, als wetteiferten die beyden mächtigsten deutschen Städte bey dieser dramatischen Jubelfeyer der Liebe in den Personen dieser Künstler; wenn man nicht vielleicht noch richtiger sagen will, diese Vereinigung auserlesener Talente könne gelten für ein nicht unebenes Symbol der freundschaftlichen Verhältnisse zwischen dem deutschen Norden und Süden. Besser möchten diese beyden Rollen wohl kaum irgendwo gegeben werden, obgleich wir in Hinsicht auf manche tragische Darstellungen im Ganzen uns keineswegs erkühnen, dieser Bühne unbedingt den ersten Rang beyzumessen. Ungeachtet des festen Vorsatzes, nicht Einzelnes zu loben, muß dennoch das Gespräch Romeo's mit dem Apotheker, von dem er Gift erhält, wegen seiner ausserordentlichen Schönheit mit dem größten Nachdruck hervorgehoben werden. Auch zeichnete sich Hr. Korn wie Mad. Stich auf eine überraschend analoge Art in allen den Stellen am meisten aus, wo nur nicht gerade der sanfteste Aufschwung der Phantasie mehr das Lispeln als das Reden erfordert. In dieser großen Kunst, die Empfindung so geisterartig auszusprechen, daß der Zuschauer den Darstellenden nur noch zu hören und nicht mehr zu sehen wähnt, war Hr. Anschütz ein würdiges Muster. Diese Hinweisung rechtfertigt sich bey den Freunden des Schönen von selbst. Jetzt erlauben wir uns noch einige Winke. Im zweyten Akt, wo Romeo allein von seiner Liebe spricht, mußte der Ausdruck leiser seyn, um den Übergang vom Monologe zum Dialoge bemerkbarer zu machen. Überhaupt ist der Vortrag der Monologe nicht die stärkste Seite dieses Künstlers. Auch wurden hier und da die richtigen Pausen in den Stellen vermißt, wo Romeo überfließen möchte mit seinem ganzen Wesen in die Seele Juliens. Hr. Korn kann, wenn er sich durch einen Versuch überzeugen will, noch ungleich mehr wirken durch diese Ökonomie, die nur dem Unkundigen als Armuth erscheinen mag, denn sie ist in den Scenen des seelenvollsten Ergusses gerade der höchste Reichthum. Es versteht sich, daß während dieser kleinen Pausen das Auge den rechten durchdringenden Blick nicht versagen darf. Das Lächeln, womit anfänglich der Liebe zu Rosalinden gedacht wurde, war wegen der Übertreibung nicht ganz echt. Immer wahrhaft bezeichnend zu lächeln, mag freylich schwer seyn, doch muß ein Meister nach dem Schwersten gerade am ersten streben. Auch wäre es vielleicht gut gewesen, wenn der magnetische Strom des Gefühls in der Scene neben der todt geglaubten Julie sich noch fester auf sie gerichtet hätte, auch selbst in dem Augenblick, wo Romeo an ihrem Sarge todt niedersinkt. Hr. Korn hat die Schicklichkeit gegen das Publikum nicht verletzen wollen, was allerdings Lob verdient, nur scheint es, als müsse die ewige Natur in einem so außerordentlichen Falle mehr gelten, als die gedachte Theaterconvenienz. Wir maßen uns übrigens darüber keine Entscheidung an, sondern drücken hier nur unsere Meinung aus, die anspruchsloser ist, als sie aussieht.

In Hinsicht auf unsere frühern Beurtheilungen des von Mad. Stich Geleisteten, können wir, um jeden Schein eines Widerspruchs mit uns selbst zu vermeiden, nicht genug daran erinnern, daß jede Rolle ihr eigenthümliches Leben hat, weßhalb Lob und Mißbilligung über einen und denselben Punkt gar wohl abwechseln kann, und nöthigenfalls selbst muß.

Auflösung des Räthsel-Kranzes im vorigen Blatte *).

1. Die Verzweiflung. 2. Die Trauer. 3. Die Wehmuth. 4. Die Lust. 5. Die Freude. 6. Die Seligkeit.

*) Aus Versehen ist dort die für den Herausgeber bestimmte Note des Verf. mit abgedruckt worden.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dinstag, den 31. Oktober 1820.

131

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein koloriertes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Büreau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 268) und bey A. Strauß in der Dorotheergasse; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Über das antike Kostum
in Grillparzers Sappho.

Von Böttiger.

(Schluß.)

Melitta und Eucharis werden in ihrer Tracht vor allen übrigen Dienerinnen der Sappho auszuzeichnen seyn. Wir befinden uns in der Wohnung einer vornehmen Frau, die sich selbst Dienerinn der Musen und der himmlischen Aphrodite nennt. Hier werden also auch die dienenden Mädchen in ihrer Tracht viel geschmückter erscheinen können, und etwas Phantasiereicheres im Anzuge haben dürfen, so wie wir es an dienenden Mädchen auf antiken Vasengemählden zu beobachten Gelegenheit haben. Ober- und Untergewand sind weiß. Die unten bis auf die Knöchel herabfließende Tunika ist echt dorisch und hat gar keine Ärmel. Sie ist also an den Schultern bloß durch ein Bändchen (eine Agraffe wäre über diesen Stand) befestigt. Beyde Arme sind völlig bloß. Dieß setzt freylich vollgerundete, schöne Oberarme voraus, welche sich die Frauen des Alterthums durch allerley, noch jetzt in den Frauenbädern des Orients übliche Badekünste und oft wiederhohlte Bewegungen zu verschaffen wußten. Über dieß Untergewand wird nun eine zweyte Tunika, gleichfalls mit durchgesteckten Armen angezogen, die entweder auch ganz bis auf die Füße herabgeht, oder über den Knien aufhört und also nur eine halb Bekleidung ausmacht. Diese nun, welche auch die Brust bis an den Hals herauf enganliegend umschließt, hat als Stickerey sowohl oben herum einen Hals- und Brustschmuck (der auch wirklich, vergleicht man die Halsketten und Colliers auf manchen antiken Bildwerken, aus einer Nachahmung von dergleichen Hals- und Brustausschmückungen in Steine und Metallplättchen entstanden zu seyn scheint), als auch an dem untern Saum eine oft drey und vierfach über einander laufende Einfassung. Die unterste besteht zuweilen in einer auf Vasen häufig vorkommenden wellenförmigen,

ausgebogenen Verzierung (broderie en forme de vagues) [12]), zuweilen auch aus einem doppelten Bande. Darüber ist aber dieselbe Ausschmückung angebracht, die auch oben herumläuft, nur in entgegengesetzter Richtung. Sie besteht aus einer Reihe ausgezackter Kanten, völlig in der Form, welche in der heutigen Modesprache Wolfszähne (dents à loup) genannt werden [13]). Dieser oben und unten so eingefaßte Leibrock ist nicht gegürtet, muß aber durch das Anlegen selbst und durch die Beschaffenheit des Stoffes vor allem aufbauschenden Abstehen bewahrt werden können. Werden diese Auszackungen von einem scharlachrothen (nicht rosafarbnen) Stoffe ausgeschnitten aufgelegt, oder, was das Gewand weit gehorsamer macht (assujetit), in so gefärbten Fäden gestickt; sind zugleich die kleinern Einfassungen goldgelb, so thut das Ganze eine sehr angenehme Wirkung und steht frischen, jugendlichen Figuren wohl an. Aber Melitta soll noch einmahl recht geputzt erscheinen. Wir gestehen aufrichtig, daß wir dem Dichter nicht beystimmen können, welcher ihr (da, wo sie gerufen zum zweyten Mahl in aller Unschuld des erwachten Gefühls vor die Gebietherinn tritt), eine mehr verhüllende, vielfach über einander drapirende Kleidung zugedacht hat, indem er ihr von der Sappho zurufen läßt:

So viele Hüllen deuten auf Verhülltes.

Jede jugendliche, oder doch die Jugend frisch darstellende Schauspielerinn, der Melittens Rolle zu Theil wurde, wird dem Dichter selbst die genügendste Erläuterung darüber geben, daß da, wo in Melitta's Brust mit der ersten Liebe auch die aufmerksamere Gefallsucht sich entwickelt hat, ein feineres Gefühl sie auch schon auf das Kleidsamere geleitet haben muß; und so bedarf es der unsrigen nicht. Wir gingen, als vom zweyten Anzug die Rede war, davon aus, daß Sappho dem Mädchen, das ihr Liebling ist, schon früher einmahl das zierlichste Gewand einer Flötenspielerinn oder einer andern beym Gastmahl aufwartenden Ganymeda (so hieß ja einst auch die den Göttern kredenzende Hebe) [14]) geschenkt habe, und wählten dazu ein eng anschließendes, nicht gegürtetes Leibkleid aus drey Vasengemählden in Millins Sammlung [15]), welches durch seine einfach-edle Form und den

12) Beyspiele und Bemerkungen s. bey Millin Description des Vases antiques T. I. p. 89. T. II. p. 90 92. Besonders die Anmerkung T. I. p. 69 n. 2.

13) Als Muster dieser Art von Borduren kann die untere Einfassung der Halbtunika dienen, welche Minerva unter dem Brustharnisch oder der Ägide trägt auf einem der prachtvollsten Vasengemählde in Millin's Peintures T. II. pl. 67. vergl. Peintures des vases T. I. pl. 42.

14) S. Welcker's Sappho S. 33.

15) Peintures des vases antiques T. I. pl. 36 und 38 und T. II. pl. 42. Es ist aber zu bemerken, daß dieser Leibrock der schönen Flötenspielerinn, bald ganz ohne Ärmel, so beschaffen war, daß er oben über den Schultern nur durch Agraffen zusammengehalten und beyde Arme da durchgesteckt wurden. So erscheint er auf dem ersten der angeführten Vasenbilder. Bald aber hatte er eng anliegende, bis an die Handwurzel reichende Ärmel, welche dann auf der ganzen Länge herunter und um die Handwurzel selbst eine purpurne Besetzung gehabt zu haben scheinen, welche aber auf dem eigentlich uns zum Muster dienenden zweyten Gemählde T. I. pl. 38. nur durch einen Strich angedeutet ist. Dieß ist auch beym dritten Gemählde sichtbar, welches zugleich die Eigenheit hat, daß es durchweg mit einer Stickerey von kleinen eingestreuten Halbzirkeln geschmückt ist. Um nun ein schönes Gewand für Melitten

von oben bis unten an den Saum herablaufenden doppelten Goldstreifen mit zierlicher Stickerey in Palmzweigen (en palmettes) eingefaßt, einen zwar reizenden, aber doch nicht überladenen Leibrock bildet. Die langen eng anschließenden Ärmel, die bis an die Handwurzel reichen, sind mit einer Laubranke der Länge herab zierlich gestickt. Das eine dieser Vasengemählde gibt zugleich die Beschützung an [16]), die selbst nicht ohne niedliche Verzierung ist und ganz die Form des alten Soccus hat. Die Farbe des Gewandes scheint nach der Kolorirung der Vase nicht ganz weiß zu seyn, sondern ins Hellgrün zu schillern.

Es versteht sich, daß sowohl die obigen Dienerinnen der Sappho, als auch die Lesbierinnen, die aus der Nachbarschaft zusammengekommen sind, und auf eine eben so ungezwungene, als theilnehmende Weise den Chor in diesem Trauerspiele bilden, mehr dorisch, als jonisch gekleidet erscheinen [17]), also ganz bloße Arme bis an die Schultern, und außer der untern Tunika, die bis zu den Knöcheln reicht, ein auf den Schultern mit Agraffen festgehaltenes Doppelmäntelchen haben, welches in der Sprache der Griechinnen die Benennung Diploidion oder Epomis erhielt. Es fehlt auch in neuern Abbildungen an Trachten, die bey Maskenbällen sorgfältig nach der Antike zugeschnitten wurden, nicht an Musterbildern dazu, wir könnten aber die Wahrheit derselben nicht rühmen, welches um so mehr zu verwundern ist [18]), da ein einziger Blick auf antike, bekleidete Statuen oder auch auf Vasenbilder die Sache ziemlich genau vors Auge bringt und Beyspiele also leicht zu finden waren. Indeß ist die Nachahmung dieses äußerst gefälligen Überwurfs und Halbmäntelchens eine Aufgabe, an welcher, wie die Erfahrung oft gelehrt hat, der ganze Witz unserer geübtesten Theaterschneider und Garderobinnen fast immer gescheitert ist. Die Ursache liegt vorzüglich darin, daß man einen Umstand übersah, ohne welchen diese Sopravesta nie recht sitzen oder gelingen wird. Denn ob sie gleich aus zwey Hälften, einem Vorder- und Hintertheil besteht; so sind sie doch, was viele geglaubt haben, nicht beyde an den Seiten ganz offen. An der linken Seite sind sie ganz

---

zu bekommen, muß aus diesen drey Vasenbildern die Form des Leibrockes geschmackvoll zusammengesetzt werden. Millin hat übrigens weder das Syrma, den Schleppmantel der alten tragischen Schauspieler, Citharöden u. s. w. noch die tunica recta, den χιτων ὀρθοστάδιος der tragischen Muse, recht verstanden, wenn er in seiner Anmerkung T. I. p. 68 beyde damit vergleicht. Darüber hat schon Visconti in seinen Anmerkungen zum Pio-Clementino alles in's Klare gesetzt.

16) T. I. pl. 38.

17) Dorisch heißt überhaupt so viel als altgriechisch. Dem frühen Alterthume der hellenischen Volksstämme war diese höchst einfache Bekleidung, die eigentlich aus einem einzigen, auch gleich so rund auf dem Webstuhl gewebten Gewande bestand, in dessen Öffnungen über den Schultern die bloßen Arme gesteckt wurden, sehr angemessen. Sie frommte der Kunst und der das Nackende überall suchenden Schönheit. Man sehe meine Abhandlung: Ueber den Raub der Cassandra auf einer alten Vase, S. 60 Not. 60.

18) S. Dédale et ses statues, danse pantomime par — *Hirt* (Berlin 1802 in 4.) N. VIII. und: die Weihe des Eros Uranios von *Hirt* (Berlin 1818) Tafel 4. Man muß dabey aber nicht aus der Acht lassen, daß der eigensinnige (moderne) Schönheitssinn unserer Damen dem armen, vielgeplagten Antiquar oft unüberwindliche Hindernisse entgegenstellte.

zusammengenäht, und es ist bloß die Öffnung zum Durchstecken des linken Armes übrig geblieben. Die rechte Seite aber geht von oben, wo das Hinter- und Vordertheil nur durch eine Art von Schnalle zusammenhält, sogleich unter der Achsel aus einander und zeigt die darunter befindliche untere Tunika. Hier ist es aber auch, wo die Eleganz der griechischen Mädchen sich durch einen ganz eigenthümlichen, wellenförmig-herabwallenden Faltenwurf dieses offenbar hier verlängerten, ja bis an die Knöchel mit beyden Flügeln herabfließenden Gewandes in ihrem feinsten Schönheitssinn zeigte: hätte William Hogarth dieses sich so lieblich herabschlängelnde Faltenspiel an dem Mäntelchen der griechischen Frauen gekannt, es würde ihm seine Schönheitslinie in der Analysis of Beauty noch einmahl so leicht zu konstruiren gewesen seyn. Ist nun, wie dieß wohl bey festlichen Gelegenheiten stets angenommen werden muß, dieser lieblich gefaltete Überwurf stets wenigstens mit einem Purpurstreif eingefaßt gewesen, so mußte die Undulation dieser Verbrämung mit dem wellenförmigen Faltenspiel bald hervortretend, bald zurückweichend, einen unbeschreiblichen Reiz hervorbringen, den unsere kunstreichsten Shawldrapirungen schwerlich erreichen dürften. Es mag mehr als ein Mittel gebraucht worden seyn, dieser Faltung oder Künsteley ihre ganze Mannigfaltigkeit zu geben. An einem merkwürdigen Candelaber-Relief, welches die Minerva vorstellt, die ganz im Canephoren- oder Jungfrauen-Kostum erscheint, erblicken wir sehr deutlich kleine metallne Knöpfchen an den Enden der Flügel [19]). Auch unsere Damen-Toilette kennt diese Kügelgen zum angemessenen Herabziehen des Gewandes und zum Faltenwurf. Allein es werden oft Granatäpfel des israelitischen Hohenpriesterrocks und unförmliche Gestalten daraus. Doch hierbey hat der Antiquar weder Stimme noch Weihe!

Wir behalten uns vor, in einem zweyten Aufsatz auch über die Tracht des Phaon zu sprechen, und verweisen hier nur noch zum Überfluß auf einen sehr interessanten Aufsatz des der Kunst zu früh entrissenen Millin in Paris „Observation sur le costume théatral" in seinem inhaltreichen Magazin encyclopédique vom Jahrgang 1812. Millin hatte ganze Portefeuilles voll nicht antiker und doch sehr kleidsamer Theaterkostums gesammelt, und gedachte ein großes colorirtes Kupferwerk darüber herauszugeben. Bey der unverantwortlichen Zerstreuung seiner Hinterlassenschaft ist auch diese Sammlung, die schwerlich je wieder so gemacht werden wird, verloren gegangen.

19) Museo Pio-Clementino T. IV. tav. 6.

Nach dem Tode meiner Marie.

Arme Mutter, dir verloren
Ist der Mutterliebe Glück,
Was zum Engel auserkoren,
Gibt der Himmel nicht zurück.

Nimmer lacht ihr Mund dem deinen,
Nimmer blickt ihr Aug' dich an,
Ach! das deine kann nur weinen,
Blickt nur nach der Sternenbahn.

Glänzend sehen sie hernieder
Und ihr mildes Licht erfreut,
Denn sie schwinden, kommen wieder,
Ewig wechselnd — stets erneut.

Aber fällt der Blick zur Erde,
Seh' ich liebend und beglückt
An dem traulich stillen Herde
Junge Mütter hoch entzückt,

Ach! dann möcht' ich trauernd fliehen,
Vor mir selbst verbergen mich,
Fremde Kinder an mich ziehen,
Für den Engel, der verblich.

Dann gewahr' ich kalt und bebend,
Ewig bleibt sie unersetzt;
Was ich liebte, wird nicht lebend,
Und mein Herz bleibt tief verletzt.

Wohl kann ich das Fremde lieben,
Doch es ist das Eigne nicht:
Nein, mir ist kein Trost geblieben,
Bis das Aug' im Tode bricht.

F. Marie.

Taschenbücher für das Jahr 1821.

Zur ergetzlichen Verkürzung der langen Winterabende biethet die Herbstmesse wieder eine bedeutende Anzahl von Taschenbüchern, von denen mehrere durch wiederhohlte Jahrgänge schon einen festen Stand gewonnen haben. Indem wir unsere Leser mit ihnen bekannt zu machen suchen, würde es uns niemand Dank wissen, wenn wir diesen literarischen Zugvögeln mit allzuscharfer kritischer Schere nahen, da das Tüchtigere sich auf andere Weise geltend zu machen weiß; es genüge hier nur an einigen Fingerzeigen, was sie bringen und wie das Gebrachte Unterhaltung gewährt, damit ein jeder nach Lust und Geschmack sich wählen kann.

Den holden Frauen ein willkommenes Geschenk ist gewiß:

Penelope. Herausgegeben von Theodor Hell. Zehnter Jahrgang mit neun Kupfern,

welches ihren Wünschen freundlich entgegen kommt. Gleich anfangs begrüßt sie mit seelenvollem Ausdrucke ein würdiges Vorbild, ein berühmter Nahme: Roswitha von Schnorr und Fleischmann. Diese seltene Erscheinung des zehnten Jahrhunderts, in der Schönheit, Frömmigkeit und Gelehrsamkeit wunderbar sich einten, beleuchtet der treffliche Herausgeber näher und theilt interessante Scenen aus ihren Lustspielen mit. Was sonst die Kunst zur Ausstattung gethan hat, besteht in sieben Darstellungen aus Schillers Lied von der Glocke, von Ramberg, zwar wie schon der Gegenstand es mit sich bringt, nicht neu, doch gut gruppirt und lieblich ausgeführt; vor den andern Nro. 4. „Einen Blick nach dem Grabe seiner Habe und s. w.," welches an die Flucht aus Ägypten erinnert. Die Gräber des Scaurus in Pompeji von Veith folgen jenen. — Die gegebenen Erzählungen werden in ihrer Mannigfaltigkeit die verschiedenen Forderungen der Leserinnen befriedigen; sie nehmen mehr durch den Reichthum der Darstellung als den der Erfindung ein. Der Birnbaum von Friedrich Kind glänzt von üppiger Naivetät. Geist und Gemüth von Franz Agnes spricht durch Naturschilderung und Charakterzeichnung an; besonders zart und innig drückt das Begräbniß von Ernst von Houwald das leise Verständniß verwandter Seelen aus, welche ein magisches, vom irdischen Stoffe nicht durchwebtes

Band umschlingt. Der Heimathlose von Prätzel zieht durch einfache, treffende Wahrheit an. Die meiste Überraschung dagegen tritt in den Freunden von Terni von C. B. von Miltitz hervor. Ein anmuthiges Schweizergemählde eröffnet sich in Schön Eisi (von C. Lebrün), wie die schöne Alpenrose aus dem Blute eines treu Liebenden entsprossen ist, nach einem Volkslied von Kuhn erzählt. Ereignisse des gewöhnlichen Lebens sind mit gewöhnlichen Farben gezeichnet in: Was seyn soll, fügt sich wohl, von K. L. M. Müller und im Beichtkind von Gustav Schilling. Zuletzt nennen wir den Handschuh von Fr. Gleich. Die wenigen Gedichte, welche sich diesen anschließen, sind, wenn wir das muntere Fischerlied von Franz von Schlechta ausnehmen, ernster Gattung; von Th. Hell, Fr. Kind, Arthur v. Nordstern, H. Döring u. s. w. am sinnigsten die des Herausgebers, welcher auch mit einem Sonnett endet zur Entschuldigung, daß er selbst wenig gegeben, und der Mahnung für die fremden Gaben:

Mög' vor Visitator-Härten
Sie der inn're Werth behüten.

(In Wien bey Tendler und Manstein zu haben.)

Wir lassen ein Erzeugniß unsers Bodens folgen:

Taschenbuch für Schauspieler und Schauspielfreunde auf das Jahr 1821. Herausgegeben von Lembert. Wien, bey Tendler und Manstein.

Das Büchlein ladet sowohl durch gefälliges Äußere, als zweckmäßige Anordnung seine Gäste ein. Würdig steht das Bildniß eines Beschützers der Kunst voran, des Hrn. Grafen von Brühl, General-Intendanten der königl. preuß. Schauspiele. Grillparzer theilt aus der dramatischen Dichtung: des Lebens Schattenbild, Expositionsscenen mit, von echt poetischem Gehalt, besonders die Beschreibung der Schlacht. Eben so C. A. West den ersten Art des Trauerspiels: Adolfinda. Das Stück spielt im Jahre 734 auf der alten Stammburg der gothischen Könige in Asturien; es ist zwar Weniges gegeben, aber alles gediegen, wie es sich von so kunstgeübter Hand erwarten läßt. Allen, welche Kunst in Künstlichkeit setzen und durch Künsteley ausarten machen, sagt J. F. von Mosel, zu beherzigende Worte in seinem Aufsatze: Über die gewöhnliche Anwendung der Wörter: Methode und Kunst, auf die Leistungen dramatischer Sänger, in welchem er diese Ausdrücke nach bewahrten Zeugnissen gründlich und bündig erklärt; nur wird der Wunsch rege, daß dieser scharfsinnige Kenner der Kunst über diesen Gegenstand mehr von seinen geistvollen Bemerkungen mitgetheilt haben möchte. Unter den drey biographischen Skizzen von Lembert werden hiesige Leser besonders die beyden letzten, welche unsern würdigen Koch und ausgezeichneten Vogl darstellen, gern erblicken; die erste macht uns mit Franz von Holbein's Leben bekannt. Außerdem liefert der Herausgeber sein im J. 1819 auf dem k. k. Hoftheater aufgeführtes Stück: die Geheimnisse. Der Soldat ganz allein, ein komisches Zwischenspiel in einer Scene von Castelli ist nach einer Anekdote bearbeitet, wie ein einziger Soldat eine Verschanzung gegen 500 Feinde glücklich vertheidigt; die Kleinigkeit wird die Freunde des Dichters unterhalten. Über den Verfall der dramatischen Kunst macht sodann ein Schauspielfreund flüchtige Bemerkungen, doch, wie es ihm selbst nicht entgeht, möchte es wohl bey den Vorschlägen bleiben. Diesen größern Abtheilungen sind beygemischt: Epigramme von Haug, Anekdoten, manche artig, und einiges (unter andern von Klopstock, Stolberg, Iffland, Lessing u. s. w.) aus Brockmann's Stammbuche, welches im Besitze der k. k. Hofschauspielerinn Frau von Weissenthurn ist.

Den übrigen Raum füllt das Verzeichniß der lebenden dramatischen Schriftsteller und das der deutschen Bühnen und ihrer Mitglieder nebst ihren Leistungen.

W. G. Becker's Taschenbuch zum geselligen Vergnügen. Herausgegeben von Friedrich Kind. Leipzig bey Göschen.

Dieser nach dem Plane der frühern Jahrgänge angeordneten Fortsetzung hat sich der beliebte Dichter mit besonderer Sorgfalt angenommen; seine eigenen Gaben gehören zu den schönsten Zierden. So seine Erzählung: der Liebe Wahn, welche in dem Baronet Athol einen neuen Pygmalion aufstellt, der aber endlich sein Urbild unter den lebenden Schönen findet. Wiese unsere Zeit nicht wirklich ein ähnliches Faktum auf, daß sich ein Engländer mit der mediceischen Venus vermählte, so würde die natürlich entwickelnde, anmuthige Darstellung die innere Unwahrscheinlichkeit heben. Gleich ausgezeichnet sind Fr. Kind's Gedichte: die Kinder im Walde; der Page; der pädagogische Kunstgriff. Die zweyte Erzählung: die lustigen Musikanten von O. H. Graf von Loeben, zieht uns in ein heiteres, buntes Leben voll lichter Bilder, die oft zauberisch blenden. Louise Brachmann erzählt einfach, wie die Unmöglichkeit, welche ein liebendes Paar trennte, von dem Papste Pius IV. gehoben wurde, indem er ein früher geschlossenes Band, das den einen Theil fesselte, löste. Doch ertheilen wir den lieblichen Liedern der Dichterinn: Spätes Erkennen, die Bothen, an die Nachtigall, vor der Erzählung den Preis. Der Kirchgang von Gustav Schilling ist mehr ein Fragment, als ein Ganzes zu nennen. Diesen Erzählungen gehen drey Bilder aus der altgriechischen Hirtenwelt von Eduard Gehe: Weise zum Leben, Hochzeit, Tod, voran. Sie sind in Geßnerischer Weise lieblich, wie jene traumähnliche Welt. In dem reichen Kranze von Gedichten ist ausser den genannten noch manche würzige Blüthe zu treffen; fast alle empfiehlt Reinheit und Korrektheit der Sprache. Wir heben heraus: Douglas, von Arthur von Nordstern; die Perle, der moderne Troubadour von Th. Hell; Farben und Lieder, von Fr. Graf von Kalkreuth; der Jüngling und der Wanderer, von Ernst v. Houwald; die Wanderung fürs Herz, von Fr Krug v. Nidda; neue Heimath, von St. Schütze; zum dritten Februar 1809, von C. A. Tiedge. Ferner: Als sie in mein Zimmer schaute, von Deinhardstein, voll Feuer; der Liebe Bedeutungen, von Castelli, launig, auch strenger Kritik genügend, und desselben von A. Gyrowetz in Musik gesetztes Lied; Widerschein, Lied von Fr. Franz v. Schlechta. Unter den Tonkünstlern der Lieder bemerken wir Carl Maria v. Weber, Methfessel, Franz Schubert in Wien. Räthsel und Charaden machen den Beschluß, von den letztern ist eine durch fünf Umrisse angedeutet, leicht aufzulösen und unterhaltend. Die Kupfer nach Ramberg von Fleischmann stellen Scenen aus den Erzählungen und einige Städte Nord-Amerika's dar und zeichnen sich nicht aus.

Correspondenz-Nachrichten.

München im September.

Seit ich in Nr. 70 des viel gelesenen literarischen Wochenblattes, gelegenheitlich einer ausführlichen und recht rühmlichen Beurtheilung Ihrer Zeitschrift, auch eine freundliche Anerkennung der Leistungen Ihrer Korrespondenten gefunden habe, erscheinet mir mein Geschäft doppelt angenehm. Der kleine Vorwurf, daß wir meist ein Bischen panegyrischer Natur seyen, ist zu verschmerzen, weil er den Schein des Rechtes auf seiner Seite hat. Freylich — was können wir dafür, wenn wir immer so viel des Guten zu berichten haben? Überdieß sind Korrespondenten keine eigentlichen Kritiker, und selbst diese — man hat Beyspiele — huldigen heut zu Tage liberalen Grundsätzen, und wollen leben und lassen leben. Nun zur Sache! — Hr. Eßlair setzte während dieses Monathes seine Gastdarstellungen in ununterbrochener Reihe fort, und erfreuete uns — als Chigi, im Raphael; Hugo, in der Schuld; Pygmalion, in dem Melodrama gleichen Nahmens; Major, in den Zerstreuten; Meinau, in Menschenhaß und Reue; Ynguld; Tell; Lear, in den also benannten Dramen; Antonius, in Octa-

via; Theseus, in Phädra; Willburg, in der Versöhnung; Coop, in Heinrichs Jugendjahren; Dallner, in der Dienstpflicht, und als Nadir, in dem zum ersten Mahle gegebenen Trauerspiele dieses Nahmens, von Seyfried. Will man sich bey diesem Register, an die vielen, in den beyden letztvergangenen Monathen gegebnen Trauerspiele erinnern, so wird es keine gefährliche Überraschung veranlassen, wenn ich die Nachricht beyfüge: daß ein solcher Wolkenbruch von Trauerspielen anfangs eine bedenkliche Thränenüberschwemmung zur natürlichen Folge hatte. Wir haben indessen diese Noth jetzt glücklich überstanden, und sind mit einem einzigen, sogenannten blauen Flecke davon gekommen. Dieses Nachweh heißt auffallender, fast selbst tragischer Thränenmangel, welcher sich in dem erwähnten Trauerspiele Nadir bereits auf eine unverkennbare Weise fühlbar machte. Ungeachtet der lauen Temperatur der Aufnahme wollte nähmlich in diesem, sich durch eine sehr gebildete Sprache, bey einem nicht ganz glücklichen Stoffe auszeichnenden Stücke, keine Thräne fließen. Hr. Eßlair hat übrigens sowohl in diesem als in den andern genannten Stücken seinen alten Künstlerruhm behauptet; auch ward er stets von dem hiesigen Bühnenpersonale trefflich unterstützt. Als Neuigkeiten des Theaters am Isarthore sind zu bemerken: die vergebliche Mühe von Lembert, und die beyden Billets.

Auch die deutsche Oper erfreuete uns mit zwey neuen Singspielen, deren eines: Heinrich IV. zu Givry, gedichtet von Sandtner, in Musik gesetzt von Stunz, und das andere: Die Verwechslung, gedichtet und komponirt von Fischer, betitelt ist. Beyde Gaben wurden mit Dank und Beyfall aufgenommen. Heinrich IV. lieferte insbesondere einen wiederhohlten Beweis von den Talenten des Hrn. Stunz, den wir mit Vergnügen den unsrigen nennen. Überall entdeckt man darin den kunstgerechten Tonsetzer, der sich Italiens Geschmack aneignete. Kenner und Liebhaber stimmten in seinem Lobe überein; denn während er die ersteren durch die zuvor erwähnten Vorzüge befriedigte, ergetzten sich die Letzteren an den lieblichen Melodien, woran diese Oper reich ist. Das Gedicht des Hrn. Sandtner — gleichfalls eines vaterländischen Schriftstellers — zeichnet sich durch leichte Versifikation, Korrektheit und das gelungene Streben aus, die von diesem Felde lange verdrängte Poesie wieder dahin zurückzuführen. Daneben beeiferten sich das Orchester und die Intendanz, dieses Singspiel durch musterhafte Genauigkeit und reiche Ausstattung zu heben. Eine gleiche freundliche Aufnahme erfuhr und verdiente das Operettchen unsers, auch bey Ihnen rühmlich bekannten Sängers, Hrn. Fischer. Das Buch ward ergetzlich, die Musik passend und niedlich und die Aufführung gelungen gefunden. Zu den Theaterneuigkeiten überhaupt gehören noch der Tod unsers, einst so berühmten Hofschauspielers Huck; die Abreise des Hrn. Stunz nach Italien, um in Turin für den künftigen Karneval eine Opera seria, worin Hr. Veluti singen wird, zu komponiren; die im nächsten Monathe erfolgende Ankunft des bekannten Tänzers Düport, welcher die Aufnahme als erster Balletmeister mit einem Gehalte von 3900 fl. erhielt; die viel besprochene und nun der Ausführung nahe, neue Organisation des Theaters am Isarthore; die Vermuthung, daß Hr. Vespermann die Regie des Hoftheaters übernehmen wird; und endlich die Merkwürdigkeit, daß nun, wo der Winter vor der Thüre ist, die meisten bedeutenderen Mitglieder des Hoftheaters, sowohl von der Oper als vom Schauspiele, Urlaub erhielten, und Kunstreisen angetreten haben. Die italienische Oper, das Theater am Isarthore in seiner Metamorphose und Düports Genius sind dagegen die neuen Sterne, welche statt der untersinkenden aufgehen, und vielleicht ahmen andere Bühnen unser Beyspiel nach, und schicken uns ihre Künstler, wodurch dann Ersatz und Gleichgewicht völlig hergestellet wären.

Ich kann Ihnen noch von einer anderen, jüngst bey uns getroffenen Einrichtung Nachricht mittheilen, welche Ihnen vielleicht nachahmungswürdiger erscheinen wird. Die Schullehrer der Stadt München haben nähmlich einen Privatverein zur Unterstützung ihrer Witwen und Waisen zu bilden angefangen, welcher sich allmählig der Theilnahme des ganzen Landes erfreuen, und — in Verbindung mit der Pension, welche die Regierung reichet — die Hinterlassenen aus diesem Stande allgemein in eine bessere Lage zu versetzen geeignet seyn dürfte. Für die Sendung dieser guten Exempel brauchen Sie

mir indessen nicht zu danken; denn Sie haben uns bereits mit einem anderen, eben so vortrefflichen und nachahmungswürdigen bey Gelegenheit der letzten Sonnenfinsterniß regalirt — ich meine die Einladung Ihres verehrten Direktors der Sternwarte an die astronomischen Liebhaber, sich bey ihm zum Behufe der besseren Beobachtung jener Naturerscheinung einzufinden; während bey uns — Besuche verbothen wurden. Die nächste ringförmige Sonnenfinsterniß mag beweisen, daß die Lehre jenes würdigen Mannes auf keinen unfruchtbaren Boden fiel. Allen eingegangenen Nachrichten zu Folge war es übrigens von keinem wesentlichen Unterschiede, ob einer oder mehrere mit einander zum Monde hinauf gukten, und wir wissen, trotz unserer dießmahligen stolzen Erwartungen von diesem Geheimnißvollen wenig mehr als zuvor, und Münchhausens Reisejournal wird sobald noch nicht widerlegt werden können.

Von besonderen Sehenswürdigkeiten weiß ich Ihnen eben jetzt, außer den optischen Darstellungen, welche die HH. Rüß und Dombeck in einem Gebäude vor dem Carlsthore eröffneten, nichts zu erzählen. Es sind dieß Öhlgemählde, die bloß vom Tageslichte beleuchtet werden, und Ansichten merkwürdiger Orte und Gegenden zeigen. Sie finden Beyfall. Als eine Sehenswürdigkeit en gros möge hier der Verschönerung noch Erwähnung geschehen, welche unserer herrlichen Theatinerkirche dadurch zu Theil wurde, daß sie nun von der nördlichen Seite ganz frey gestellet ist. Aber welch eine reiche Ernte könnte ich für Sie halten, wenn ich nur einen Griff in den Oktober hinüber wagen, nur einen seiner Tage und zwar gleich den ersten abpflücken wollte, an dem die Blüthen unserer Oktoberfeste — Ausstellungen, Pferderennen, Mad. Reichard's Luftfahrt, Ringen, Vogel- und Scheibenschießen u. s. w. — prangen! Doch der Ordnung zu Liebe müssen diese Korrespondenzfrüchte bis zu meinem Oktoberbriefe hängen bleiben.

Literarische Anzeige.

Von der Zeitschrift: Der Gesellschafter, oder: Blätter für Geist und Herz, herausgegeben von F. W. Gubitz, ist der jetzige Jahrgang (1820) völlig vergriffen, so daß wir den noch immer eingehenden Nachbestellungen nicht mehr genügen können. Deßhalb wird Jeder die Nothwendigkeit einsehen, die neuen Bestellungen für 1821 sobald als möglich zu machen, und nahmentlich bis zur Mitte Dezembers; sonst sind wir außer Schuld, wenn, wie jetzt, auch im nächsten Jahre nicht Alle befriedigt werden können. Der Preis des Jahrgangs (wöchentlich vier Blätter, nebst literarischen und artistischen Beylagen) ist 8 Thlr. Bestellungen nehmen die hochlöblichen Postämter und alle gute Buchhandlungen an.

Berlin.

Maurer'sche Buchhandlung.

Eine dramaturgische Bemerkung.

Der Schauspieler soll auch bey der tiefsten Erregung des Innern nie seine Individualität dem darzustellenden Charakter aufdringen, sondern mit künstlerischer Besonnenheit über dem Gebilde schweben. Diese Vorschrift ist allgemein bekannt und in so fern sie eine Ersparung der Kraft anzurathen scheint, wird sie im verkehrten Sinne nur allzu treu befolgt. Die richtige Deutung liegt aber auf einer andern Seite. Der vollendete Künstler darf allerdings nie und unter keiner Bedingung mit seinem Gegenstande roh und leidenschaftlich zusammenfließen; lebt aber das Darzustellende wahrhaft in ihm, so kommt sein Inneres von selbst bey schöner Reizbarkeit in gewisse Schwingungen, die bestimmt durch den ersten richtig angegebenen Ton sich von selbst vollkommen entsprechend fortsetzen. Die wahre Kunst ist auch hier, wie überall, eine zweyte schaffende Natur. Jene selige Ruhe der Götter Epikurs, auf welche manche Schauspieler auch bey der Darstellung des Lebendigsten stolz sind, legt daher das schlimmste Zeugniß gegen ihren Beruf ab. Garrik wurde während seines Spiels von gewissen Rollen dergestalt innerlich bewegt, daß der Körper nach dem Schlusse der Vorstellung noch

die deutlichsten Spuren der Erschütterung zeigte. Er vermengte deßhalb seine Individualität keineswegs mit dem fremden Charakter, vielmehr kam dieser nur emporgetrieben von geistiger Bildungskraft unter den mächtigen Schlägen eines künstlerisch angeeigneten Pulses zum Ausbruch. Ein solcher Schauspieler kann in der That ein redendes Kunstwerk heißen, sein Körper ist in Augenblicken der Darstellung ein hehres Wesen, das dieselbe Achtung verdient, wie nur immer ein antikes Götterbild. Dagegen gehört jene Besonnenheit, die ein trauriges Kind der Schwäche, nur aus Mangel an Sinn zum Vorschein kommt, eher in eine wohlthätige Versorgungsanstalt, als auf die Bühne.

Friedrich Wähner.

Schauspiel.

Im k. k. Hoftheater nächst der Burg den 25. Oktober: Maria Stuart.

Mad. Stich — Maria Stuart. Diese Rolle kann genau genommen nicht für ein Ganzes gelten. Eine Künstlerinn, die als Julie so hoch steht, zwingt zur Weglegung des gewöhnlichen Maßstabes; denn alles Große darf nur nach sich selbst beurtheilt werden. Ob Mad. Stich schon früher und seit längerer Zeit im Besitze dieser Rolle gewesen ist, wissen wir nicht. Einzelne Stellen der Ausführung lassen beynahe daran zweifeln. Ist unsere Vermuthung richtig, so würde die theilweise, äußerst glückliche Darstellung um so mehr für die Richtigkeit eines künstlerischen Instinkts zeugen, dem bey weiterm Studium die durchgängige Einheit auch in dieser Rolle unmöglich entgehen kann.

Im Anfangsgespräch mit Paulet konnte der Ton der königlichen Maria etwas bestimmter seyn. Freunde historischer Treue dürften dem Anfang der Darstellung wohl nicht ohne Grund eine Andeutung des Leichtsinns und der Lebhaftigkeit wünschen, die im Bilde dieser Königinn als Hauptzüge hervortreten. Dieser schwach heitere Anstrich hätte der ernsten Grundfarbe noch einen lebendigern Nachdruck gegeben. Die unendlich schönen Worte im Anfange des dritten Aktes: Laß mich der neuen Freyheit genießen ꝛc. müssen wie ein goldblinkender Pfeil abgedrückt werden, dessen Schwirren zum Gesang wird und der in den Lüften durch Erneuerung der inwohnenden Springkraft jedem Gesetze der Schwere zum Trotz dennoch mehr hüpft als fliegt. Diese Forderung wurde nicht ganz erfüllt. Noch kennen wir keine Schauspielerinn, die an dieser Stelle nicht gescheitert wäre. Am wenigsten gelang — worauf wir uns am meisten im Voraus gefreut hatten — Mariens Unterredung mit Elisabeth. Hat Mad. Schröder unserm Gaste zu sehr imponirt, oder liegt der Grund in irgend einer nachtheiligen Einwirkung des Augenblicks, genug, Mad. Stich entwickelte nicht ihre gewöhnliche Würde und Kraft; selbst der entzückende Wohllaut ihrer Stimme wich zuweilen vor dem gewaltsamen Andrange rauher oder weinerlicher Töne; außerdem, daß manche Worte sich zu sehr dehnten, blickte hier und da eine gewisse Monotonie durch. Was hier der Kunst noch abgeht, ist wahrscheinlich nur auf die Rechnung jener Bescheidenheit zu setzen, der es selbst im Spiele schwer wird, sich zum Stolze auch nur auf Augenblicke zu erheben. Beym Nahmen Schiller's — und das heißt doch wohl auch im Nahmen der Nachwelt — steht ein Wunsch frey, der als Bitte heißt: es möge der Künstlerinn gefallen, in ihrem weitern Studium ganz besonders auf diese Scene Rücksicht zu nehmen, denn überwindet das wohlklingende, viel umfassende, seelenvolle Organ auch die hier bemerkten Schwierigkeiten noch, so ist damit ein Schritt in der ganzen Ausbildung gethan, für den uns das Maß abgeht. Im fünften Aufzuge war das Spiel vollkommen der Meisterinn würdig. Weder Weinerlichkeit, noch Monotonie — die gewöhnlichen Fehler — wurden auch nur von fern sichtbar. Der Schmerz bewies in der Reinheit zugleich auch seine Tiefe; die Schönheit der Gestalt wurde zu einem entsühnenden Engel. Nur da, wo Maria in ihrem Geständnisse sagt: „Das eitle Herz ward zu dem Mann gezogen, der treulos mich verlassen und betrogen," und auf Melvils Frage erwiedert: „Es war der schwerste Kampf, den ich bestand, zerrissen ist das letzte ird'sche Band," nur in dieser Stelle wäre wohl anfänglich eine größere Spannung richtiger, und zuletzt eine kräftigere in der Erinnerung noch nachwirkende Zärtlichkeit glücklicher gewesen.

(Frauen rücken mit dem Geständnisse vergangener Liebe um so schwerer hervor, je lebhafter der Mann sie interessirt hat, und sind sie auch getrennt von ihm durch irgend eine Schickung, so wurzelt der erste wahre Liebhaber doch geheim ewig fest allen seinen Nachkömmlingen zum Trotz. In diesem Punkte ist das weibliche Geschlecht treuer als das unsrige. Wenn viele Männer nicht so eitel wären und List genug hätten, in den Herzen ihrer Beherrscherinnen recht tief, recht unablässig nachzusuchen, wie oft würden sie auf einen verborgenen, vergrabenen, versenkten Schatz stoßen!)

Noch ist für die Kritik ein außerordentlicher Gegenstand übrig, der Moment, wo Maria Leicester erblickt und die Knie versagen. Die Art und Weise, wie die Künstlerinn dabey hinsank und die unübertreffliche Bewegung mit Tönen begleitete, welche das Innerste durch tiefe Wahrheit zugleich zerrissen und auch heilten, ist in der That göttlich zu nennen, wenn je irgend ein Werk der Menschen diesen Nahmen verdienen kann; und dürfte die Bewunderung Pflichten auferlegen, so müßte jeder Recensent das Lob darüber kniend niederschreiben. Mad. Stich trug auch in dieser Rolle den entschiedensten Beyfall des Publikums davon, wurde nach dem Schlusse gerufen, und erhielt so viele Beweise der allgemeinen Theilnahme, daß sie in Beziehung auf diese kaum noch als Gast gelten kann.

In Hinsicht auf durchgängige Vollendung mag die öffentliche Stimme über den Vorzug der Künstler entscheiden, wie es ihr zusteht; unser Votum, schwach durch sich selbst und nur gewichtig durch den Gegenstand, legen wir für Hrn. Koch als Melvil ab. Welche unendlich rührende Wahrheit in jeder, auch der kleinsten Hinsicht! Der Kritiker, der ihn kaum noch innerhalb seines Gebiethes findet, darf nur zuweilen noch von der äußersten Grenze die Hände gegen ihn dankend erheben, wie wir es auch jetzt thun, wo wir in einem einzigen Punkte nicht mit ihm einverstanden sind, und zwar im Vortrage der Stelle: „Dem sel'gen Geiste folgen nicht die Schwächen der Sterblichkeit in die Verklärung nach." Wahrscheinlich versagt hier nicht sowohl die Kunst als die Stimme. Von vorübergehender Einwirkung rührt das Vermißte nicht her, denn Hr. Koch spricht die Stelle jedes Mahl auf dieselbe Weise. Viele Hände würden in Wien thätig seyn, wenn es darauf ankäme, Hrn. Koch einen Kranz zu flechten: aber wenn eine Kunstgenossinn ihn überreichen sollte, so müßte doch Mad. Stich als Landsmänninn billig vorgehen. Hr. Koch wird als Kenner und Patriot nichts einzuwenden haben.

Hr. Korn zeichnete sich als Mortimer sehr bedeutend aus. Sein erzählender Vortrag im ersten Akte grenzte häufig an Idealität. Nur strömte nicht Gluth genug bey den Worten: „Gott lebt! ich schwör's, ich will dich auch besitzen." Wie Maria, so muß auch das Publikum zittern, bey dem vollkommen entsprechenden Vortrage dieser Invektive, die freylich seinem räuberischen Gott eher ansteht, wenn er den Arm um die Geliebte schlingt, als einem Jünglinge seiner Königinn gegenüber. Über die Art, wie Hr. Korn die Rolle aufgefaßt hat, und ob und wie sie überhaupt durchzuführen ist, kann bey einer andern Gelegenheit gesprochen werden.

Den 28. Oktober: Haß allen Weibern. Ein Lustspiel in einem Akte nach dem Französischen des Bouilly von Castelli.

Mad. Stich — Gräfinn Ronsberg. Die Darstellung war vollkommen. Wir wissen auch nicht den kleinsten Fehler anzugeben. Der Recensent hat also dießmahl nichts zu thun und nur der Lobredner darf sprechen. Wenn wir aber auch im Geiste eines solchen reden wollten, würden wir doch tief unter der Vortrefflichkeit des Gegenstandes bleiben. Der Beyfall war groß, aber noch immer dem Verdienste nicht ganz angemessen. Mad. Stich hätte die Ehre gebührt, im Triumphe nach Hause geführt zu werden, wenn die heutige Sitte solche ungewöhnliche Auszeichnung der höchsten erreichbaren Vollkommenheit erlaubte. Wir würden den Zug sehr gern begleitet haben, natürlich unter der Bedingung, bey Gelegenheit auf unsere gepriesene Künstlerinn als Recensent auch wieder Feuer geben zu dürfen. Wenn diese Rolle noch einmahl gegeben werden sollte, wie sie es wegen der Einzigkeit der Vollendung verdient, so würde der größte Genuß, wie die würdigste Belohnung, nur die Gegenwart des ganzen gebildeten Publikums seyn. Dieses soll urtheilen, ob uns etwas Anders übrig blieb, als die bloße Anzeige des Trefflichsten in seiner Art.

Leopoldstädter Theater. Den 23. d. zum ersten Mahl: Schuster bleib' bey deinem Leisten. Schwank in freyen Versen in einem Akt, mit Benützung der dramatischen Scene des Contessa, von Hrn. Adolf Bäuerle.

Der Schwank dreht sich um einige Verkleidungs-Scenen, worin die Frau des Schuhflickers ihren Mann von der Kannegießersucht zu heilen unternimmt. Sie erscheint deßwegen als Berliner-Dame, von der er eine Einladung nach Aachen erhält, dann als Korsar, jagt ihm und seinem Trinkgenossen, dem Schulmeister, so großen Schreck ein, daß jeder sich an einen Stuhl binden läßt, verhöhnt endlich beyde, und schärft besonders dem verblüfften Ehemann die Lehre ein: „Schuster bleib' bey deinem Leisten!" — Die Meisterinn hätte diese Lehre wohl auf kürzerem Weg ertheilen können, dann wäre aber der Spaß weggefallen, der einem großen Theil der Zuschauer viel zu lachen macht, und sicher würden auch die Andern mitgelacht haben, wäre wenigstens im Einzelnen mehr Wahrscheinlichkeit und mehr innere Komik vorhanden. Der frühere Titel dieser schon vor einigen Jahren verfaßten Posse war: Der Brief aus Aachen. Die Verkleidungs-Rolle ist theatralisch genug. Mlle. Ennökl gab sie mit verdienstlichem Bemühen; durch die gewöhnliche Eintönigkeit wurde die Wirkung geschwächt und der sogenannte Berliner Akcent wollte nicht gerathen. Überhaupt spricht und benimmt sich eine elegante Berlinerinn anders, als das hier herausblickende, oder eigentlich hervorklingende Original.

Hierauf: Der Sieg der Amazonen, oder: Harlekins Hochzeit. Zauber-Pantomime in zwey Akten, nach der Erfindung des Hrn. Schadetzky.

Eine Olla potrida von allen herkömmlichen Pantomimen-Schnurren, so überladen und so weitschweifig, daß man nach achttägigem Fasten sieben Tage vollauf daran haben würde, zum Unglück auch noch ohne groß und kleine Würze. Erstaunlich ist es, was für albern Zeug in eine solche Pantomime geht; noch größer wird das Erstaunen, wenn man bedenkt, daß es doch irgendwo herausgekommen ist; allein die Unterhaltung gewinnt dadurch nichts. Der erste Titel rührt von einem Kunstgefechte, Schlacht genannt, zwischen Amazonen und einer Art von Aftergriechen her. Endlich verwandelt sich der Holzstoß, worauf Harlekin verbrennen soll, in einen Feentempel; ein Schwarm von Harlekinen feyert seine Verbindung mit Kolumbine, daher der zweyte Titel. Auch Pierot findet eine Pierotine, wenn es erlaubt ist, so zu sagen, und Zuschauer, die fünf gesunde Sinne mitgebracht haben, ärgern sich, daß sie, statt zur Hochzeitsfeyer, nur zu einem abgeschmackten Pikenik gerathen sind.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

Acacia alba. Aus Neuholland.
Buttneria cordata. Herzblättrige Buttnerie. Aus Peru.
Cactus Tuna. Breite Fackeldistel. Aus Jamaica.
Correa alba. Weiße Correa. Aus Neuholland.
Murraya exotica. Indische Murraye. Aus Ostindien.
Paullinia cauliflora. Stammblüthige Paullinie. Von Caracas.
Pentzia flabelliformis. Fächerförmige Pentzie.
Ruizia variabilis. Veränderliche Ruizie. Von der Insel Bourbon.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 2. November 1820.

132

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein koloriertes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Büreau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 268) und bey A. Strauß in der Dorotheergasse; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

So wünsch' ich sie.

An Clementine.

Von Anton Pannasch.

Oft fragt' ich mich in jenen heil'gen Stunden,
Die ich beglückt der Einsamkeit geweiht,
Und die vor allen mir so froh entschwunden,
Daß ich der schönen Zeit sie angereiht,
In der ich noch als Knab' die leichten Flügel schwang:
Wornach läßt sich des Menschen Glück bemessen?
Wie kühlet sich des Herzens heißer Drang?
Und was läßt uns're Mängel uns vergessen?

Da lispelt' einst, gleich sanften Harfentönen,
Mein Genius die Worte mir entgegen:
„Suchst du den Geist des Wahren und des Schönen,
So blick in dich, in dir muß er sich regen!
Der Liebe Hauch, der durch die Schöpfung weht,
Ist es allein, der Glück und Freude sä't.
Es muß dein Herz sich rein zum reinen Herzen wenden,
Und nur der Tugend darf es liebend sich verpfänden."

Da rief ich aus: „Weh mir! so ist mein Glück
Für diese Welt dahin — denn läugnen kann ich's nicht,
Daß ich ein Sünder bin, der seinen Blick
Nicht schuldlos mehr erhebt zum Himmelslicht.
Es warf mein heißes Blut
Mich in die Sündenfluth;
Und trotz des bessern Geistes Streben,
Kann ich mich nimmer aus dem Strudel heben."

Doch willst du, Gott! des Sünders dich erbarmen,
So lasse mich an eines Engels Brust erwarmen,
Send' mir die reine Rettungshand,
Die aus dem Strom mich trägt an's sich're Tugendland.
Und einsam schritt ich fort auf stillen Wegen,
Verloren in ein farbiges Gedankenspiel.
Da lacht mir plötzlich eine Blumenflur entgegen.
Zu Ende war die Bahn — ich stand am Ziel.

Und wie ich so die Blumen überschaue,
Da hüpfen freudiger die Pulse mir;
Und aus dem Innern scholl es auf: — Vertraue,
Des reinen Geistes Sinnbild sprosset hier.
Mein Auge schweift nun lüstern rings umher,
Und wählt die schönsten sich, aus Flora's Kinderschar. —
Ein Veilchen ward vor allem ich gewahr;
Es rief mich sanft — ach! viel zu sanft! ich hört es bald nicht mehr.

Ganz nah' dabey im prächt'gen Farbenkleide
Hob eine Tulpe keck ihr Haupt empor,
Doch als ich näher trat, verstummte meine Freude,
Der Eigendünkel sah aus jedem Blatt hervor.
Erwähle mich, der Blumen Königinn!
So rief mit lächerlichem Stolz die rothe Rose aus; —
Ich kam — und fand sie tief versenkt in ihrem Dornenstrauß,
Da gab ich mich der Eitlen nicht dahin.

Und frisch und munter blickt mich eine Nelke an;
Es locket mich ihr feuersprühendes Gewand.
„Ich will — sprach lüstern sie — geleiten dich auf deiner Bahn!
Und schnell ward sie gepflückt von meiner heiß durchglühten Hand.
Da ruft es wiederhohlt — „Willst du dein Glück verschwenden?
Es muß dein Herz sich rein zum reinen Herzen wenden,
Und nur der Tugend darf es liebend sich verpfänden."
Sogleich entfiel die Nelke meinen Händen.

Nun irr't mein Blick in weite Ferne hin;
Und einen Knaben seh ich, hold und mild,
Fast dünkt es mich, es sey das Engelsbild,
Das mich befreyen soll von meinem schuld'gen Sinn.
Er stand an einem schlanken Lilienstamme,
Und küßte dessen königliches Haupt,
Dann winkt er mir, und schnell verlosch die Flamme,
Die wild in mir getobt, der Seele Ruhe mir geraubt.

Und als die Himmelsblume ich erreicht,
Entschwand der Knab', und freudiges Entzücken
Durchströmte mich. Mir ward so wohl, so leicht!
Ja, tönt's in mir — nur sie kann dich beglücken.
Und schon versuchte meine Hand zu pflücken sie,
Als ich erwachte aus den Träumen meiner Phantasie.
Entschwunden war die Blumenflur,
Und von der Lilie fand ich keine Spur.

Ach! rief ich aus — wo ist ein Mädchen dieser Lilie gleich?
So schön! und doch so einfach! ohne Siegerblick. —
Zwar gibt es viele, die an edlen Gaben reich,
Doch alle fast beherrscht der eitle Augenblick.
Ein sanft Gemisch von Milde und von Kraft
Ist jene selt'ne Himmelsgab',
Durch die der Mensch sich Glück und Ruhe schafft,
Es ist des Lebens bester Pilgerstab.

Drum gib sie mir, mein Gott! so wie in meinem Geist sie lebt. —
Ein Herz, das mit mir jauchzt, wenn mir des Glückes Sonne strahlt,
Und wenn es um mich stürmt, sich kühn mit mir erhebt,
In deren Angesicht mein Schmerz, mein Glück sich mahlt.
Aus ihrer Seele sey Empfindeley und Stolz verbannt.
Sie wünsche nicht auf ihres Mannes Stirn' den Lorbeerkranz;
In seiner Vaterpflicht erkenne sie den höchsten Glanz;
Und ihres Körpers schönster Schmuck — sey eine Palme in der Hand.

Doch wie ich so das sanfte Weib im Friedenskleid'
Gedacht, so gibt es wieder eine and're Zeit,
Wo sie mit Sparter-Sinn sich stark und groß muß zeigen.
Es ist die Zeit, wo es des Vaterlandes Rechte gilt,
Da sey ihr edler Geist durch keine Furcht zu beugen;
Sie schärfe selbst mein Schwert, und wenn mein Blut entquillt,
Wenn ich gleich Winkelried gefallen,
Dann soll kein Klageruf aus ihrem Busen schallen.

So hab' ich sie gedacht, so wünsch' ich sie,
Doch ob dieß Ideal zu finden ist im Leben,
Ob es nicht bleibt ein unerreichbar Bild der Phantasie,
Ich wag' es nicht, die Antwort mir zu geben.
Doch fänd' ich gleich dieß Wesen höh'rer Art,
Was diese Milde, diese Kraft im schönen Bunde paart,
Ich wär' es nicht, dem eig'ne Würde sie verlieh;
Ich kann nur wünschen sie — doch sie verdienen — nie.

Aphorismen.

Nur schwache Menschen lassen sich durch das Urtheil unberufener Stichler in ihren Handlungen bestimmen; strenge Selbstprüfung kann allein über den Werth oder Unwerth unserer Handlungen entscheiden, und wo uns unser innerstes Bewußtseyn sagt, daß wir das Gute rein gewollt haben, wo wir uns bemühen, Strenge gegen uns selbst zu üben, da wird Gottes himmlische Liebe unendlich milder gegen uns seyn, als unser eigen Herz.

Der Weltgeist und der heilige Geist, Licht und Nacht, stehen im ewigen Kampfe. Freylich ist der Weltgeist keine dunkle Nacht, sondern eine, die von bunten Freudenfeuern erleuchtet, und vom Gewühl der Menge, die sinnlos durch einander gährt, belebt ist, und es bleibt diese Nacht, in welche die Sterne der Gottesliebe nicht strahlen, eine Nacht ohne Morgen; der Morgenstern aber leuchtet in die Trübsale der Gerechten, die hienieden leiden müssen.

Mit dem Unkraut, das unter guten Samen auf das Land fällt, meint unser Herr von allen Lastern wohl vorzüglich die Selbstsucht.

Die Fehler und Schlechtigkeiten der Leute von feinem Ton sind den grünen Insekten nicht unähnlich, die das Herz der Pflanzen nagen, und jeden jungen Trieb am gierigsten umwimmeln. Ein ungeübtes Auge erkennt sie erst bey scharfer Beobachtung, da sie, vom edelsten Safte der Pflanze genährt, so hell und grün wie diese aussehen.

Helmine von Chezy.

Taschenbuch für das Jahr 1821.

Kornelia, Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1821, herausgegeben von Aloys Schreiber. Sechster Jahrgang mit Kupfern. Heidelberg, bey Engelmann.

Die Kunst hat aufs schönste dieses Büchlein ausgeschmückt; der saubere Umschlag stellt die deutsche Dichtkunst und die deutsche Geschichte dar; der Druck auf Velin ist sehr nett; unter den Kupfern glänzt dem Titel voran das Bildniß der Erbprinzessinn von Weimar, Maria Paulowna, mit eigenthümlichem Reiz; die übrigen, Gegenstände des Inhalts versinnlichend, sind in Erfindung, Anordnung der Gruppen, und sorgfältiger Ausführung gleich lobenswerth, und machen dem Talent des Zeichners Heideloff, so wie dem des Kupferstechers Fleischmann Ehre. Allein der innere Gehalt hat unseren Erwartungen nicht ganz entsprochen. Am anziehendsten sind die Erzählungen aus dem Gebiethe der historischen Sage; den Preis verdient die Lombardische Sage von einer deutschen Kaisertochter von J. L. W. Utha Spazier, geb. Mayer; die grenzenlose, treue Liebe der schönen Adelasia, Tochter Kaisers Otto I., welche es vorzieht, mit dem Gegenstand ihrer Neigung, einem sächsischen Ritter, lieber das bitterste Elend zu erdulden, als ohne ihn im fürstlichen Prunk zu leben, ist ungemein zart und geistvoll geschildert. Mehr geschichtliche Ereignisse sind ausführlich und klar mitgetheilt in: Swanehild und Otto, Novelle von Helmina von Chezy, geb. Freyinn Klencke; doch könnte auch die Poesie in ihrer Kühnheit kein schöneres Ideal schaffen, als Swanehild, die ihrem Geliebten, Otto Herzog von Braunschweig, mit der geheimsten Entsagung auch dann folgt, als er den

Reizen der Königinn von Neapel Johanna huldigt, und die für seine Rettung alles wagt, nachdem er von dem Throne, auf welchen ihn jene erhoben hat, in Schmach gesunken ist. Eine fast überirdische Gestalt begegnet uns in den Abendliedern, von C. M. Fouqué, die burgundische Prinzessinn Rosabianca; daher auch der feyerliche Ernst, welcher der ganzen Erzählung inwohnt. Geringern Werth haben die Erzählungen des Herausgebers: die Bekanntschaft auf der Reise; der närrische Fiedler; Lauretta von Rackenburg; Alles um Liebe; die letzte ist die beste durch den Stoff, die Liebe des Welfen Heinrich zu Agnes, der Tochter seines Erzfeindes, des Hohenstauffen Konrad. — Der Gedichte sind nur wenige: die vom Herausgeber: im Frühlinge und Elegien sind lieblich; ein größeres, der Araber, romantische Erzählung, von Karl Geib, zeichnet sich durch fließende anmuthige Stanzen aus, nur ist die Anordnung zu gedrängt. Wenn irgend wo der Ausdruck: die fremde Gluth entschwand im Wellenkampf, getadelt ist, so könnte das nur bey flüchtiger Lesung seyn, denn das Bild ist völlig an seinem Platze, weil die fremde Liebe Zaidens zu Almansor in dem Kampfe mit der Welle erlischt, und die frühere zu Salamir wieder erwachte.

(In Wien, zu haben bey Tendler und Manstein).

Correspondenz-Nachrichten.

Augsburg im September.

Unter den holden Gaben, welche das Füllhorn des Herbstes spendet, wird die Wiederkehr der Freuden der Geselligkeit für den Städter wohl überall den Ehrenplatz behaupten. Auch bey uns erkennt man dieß dankbar an. Die Flüchtlinge, welche uns während der schönen Jahreszeit der Aufenthalt auf dem Lande, Lust- und Badereisen entzogen, werden von den rauhen Lüften jetzt wieder allmählig in die heimathlichen behaglichen Mauern zurück gescheucht; die Konversations-, Musik-, Tanz-, Thee- und Lesezirkel bewillkommen sie mit erneueter Freundlichkeit; die Theater erwachen — wir wollen hoffen, gestärkt an Leib und Seele — aus ihrem Sommerschlafe, und auch die übrigen, das Leben verschönernden Künste winken lockender zu ihren Tempeln, seit die Natur den ihrigen zu schließen begann. Lassen Sie uns vor allem diesen Winken der letzteren folgen, und begleiten Sie mich auf einem schnellen Durchfluge durch die Säle unserer Kunst- und Industrie-Ausstellung, welche so eben geöffnet sind! Ein hier ungewöhnliches Menschengewühl empfängt uns beym Eingange, und gibt uns einen erfreulichen Beweis von der regen Theilnahme des Publikums an diesem schätzbaren, erst zwey Jahre lang in seiner gegenwärtigen Einrichtung bestehenden Institute. Der erste Saal ist den Werken der Kunst bestimmt. Hier sehen Sie die Werke der Meister und der Schüler in lehrreicher Gemeinschaft neben einander stehen. Hr. Prof. Zimmermann lieferte wieder einige äußerst gelungene Porträte, worüber man mit Recht erstaunte, da derselbe fast während dieses ganzen Jahres in der Glyptotek in München beschäftiget war. Neben ihm müssen in diesem Fache die Nahmen Lohbichler, Günther, Carri, u. a. m. ehrenvoll erwähnet werden. Se. Durchlaucht der Herr Fürst Fugger spendete ein sehr schönes Landschäftchen; Hr. Prof. Rugendas einige treffliche Schlachtstücke u. s. w. Das Porträtfach zeiget sich am reichsten bedacht, weniger das der Landschaft, und am wenigsten das historische. Auch das Feld der Skulptur ist noch etwas sparsam angebauet, doch finden sich einige zwar kleine aber bemerkenswerthe Werke derselben. Froh weilet der Blick auf den, in großer Anzahl ausgestellten Zeichnungen der Schüler. Die Bemühungen unserer neuen, kaum in das Leben getretenen Kunstschule, erscheinen schon jetzt von dem besten Erfolge belohnet. In dem zweyten Saale beginnt die Ausstellung der Industrie-Erzeugnisse, welche auch noch einen dritten und vierten Saal erfüllen. Es darf kühn behauptet werden, daß manche weit größere Stadt in diesem Zweige nicht so viel des Vortrefflichen aufzuweisen im Stande ist, als man hier versammelt sieht. Die Fabrikate unserer H.H. Wohnlich und Fröhlich, Schöppler und Hartmann behaupten da heuer auch wieder den ersten Rang. Daneben erregen besondere Aufmerksamkeit die zu schauenden Tücher, Seidenzeuge, Wachsleinwand

und die Arbeiten unserer Weber, welche durch das Einschreiten unseres polytechnischen Vereines einen neuen Aufschwung erhielten. Die Goldarbeiter, Uhrmacher, Zeugschmiede, Schlosser, Tischler u. a. m. brachten Produkte dar, welche die Vergleichung mit den schönsten des Auslandes nicht scheuen dürfen. Kurz, fast ein jedes Gewerbe lieferte zu dieser Ausstellung irgend etwas Ausgezeichnetes. Der Raum, den Ihr schätzbares Blatt dergleichen Correspondenz-Nachrichten widmen kann, erlaubt mir weder eine größere Ausführlichkeit und genaueres Eingehen in das Einzelne, noch die Bemerkung aller der verdienten Nahmen, welche zur Verherrlichung dieser würdigen Feyerlichkeit mitwirkten, und ich bin daher entschuldiget, wenn man diesem Berichte den Vorwurf der Oberflächlichkeit machen wollte. Als ein niedliches Kunststückchen zeige ich Ihnen dort noch das Werk eines hiesigen Goldarbeiters-Gesellen. Ein Floh präsentiret sich an eine winzige goldene Kanone gespannt, die er tapfer fortziehet; ein anderer führet einen Triumphator auf einem solchen stattlichen Wagen, und ein dritter pumpt eifrig an einem goldenen Brunnen Wasser mit einem goldenen Eimerchen. Man weiß nicht, ob man die geschickte Goldarbeit oder die Stufe von Kultur mehr bewundern soll, worauf diese, sonst so verachteten Thierchen sich erhoben haben. Ihre Nahrung erhalten sie auf die ihnen natürliche Weise; ja man sagt, daß manche Schöne ihre instinktartige Feindschaft gegen diese kleinen Künstler überwunden, und ihnen freywillig die schöne Hand zu süßem Genusse überlassen habe.

Übrigens kommt noch zu bemerken; daß an der dießmahligen Ausstellung der ganze Oberdonaukreis, auf die erlassene Einladung, mehr oder weniger Antheil nahm, wodurch sich ihre, gegen das vorige Jahr größere Reichhaltigkeit erkläret. Der Nutzen einer solchen Einrichtung ist unverkennbar, und ihre Folgen müssen sich stets glänzender offenbaren. Ein Ehrenplatz, wo jedes Verdienst auftreten kann, eine jährliche Versammlung des Vorzüglichsten, was auf den Feldern der Kunst und der Industrie hervorgebracht wurde, belohnet und wecket jedes Streben. Ein glücklicher Gedanke war es, daß der polytechnische Verein mit der Ausstellung der Industrie-Erzeugnisse auch eine Verlosung derjenigen Artikel verband, welche die Produzenten verwerthet wünschten. Der Absatz der Lose ging reißend schnell von Statten, und die Ziehung wird am 15. d. sogleich nach der Vertheilung der Kunst- und Industrie-Preise geschehen. Ehe wir diese Säle verlassen, geziemet es sich, hier dem Bildnisse des Hrn. Finanzrathes Schätzler freundlichen Gruß und Dank darzubringen, weil Er es ist — wie uns die angebrachte Unterschrift erzählet — der diese Säle zum Behufe der Kunstschule in ihrer jetzigen Gestalt mit gewohnter Wohlthätigkeit herstellen ließ. Dieß Bildniß bleibt nun ein beständiger Schmuck der dankbaren Kunstschule.

Berlin, 7. Oktober 1820.

Ein Reisender sagte neulich von Berlin: Nehmen Sie dieser Hauptstadt das Theater, und Sie nehmen ihr alles, und lösen das gesellschaftliche Band auf. Mit vieler Mühe gab er zu, daß unsere Sing-Akademie ein zweyter Kunstverein sey. Einen dritten ließ er nicht gelten. Und so ganz unrecht hat er nicht. Im Grunde geht hier jeder seinen Weg allein, gleichgültig oder stolz. Jeder hält sich für den einzigen Dichter, den einzigen Mahler, den einzigen Tonkünstler ꝛc. ꝛc. Das Bedürfniß der Gesellschaftlichkeit ist hier ein Winkelbedürfniß; und da man in den meisten Gesellschaften die Langeweile antrifft, die man hineinbringt, oder die Huldigungen nicht erhält, die man sucht, so begreift man nicht, wie man die Gesellschaftlichkeit der Franzosen und Italiener als eine Hauptwürze des Lebens ansehen kann.

Von unserm neuen Schauspielhause liefert der neue berlinische Taschenkalender für 1821 die getreue Abbildung und eine genaue Beschreibung; Sie verlangen von mir keine Wiederhohlungen und Auszüge; ich würde im Lobe nicht so freygebig seyn, als der Verfasser des Artikels, Hr. Koreff. Er und Spontini theilen sich in Thron und Zepter der Kunst. Ihnen beyden huldigt alles, was durch Kunst steigen und gedeihen will. Wir haben zwey Mäcenaten, statt Einem; aber die Lucullusse fehlen. Man spricht viel von Kunst; Wenige bestellen und bezahlen Kunstwerke.

Unsere dießjährige Kunstausstellung hat ihren Anfang genommen. Vieles, aber

nicht viel; Farben die Menge, aber wenig Kolorit; Kopien über Kopien; Portraits über Portraits; Dilettanten über Dilettanten; der großen Künstler eine kleine Schar, und von Manchem derselben manches unter dem Werth. Dennoch strömt alles hin, und spart die sogenannten Kennerurtheile nicht, ermüdet durch die allgemeine Kunstsprache, durch abgegriffene Formeln und Wendungen, durch das leere Geklingel und Geklapper der Beywörter und Superlative. Wie mögen die abwechselnd zur Aufsicht und zum Herumführen berufenen Künstler nicht die innern Achseln zucken, wenn sie den lauten Ungeschmack und die schiefen Ansichten hören! Ich selbst bin bey weitem nicht Kenner genug, um schon jetzt das wahrhaft Schöne auszuheben, um so mehr, da noch wichtige Stücke (für welche Raum gelassen) erwartet werden, und nicht Duns genug, um ein leidiger Nachbether seyn zu wollen. Ich verspreche Ihnen nächstens den umständlichen Bericht eines Kunstverständigen. Die Sculptur ist dieses Jahr von Thorwaldsen, Schadow und Rauch sehr gut ausgestattet.

Mad. Schröder hat uns verlassen, und ihren ganzen Ruhm und unsern ganzen Beyfall, unsere Bedauerung über ihren Verlust, mit sich genommen. Solch' eine Meisterschaft und Kraft sahen wir lange nicht; selbst nicht in ihr, vor drey Jahren. Die Frau ist groß zu nennen — und die Wiener glücklich! Wir haben einige Künstler seitdem gehabt, die aber nicht tief eingedrungen sind. Ein ehemahliges Mitglied Ihrer Bühne, Hr. Hillebrand, scheint hier Glück zu machen, wenigstens von einer Parthey unterstützt und gehoben zu werden. Er soll in seinen Forderungen sich überschätzen und dieses das einzige Hinderniß zu seinem Hierbleiben seyn.

Spontini's beyden Meisterwerke, Ferdinand Cortez und die Vestalinn, haben sich, von ihm dirigirt, zu der höchst-möglichen Stufe ihrer Vollkommenheit erhoben. Die sehr beträchtlichen Kosten werden kaum durch das gefüllte Haus gedeckt; es ist so weit gekommen, daß Franconi's Pferde hier glückliche Nachahmung gefunden, und die vierbeinigen Tänze den zweybeinigen wenig nachstehen. Wie hoch wird man zuletzt die Oper noch hinaufschrauben?

Unser brave Kapellmeister Weber ist aus dem Bade zurück; aber mit geschwächten Augen und körperlicher Abnahme. Ruhe allein kann ihn, und auch diese nicht ganz, wieder herstellen. Einen thätigen Gehülfen und Ersatzmann findet er in Abraham Schneider, dessen Kompositionstalent innerhalb des Kreises, den er wohlbedächtig um sich beschrieben hat, seines gleichen sucht. Schneider ist ein überaus lieblicher, genialer Tonsetzer. Zelter macht sich selten, und ist kein Freund der neuern Musik.

Vom neuen Konzertsaal im neuen Schauspielgebäude wird im Voraus gesagt: das größte Orchester, die stärkste Stimme könne es nicht ausfüllen. Man findet an der Bauart viel, sehr viel auszusetzen. Wir wollen das akustische Resultat abwarten, ehe wir in das Urtheil eingehen, oder ihm widersprechen.

Der Dichter und Dichterinnen sind bey uns Legion. Wer ein Sonnett zu Stande gebracht, bildet sich ein, die Höhen des Helicon erklimmt zu haben, und der zweyte Apoll oder die zehnte Muse auf dem neuen Schauspielhause zu seyn. Auf diese Weise geht das Talent, was man hat und entwickeln könnte, durch kindischen oder närrischen Eigendünkel verloren. Denn glauben Sie ja nicht, daß die auffallendsten Fehler, die man solchen Dichterlingen vorhält, in ihren Augen Fehler sind; Schönheiten, Freyheiten sind's, nicht Fehler! Sie verachten die Konstruktion, die Prosodie, den Versbau, den Genius der Sprache; vor allen Eleganz, Wohlklang und Deutlichkeit. Dieses alles verträgt sich nicht mit dem genialischen innern Leben und Brausen des Dichters. Die Armen! sie sterben dahin, ehe sie zu leben angefangen haben. Regeln? — Ey, wer wollte an Regeln kleben! von Regeln abhangen? Wer wollte dichten, wie Goethe, wie Schiller! Neue Bahnen muß man sich brechen; den Leser muß man erobern, überwältigen, mit sich im Sturme fortwirbeln; der Dichter ist der Herr, der Leser der Diener und Sklav. Er muß desto mehr bewundern, je weniger er versteht; desto mehr voraussetzen, je weniger er findet; desto mehr klatschen, je mehr er gähnt. Und nun vollends die neue Dichtersprache, das ewig wiederkehrende Leben, Gemüth, die Willenskraft, die Weihe; die unendlichen Thränen; die Empfindeleyen über einen Spinnenfuß, über eine Nadelspitze; die unter einander geworfenen Metaphern ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Von neuen Gedichten und neuen Werken wüßte ich Ihnen kein eigentliches von Werth zu nennen. Wieland's Briefe an seine vieljährige Freundinn, Frau von La-Roche, wären, des Inhalts, noch mehr des Schreibers wegen, auszunehmen. Carl Müchler hat seinen Anekdoten-Almanach für 1821 fortgesetzt. W. Nierstädt's Gedichte und die Treibjagd, ein scherzhaft idyllisches Epos von Willibald Alexis (einem angenommenen Modenahmen) sind von den oben gerügten Fehlern nicht frey und enthalten nichts bleibendes. Mit Schau- und Lustspielen machen vollends, wenn wir von Voß und allenfalls Hrn. Clauren ausnehmen, unsere Berliner schönen Geister kein Glück; und auch diese beyden müssen vor dem Sinken gewarnt werden. Oder heißt das steigen, wenn man den Beyfall der Gallerie zu erringen strebt?

Literatur.

Über die zweyte vermehrte Auflage der Schrift:

Zur Beurtheilung Goethe's, mit Beziehung auf verwandte Literatur und Kunst, von K. E. Schubarth. Zwey Bände. 8. 1820. Verlag von Joseph Max in Breslau. Wien bey Tendler und Manstein. Preis: Weißes Druckpapier 5 fl. 15 kr. Schweizerpapier 7 fl. 30 kr. CM.

äußert sich Goethe, in einem seiner Schreiben (9. July c.) an den Verfasser: „Er komme sich vor, als ob er durch einen Doppelspath seine Persönlichkeit in zwey Bildern gewahre, wobey es ihm schwer sey, das Ursprüngliche und Abgeleitete zu unterscheiden. Für das eine könnten seine eigenen Werke gelten, für das andere die unternommene Schubarth'sche Auslegung. Mit Ungeduld erwarte er den zweyten Band, um das aufgeregte Interesse zu stillen."

Ein neues Schreiben Goethe's enthält in Bezug auf den zweyten Band:

„Die freudige Anerkennung, eines über alles, was den menschlichen Geist überhaupt nur interessiren könne, gleichmäßig sich verbreitenden Bestrebens."

Außer der Betrachtung über Goethe's Werke, verbreitet sich der Verfasser noch über sämmtliche Zweige der neueren Literatur, indem er nach den verschiedensten Richtungen, jenen allgemeinen Mittelpunkt menschlichen Strebens nachzuweisen sucht, von dessen Festhaltung oder Abweichung sowohl das erfreuliche Gedeihen von Literatur und Kunst, wie ihr Sinken und endlicher Untergang allein sich ableiten läßt.

Eine ausführliche Übersicht des gesammten Inhalts, welche zugleich zur Absicht hat, auf das eigentliche Haupt- und Grundthema, welches in den beyden Bänden verarbeitet worden, hinzuweisen, ist zur Erleichterung des Lesers dem ersten Bande beygegeben.

Modenbild Nr. XLIV.

Überkleid von Kaschekan (ein klein gewürfelter dickfädiger Seidenstoff) mit färbigem Futter; die Umschläge von Baumwoll-Sammt. Der Negligeehut von Atlas.

Surtout de peau de Cachécan sous-passé; le collet de velours en coton. Capote de satin.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

J. u. St. Del. Fr. Stöber sc.

XLII. Wiener Moden. 13/182.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 4. November 1820.

133

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Büreau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 268) und bey A. Strauß in der Dorotheergasse; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Liebe um Liebe.

(Zur Preisbewerbung.)

Wilhelm Selting an Moritz von Feldheim.

Schloß Randau, im April, 1812.

So bin ich denn nach dreyjähriger Abgeschiedenheit wiedergekehrt in die lieben heimischen Gefilde; so habe ich denn das treue Mutterherz, dessen Segen mich auch in der weitesten Ferne mit leiser Milde umschwebte, zum ersten Mahle als Mann an die liebende Sohnesbrust drücken dürfen, und die tiefgefühlten Schläge dieses heiligen Sitzes frommer Einfachheit und unendlicher Güte haben meinem Herzen die ernste und feyerliche Weihe unerschütterlicher Tugend und Kraft gegeben! O mein Moritz! theuerster Freund meiner Seele, du Einziger, der du alles weißt, alles verstehst, was diese tiefe Brust umfaßt, ich sage dir so gern, daß ich glücklich bin! so glücklich, daß ich glaube, nichts als deine Nähe zu wünschen übrig zu haben! —

Doch laß mich dir, nach einem sehnenden Bedürfniß meines Gefühls, zuerst meine jetzigen Verhältnisse mittheilen, damit du selbst es zu fühlen vermagst, wie sehr mein Wirkungskreis meinen immergenährten Wünschen entspricht.

Als ich vor drey Wochen unser Heidelberg verließ, in dem wir Beyde in des Wissens unendlichem Gebieth fortschritten, und wo uns das liebliche Band einer Freundschaft umschlang, welches keine Welt zu zerreißen vermag; — als ich diesen theuren Platz auf dem schönen Erdenrunde verließ, vermochte nichts meinen herben Schmerz über die Trennung von dir, und von all' den Lieben, deren Freundschaft dort unser Leben verschönte, zu mildern, als die Hoffnung, in den Armen einer liebenden Mutter, die jetzt getrübte Heiterkeit meines Geistes wiederzugewinnen und im hohen herzbeglückenden Bewußtseyn, die Zufriedenheit der herrlichen geliebten Frau, wahrhaft zu verdienen.

All' mein Denken war zu lebhaft um dich, mein Moritz, und um alle meine verlassenen Umgebungen beschäftigt, als daß die, von des hervorkeimenden Frühlings holden Reizen so sehr erhobenen Schönheiten der Natur, auf dem wunderlieblichen Wege, welchen mich meine Heimreise führte, einen so wohlthätigen Eindruck auf mein Gemüth hätten machen können, als dieß im ungetrübten Empfinden sicherlich der Fall gewesen wäre; und mit wahrer Sehnsucht sah ich am letzten Tage die wohlbekannten heimischen Gegenden, mir immer näher, immer freundlicher entgegen kommen.

Als endlich mein liebes Randau sich mir schon in der Ferne durch sein stolz sich in die Lüfte emporhebendes Grafenschloß — welches im echtgothischen Styl erbaut, und auf einer schattig umkränzten Anhöhe gelegen, einen sehr freundlichen Anblick gibt — ankündete; als ich nun hier auf dem geliebten Schauplatze meiner frohen Kindheit und ersten Jugendzeit, das theure Vaterhaus erblickte, und mich dann die entgegeneilende fromme Mutter liebend und tiefgerührt an die treue Brust voll Dank gegen Gott schloß, der ihr den Einzigen von sechs geliebten Kindern zur Freude und zum Troste ihres Alters übrig ließ, — o mein Moritz, da durchströmten unnennbare Gefühle niegekannter Wonne meine Brust, und als nachher mich diese Mutter an die, vom grünenden Flieder umschatteten und von des bleichen Mondes wehmüthigem Schimmer mattbeleuchteten Grabhügel meines frühverklärten Vaters unter seinen neben ihm schlummernden Kindern, deren Lebensblüthen ein früher Tod geknickt hatte, — führte; als sie mich in diesen heiligen Momenten frommer Weihe an die gottergebene Brust nahm, — o Freund! da gelobte mein Herz so feyerlich, der Tugend ewig treu zu bleiben, daß dieser Schwur nur mit meinem Daseyn enden wird.

Am folgenden Tage führte mich meine Mutter in der gräflichen Familie ein, welche erst während meiner Abwesenheit die Residenz verlassen und hier ihren Wohnsitz gewählt, aber durch Leutseligkeit und Wohlwollen sich bald die Herzen aller derer zugeeignet hatte, welche so glücklich waren, ihre nähern Umgebungen auszumachen.

Ich ging mit herzlichem Dankgefühl, für so manche mir bereits von der guten Mutter gerühmte Erzeigungen freundlicher Güte und Huld hin, mich der Gewogenheit dieser edlen Familie zu empfehlen, und fand eine so herzliche Aufnahme, daß ich mich nach wenig Stunden schon unbeschreiblich wohl im Kreise dieser hochherzigen Menschen fühlte, und ihre so innig gütig ausgesprochne Einladung zum öftern Hinkommen sehr gern zu erfüllen versprach. Ich war nun fast täglich dort, und die Freundschaft, mit der man mich und meine geliebte Mutter ehrte, sagte mir mit Deutlichkeit, daß man mich schätzte, so wie meine Verehrung bey näherer Bekanntschaft immer höher wurde.

Am zehnten Tage meines Hierseyns machte mir der Graf den sehr angenehmen Antrag, künftig als Bildner seiner Kinder, ein Mitglied dieses Hauses auszumachen, in welchem ich mich immer so glücklich fühlte, und worin ich seit vier Tagen nun völlig einheimisch geworden bin. Ich fühle ganz die Wichtigkeit dieses Berufs, der so ernste Pflichten umfaßt, mir aber einen Wirkungskreis eröffnete, der an sich selbst immer ein Gegenstand meiner Wünsche war.

Der Graf und seine liebenswürdige Gemahlinn behandeln den Mann, in dessen Hände sie die Bildung des Herzens und Verstandes ihrer geliebten Kinder legten, mit all' der Freundschaft und Güte, welche ich von ihrem gebildeten Geiste und von ihrem richtig fühlenden Herzen erwarten durfte. Meine Zöglinge sind zwey Knaben von acht und neun Jahren, deren unbefangenes Gemüth nur den Vorzug des frommen Fleißes, des Gehorsams, und der Wohlthätigkeit kennt; der ältere, Eduard, hat wohl eine gewisse natürliche Heftigkeit in seinem Charakter, aber die sanfte Mutter, die ihn bis dahin selbst bildete, hat der Vernunft schon eine mächtige Herrschaft über das Gemüth zu geben gewußt, und mir also einen herrlichen Grund gelegt, auf dem fortzubauen mir eine ernste und theure Pflicht seyn wird. Julius, der jüngere meiner Zöglinge, hängt mit der ganzen Holdheit seines zartfühlenden Wesens an mir, und diesen alles liebenden sanften Sinn zu lenken, wird meinem Gefühl eine unnennbare Befriedigung gewähren.

Außerdem hat der Graf noch eine Tochter, von der man, als von einem lebenden Bilde ihrer vortrefflichen Mutter, mit inniger Liebe redet; sie wird aber bis nach ihrer Confirmation bey einer Tante in B... bleiben.

Meine freundlich geschmückten Zimmer haben eine weite wunderschöne Aussicht auf die Umgegend, und eine Linde, deren duftende Blüthen ich bald aus meinen Fenstern erreichen werde, ist meine trauliche Nachbarinn.

Des Grafen reiche Bibliothek der besten Schriftsteller unserer und der vergangenen Zeit gibt dem denkenden Forscher genügende Nahrung für seinen Wunsch, und es ist mit Weisheit für jegliche Abwechslung des Vergnügens, aufs Zarteste gesorgt. Aber die schönste Freude für mein Herz ist mir das Hierseyn meiner theuren Mutter, ich sehe sie täglich, und ihre Liebe, welche durch mich den Abend eines durch so viele herbe Verluste getrübten Lebens freundlich aufgehellt sieht, hat einen nahmenlosen Werth für mich.

O! möchte ich so hoher Zufriedenheit und reiner Glückseligkeit immer würdig bleiben, dahin zielt mein ernstes Streben! — Daß deine Liebe mir nie erlöschen kann, fühle ich tief im Herzen, daß aber auch die Meinige dir, mein Moritz, nie erkalten wird, laß mich dir noch einmahl liebend aus weiter Ferne zurufen! Lebe so glücklich als dein biederer Sinn es verdient, und meine herzlichsten Wünsche es erflehen. —

Emilie, Gräfinn von Randau, an ihre Kusine, Therese von Horst.

Schloß Randau im Juny 1812.

Wenn ich die Trennung von dir, geliebtes Herz! die mir nun noch so neu und schmerzlich ist, erst durch Zeit und nahe Hoffnung auf Wiedersehen gemildert fühle, so werde ich hier ganz glücklich seyn!

Nur dein Andenken voll Liebe und Treue, meine Therese, und die lichte Erinnerung an all die seligen Stunden herzlicher Freundschaft, die wir zusammen feyerten, vermögen die trüben Gefühle aufzuhellen, welche ich empfand, als mich der Wunsch meiner Ältern aus dem unvergeßlichen B..., das dich und deine edle Mutter, und so viele liebe herrliche Menschen enthält, fort in die Einsamkeit unsers jetzt so freundlich verschönten Randau

rief. Die umfangenden Arme meiner theuren Ältern und der geliebten lang entbehrten Brüder, beym ersehnten Wiedersehen, heilten mächtig die blutende Wunde, welche die Trennung von euch meinem Herzen geschlagen hatte, und die Sorgfalt meiner gütigen Ältern hatte auch meinen ersten Eintritt in's Vaterhaus mit Annehmlichkeit zu schmücken gestrebt.

Die Auffahrt auf's Schloß war mit Blumengewinden reich verziert, und am Thor empfing mich die ganze Dienerschaft unsers Hauses, festlich gekleidet, mit lautem Willkommen und mit jenem Ausdrucke wahrer Freude, welcher dem fühlenden Gemüthe so wohl thut.

Aber jetzt flogen mir die süßen Brüder mit liebender Eile entgegen, ich sprang aus dem Wagen in ihre umschlingenden Arme, an ihr schuldloses, glückliches Herz, und mit einem unnennbaren Wonnegefühl legte ich mich nun an die Brust meiner hochgeliebten Ältern, deren nasses Auge mir so deutlich die Bewegtheit ihres Gefühls aussprach. „O meine Emilie!" sprach mit jener jedes Herz beseligenden Innigkeit und Sanftheit die herrliche Mutter, „wie hoch beglückt mich das ersehnte Daseyn dieses heiligen Moments! Sey mir Freundinn, meine Tochter, so wie ich es ewig dir, mit der zärtlichsten Sorge für dein Wohl, bleiben werde!"

„Willkommen hier in der Heimath, meine Tochter, wo du so lange mit Sehnsucht erwartet wurdest, und wo Liebe und Einheit dir die Rosenzeit deines Lebens zu umschönen streben werden," setzte herzlich mein edler Vater hinzu.

Ich war tief gerührt von diesem herzvollen Empfange, welchen noch so manche mit zarter Sorgfalt mir bereitete Überraschungen erhöhten.

So fand ich, unter andern, meine Zimmer ganz neu dekorirt, reich geschmückt mit herrlichen Gemählden, einem köstlichen Flügel, an welchen ich meine geliebte Harfe, welche deine schöpferische Hand mir weihte, — gelehnt habe, und eine ganz nach meinem Geschmacke gewählte kleine Bibliothek. Meine Fenster schmücken die schönsten Lieblinge Florens, und meine niedlichen Vögelchen singen mir recht fleißig ihre göttlichen Variationen dazwischen.

Auch war am Abend des Tages meiner Ankunft das Schloß recht geschmackvoll erleuchtet, und ich hatte die Freude ganz unerwartet, eine zahlreiche Gesellschaft lieber alter Bekannter aus der Umgegend, welche ich früher kennen lernte, wiederzusehen, und die halbe Nacht äußerst vergnügt zu durchtanzen.

Am liebsten unter allen diesen guten Menschen sahe ich jedoch die ehrwürdige Räthinn Selting wieder, bey der ich schon als Kind so gern war, und deren liebes mildes Wesen immer so viel Anziehendes für mich hatte. Diese edle Frau ist jetzt sehr beglückt durch die Nähe ihres einzigen Sohnes, welcher seit einiger Zeit der Lehrer meiner Brüder ist, und von ihnen wie von unsern Ältern sehr geliebt und geschätzt wird. Mein Vater rühmt seinen gebildeten denkenden Geist, und seinen hohen Sinn; — ich freue mich seiner Gesellschaft doppelt, weil ich mit Recht hoffen darf noch so manches Wünschenswerthe von ihm zu lernen, indem er den Wunsch meiner Mutter, mir Unterricht in der Musik, Mahlerey und mehreren ästhetischen Kenntnissen zu geben, recht freundlich und willig zu erfüllen versprach. —

Dieser Selting, süße Therese, ist ein junger Mann von zwey und zwan-

zig Jahren, dessen hohe schöne Gestalt, und dessen seelenvolles Auge einen sehr angenehmen Eindruck macht, und dessen Umgang, wie mir die gute Mutter oft schon sagte, recht interessant und bildend ist; — ich darf also hoffen, daß dieser liebenswürdige Lehrer unsre alten finstern B . . . schen Schulphilosophen wohl bald ein Bißchen verdunkeln werde!

O meine Therese! so lange ich dir das Alles erzählte, umschwebten dich meine Gedanken so lebhaft, daß ich mich im Geist neben dich auf unsern traulichen Sopha versetzte, aber nun muß ich enden, und meine ganze Sehnsucht nach euch, und vor Allem zu dir, an deine Brust, erwacht mit erneuter Kraft; ach, ich gestehe dir es so gern, daß ich oft so manche mir selbst unerklärliche Leere in meinem Herzen fühle. — Ich bin hier so heimisch, so glücklich, aber dennoch überrascht mich bey allen Vorzügen und Annehmlichkeiten meiner Lage so oft eine stille unwillkürliche Wehmuth! Ich weiß nicht, ist es Sehnsucht zu dir allein, oder Schmerz über die Trennung von euch, Ihr Lieben Alle, — oder — O! könnte ich nur einmahl an das treue fühlende Herz meiner Therese sinken, und in Ihren Armen mich so recht ausweinen; Gott! wie würde mich das erquicken! —

Ich vereinige meine innigen Bitten mit den Wünschen meiner Ältern, dich, meine geliebte Freundinn, deine edle Mutter und deinen ewig fröhlichen Bruder, dem ich einliegende Worte meines Andenkens mit tausend herzlichen Grüssen sende, und wenn es möglich wäre, auch unsere beyden süßen Lieblinge, Clementine von Herrmann und Marie von Trautenstein, in dieser schönen Jahreszeit auf eine recht lange Zeit bey uns zu sehen! Gewiß, eure Gegenwart würde mir das schöne romantische Randau zum Paradiese schaffen und ich würde alles aufbiethen, um euch recht glücklich in demselben zu machen!

Erfülle meine heiße Bitte, meine Therese, und beglücke deine zärtliche Emilie recht bald mit deiner erfreuenden Herkunft! —

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Leipzig, den 22. Oktober 1820.

Die Umstände des Todes und des Leichenbegängnisses des verewigten Feldmarschalls Fürsten von Schwarzenberg waren reich an Denkwürdigkeiten aller Art, die dem theilnehmenden, vaterländischen Publikum nicht vorenthalten werden dürfen. Aus begreiflichen Gründen hatte niemahls eine Feyer der großen Völkerschlacht an dem Orte Statt finden können, wo sie geliefert worden; vor mehreren Jahren war es im Werke gewesen, den 19. Oktober, als den Tag der Rettung unserer Stadt, feyerlich zu begehen, jedoch hatte man sich bald darüber vereinigt, daß die Zeit der leidenschaftlosen Erinnerung an die allgemeine Freude jener Tage noch nicht gekommen sey. Dafür war uns nach sieben Jahren, gerade an dem für unsere Stadt besonders merkwürdigen und wichtigen Tage, eine Feyer eigner Art zugedacht, bey der sich jedes deutsche Herz ohne Ausnahme, ungestört durch irgend eine Nebenempfindung, ernster und inniger Rührung überlassen konnte. Die Bedeutsamkeit der Ort- und Zeitumstände wurde von dem geringsten aufgefaßt; sogar im Volke mancherley über die Zahl 7 gegrübelt, die man in dem Geburts-, Sieges- und Todesjahr und dem Alter des großen Verewigten durch ein Spiel des Zufalls wieder fand. Unzweifelhaft schien, daß das große, laut verkündigte und doch eigentlich stille Verdienst des Feldmarschall Fürsten von Schwarzenberg durch die Umstände seines Todes der Welt näher unter die Augen gebracht wer-

den sollte. Was alle Feldherrntalente, was selbst die liebevolle Menschlichkeit des schönsten Herzens noch übertrifft, die erhabene Bescheidenheit seiner Seele sollte weltkundig werden; diese war bey Leipzig von der Vorsehung gekrönt worden, diese hatte die Gestalt der Welt verändert; von dieser muß gesprochen werden, nachdem er selbst nicht mehr unter uns ist.

Schon einige Zeit vor der Schlacht von Leipzig, als sich die bedeutende Rolle, welche dem Feldmarschall in dem Kriege gegen die Präpotenz des Kaisers Napoleon zugedacht war, mehr und mehr entwickelte, hatte er geäußert: er wisse, daß der große Wurf nur dem gelingen könne, der auf allen Ruhm in Voraus unbedingt Verzicht leiste. Jedermann, insbesondere die Stadt Wien weiß es, wie er nach der Schlacht allem Danke aus dem Wege ging, nicht wie Einer, der das ihm Gebührende mit Selbstgenügsamkeit ablehnt, sondern mit einer gewissen Gebrochenheit des Herzens, mit jenem unüberwindlichen Mißtrauen in sich selbst, welches die Schönheit der auf die Vorsehung vertrauenden Seele am sichersten anzeigt. Diese dem Gemüthe sich tief einprägende Verschämtheit ist das rechte Kennzeichen der wahren irdischen Größe: auch den Laudon nannte die Kaiserinn Maria Theresia: honteux de ses mérites. Als wenn die Vorsehung zu viel für ihn gethan, und als wenn er sich selbst noch immer zu hoch anschlüge; als wenn er ein hoffnungsloser Schuldner bliebe gegen alle Theilnehmer der großen Tage von Leipzig, und daß der Nahme Schwarzenberg in der dankbaren Erinnerung der Welt so vielen Tausenden im Wege stünde: das war die Besorgniß dieser erhabenen Seele. Er behandelte Glück und Ruhm wie eine Gewissenssache, und dieser Gemüthszustand war tief in die körperlichen Krankheiten verschlungen, welche seine frühe Auflösung herbeyführten. Noch in seinen letzten Lebenstagen äußerte sich zu wiederhohlten Mahlen dieser Zweifel in der Klage: daß er niemahls ganz und genug verstanden habe, was es hieße, eine Sache Gott zum Opfer bringen. — Es ist erlaubt von diesen Geheimnissen einer großen Seele zu reden; nur ihn selbst würde diese Öffentlichkeit verletzen können; alle andern wird sie erheben und erbauen; noch viel mehr als die großen militärischen Ereignisse der Tage von Leipzig, gehören diese inneren Umstände jener Zeit der Weltgschichte an.

Seit dem 19. April d. J. sahe sich der Feldmarschall auf den Hauptschauplatz seiner Siege zurückversetzt. Bey der sanften und natürlichen Behandlung des Arztes verloren sich allmählig die Schmerzen; ein milder, nächtlicher Schlaf stellte sich ein, und die Ruhe wurde nur von Zeit zu Zeit durch die Krisen des unheilbaren inneren Übels unterbrochen. Unter den durch die Beengung des Herzens veranlaßten Schwierigkeiten der Rede, konnte nur die Erinnerung an eine große Vergangenheit, die sich bey jedem Blicke in die Nähe und in die Ferne und auf jedem Spaziergange darstellte, und die Liebe der Seinigen sein einfaches Leben erfüllen. Die Bewohner dieser Stadt haben ihn zuletzt in den schönen Abenden dieses Sommers auf dem Felde vor dem Garten der Milchinsel sitzend gesehen, vor ihm in einiger Entfernung an der Landstraße das Hochgericht, von dem aus Napoleon die Bewegungen des 16. und 18. Oktobers leitete; im Hintergrunde die Höhen von Stötteritz, Probstheide und Konnewitz, von wo aus die siegenden Heere gegen die Stadt drangen. Diese Gegend war nach einem so großen, thatenreichen Leben, nach allen Geschäften, Reisen und Kriegen, das letzte Bild der Welt, welches sich dem hinsterbenden Auge darstellte.

Am 1. Oktober, als wenn die Luft des Siegesmonaths tödtlich auf ihn einwirke, erfolgte ein höchst bedenklicher Rückfall in die Hauptkrankheit; nachdem sich die ersten Stürme desselben gelegt, äußerte der Feldmarschall ein dringendes Heimweh nach Böhmen, und die lebhafteste Besorgniß in Leipzig, und nicht in dem geliebten Vaterlande zu sterben. Alle Anstalten zur Abreise wurden gemacht, aber eine Spazierfahrt von einer halben Stunde bewies, daß die Kräfte nicht ausreichten, um die nächste Poststation zu erreichen. Am 7. schien alle Hoffnung zu verschwinden; mit vollem Bewußtseyn, welches ihn überhaupt bis zum 13. niemahls anders als auf einzelne Augenblicke verlassen hat, empfing er die heiligen Sterbesakramente und den Trost der Religion. Einige Linderung stellte sich ein; man benutzte sie, den hohen Kranken in die Stadt zu bringen, wo bereits seit längerer Zeit Se. Majestät der König von Sachsen ihm

Ihre eigene Wohnung im großen Thomä'schen Hause am Markte eingeräumt hatten; die unfreundliche Jahreszeit gestattete den Aufenthalt in einem leicht gebauten Gartenhause nicht länger. Seine letzten Blicke sollten auf die Stelle der Welt fallen, wo ihn Tausende am 19. Oktober 1813 an der Seite der drey Monarchen zuerst als den Befreyer von Deutschland mit Jubel begrüßt hatten.

Nach kurzer Hoffnung erwachte der zerstörende Gang der Krankheit von neuem; Dr. Hahnemann gab den Gedanken der Rettung auf und trat der Ansicht des vieljährigen treuen Freundes und Begleiters des Feldmarschall, des k. k. Rathes Dr. v. Sax, daß eine unheilbare organische Herzenskrankheit zum Grunde liege, bey; ein berühmter herzenskundiger Arzt in Sachsen hatte dieser Ansicht widersprochen, die sich bey der nachherigen Sektion nur allzusehr bewährte.

Indeß war jede Stunde kostbar, die dem herannahenden Tode abgewonnen werden konnte; die noch so begründete Überzeugung berechtigte nicht für die Rettung eines so theuern Lebens das irgend Mögliche zu versäumen; eine seltene Kraft der Natur schien noch immer aus dem halbzerstörten Organismus hervor zu arbeiten. Nie werden die Angehörigen und Verehrer des fürstlichen Hauses den heldenmüthigen Kampf vergessen, der unter der Leitung des Dr. Sax und der unermüdeten Mitwirkung aller Glieder der Familie in den letzten sieben Tagen gegen die hereinbrechende Auflösung bestanden wurde. Wenigstens wurde Zeit gewonnen, die letzten Lebensstunden durch den Anblick der herbeygeeilten hohen Geschwister und vieler theilnehmender Freunde, so wie durch den vollen Trost der Religion zu erleichtern. Am 12. empfing der Feldmarschall in Gegenwart des ganzen Hauses das Sakrament der letzten Öhlung, und jeder ruhige Augenblick an seinem Sterbebette blieb gemeinschaftlichen Gebethen gewidmet.

So endete am 15. Oktober Abends nach ¼ auf 10 Uhr die Laufbahn dieses großen Mannes. Er starb mit voller Ergebung in den göttlichen Willen, umgeben von den Seinigen, in der Fülle des Beyleids und aller Liebe und Treue, welche diese Erde gewähren kann; beklagend nur, daß er fern von dem geliebten Vaterlande und allzunahe den Erinnerungen seines Ruhms, sein unter aller Größe doch so stilles Leben beschließen sollte!

Alles drang auf Beerdigung am Drey-Monarchenhügel unter den Seinigen auf dem Schlachtfelde. Die denkwürdigen Verhandlungen über seine Ruhestätte sind an einem andern Orte erzählt worden. Selten ist, nicht nur der buchstäbliche letzte Wille, sondern die innerste Willensmeinung eines Todten, seiner geheimsten Denkweise gemäß, so treu erfüllt worden, als durch die Entscheidung des Fürsten Joseph zu Schwarzenberg geschehen ist. Der Ruhm und der Dank der Nachwelt schalte mit dem Andenken des Feldherrn, der die Völkerschlacht von Leipzig leitete, nach Wohlgefallen; schon jetzt, da die Schenkung des um den Drey-Monarchenhügel gelegenen Terrains, das zu seiner Ruhestätte bestimmt schien, und die dankbare Annahme desselben von Seiten der Familie Schwarzenberg bekannt geworden, wird diese unscheinbare Feldstätte: das Fürstenthum Carl Schwarzenberg genannt, und wie ein geheiligter Ort besucht. Er selbst aber lebte für Österreich und die näheren Seinigen; wohin seine sterblichen Überreste gehören, ist unzweifelhaft.

Durch eine wunderbare Fügung der Umstände sollte die Stadt Leipzig am 19. d. Nachmittags die erste Feyer ihrer Rettung begehen, indem sie dem entseelten Leichnam die Ehren erwies, die der Wohlthäter der Stadt bey seinen Lebzeiten niemahls angenommen haben würde.

Taschenbuch für das Jahr 1821.

Minerva. Taschenbuch für das Jahr 1821. Dreyzehnter Jahrgang. Mit neun Kupfern. Leipzig bey Gerhard Fleischer.

Dieses Taschenbuch gehört zu den der reichbegabten des Jahres. So wie in den frühern Jahrgängen Schiller's Dichtungen zu einer Reihe Darstellungen Stoff gebothen haben, so ist in diesem der Anfang mit Goethe's Gedichten gemacht. Die Momente sind glücklich gewählt, die Gruppen wohl geordnet, besonders von: Wer

kauft Liebesgötter, und der Wanderer, und die Ausführung von dem Künstler, Hrn. Romberg, mit großer Sorgfalt behandelt. Zur Einleitung dieser Gallerie dient das sinnvolle Titelkupfer, erfunden von eben demselben: Die Poesie auf dem schwer zu erklimmenden Parnasse, um sie die Genien, welche sie selbst die göttliche zu umfassen und den über ihr in den Lüften hängenden Lorberkranz zu erringen streben. Eine Erklärung desselben unter der Aufschrift: Die Pythischen Spiele oder Dichterschicksale hat W. Blumenhagen gegeben, mit einigen Bemerkungen über Goethe, dessen Ruhm nur kleine Geister zu schmälern wagen werden. Unter den Erzählungen nennen wir zuerst den Fibelhahn, von K. G. Prätzel, der Originalität und launigen Behandlung wegen. Die verehrte Kar. Pichler hat nach einem Gemählde von Catel, welches in Besitz der Frau Baroninn von Pereira, gebornen Baroninn von Arnstein, in Wien ist und eine Ansicht von der Insel Kapri darstellt, die Erzählung: das Kloster auf Kapri, mit dem ihr eigenthümlichen Reize der Darstellung ausgeführt. Unterhaltend und mit guten Einfällen gewürzt ist ein Mährchen von A. F. E. Langbein, die dankbare Zwerginn; durch die zu Grunde liegende Idee und geistreiche Gedanken empfiehlt sich Minerva, von L. M. Fouqué; nur möchte der Charakter Minerva's, der zweyten unter den drey Geliebten des Helden, Dorling, zu grell und unweiblich erscheinen. Von dem Wahrzeichen, von Karoline Baroninn de la Motte Fouqué, erwähnen wir mit Bedauern, daß eine gewöhnliche Mordgeschichte der interessanten Ausführung zur Unterlage gedient hat.

Zu gedehnt ist: Übermuth und Menschlichkeit. Scenen aus den Zeiten der Kreuzzüge von Wilhelm Blumenhagen, doch in würdiger, kräftiger Sprache abgefaßt; am wenigsten ansprechend: der Oheim in der Schlacht, Erzählung von Gustav Schilling. Ernste Betrachtung liebende Leser machen wir auf eine der besten Gaben des Büchleins aufmerksam, nähmlich: Letzte Blätter aus des verstorbenen Weisen F. H. Jacobi's Nachlasse. Unter den zahlreichen Dichtungen wird der ältere Fridolin, Chronikensage in Romanzen, von Krug von Nidda, durch Inhalt und dichterischen Geist allgemein gefallen, zunächst Huge von Au und Klothilde von Helfenstein, von Ludwig Neuffer; manches Artige findet sich in den Gedichten von Friedrich Haug; die von Ferdinand Haas biethen nichts Ausgezeichnetes. Unterhaltende Charaden und Räthsel, Agrionien gesammelt von Theodor Hell, machen den Beschluß.

Berichtigung.

(Eingesendet.)

Es scheint, der Beurtheiler der Darstellung der Maria Stuart in Nro. 131 dieser Zeitschrift habe bey den Worten: „so ist damit ein Schritt in der ganzen Ausbildung gethan, für den uns das Maß abgeht;" absichtlich vergessen, Folgendes beyzusetzen:

„Dennoch gewann die junge Künstlerinn gerade in dieser Scene den lautesten, enthusiastischen Beyfall des ganzen überaus zahlreich versammelten Publikums, welcher Beyfall so anhaltend und allgemein war, daß die darauffolgende Scene des Mortimer erst fortgespielt werden konnte, nachdem das Publikum der Darstellerinn der Maria auch noch die besondere Auszeichnung des Hervorrufens hatte angedeihen lassen."

Von Gästen, die das Publikum so sehr auszeichnet, und die man mit Vergnügen zu den Einheimischen zählen würde, sollte man wenigstens nichts unbemerkt lassen, was den Tadel versüßen und individuellen Ansichten leichteren Eingang verschaffen könnte.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dinstag, den 7. November 1820.

134

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Büreau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 268) und bey A. Strauß in der Dorotheergasse; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Liebe um Liebe.

(Zur Preisbewerbung.)

(Fortsetzung.)

Wilhelm Selting an Moritz von Feldheim.

Schloß Randau, im August, 1812.

Du thust meinem Herzen weh, mein Moritz, wenn du die Zahl meiner Mittheilungen nach der unerlöschlichen Liebe missest, welche meine Brust für dich belebt! — Dein Leben, Freund, ist so reichhaltig an Begebnissen, daß du mir unendlich viel mehr über die Vorfallenheiten desselben mitzutheilen hast, als ich über meine stillen und einfachen, aber doch so hoch beglückenden Verhältnisse, dir sagen kann.

Stand und Verbindungen fesseln dich an eine Kette wichtiger Angelegenheiten, wo von deinem Wirken das Wohl oder Weh so Vieler abhängt, während ich im lieblichen Kreise einer einzigen, aber vortrefflichen Familie, das einfach schöne Ziel zu erstreben suche, Herzen für zwey Welten durch Tugend und Aufklärung zu bilden; ein Bemühen, das in sich selbst den schönsten Lohn bringt, und wahrlich eine eben so heilige als süße Pflicht ist, in deren Erfüllung sich mein Herz unbeschreiblich wohl fühlt. O mein Moritz! möchte ich dir am Abend deines mühselig durchkämpften Tages, den du in trüber Einsamkeit, oder in geräuschvoller Leere zubringen zu müssen mir klagst, — doch diesen stillen sanften Frieden durch die weite Ferne zuhauchen können, der uns Alle hier so hold umlächelt! Ein jeder von uns bringt seinen Tag in gewissenhafter Erfüllung seiner Pflichten zu, die uns nie lästig oder eintönig werden können, weil sie mit weiser Abwechselung geordnet sind; und genießt des durch Lektüre, Musik, gesellige Unterhaltung oder anziehende Spaziergänge, gewürzten Abends mit herzlichem, ungetrübtem Frohsinn. Wir leben ein wahrhaft patriarchalisches Leben, unbekümmert um die großen Ereignisse

der Zeit, welche draußen auf dem Schauplatz der Welt vorgehen mögen, und deren Einfluß auf unsre Umgebungen wir Alle möglichst zu mindern streben.

Daß aber dich, mein Moritz, die neuen Verhältnisse deines theuren Vaterlandes tief erschüttern müssen, fühle ich lebhaft mit dir, aber wenn auch das Joch des Tyrannen, welches unser Deutschland jetzt so tief verwundet, deinem Herzen ein empörender Druck seyn muß, wie es jedem rechtlichen Deutschen sicherlich fühlbar ist, so fordert mich doch der Freundschaft heilige Pflicht ernst und innig auf, dich, mein Moritz, aus voller Seele zu bitten, du mögest nicht, wie mir dieß dein letzter Brief so deutlich ausdrückte, dein Amt niederlegen, und dich diesem für deine Landsleute so wichtigen Kreise deines Wirkens entziehen. Wenn es deinem bessern Gefühl gleichwohl bitter werden muß, dem verhaßten Unterdrücker so vieler Nationen zu dienen, so entschädigt dich dagegen das erhebende Bewußtseyn, selbst nicht ohne schwere Opfer dem Vaterland deine kräftigsten Anstrengungen zur möglichsten Abwendung mancher drückenden Last dargebracht zu haben, — im vollesten Maße für diese schwere Pflichterfüllung, und so dienest du nicht dem Tyrannen, sondern deinem Vaterlande!

O, laß meine herzlichsten Bitten nicht ungehört, und fühle dich erhoben durch dein lohnendes Bewußtseyn, diesem schönsten Begleiter, den uns die gütige Vorsehung auf dem so oft umdornten Lebenspfade mitgab! Auch wir befürchten jetzt, leider wohl mit Grund, eine mögliche Umwälzung unsrer Regierung, — ach! auch mein Vaterland wird nur zu bald der Allgewalt der Übermacht weichen, und sich in das verhaßte Joch des nimmersatten Eroberers beugen müssen! O mein Moritz, wann wird der immer düstrer sich umhüllende Stern der Hoffnung auf bessere Zeit doch am Horizonte des Lebens wieder leuchtend hervorkommen? — Wann wird der Morgen der Freyheit und Rechtmäßigkeit tagen? —

Laß uns den düstern Blick hinwegwenden, von der trauervollen Scene unsrer Zeit, und laß mich dich und mich aufheitern durch ein so gern gegebenes Geständniß meiner fortdauernden Zufriedenheit!

Worte habe ich nicht, die dir die stille Wonne meines ganzen Seyns auszudrücken vermöchten, aber dein mich fassendes Gemüth wird sie ohne Sprache verstehen, und mit mir wirst du sie empfinden, wenn ich dir sage, daß meine liebende Sorgfalt um die höhere Veredlung des Herzens, und um die möglichste Bereicherung des Verstandes meiner geliebten Zöglinge, immer mehr das herrlichste Gelingen meiner Wünsche krönt; und, — daß ich die Glückseligkeit genieße, in der lieblichen Emilie, der sechszehnjährigen Tochter des Grafen, einer sich immer schöner entfaltenden Blume weiblicher Anmuth, eine Schülerinn, oder vielmehr mit mir genießende Freundinn, in des Wissens schönsten Gefilden zu besitzen.

Ein unwiderstehlicher Zauber fesselt mich an dieß holde schuldlose Wesen, und unser gegenseitiges Verhältniß so wohl, als ihre holde Unbefangenheit, lassen mich so deutlich ihr Inneres durchschauen, daß ich mich ihrer reinsten Zuneigung nicht vergebens zu erfreuen hoffen darf.

Es liegt eine so herrliche Wahrheit in jeglichem Verhältnisse dieses Hauses, daß auch Emilie und ich uns in Gegenwart der Ältern grade eben so behandeln, als wenn wir mit dem stillen Wohlwollen, welches uns so zart

verknüpft, allein uns der Musik widmen, welche unser Gefühl unendlich anspricht, oder wenn wir schöne Parthien unserer reizenden Umgegend aufzeichnen, oder wenn wir mit einander unserer geistvollen Dichter erhebende Sprache reden hören.

Ach ich fühle es tief, — dir darf ich es ja gestehen, mein Moritz, — daß sich mir oftmahls der Gedanke aufdrängt, dieses süße Band könnte einst meiner Ruhe, ja meinem Lebensglücke gefährlich werden; aber wenn ich die unendliche Güte dieses Charakters, die holde unbefangne Reinheit dieses Gemüths, ihre kindliche und schwesterliche Liebe, ihren Hang, Andere zu erfreuen, ihr Streben nach immer höherer Ausbildung, ach, — und ihre zarte, ihr selbst vielleicht unbewußte Neigung zu mir, so klar erschaue, o Freund, so möchte ich hinsinken und danken, daß die gütige Lenkung des Himmels mich durch diesen Engel des Lebens höchste Seligkeit kennen lehrte.

Meine edle Mutter, welche die gräfliche Familie mit der reinsten Güte und Milde überhäuft, liebt Emilien mit mütterlicher Innigkeit, und diese ehrt in ihr die würdige Frau, und, wie sie mir heute noch freymüthig sagte, die gute Mutter eines geschätzten Mannes.

Ich hoffe mit Sehnsucht auf Zeilen deines liebenden, theilnehmenden Gedenkens, die mir deinen Entschluß in Hinsicht deiner öffentlichen Angelegenheiten melden; möchte er so gewiß meinen Wünschen für dein Wohl entsprechen, als meine Liebe dich ewig segnend umschwebt!

Emilie von Randau an Therese von Horst.

Schloß Randau im Oktober 1812.

War gleich das Entbehren einer mir so süß geträumten Freude, dich, meine Therese, noch diesen Herbst hier zu haben, und mit dir die Schönheiten der Natur, und die stillen Freuden meines rosigen Lebens theilen zu können, schmerzlich für mein Gefühl, so durchbebte mich doch gewiß der Mitempfindung höchste Wonne beym Lesen deines letzten theuren Briefes.

Ja, meine Therese, geliebteste Freundinn meines Herzens, ich verstehe dich ganz, fasse ganz die Seligkeit, deren du jetzt genießest, und erflehe dir mit der ganzen Innigkeit meiner ewigen Liebe für dich den schönsten Segen des Allgütigen zu deinem Bunde! — O meine Freundinn, hätten wir das ahnen können bey unserer Trennung, daß du schon nach vier Monathen die liebende und geliebte Braut eines Mannes seyn würdest, den wir damahls nicht einmahl dem Nahmen nach kannten!

Gewiß, er ist ein edler Mann, dein Feldheim, sonst würde ihn ja meine herrliche Therese nicht lieben können! — Daß er doch deiner Liebe immer würdig bleiben möchte, daß er doch immer mehr das köstliche Kleinod, das ihm die ewige Güte in deinem Herzen zuwandte, zu schätzen verstehen möchte, und ich dann dieses stillen Glückes segnende Zeuginn recht oft seyn dürfte! — Wenn ich die Gewährung meiner tiefempfundensten Wünsche für deine Glückseligkeit hoffen darf, so fehlt dieser nimmer irgend eine Vollkommenheit! —

Mein theurer Lehrer und Freund Selting, den wir alle liebend verehren, und dessen hohen Sinn ich dir so oft schon schilderte, ist der genaueste Freund deines Moritz; von ihm erfuhr ich schon einige Tage füher, als durch deinen Brief, seine Liebe zu dir; und was empfand mein Herz nun beym

Empfange der ersehnten Mittheilung aus dem deinen. Ach meine Therese, warum kann ich in diesem Augenblicke unnennbarer Sehnsucht nach dir nicht an deine Brust mich legen, und dir Alles, Alles sagen, was dieß volle Herz empfindet! — Doch, ich darf es meiner Therese ja offen gestehen, was dein mich so zart verstehendes Gemüth ohnehin schon wird geahnet haben, und du liebest ja selbst auch, — ich liebe Selting mit einer Innigkeit, vor welcher ich selbst erröthe, und die mich oft mit tiefer Wehmuth erfüllt; — tausendmahl habe ich es der lieben trauten Mutter gestehen wollen, aber immer hält mich ein unbekanntes Etwas davon zurück, und jetzt wird mir dieß Geständniß immer schwerer; — aber dir, dir, meine Therese, die du alles weißt, was meine Seele denkt, die du den glücklichen Freund meines Selting liebst, und lieben darfst, dir mußte ich das Geheimniß offenbaren, das mir den freundlichen Tag meines Daseyns eben so sehr versüßt als verbittert. Mir selbst unbewußt, hat sich das leise Wohlwollen, welches mich gleich nach der ersten Bekanntschaft zu ihm hinzog, allmählig durch so manches Interesse, welches mir seine hohe Bildung und seine Talente einflößten, in eine mir jetzt nur zu hell bewußte Liebe aufgelöst, und wenn gleich er mir nie ein Wort über die Empfindungen seines Herzens mittheilte, so fühle ich doch nur zu tief die Wahrheit derselben; ach, und dieses trübe Schweigen, welches gewiß nur ernstes Pflichtgefühl gewaltsam befestigte, ruft mir so schmerzlich zu: es soll, es darf nicht seyn! —

Gieß in mein wundes Herz recht bald den heilenden Balsam freundlichen Trostes, und traulicher Mittheilung über deine Verbindung, welche ein so unnennbares Interesse für mich hat. O sag mir Alles, Alles, so wie deine Emilie auch dir das Heiligste aus ihrem Herzen hingab! —

Moritz von Feldheim an Wilhelm Selting.

B . . . im November 1812.

Der Segen des theuersten Freundes zu der wichtigsten Verbindung meines Lebens ist meinem Herzen ein zu schätzbares Kleinod, als daß ich mich dem Ausdruck meiner tiefgefühlten Dankbarkeit gegen dich, mein Wilhelm, nicht mit der ganzen Innigkeit meiner unaussprechlichen Liebe für dich, du Theuerster, so gern überlassen sollte!

O möchte ich so hoch beglückt seyn, dir diesen Segen zurückgeben zu dürfen, auch dir zu des Erdenlebens heiligstem Bunde zurufen zu können: Gott segne dich! — Aber ach! der weise Geber unsrer schönsten Freuden hat sie uns nimmer alle vereint, auf daß der Mensch sich nicht überhebe seines Glückes! — Dieses liebliche Mädchen, welches deinem Herzen das Hochgefühl reiner Liebe in frommer Unschuld gab, ist meiner Therese innigste Freundinn. — O Wilhelm! du fühlst es tief mit mir, welch eine Seligkeit in dem Gedanken dieses Doppelbundes liegt, — ach, und ich fühle eben so tief den Schmerz, mit dem die Entsagung dieser Seligkeit dein Herz verwunden wird! — Wir beyde, mein Wilhelm, sind darüber einverstanden, daß Tugend und jener unnennbare Zauber des unwillkürlichen Einklanges allein das heiligste Band unsers Daseyns knüpfen sollten; aber auch, daß die Verhältnisse des Lebens mit allen ihren oft so schmerzlichen Konvenienzen uns immer wieder auf die ewige Wahrheit zurückführen, daß

die höchste Weisheit uns nicht vergebens hier in eine Verschiedenheit stellte, deren Zwecke die herzlose Vernunft selbst im trübsten Dunkel eigenen Schmerzes so deutlich erschauen muß.

Ernste Pflicht der Freundschaft, gemahnt durch feste Überzeugung, fordert mich auf, dir dieses, wenn auch nicht ohne Überwindung meines herzlichsten Mitgefühls für dich, recht lebendig vor die Seele zu stellen, welche diese kalte Wahrheit zwar für wahr, aber immer auch für sehr schmerzvoll erkennen wird.

O mein Wilhelm, dein edles großes Herz ist der Liebe deiner schuldlosen süßen Emilie werth, aber — ach, daß ich es mit thränendem Auge und blutendem Herzen aussprechen muß! — der einfache Wilhelm Selting darf nie der reichen Gräfinn Randau die Hand zum Bunde ewiger Liebe und Treue reichen, kann nie die ungeheuren Klüfte, welche die Macht der Verhältnisse zwischen euch legte, hinwegräumen, und so ist auch die Ruhe deines Herzens für dein ganzes Leben gefährdet, wenn du nicht eilest, dich gewaltsam hinweg zu treiben aus einem Paradiese, in welchem die Zauberfesseln der höchsten Lieblichkeit dich so hold, so süß umfangen! — aber, wo auch der rächende Engel der ewigen Gerechtigkeit das schneidende Schwert zu einer ewigen Wunde über deinem Haupte zückt! —

Auch um der Ruhe des geliebten Herzens willen, fühle eine hohe Pflicht in dieser Trennung, denn so nur ist es möglich, einen Schmerz durch die Zeit zu heilen, der sie ohne das von ihrer eigentlichen Bestimmung ablenken würde. Du, mein Wilhelm, hast die gerechtesten Ansprüche auf des Lebens freundlichstes reinstes Glück, so wie diese Welt auch noch viele und große Forderungen an einen Geist hat, der so viel Herrliches zu leisten fähig ist; o, vernichte sie nicht im gewaltsamen Überschreiten der Verhältnisse, in die dich die weise Bestimmung der Vorsehung liebreich stellte. Komm eilend an das Herz deines Moritz, des Freundes, der dich selbst mit der höchsten Aufopferung so unaussprechlich gern zufrieden sehen möchte!

Mich hat das Schicksal nahmenlos beglückt, im Besitz einer hochgeliebten Braut, welche ich nun bald ganz mein nennen darf; ach, ihr Herz, was so innig in Emiliens Herz verwebt ist, läßt mich es doppelt fühlen, welch einen Riesenschritt ich von dir fordern muß! Bald nach gefeyerter Eheverbindung mit meiner Therese werde ich B . . . verlassen und mit ihr in die Einsamkeit meiner Gebirgsgüter, fern von dem Schauplatz empörender Unterdrückung des aufgebürdeten unrechtmäßigen Despotismus fliehen; denn daß ich mich längst schon dem öffentlichen Wirken bey einem Verwaltungssystem entzog, was jeden richtig fühlenden Deutschen mit dem höchsten Unwillen erfüllen muß, sagte ich dir früher.

Dort, in dem stillen Kreise beglückter Häuslichkeit wollen wir vereint streben, unsre Umgebungen zu veredeln, und in diesem freundlichem Bemühen hoffe ich meinem Wilhelm Heiterkeit, Ruhe und Zufriedenheit wiederzugeben, auf daß er mit regem Muthe sich geeignet fühlt, einst, wenn der Morgen der Befreyung anbricht, vereint mit mir, des mächtigen Feindes gewaltigen Druck, durch geweihte Kraft gestärkt, abwältigen zu helfen! —

(Die Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Wie die Natur im jungen Morgenglanze,
So prang' ich heiter in der Laune Kranze.
Zwey Zeichen weg: die Überreste zieh'n
Dich in die Nähe der Geliebten hin;
Ein Zeichen noch hinweg, daß dir erschalle
Der heit're Ton verschwisterter Metalle.

K. G.

Schauspiel.

Theater nächst der k. k. Burg. Hr. und Mad. **Stich** fahren fort, durch ihre ausgezeichneten Gastspiele sich die Gunst unsers kunstschätzenden Publikums in immer reicherem Maße zu erwerben. Außer den letzthin angezeigten Rollen der Madame **Stich** gab dieselbe am 1. Nov. zum zweyten Mahle die **Kathinka im Mädchen von Marienburg** mit gleicher Vollendung und eben so einmüthiger Würdigung. Ihr Gatte trat am 22. Oktober als **Karl Baum im Ersatz** auf, und legte neue Beweise seines Talents und Fleißes in dieser Rolle dar, die er mit eben so schöner Einfachheit und Anspruchslosigkeit als glücklichem Studium darstellte. Sehr anziehend und das Interesse der Rolle wie des Ganzen steigernd, bewegte er sich vorzüglich in den Erkennungs-Schlußscenen, und ließ dadurch einen angenehmen Eindruck des heitern Gemähldes in den Gemüthern der Zuschauer zurück. Er wurde einstimmig gerufen.

Am 25. Oktober erschien Hr. **Stich** als **Lieutenant Graf Werthen** in der **beschämten Eifersucht.** Wenn die nicht ganz gefällige Uniform Anfangs seiner Erscheinung etwas Fremdartiges lieh, so ließ die Lebendigkeit und Frische seines Spiels dieß doch bald vergessen, und die Zuschauer folgten mit ungestörtem Interesse dem Gange seiner Darstellung. So wie diese Zufälligkeit besiegte Hr. **Stich** durch seine überwiegenden Vorzüge schon früher eine erheblichere Schwierigkeit, die ihm aus der zum Theil ungewohnten Art seines Vortrags zu erwachsen schien, indem er bisweilen den Ton zu ziehen und gemeiniglich etwas höher zu nehmen pflegt, als es die hier übliche Stimmung unserer Künstler erfordern mag. In solchen, wie in manchen andern Fällen wirkt jedoch bey allen Bühnen die Gewohnheit mächtig, und wenn die Zuschauer einmahl mit den Eigenheiten und Eigenthümlichkeiten der Darstellenden vertraut sind, gewinnen sie wohl nicht selten sogar einen gewissen Reiz, weil der Zauber alles Lebens und Spiels auf der Vielgestaltigkeit und Mannigfaltigkeit der Individualität beruht, und eine vollkommene Gleichförmigkeit ihn gänzlich vernichten würde. — Was in Bezug auf die Darstellung des **Lieutenants Werthen** insbesondere, so wie überhaupt auf die zuletzt gegebenen Gastspiele des Hrn. **Stich** zu bemerken befunden wird, ist, daß in seinem Spiele mehr Unbefangenheit und freyere Beweglichkeit sich offenbaret, wodurch dasselbe an lebendiger Entwicklung und vollerer Klarheit nur noch gewonnen hat; eine natürliche Folge der freyen Anerkennung von Seiten des Publikums und des dadurch erhöhten Selbstvertrauens des Künstlers. Einzelne Scenen in der in Rede stehenden Darstellung als besonders wohlgelungen hervorzuheben, dünkt uns eben so überflüssig, als es nicht leicht scheint, da Hr. **Stich** in allen Momenten des Ganzen sich gleich eindringlich und regsam zeigte. Er wurde nach dem Schlusse wie gewöhnlich gerufen, und dankte wie immer sinnig und bescheiden.

Das fleißige und treffliche Zusammenwirken der sämmtlichen in den beyden genannten Darstellungen Mitspielenden muß hier noch vorzüglich gerühmt werden.

Theater an der Wien. Den 25. Oktober wurde hier zum ersten Mahl aufgeführt: **Die Prinzessinn von Navarra.** Komische Oper in zwey Aufzügen, neu übersetzt aus dem Italienischen: Gianni di Parigi, mit der Musik des k. sächsischen ersten Kapellmeisters, Ritters Franz von **Morlachi.**

Diesem Werk ging eine nachdrückliche Empfehlung voran, und es ist nicht die Schuld der Vorkehrungen, daß der Erfolg dem Rufe nicht entsprach, sondern die getäuschte Erwartung selbst und der weite Abstand zwischen der geistreichen französischen und der mit leeren Melodien überladenen wälschen Komposition. Hinsichtlich des Unternehmens, dem bekannten Text ein neues musikalisches Gewand anzulegen, muß man jedoch die Sache aus dem billigsten Gesichtspunkt betrachten. Erstens widerstrebt die dramatische Musik der Franzosen den bequemen italienischen Kehlen, wie dem verwöhnten Geschmack des Publikums; zweytens fehlt es überall an guten Textbüchern für einen Komponisten, der mit dem besten Willen den Drang in sich verspürt, etwas Ausgezeichnetes zu leisten; was sonst für Bewegungsgründe den Tonsetzer des neuen Johann von Paris angespornt haben mögen, soll hier nicht in Betracht gezogen werden, wohl aber wird die Bemerkung am rechten Orte stehen, daß die Deutschen nicht allzu voreilig dem wälschen Eigensinn und ihrem einseitigen Geschmack huldigen sollten. Man wird in dieser Komposition durchgängig gewahr, daß Ritter Morlachi von dem Bestreben durchdrungen ist, beyde Theile zu befriedigen, es fehlt ihm aber an Kraft und Feuer der Imagination, um die Fesseln des Vorurtheils und der Gewohnheit zu zersprengen, und sich frey, ich will nicht sagen über seinen Vorgänger empor zu schwingen, sondern nur ihm nach zu schweben. Die Komposition biethet mehrere anziehende Gesangstücke, reizende Melodien, und gelungene Sätze dar; aber Haltung und Durchführung mangeln, wie Ideen, Charakteristik und Eigenthümlichkeit. Überall blickt die Ängstlichkeit hervor, die ihn bald auf diese, bald auf jene Seite der Nachahmung hinzieht, ganz besonders aber in der Instrumentirung, deren oft fehlerhaftes, oft sonderbar kontrastirendes Verhältniß zur Melodie, den anmuthigsten Theil der letzteren um ihre Wirkung bringt, wozu die immerwährenden schleppenden Tempo's das ihrige beytragen. Wie günstig man auch immer einzelne Theile von der Seite des melodischen Werths beurtheilen mag, dramatisches Leben und ergreifende Fülle werden stets vermißt. Das Ganze ließ kalt, obgleich einige Stellen mit Beyfall aufgenommen wurden. Hieher gehört hauptsächlich das Duett zwischen der Prinzessinn und dem Pagen, dem die Ehre der Wiederhohlung auch bey der zweyten Vorstellung nicht entging; ein Theil des ersten Finales verfehlte seine Wirkung nicht, obgleich überhaupt in diesem Theil der Oper die Reminiscenzen laut genug werden. Das Duett im zweyten Akt zwischen dem Seneschall und Rodrigo, dem Gastwirth, ist mit einem komischen Anstrich und glücklichen Gedanken begabt, aber die Ausführung ermüdet. Die Romanze des Troubadours hat eine charakteristische Melodie, die jedoch durch das Akkompagnement nicht unterstützt wird und dem noch gar zu frisch im Gedächtniß wiederklingenden französischen Tonstück den Preis überlassen muß. Die Chöre sind gewöhnlich und biethen nichts Ausgezeichnetes dar. Die Handlung ist wenig abgeändert, und mehr die eingeschobenen Gesangstücke, als die Folge der Scenen, lassen eine Verschiedenheit wahrnehmen; die gebliebenen und hier als einen Gegenstand des Wetteifers behandelten, erinnern aber desto mehr an das talentvolle Erzeugniß des älteren Tonsetzers zum Nachtheil des jüngeren. Bey alledem erkennt man auf den ersten Blick im Texte selbst das Vaterland der Opera buffa, an der größeren Bedeutung des Wirthes, der als komische Person mehr hervor gehoben ist. In Ansehung des Gesanges verdient das Personal Lob und Anerkennung, und es würde unbillig seyn, Mad. Spitzeder als Prinzessinn von Navarra nicht besonders anzuführen. Mit ihr zugleich wirkte Mlle. Hornick in dem oben erwähnten Duett sehr gefällig. Der Part des Prinzen, der zu häufig die Verwendung der Mitteltöne erfordert, ist der Stimme des Hrn. Jägers weniger günstig, als Rossini's Behandlung des Tenors. — Die Darstellung verlangt schonendes Schweigen und Vergessen. Nach zweymahliger Aufführung gingen Text und Partitur in die Theater-Bibliothek zur Ruhe ein.

Ebendaselbst den 29. Okt. Margarethe von Anjou. Historisches Drama in drey Aufzügen, frey nach dem Französischen des Guilbert Pixerécourt.

Wer den Nahmen des Verfassers liest, der erwartet nicht viel, oder weiß wenigstens, was er zu erwarten hat. Hier sieht er sich aber dennoch getäuscht, denn dieses

Drama ist das lustigste von der Welt. Die Hauptrolle, der eigentliche Held des Stücks, ist Morin, eine Art von komischen Quacksalber, Wundarzt aus der Normandie genannt. Die Handlung ist aus einer Reihe von Rettungsscenen zusammengesetzt, die das Zwergfell erschüttern; z. B. Margarethens Oberbefehlshaber wird in einem Wald an Händen und Füßen festgebunden, plötzlich erscheint seine als Page verkleidete Gemahlinn aus der Erde, löst die Bande und verschwindet mit dem Ungetreuen. Der tragische Theil des Drama's besteht im strengsten Sinn aus Knall-Effekten: eine Brücke springt mit der Königinn in die Luft, dessen ungeachtet wandelt sie mit ihrem Söhnlein muthig durch alle Schlachten und durch alle theatralischen Gefahren bis an's Ende, wo die ganze Bühne in Feuer aufzugehen droht. Diese Dekoration, deren Hinterprospekt eine imposante Erscheinung bildet, ist das Werk des geschickten Hrn. Neefe und der Glanzpunkt des Schaustücks. Von dem Dialog kann man sich einen Begriff machen, wenn man hört, daß der kleine Knabe Margarethe im pathetischen Ton: meine königliche Mutter! titulirt, und sich in hochtrabenden Phrasen, wie folgende, vernehmen läßt: „Ich wünsche nur auf dem Thron zu sitzen, um England glücklich zu machen." Auch das zahlreich versammelte Sonntags-Publikum fand den historischen Mischmasch in der Länge schal und unschmackhaft, so viel Hr. Demmer als Morin sich auch beeiferte, ohne Übertreibung zu ergetzen.

Leopoldstädter Theater. Den 30. Okt. zum ersten Mahl: Don Juan, oder: der steinerne Gast. Lustspiel mit Gesang in drey Aufzügen, nach Molière und dem Spanischen des Tirso de Molina, für diese Bühne ganz neu bearbeitet von einem Theaterfreunde. Die Musik vom Hrn. Kapellmeister Franz Volkert.

Das klingt sehr pomphaft: nach dem Französischen, nach dem Spanischen! aber dieses Gastmahl besteht aus einem schlecht zubereiteten Allerley, das noch dazu einen etwas räuchrigen Geschmack hat, als wär' es über eine Hütten- oder Puppenbühne irgendwo passirt. Der Stoff ist nicht arm an komischen Scenen, einige in dem bekannten Textbuch dieses Nahmens nicht vorkommende sind benutzt, doch für ein Lustspiel gar zu platt behandelt; der gröste Theil ist so wie dort; hier aber ohne Ordnung und Zusammenhang, bunt durch einander geworfen. Krispin, im kurzen Mantel des alten Käsperle, hat einen weiten Spielraum, an spaßhaften Einfällen leidet er keinen Mangel; die breite komische Manier des Darstellenden aber benahm den meisten noch das kleine Körnchen Salz. Das ganze Possenspiel stellt ein unaufhörliches Haschen und Verstecken zwischen Don Juan und seinen Verfolgern vor, das im höchsten Grad ermüdet, während eine Reihe von Mordthaten, eine nach der andern, den widerwärtigsten Eindruck erregt. Der gewöhnliche Theater-Effekt ist nicht einmahl für die Aktenschlüsse berechnet und alles trägt die Spur der Unachtsamkeit und Übereilung.

Vor längerer Zeit wurde hier eine andere Komödie unter diesem Titel aufgeführt; um so eher hätte man von dem oben sogenannten Theaterfreund, der unter so verschiedenen Benennungen, wie der Held des Stücks in abwechselnden Gestalten, zu erscheinen pflegt, etwas besseres erwarten können. Die Aussprache des Nahmens Juan mit dem Prädikat war komisch genug; ähnliches läßt sich auf andern Bühnen auch nicht selten hören.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 9. November 1820.

135

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein koloriertes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer vierteljährig um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Büreau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 268) und bey A. Strauß in der Dorotheergasse; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Liebe um Liebe.

(Zur Preisbewerbung.)

(Fortsetzung.)

Emilie von Randau, an Therese von Feldheim.

Schloß Randau, im Februar, 1813.

Eben so rosig und schön das neue Jahr für dich, meine Therese, begonnen hat, — ach! so trübe und schmerzvoll hat es das Herz deiner Emilie gefunden.

Nur dein Glück noch, meine unaussprechlich geliebte Freundinn, ist der einzige Stern des Trostes, der die Nacht meines Lebens erhellt, und meine heißeste Bitte flehet hinauf zu dem Throne des Unerfaßlichen, daß du nimmer so herben Schmerz kennen mögest, als der ist, mit dem meine Seele so schnell als unerwartet erfüllt wurde. —

Ach, vor einem Jahre kannte ich den Schmerz nicht im Schatten; mein Herz beseligte eine Kette reiner Freuden so hold, so süß, und ich wandelte an der Hand deiner Liebe, meine Therese, eine Rosenbahn, deren ganze Lieblichkeit mich selbst erst da recht lebhaft umstrahlte, als sie längst entschwunden war.

Mit den schönsten Hoffnungen auf die freundlichste Zukunft kehrte ich, umgeben von Liebe und Wohlwollen, zurück ins Vaterhaus, in einer Zeit, wo mit der ganzen Heiterkeit meines Alters Alles mich anlächelte, Alles mich erfreute! —

Da trat, mir selbst noch unbewußt, die Liebe mit all' ihrem Zauber in mein Daseyn, ach, und umgab mich mit einer unnennbaren Seligkeit, — deren kurze Dauer magisch mich umgaukelte.

Aber aus diesem süßen Traume weckte mich nur zu bald die herbste Wirklichkeit! —

Da hast du, meine Therese, das Bild meines Lebens, meines Geschi-

ckes, und wenn du auch glücklich bist, du Traute, so erfaßt dein treues Herz sicher den Schmerz des Meinigen doch, dessen Klage gegen dich Balsam in meine blutenden Wunden gießt.

Durch deinen edlen Gemahl wirst du die schrecklichen Ereignisse erfahren haben, welche den stillen Frieden unsers Hauses so grausam zerstörten. Doch der genauern Erzählung dieser uns Alle bis zur Vernichtung erschütternden Vorfälle wird das Herz meiner Freundinn mit herzlichem Mitgefühl entgegen sehen, denn Selting konnte deinem Moritz, in den wenigen Minuten, welche ihm gestattet wurden, nur eine leichte Skizze zeichnen. —

Längst schon hatte ich nur zu tief die innige Liebe empfunden, welche meinen Selting für mich beseelte, wie sorglich er auch immer streben mochte, sie mir zu bergen; ach, ich fühlte auch in diesem Kampf, mir eine Empfindung zu hehlen, welche ich so herzlich theilte, eine Resignation, die mich nur mächtiger zu ihm hinzog! — Da war es nun am Christabend, als die gütige Hand unsrer theuren Ältern uns dieß Fest der Liebe mit tausend zart ersonnenen Überraschungen zur hohen Freude bereitet hatte, als ich in Seltings ganzem Wesen und vor Allem in seinem seelenvollen Auge einen so schmerzlichen Ausdruck las, daß tiefe Rührung mich ergriff. Ein Zufall führte mich auf einige Augenblicke ohne Zeugen mit ihm zusammen, starr heftete er den trüben Blick auf einen Hyazinthenstrauß, welchen er mir vor wenig Minuten gereicht hatte, und den ich nun an meiner Brust trug, — dann kniete er plötzlich vor mir hin und rief bebend und mit dem Ton des höchsten Gefühls aus: „Emilie, — wie liebe ich Sie so unaussprechlich! o sagen Sie mir auch Ihre Liebe, dann will ich es bringen, das schmerzliche Opfer!" — Ich sank sprachlos an seine Brust, und Thränen glänzten in seinem Auge, mit denen die meinigen sich mischten.

Er riß sich gewaltsam los, gewiß nicht ohne herben Schmerz, preßte dann meine Hände noch einmahl heftig an Herz und Mund, und verschwand.

Ich eilte fast besinnungslos in mein Zimmer, in welchem ein Strom heißer Thränen meinem gepreßten Herzen Luft verschaffte.

O Therese, diese heiligen Momente, in welchen mein ganzes Seyn tausendfache, niegekannte Gefühle durchströmten, sie haben keine Worte! — Du kennst sie auch, aber du weißt nicht, was es heißt, nur zu lieben, um desto schmerzlicher entsagen zu müssen.

Doch — ich mußte mich gewaltsam fassen, um meinen ahnungslosen Ältern diesen Abend der schönsten Familien-Freude nicht zu trüben, und fast mit mir zugleich trat auch Selting herein.

Auch er strebte möglichst heiter zu scheinen, — aber unsere stummen Blicke redeten einander nur zu klar ins still wogende Herz! Die guten Ältern gewahrten in einem großen Zirkel von trauten Freunden Nichts von dem Allen, und dieser peinlich lange Abend endete mit herzlicher Fröhlichkeit, die meinem Gefühl zum ersten Mahle schmerzend wurde.

Die Einsamkeit der stillen Nacht, in der nur der sanfte Klageton von Seltings Flöte aus der Ferne wehmüthig in mein Herz drang, fachte in diesem Herzen eine Wehmuth an, welche tausend trübe Ahnungen, tausend nie empfundne Schmerzen mit sich führte, und der dämmernde Morgen des Tages, der der Menschheit einst, das göttliche Heil, den himmlischen Tröster

der leidenden Brust schenkte, fand deine arme Emilie in trauervolles Sinnen versenkt.

Die allgemeine Heiterkeit meiner Umgebung leitete auch mich zum scheinbaren Einstimmen, bis Seltings Erscheinen mich beynahe wieder um alle meine erzwungene Fassung gebracht hätte; sein Blick verkündete Liebe, Schmerz und den regesten Kampf mit sich selbst; er sprach wenig, und war merklich stiller und zerstreuter, wie gewöhnlich.

Meiner Mutter war diese Veränderung in seinem Wesen nicht entgangen, und als nach Tisch der Vater mit den Brüdern uns zu einem Spazierritt verlassen hatte, nahm sie freundlich seine Hand, zog ihn sanft neben sich aufs Sopha, und bath ihn mild und theilnehmend, ihr die Veranlassung seines augenscheinlichen Schmerzens vertrauend mitzutheilen. Selting schwieg, und blickte mit thränendem Auge gen Himmel; dann sank er weinend vor ihr hin, und sprach mit unbeschreiblicher Rührung: „Ihr Mitgefühl, gnädige Frau, spricht zu fordernd an mein Herz, als daß es mich nicht auch zu dem Schwersten ermuthigen könnte, — ich darf, ich muß es wagen, meine Überzeugung ruft es als heiliges Gesetz aus, ich muß es Ihnen gestehen, edle Gräfinn, verdammen Sie mich nicht! Ich habe einen nahmenlos schweren Kampf gerungen, — und dennoch liebe ich Emilien mit einer Innigkeit, mit einer Treue, die nur mit meinem Herzen enden kann! Immer umschwebte mich wohl mächtig der Gedanke, es kann, es darf nicht seyn, aber alle Macht der festesten Grundsätze war nicht stark genug diese Liebe zu ertödten — ach! und gestern überwältigte mich mein Gefühl zu dem immer zurückgepreßten Geständniß dieser Liebe; — ich habe es Emilien gesagt, daß ich sie unendlich liebe, und jetzt hier im tröstenden Anblick Ihrer himmlischen Milde Ihnen Alles gesagt, was still in der vernichteten Brust ruhte!"

Meine Mutter hob den edlen Mann sanft empor, und schwieg einige Momente, vor sich hinstarrend, dann rief sie mit gedämpfter Stimme aus: „O Macht der Verhältnisse, wie bist du so hart!" — Sie wandte sich nun gütig zu mir, die ich stumm und bebend in einem Fenster stand, nahm mich zärtlich in die mütterlichen Arme und sprach: „Meine Emilie kennt mein Herz, auch Sie Selting kennen es, und die hohe Achtung, welche für Sie darin wohnt; ihr Beyde werdet es mir glauben, daß es mir sehr schwer wird, euch die ewige Wahrheit dieser unüberwindlichen Macht vorzustellen. Diese Gewalt allein kann es denn auch seyn, die mich zwingt ein Band zu trennen, welches mein Mutterherz, im gleichen Verhältniß eures Standes, mit innigem Danke gegen Gott gesegnet haben würde; — aber ach, daß ich es ernst und feyerlich aussprechen muß, es kann nicht seyn! — Noch trübt kein Vorwurf des Gewissens die lichte Helle eures Lebens, und so nur ist es möglich, daß ihr die friedliche Ruhe eures Gemüthes wieder erlanget, welche das Nachhängen einer hoffnungslosen Liebe euch unfehlbar entreißen würde. Zerstreuende Trennung ist das einzige Heilmittel eurer Wunden, und ich werde, — wenn auch nicht ohne eigenen Schmerz — Alles aufbiethen, euch jede mögliche Zerstreuung und Erheiterung zu verschaffen."

Der Eindruck, den diese tiefempfundne Rede meiner edlen Mutter auf mein leidendes Herz machte, ist unbeschreiblich; o ich fühlte mich so unendlich erleichtert, als ich nun an der treuen Mutterbrust meinen Schmerz aus-

weinen durfte, ich fühlte nun eine Kraft in mir, auch dem Theuersten entsagen zu können! Mein Vater, der überhaupt seit der ganzen Zeit unserer veränderten Regierung her, sich mit wichtigen, uns unbekannten Dingen zu beschäftigen schien, welche auch öftere Abwesenheiten mit sich führten, hatte gar keine Ahnung eines möglichen Verhältnisses gehabt, und war hoch erstaunt, als die geliebte Mutter ihm in unserer Gegenwart am Abend alles Vorgefallene mittheilte; er kränkte uns zwar mit keinem Vorwurfe, aber ich las dennoch Unmuth und Mißbilligung redend in seinem Blick; er sah uns beyde scharf und stumm ins Auge, und sprach; „Ja, meine Emilie, es ist dir eine heilige Pflicht, einer Liebe zu entsagen, deren Gegenstand, wenn auch der höchsten Achtung werth, nimmer dein Eigenthum werden kann. Denn der Mensch darf nicht allein der Wahl seines Herzens, sondern er muß auch dem Gesetze folgen, an welches ihn die Vorsehung verwies, als sie ihn in die Verbindungen dieses Lebens setzte. Sie, mein theurer Selting, den ich seiner redlichen Offenheit wegen immer schon herzlich schätzte, müssen uns nun verlassen, das fordert unsrer aller Ruhe, und vornehmlich die Ihrige. Ich werde suchen, Sie an eine Kette von zerstreuenden Geschäften zu fesseln, in deren Ausübung Sie eine wohlthuende Befriedigung finden werden; wichtige Angelegenheiten meines Vaterlandes erfordern auf einige Zeit meine Abwesenheit aus dem geliebten Kreise meiner Familie; in wenig Tagen werde ich abreisen, und mein Freund Selting, auf dessen geprüfte Treue ich fest bauen darf, wird mich begleiten. Dich, meine Emilie, sprach er dann mild und gerührt zu mir, verweise ich an das Herz deiner Mutter, das mir dieses Erdenleben zum Abglanz einer höhern Welt schuf, — an dieses Herz, welches die höchste Liebe und die reinste Tugend umfaßt."

Mit dem himmlischen Thaue des mildesten Trostes netzte sich unser Auge, und unsre Herzen feyerten ein Fest der heiligsten Liebe!

Aber ach — wie jede Erdenwonne an Dauer einem Schatten gleicht, so verhängte auch über unsere Zufriedenheit das unerfaßliche Geschick die schreckenvollesten Stürme schon am nächsten Tage. Ahnungslos und in frommer Ergebung in die unvermeidliche Bestimmung waren Selting und ich am zweyten Festtagsabend mit unsern Lieben eben in einem kleinen Familien-Konzerte begriffen, als einer unsrer Bedienten meinem Vater einen Brief mit der Meldung brachte, es habe denselben ein Fremder gebracht, der seinen Herrn dringend ersuchen lasse, ihn doch sogleich zu lesen.

Mein Vater legte schnell seine Flöte weg, und erbrach eilig den Brief, bey dessen Lesung er bedeutend unruhig schien, die Farbe oftmahls wechselte, dann im Zimmer mit lebhafter Bewegung auf und ab ging, und endlich mit gepreßter Stimme ausrief: „Ich bin verrathen, — verrathen! — Alle meine aus der reinsten Quelle geflossenen Entwürfe zur Befreyung meines Vaterlandes, zur Wiederherstellung unserer rechtmäßigen Regentschaft, zum Beystande unsers biedern Fürsten — ach, sie sind dahin! — Treulos an des Landes verderbende Feinde verrathen, und ich — bin verloren, unerrettbar verloren."

Wir Alle waren über diese uns kaum begreiflichen Worte eben so erstaunt, als erschüttert. Meine Mutter sank laut klagend in des theuren Vaters

Arme, meine Brüder und ich umfaßten Beyde, und wir beschworen ihn sich unverzüglich zu retten.

„Nein, rief er, nimmer werde ich meine Geliebten der Rache des verhaßten Feindes Preis geben — nein, ich werde nimmer euch verlassen, mit meinem Blute wird der aufgereizte Zorn des Usurpators für eine kühn gewagte Befreyung meines Volkes von seinem Joche besänftiget seyn, und ihr, meine Theuersten, werdet dann im erhebenden Bewußtseyn des redlichsten Wollens eines für die gerechte Sache gefallenen Vaters, ein, wenn auch getrübtes, doch sturmfreyes Leben —" wir ließen ihn nicht ausreden, sondern flehten ihn kniend und mit heißen Thränen um seine Selbsterhaltung, mit jeglicher Hintansetzung unsrer Gefahr; alle unsere rührendsten Bitten blieben fruchtlos. Da trat endlich Selting, der bisher stumm all den Trauerscenen zugeschauet hatte, ernst und feyerlich zu meinem Vater, und sprach, seine Hand nehmend, mit tiefem Gefühl: „Lassen Sie mich Ihren Retter werden, edler, theurer Graf! und nehmen Sie ohne Zögern den Rath Ihres theuersten Freundes an. Vor Allem eilen Sie hinweg von hier, wo Sie ohne Forschen vielleicht in der nächsten Stunde schon die erzürnten Feinde, geleitet von der Geldgier erkaufter Verräther, erreichen wird; eilen Sie in das Haus meiner Mutter, wo Sie gewiß niemand ahnen wird, dort finden Sie ein sicheres Asyl, wo fromme Treue Sie segnend behüten wird. Und hier, wo Liebe mir ein Recht gibt, lassen Sie mich den Beschützer Ihrer köstlichsten Schätze werden! Gewiß, ich werde mich dieses Ehrenplatzes würdig beweisen!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Venedig, den 20. September, 1820.

Gottlob, daß der schwüle Sommer überstanden ist. Drückender hatte sich hier die Hitze wohl seit Jahren nicht geäußert, und da es durch zwey und ein halbes Monath nicht mehr regnete, so hatte der fast allgemeine Mangel an Trinkwasser die Besorgniß der hiesigen zahlreichen Bewohner sehr empfindlich rege gemacht. Wirklich mußten alle Cisternen (pozzi) versiegt seyn, wären nicht unausgesetzt volle Schiffsladungen süssen Wassers aus der Brenta zugeführt und nachgegossen worden. Diese Hitze dauerte bis ungefähr den 8. September, bis nähmlich einige auf der terra ferma eingetretene Gewitter ihre wohlthätige Wirkung auch auf die Lagunen-Atmosphäre äußerten; der Wassermangel hat durch die späteren Regenwetter ziemlich abgenommen.

In den Sommermonathen steht es hier mit den Vergnügungen übel, die Theater beschränken sich meist auf Schauspiele, welche hierlandes gewöhnlich höchst mittelmäßig sind. Auf dem Markusplatze tummelten sich zwey Pulicinellspieler-Gesellschaften während der Abendstunden bis gegen Mitternacht herum. Die Schauspieler-Gesellschaften biethen gewöhnlich alles Spetakelwerk, alle Überredungsgabe, sogar Mahlerkünste ꝛc. auf, um nur die Menge recht oft ins Mitleid zu ziehen, wobey denn Unfüge nicht immer zu vermeiden sind. Diesen Sommer z. B. zeichnete sich das pompöse Schauspiel Teseo unter allen andern aus. Dieses Stück wurde auf dem wenigstens drey Ellen langen und anderthalb Ellen breiten Cartellone mit ungeheurer rother Lapidar-Schrift folgender Maßen angekündigt:

Grandioso Sorprendente
mai più esposto Spettacolo
intitolato
Tesco
con vestiario e scenario analogo, Trionfo, numerosa Truppa, Combattimenti, Sorprese, e Zote. Un Oragano spaventoso di Pioggia, Grandine, Tuoni, Lampi, Vento al Naturale, che sibilla, risuona nelle Grotte, e caverne della Montagna, per cui ne viene un' orribile confusione nell' Armate; formando uno stupendo colpo d'occhio di diletto, d'orrore, di maraviglia, e di spavento. Teatro S. Benedetto.
Replica a richiesta universale etc.

Man kann aus diesem und so manchem andern ähnlichen Aviso den Gehalt des Schauspieles und die Stufe der dramatischen Kultur beyläufig ersehen. Was für erträglich gelten kann, sind einige aus dem Deutschen und Französischen übersetzte Konversationsstücke; lobenswerth gibt man jedoch die Lustspiele Goldoni's, worunter die bouffe chiozzote, i petegolezzi delle donne, den Preis erhielten; auch die convenienze und inconvenienze teatrali von Sografi verdienten den erhaltenen Beyfall. Die Oper verstummte gänzlich.

Wie die Karnevalsbelustigungen im Winter, so halten die zahlreichen Sagre im Sommer das Volk in lebendiger Thätigkeit. Diese Sagre sind die gewöhnlichen Kirchweihfeste, welche jede Pfarre mit vielem Prachtaufwand zu feyern pflegt. Dieß gibt den Leuten, vornehmen und gemeinen, Prätext zu fast allwöchentlichen Gott geweihten Wanderungen. Die Ceremonie beginnt mit der Vesper des vorhergehenden Tages und endet mit dem Abendsegen dee Festtages. Schon bey der ersten Vesper drängt und treibt sich Alles in und um die Kirchen und die festlich gezierten Straßen. Allenthalben flattern rothe, gelbe und mehrfarbige Zeuge von Damast aus den Fenstern; überall sucht man seine besten Geräthe, vorzüglich Bilder und andere Kunstwerke vor den Häusern aufzustellen; überall dampft Rauch von Frittole-Backwerk *) ꝛc. und dieß dauert bis tief nach Mitternacht, wo dann an bedeutenderen Festen, wie z. B. la festa dell' Apensa (wo die Brücke über den Canal grande nach der Kirche della Madonna geschlagen wird) la festa di S. Marta, S. Rocco (wo zugleich die Ausstellung der Gemählde und Kunstwerke jener berühmten Scola Statt findet), die vornehmeren Leute ihren Zug beginnen. Dieß Jahr wollte ich mit einigen Freunden das Fest zu S. Marta mitfeyern und ging zu dem Ende nach Mitternacht dahin, aber wir trafen damahls nur wenige Menschen, meist Überbleibsel von der gemeinen Klasse, daselbst an. Nach einstündigem Verweilen und nach genossener Abenderfrischung traten wir ganz unmuthig unseren Rückweg an. Kaum war ich zu Bette (es war halb drey nach Mitternacht), als die geräuschvollen, fröhlichen Gesellschaften, die durch meine Straßen zogen, ihre Züge dahin begannen. Die Unruhe dauerte bis fünf Uhr früh, bis nähmlich Alles hin und zurück war. Der Hauptgenuß der Venetianer fängt auch jetzt noch eigentlich erst nach Mitternacht an.

Filodramatische Gesellschaften gibt es mehr in dieser Stadt. Die besseren und besuchteren derselben sind jene in Cà foscari und all' Abazia, wo ich sowohl Tragödien von Alfieri, als neuerliche Konversationsstücke mit Vergnügen gesehen habe. Minder bemerkenswerth sind die Gesellschaften zu S. Toma und al Pietro di Castello. Musikalische Akademien werden in größeren Zirkeln seltener gehalten, seitdem das Istituto Filarmonico der Gegenstand langer ökonomischer Verhandlungen geworden.

Seit kurzem erregte das hier noch nie gesehene Automat des Hrn. Meyrat, eines Schweizers, vieles Interesse. Dieser hatte zwey mechanische Meisterstücke im Redoutensaale ausgestellt. Das erste ein Mädchen, welche einige Sonaten auf dem Pianoforte ausführte. Die Bewegung der Arme, der Finger, des Kopfes und der Augen sind so natürlich, daß man diese Figur für lebendig halten könnte. Zwischen den Sonaten hört man eine Musik à lames oder a reports timbres, während welcher das Au-

*) Frittole sind eine Gattung in Butter gebackener Kuchen, die hierorts fast eben so, wie bey uns die Krapfen in Ehren gehalten werden.

tomat verschiedene Gesichtsbewegungen und darunter den Ausdruck der Verwunderung sehr gelungen darstellt. Es ist bemerkenswerth, daß das Pianoforte von der spielenden Figur völlig getrennt ist, und nur durch die Finger der letzteren bewegt wird. Das zweyte Stück ist ein winziger Kolibri, der bey seinem melodiösen Gezwitscher sich natürlich und frey bewegt, die Flügelchen, das Schnäbelchen dieses wunderschönen Vögelchens, alles ist überraschend und verdient beachtet zu werden. Diese letztere Erfindung ist jedoch schon öfters gesehen worden.

Am 6. August fand die Vertheilung der Prämien an der Akademie der schönen Künste Statt. Dieser Feyerlichkeit wohnten die vorzüglichsten Militär- und Civil-Autoritäten bey; der Akademie-Sekretär N. M. Diedo las einen discorso sulla importanza di coltivare nelle belle arti lo studio delle piccole differenze. Dann hielt der Advokat Pietro Biagi eine Lobrede auf den berühmten Kupferstecher Giov. Biagi, worin der belesene Autor die Geschichte dieser Kunst mit vieler Sachkenntniß entwickelte. Endlich, nachdem auch die Urtheile über die Werke der Prämianten verlesen worden, hielt der Vicepräsident del Magno eine kurze, aber kräftige Rede, worin er des Dankes erwähnt, den Venedig seinem glorreichen, die schönen Künste so ausgezeichnet schützenden Herrscher schuldig ist. Darauf geschah die Vertheilung der Prämien, und nachher wurden die Säle Behufs der allgemeinen Besichtigung eröffnet. Dieß Jahr blieben jedoch die Kunstwerke hinter jenen der verflossenen Jahre zurück. Fünf und fünfzig Nahmen von Künstlern enthält der Elench über die ausgestellten Kunstwerke, deren vorzüglichere ich hiermit in Kürze erwähnen will.

Öhlmahlerey.

1. Das beste und bewundertste Stück der dießjährigen Ausstellung war eine Kopie des Portraits des Arioso, nach Tizian von Gajetano Astolfoni; ein herrliches Werk, würdig der beneidetsten Meister dieses Landes. Da das Original gegen 300 Jahre alt ist, so sichert diese wunderschöne Kopie den Genuß des Tizian'schen Meisterwerkes (das sich dermahlen in der Gallerie Manfrin befindet) vielleicht noch auf eben so viele Jahrhunderte.

2. Eben so wurde die Brücke Rialto (mit Umgebungen, welche der hier angestellte Professor Borsato für eine russische Fürstinn verfertigte) bewundert. Ausgezeichnet schöne, wenn auch nicht klassische Manier, bezeichnet die Eigenthümlichkeit dieses Meisters, der seit einigen Jahren auch in der Scenenmahlerey sich rühmlichst ausgezeichnet hat.

3. Das Gemählde, Christus mit der Samaritanerinn beym Brunnen, von Matteini, ist nicht übel. Dieser Meister hat jedoch schon besseres geliefert, und es hat unter seinen Werken vorzüglich die Zeichnung des Abendmahls von da Vinci wohlverdienten Beyfall erlangt. Hier ist das Kolorit kalt und die Konturen sind zu scharf, jedoch in Hinsicht der Zeichnung richtig.

4. Die zwey Landschaftsgemählde von der Tochter des obenerwähnten Künstlers, Anna Matteini, wovon das eine den Tempel der Unsterblichkeit, zu welchem ein Genius hinschreitet, in einer schön gehaltenen idealischen Landschaft, das andere eine in Schmerz und tiefste Betrachtung hingesunkene Magdalena (nach Canova's Erfindung) in einer zu braun gehaltenen Grotte mit der Aussicht in eine ferne reizende Gegend darstellt, verdienen lobenswerthe Anerkennung; Perspektive und Baumschlag sind vorzüglich gelungen.

5. Peter Quirina lieferte zwey Portraite, deren eines den jetzigen Bischof von Chioggia in Lebensgröße, das andere den hiesigen Pfarrer Rado im Brustbilde darstellt. An diesen Gemählden waren vor allem die Seidenstoffkleider, der Faltenwurf und bey dem ersteren insbesondere der Fußteppich von Wollenzeug gelungen und bemerkenswerth.

Bildhauerey.

6) Der Professor der Skulptur Zandomeneghi, stellte einen basso riliévo von Gyps (gegen 7' hoch und 11½' breit) aus, Penelope im tiefen Schmerze darstellend über die Bestimmung ihres künftigen Gatten, welches Loos unter den Brautwerbern dem geschicktesten Bogenlenker zu Theil werden soll.

Der beengte Raum des Zimmers hinderte nicht, daß Zandomeneghi diese schwierige Aufgabe der Plastik genügend löste. Schade, daß dieses Kunststück nicht in Marmor ausgeführt worden.

7. Ferrari Gajetano zeigte nicht gemeines Talent in einem Christuskopfe mit der Dornenkrone in halberhobener Arbeit von weißem Marmor, so wie in drey Nymphenköpfen etwas unter Lebensgröße. Er ist Canova's Schüler.

8. De Martini lieferte die allegorische Darstellung der Stadt Venedig in einer Büste über Lebensgröße. Schade, daß in der übrigens richtigen und reinen Zeichnung die Charakteristik der stolzen Tochter des adriatischen Meeres fehlte.

9. Boza, Professor der Akademie, stellte die Büste eines unbekannten Kavaliers auf, die durch Wahrheit und Kraft des Ausdruckes sehr merklich vor den übrigen sich auszeichnete.

Zeichnung mit schwarzer Kreide.

10. Gerardi lieferte einen Christus, im Akte, wo er das todte Mädchen zum Leben erweckt.

Die einfach edle Haltung, der tiefe wahre Ausdruck aller Personen bringen dem jungen talentvollen Künstler Ehre und lassen Vorzügliches von ihm hoffen.

11. Vier Portraits von Ferracin gefielen allenthalben und verdienen auch das Lob der strengeren Kenner.

Am 11. Sept. hatte im hiesigen Liceo-Konvikte von Sa. Catterina die feyerliche Prämienvertheilung an die verdientesten Zöglinge des Gymnasiums Statt. Bey dieser Gelegenheit wurden zwey Dissertationen a) sopra l'utilità del piano presente d'Insegnamento, b) sopra l'utilità de' Premj von den Zöglingen Leop. Martinengo der ersten Humanitätsklasse und Franc. Soleil mit lobenswerther Gewandtheit vorgetragen. Hierauf hielt der provisorische Präfekt Ab. Giacompol eine angemessene Rede, worin der Munifizenz und Frömmigkeit Sr. Maj. des Kaisers gehuldigt wurde, und welche Se. Excellenz der Gouverneur Graf Inzaghy angemessen erwiederte.

Eine ähnliche Feyerlichkeit fand zu S. Rocco im Gymnasium di S. Giovanni Laterano Statt. Hier hielten die beyden hoffnungsvollen Jünglinge Pietro Sola und Giambattista Fontanella die Reden. Der erste nahm sich das Sujet: quanto sia difficile il trovare un perfetto critico, der zweyte trug sein Elaborat: in falsos criticos in lateinischer Sprache vor. Der Präfekt Ab. Piloni fügte eine Lobrede auf den neueingeführten Schulplan bey, worauf Se. Excellenz der Gouverneur unter Bezeigung seines Wohlgefallens über die guten Fortschritte der Schüler zur Vertheilung der Prämien schritt. Allenthalben herrschte freudiges, dankbares Gefühl über die Sorgfalt des erhabenen Monarchen, welcher den Studienanstalten seines venetianischen Königreiches schon so bedeutende Vortheile zufließen ließ.

Nun ist ein zweytes Dampfschiff l'Eridano (sogenannt von dem Flusse, für den es bestimmt ist) auf der periodischen Fahrt zwischen Pavia und Venedig begriffen. Es legt diesen Weg höchstens innerhalb 37 Stunden zurück, und ist mit Waaren und Passagieren beladen.

Modenbild Nr. XLV.

Kleid von Sablé (Seidenstoff mit broschirt zerstreuten Punkten), die Falbe von Atlas beränderter Tülle in runden Falten. Die Busengarnitüre von Blonden.

Robe de Sablé à la Babette; garniture à plis ronds de tulle, bordés en satin. Tour de gorge garnie de Blonde.

Auflösung des Räthsels im vorigen Blatte:

Scherz. Herz. Erz.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

P. v. St. del.

Fr. Stöber sc.

XLV. Wiener Moden. 13. 1820.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 11. November 1820.

136

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein koloriertes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Büreau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 268) und bey A. Strauß in der Dorotheergasse; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Liebe um Liebe.

(Zur Preisbewerbung.)

(Fortsetzung.)

Emilie von Randau, an Therese von Feldheim.

Schloß Randau, im Februar 1813.

Die flehendlichsten Bitten der geliebten Gattinn, der weinenden Kinder, und des redlichsten Freundes bewegten endlich meinen Vater, der drohenden Gefahr sich zu entreißen, und so eilte er denn, von Niemand bemerkt, zu der frommen Mutter Seltings, welcher schon vorausgeeilt war, liebend ihm sichere Bewahrung zu bereiten.

Wir Übrigen waren nun einiger Maßen beruhigt, obwohl das ganz Unerwartete und Schreckliche dieser Begebenheit uns alle tief erschüttert und betrübt hatte, und uns mit einer unbeschreiblichen Angst für das Kommende durchdrang. Selting kehrte bald zu uns zurück, und strebte uns in die möglichste Fassung zu versetzen, welche, wie er sagte, das erste Erforderniß zu unsrer Rettung seyn würde. Daß diese alles Strebens unerachtet immer nur scheinbar bleiben konnte, wirst du, theuerste Freundinn, leicht erachten. So entschwanden uns, zwar ungestört, aber schleichend und schwer, zwey traurige Tage, — in welchen wenig geredet, aber desto mehr gefürchtet und still empfunden wurde. Der Morgen des dritten hatte uns kaum wieder versammelt, als ein lautes Geräusch im Schloßhofe uns Alle ans Fenster rief, — ach, um uns mit dem heftigsten Schreck zu durchbeben! — Ein Detachement französischer Gensd'armes und an ihrer Spitze ein bedeutender Officiant der jetzigen Regierung hielt an unsrer Thür, und fragte gleich unten laut und fürchterlich nach meinem Vater. Die Bedienten erwiederten ihnen ruhig (so hatte es Selting befohlen), daß derselbe schon seit mehreren Monathen verreist sey, ohne daß sie wüßten, wohin. Hierauf stürmten jene rasch und laut ins Schloß, und nach wenig Minuten traten sie ohne Meldung in unser Zimmer.

Gott, welch ein Anblick! doppelt schauderhaft für uns, die wir gänzlich unbekannt mit ähnlichen Auftritten waren. — Der Anführer redete meine Mutter nun herb und strenge an, und forderte den Aufenthalt meines Vaters zu wissen, mit ernster Bedrohung, sie und ihre Kinder, im Weigerungsfalle, selbst fortführen zu lassen. Kaum hatte er ausgeredet, als Selting mit feyerlichem Anstande vor meine bleiche Mutter hintrat, und mit wahrhaft männlicher Fassung zu dem schrecklichen Manne sprach: „Der Aufenthalt des Grafen ist uns Allen längst schon unbekannt; ich aber, sein genauester Freund, kann Sie versichern, daß Ihre Macht ihn nicht erreichen kann und wird. Ich kenne die Veranlassung Ihrer Nachforschung genau; ich bin in alle Geheimnisse dieser Angelegenheiten eingeweiht; heilige Pflichten knüpfen mich an diese wahrhaft schuldlose Familie so innig, daß, um ihre Sicherheit zu begründen, ich mich bis zu beendigter Untersuchung jenes Unternehmens, dessen Rechtlichkeit einst im hellsten Lichte glänzen wird, Ihnen freywillig zum Gefangenen ergebe.

Wenn ich Ihnen freymüthig gestehe, daß nicht der Graf, sondern ich, ich selbst, der Anstifter jener Verbindungen war, wovon ich Ihnen schriftliche unbezweifelte Beweise geben werde, so sollen Sie keinen Anstand nehmen, mich in Ihre Fesseln zu legen; aber nur unter der feyerlichen Versicherung ergebe ich mich Ihnen ohne jeglichen Widerstand, daß diesen Schuldlosen, die selbst der gehässigste Verrath nicht des mindesten Mitwissens um jene Umtriebe anklagen kann, — durchaus keine Störung irgend einer Art widerfahre!" Hierauf bewog er den Anführer, jene verlangte Versicherung unsrer Ruhe förmlich auszustellen, welches dieser nach kurzem Zaudern, und nochmahligem genauen Durchsuchen des ganzen Hauses denn auch bewilligte. Nun schrieb Selting noch einige flüchtige Worte an deinen Gemahl, — nahm dann einen unbeschreiblich rührenden Abschied von uns, — sagte, indem er mich noch einmahl voll Liebe an seine Brust drückte: „Wir werden uns wieder finden, geliebte Emilie! gedenken Sie meiner mit Liebe!" und riß sich dann mit Wehmuth aus unsern Armen.

Wir Alle waren wie vernichtet, und blickten einander stumm und staunend an, bis ein lauter Jammer den tobenden Schmerz unsrer Brust löste. Meine Mutter rief mehrere Mahl weinend aus: „Gott, welch ein Freund! Welch ein Mensch!" und die tiefbetrübten Brüder weinten ihrem geliebten Lehrer Thränen des aufrichtigsten Schmerzes nach. Über die Empfindungen meines Herzens, — ach meine Therese, über seine Qual, laß mich schweigen, dein Mitgefühl wird sie ohne Worte ahnen können! —

Schon nahte sich der Dämmerung wehmüthige Hülle und keiner von uns war wieder einer hellen Besinnung recht mächtig, und erst nach mehreren im dumpfen Schmerz verlebten Tagen vermochten wir recht deutlich die Größe des Opfers zu fassen, welches Selting so hochherzig für uns brachte; — ach, und mit diesem Erschauen fühlte ich immer tiefer seine und meine Liebe, so wie meinen unendlichen Verlust. Endlich waren wir im Stande, zu der edlen Mutter unseres Erretters gehen zu können, welche den theuren Vater mit liebender Sorgfalt bewahrte und pflegte; aber welch ein Schmerz für uns, hier diesen beyden Geliebten die Wiederhohlung dessen vortragen zu müssen, was uns so sehr bewegte!

Mein Vater vergoß heiße Thränen der Bewunderung und des Dankes um Selting, dessen fromme Mutter lautweinend jene Worte des Heiligsten seufzte: „nicht mein Wille, dein Wille, Herr, geschehe!" —

Ich fühlte an dieser Brust voll seltner Ergebung und Frömmigkeit den Schmerz der meinigen mächtig gelindert, und vereinte meine Bitten mit denen meiner Mutter, daß die liebe theure Frau ganz zu uns ziehen und als schwesterliche Freundinn immer um uns seyn möge, welches sie denn auch mit erfreuender Willigkeit annahm. Mein Vater aber, der sich dennoch hier nicht ganz sicher hielt, entging den möglichen Nachforschungen seiner Verfolger schon in dieser Nacht, allein, und in entstellender Kleidung, fort in die schützende Ferne, und wenn er meinen Wünschen folgen konnte, so findet er bald auch bey dir, meine Therese, freundliche Aufnahme und sichere Bewahrung.

Die beruhigende Überzeugung, daß er allenthalben treue Bekannte und Freunde findet, und seine eigne Vorsicht, lassen uns tröstend hoffen, daß er sich glücklich gerettet haben werde, obwohl er uns seit seiner Abreise noch nicht schrieb; wahrscheinlich aber beruhet sein Schweigen auf Furcht vor der Gefahr, sich und uns dadurch zu verrathen. — Drey lange Wochen sind nun in der peinlichsten Ungewißheit über unsers großmüthigen und geliebten Freundes Schicksal, in düsterm Schmerz hingeschlichen, und noch immer harren wir vergebens auf irgend eine Beruhigung über sein uns so theures Ergehen. Jeden Morgen begrüßen wir alle, mit dem heißen Wunsche, aus dieser schmerzvollen Ungewißheit gerissen zu werden, aber keine Erfüllung dieses Wunsches ward dem trauernden Sinne bis heute gewährt! —

Mein ganzes Seyn hat sich in eine so trübe Wehmuth aufgelöst, daß jede auch noch so freundlich versuchte Erheiterung kalt an meiner Seele vorübergleitet, und nur, wenn ich meinen Schmerz an der Brust meiner oder Seltings Mutter ausweinen kann, fühlt sich das schwergedrückte Herz erleichtert. O Therese, was muß ich nicht auch fürchten! welche schaudervolle Beyspiele ähnlicher Vorfälle, aus der letzten Zeit, stehen uns nicht schreckend vor Augen! Ich habe alle meine Kraft aufgebothen, meinem Herzen die Befriedigung zu geben, dir, du Theuerste, den Schmerz meines Lebens zu schildern; o gib mir bald den milden Trost einer freundlichen Versicherung deiner Theilnahme, und deines häuslichen Glückes, für dessen ungestörte Erhaltung ich so innige Wünsche hege! —

Wilhelm Selting an Moritz von Feldheim.

Festung W..... im März, 1813.

Gewaltsam, aber schuldlos an das Ziel eines Lebens, reich an reiner Freude, — kurz an Schmerz, — gebracht, folge ich so gern dem heißen Wunsche meines Herzens, die letzten Stunden eines Daseyns dem theuren Freunde zu widmen, der dieses Daseyn durch die heiligste Liebe so hoch beglückte, und für den die meinige in einer Welt der ewigen Vergeltung und Gerechtigkeit ihre höchste Vollkommenheit erreichen wird! —

Könnte ich noch einmahl an deine Brust voll Treue und Tugend mich legen, noch einmahl in dein helles Auge blicken, das den Abglanz deiner

Seele spiegelt, noch einmahl in deinem Arme dir all die Freuden, all den Schmerz meines Wallens auf der Welt, von der ich nun so bald auf ewig scheiden soll — aussprechen, dann, mein Moritz, würde der Muth den mir die Unschuld gibt, mächtig erhoben werden; aber auch dieser Wunsch ist mir versagt, und ich bin auch über diese Entbehrung getröstet, durch die Wonne, dir, du theuerster Freund meines Lebens, noch einmahl diese Worte des Abschiedes und der Liebe aus meinem Herzen zurufen zu dürfen!

Daß ich in Emiliens Liebe unaussprechlich glücklich war, — daß ich aber auch die große Wahrheit deines liebend ausgesprochenen Urtheils über die Entsagung dieses Engels ganz erkannte, und zu erfüllen mir zum heiligsten Gesetz machte, — daß gerade, als ich aus dem theuren Hause scheiden wollte, welches all mein Erdenglück umschloß, sich ein düstres Ungewitter drohend über dieses Haus zusammenzog, — daß ohne meine Selbstopferung des Grafen Leben verloren war, — daß ich eine erhebende Befriedigung in dem schönen Bewußtseyn fand, durch diese Errettung, wenn auch mit eigner Hingebung, die ewige Dankbarkeit so vieler geliebter Menschen wahrhaft zu verdienen, — daß der Gedanke für Emilien zu sterben, wenn ich nicht für sie leben durfte, etwas unbeschreiblich Ermuthigendes zu diesem Opfer für mich hatte, — daß ich also mich willig hingab in die rächende Hand des Feindes, seine aufgeregte Wuth mit meinem Leben zu stillen, und daß ich dadurch der theuren Familie des Grafen ungestörte Sicherheit verschaffte, — daß man mich dann fortriß aus jenem theuren Kreise, und von dem Herzen meiner liebenden Mutter, und mich hierher schleppte, wo ich drey lange Monden ungehört und im engsten Kerker seufzte, ach, und in aller äußerer Qual auch des Trostes beraubt war, mich den Theuren, womit Natur und Liebe mich so innig verband, schriftlich mittheilen, oder Worte ihres liebenden Gedenkens empfangen zu dürfen; — das Alles konnte ich dir, mein Moritz, vor wenig Tagen, durch das erregte Menschengefühl eines meiner Wächter dazu in den Stand gesetzt, mittheilen.

Aber jetzt ist es entschieden, das Loos ist nun gefallen! Mein Urtheil, ohne Vertheidigung, ohne jegliche Anhörung meines Vortrages, — ist ausgesprochen, von gedungenen Richtern des Tyrannen, den einst am großen Tage des ewigen Gerichts Gott richten wird!

Noch zwey Tage, dann tönt der Scheidestunde ernster Klang! den Tod, mein Moritz, fürchte ich nicht, ich nehme ja ein Bewußtseyn mit mir hinüber in die Unendlichkeit, welches mich schon hier der höchsten Duldung fähig macht; — aber die herbe und schnelle Trennung von euch, ihr Geliebten, sie ist es, die mir dieses Scheiden mit Trauer umhüllt! Doch es muß, es soll erfüllt werden, das furchtbare Verhängniß! — So nimm ihn hin, den tiefgefühlten Dank des Herzens, das deine Freundschaft beseligte und veredelte, o nimm ihn hin, den schönsten Segen der Liebe deines scheidenden Freundes, den eine nimmer trennende Ewigkeit einst wieder mit dir vereinen wird! —

Möchte Emilie, die meinen Tod leider wohl erfahren muß, — den Schmerz über meinen Verlust ohne Vernichtung zu ertragen fähig seyn, und möchte das Leben dieses Engels nicht durch eine ewige Trauer verdunkelt werden! Ich beschwöre dich, mein Moritz, und deine edle Gemahlinn,

Alles zur Milderung ihres Schmerzes und zur Heilung dieser Wunde ihres Herzens beyzutragen; mir kostet es einen schmerzlichen Kampf, stumm von diesem hochgeliebten Wesen zu scheiden, aber ich fühle es, wie jedes Wort des Abschiedes ihren Schmerz erhöhen müßte, und so folge ich auch hierin meiner Überzeugung. Meine fromme, geliebte Mutter empfehle ich deiner Liebe und Fürsorge, tröste sie, wenn du es vermagst, und ersetze ihr nach Möglichkeit den Verlust eines Sohnes, der ihre einzige Lebensfreude war. — Ach! auch die Trennung von ihr wird mir unnennbar schwer!

So rufe ich dir, du höchstgeliebter, theuerster Freund, denn des scheidenden Herzens letztes Lebewohl mit einer Liebe zu, die nimmer endet! O gedenke meiner oft und liebend, und wenn ich aus jenem ungekannten Lande der Vergeltung, der irrdischen Theuren zu gedenken vermag, so soll mein fesselloser Geist euch Alle ewig liebend und segnend umschweben! —

(Der Schluß folgt.)

Literarischer Bericht vom August aus Italien.

Horaz hat an Tomaso Gargallo (Neapel, 1820, 4 Bände) einen neuen Übersetzer mit Noten in's Italienische gefunden, der alle seine Vorgänger an Treue, Schönheit der Verse und Leichtigkeit des Ausdrucks übertrifft. Die Biblioteca italiana macht einige Vergleichungen mit vielen der besten Übersetzungen, wovon Berichterstatter das Ende der 22. Ode 1. Buch aushebt.

Pone me pigris ubi nulla campis
Arbor aestiva recreatur aura;
Quod latus mundi nebulae, malusque
Jupiter urget:
Pone sub curru nimium propinqui
Solis, in terra domibus negata.
Dulce ridentem Lalagen amabo,
Dulce loquentem.

Gargallo übersetzt diese reizenden Strophen eben so treu mit gleich schönen italienischen Versen:

Pommi ne' pigri campi, u' non alligna
Arbor ch' estiva aura ricrei, nell' ime
Piagge del mondo, cui nebbiosa opprime
Aria maligna;
Pommi ove il sol troppo vicin flagella
Gl'ignei corsier', ne tetto unqua si vide:
Io Lalage amerò, che dolce ride,
Dolce favella.

Die Werke des Luzian sind zum ersten Mahl von Wilhelm Manzi (Lausanne 1819 — 1820, 3 Bände) vollständig nach der Amsterdamer Ausgabe des Friedrich Reitz in's Italienische übersetzt worden. In dem Bericht über diese Übersetzung äußert sich die Biblioteca italiana sonderbar: „daß heut zu Tage, um mit Treue zu übersetzen, man so viele Hülfsmittel hat, die griechischen Klassiker zu verstehen, ohne gerade viel Kenntnisse ihrer Sprache zu besitzen, und beruft sich auf den Caval. Monti, der die berühmte Übersetzung des Homer lieferte, und doch nach seinem eigenen Geständniß nichts Griechisches versteht." — Mit welcher Äußerung Niemand, der weiß, wie sehr Übertragungen in andere Sprachen schon für sich immer an Kraft, Schönheit und Ausdruck verlieren, am wenigsten aber die gründlichen Hellenisten Deutschlands übereinstimmen werden, die gewohnt sind Homer in der Ursprache zu genießen.

Andrea Maffei, ein zwanzigjähriger Sprößling jener edlen, in der literarischen Welt seit Jahrhunderten berühmten Maffei, hat eine neue Übersetzung von Gesner geliefert, wovon die zweyte verbesserte Auflage zu Venedig 1820 bey Picotti erschienen ist, die unter die bessern zu zählen ist; in selben zeichnet sich der junge Dichter als ein sehr hoffnungsvolles Talent aus, von dem sich Italien für das Wiederaufblühen echter Dichtkunst viel verspricht.

In der Beurtheilung dieses Werks erlaubt sich die Biblioteca italiana eine interessante Bemerkung, über deren Wahrheit die deutsche Nachwelt richten wird, aber auch jetzt schon Beherzigung verdient. Es heißt:

„Der Naturdichter Geßner ist jetzt mehr in Italien als in Deutschland geachtet, seitdem dort alles der von Schiller und Goethe eingeführten romantischen Schule huldigt; für jetzt muß man zwar wegen dieser allgemeinen Übereinstimmung jedes Urtheil um so mehr zurückhalten, da diese mehr nationellen Dichter vielleicht auch besser ihr Vaterland kannten; bis jedoch die Nachwelt sich mit dem Urtheil dieser Epoche vereinigt, erinnern wir, daß es auch in Italien eine Epoche gab, wo die brillante, doch ungeregelte Phantasie des Giambattista Marini die Dichter von dem Studium des Dante und Petrarca abwendig machte, und daß diese Zeit in unglücklicher Analogie mit dem gegenwärtigen Zustand Deutschlands gerade auch jene Epoche war, wo die Wissenschaften in Italien die meisten Fortschritte machten."

Der durch mehrere Schriften, besonders durch eine Abhandlung über die Gesetzgebung, berühmte Professor Francheschini hat ein Gedicht la morte di Socrate (Venedig 1820 bey Giuseppe Picotti) herausgegeben, das sich durch die Lehren dieses Weltweisen in würdigen, angenehmen Versen handelnd vorgetragen, auszeichnet.

Der Abate Pier Antonio Serassi von Bergamo, Biograph seines Landsmanns Torquato Tasso, hat durch seine gütliche Verwendung mehr als 250 sehr interessante noch ungedruckte Briefe dieses berühmten Dichters zusammen gebracht, die über dessen Schicksale sehr wichtige Aufschlüsse geben, wovon das Manuskript sich in den Händen des Buchdruckers Giovanni Bernardoni in Mayland befindet, der wahrscheinlich sie bald den Verehrern dieses großen Dichtertalents in Druck geben wird, unter denen sich viele von hohem ästhetischen Werthe befinden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schauspiel.

K. k. Theater nächst der Burg. Sonntag den 5. November: der Fremde, Lustspiel in fünf Aufzügen von J. W. Iffland.

Hr. Stich — Kaufmann Fersen, Mad. Stich — seine Frau. Das Stück hat zu viel Personen, zu viel Scenen, zu viel Akte, kurz zu viel Überflüssiges, als daß die wenigen schwachschimmernden Glanzpunkte in demselben durch sich selbst bedeutend wirken könnten. Nur allmählig, hier und da wie kleine Eilande in dem weiten Ocean, kommen sie zum Vorschein und verlieren sich eben so unerwartet wieder. Der Zuschauer hat Geduld vonnöthen, um ihr Erscheinen ruhig abzuwarten, das vorüber geht, ohne einen bestimmten Eindruck zurückzulassen. Die Wahl der genannten Rollen war daher dem verehrten Künstlerpaare nicht ganz günstig; wobey noch der Sonntag in Anschlag kommt, der, wenn auch hier kein gewöhnliches Sonntags-Publikum, doch ein Publikum hat, das etwas Nachdrücklicheres, Frischeres und wohl auch Angreifenderes will, als dieses leise Lustspiel darbiethet. Um demnach gerecht zu seyn, muß man die Darstellung von dem Stücke selbst hier wohl unterscheiden. Die Sicherheit, mit welcher die Rolle der Frau durchgeführt wurde, das Gepräge von Schalkhaftigkeit, das der Charakter an sich trug, und die leichte Anmuth, die über das Ganze verbreitet war, bekundeten bey der angegebenen Beschaffenheit des Stückes das siegreiche Talent der Künstlerinn nur um so schöner, und erregten im Fortgange der Darstellung wiederhohlt die einmüthige laute Bewunderung der Zuschauer. Um alles mit Einem zu bezeichnen, darf man nur an die meisterliche Scene mit dem Hauptmann Wartendam erinnern,

wo dieser den Handschuh von ihr empfängt. Ein einziger solcher Moment entschädigt reich für alle Längen des Stücks, und Mad. Stich war reich an solchen Momenten. — Die Rolle des Kaufmanns Fersen steht gegen jene seiner Frau in Nachtheil und erschwert daher dem Darstellenden die Lösung der Aufgabe. Dessen ungeachtet wußte Hr. Stich dieselbe mit Fleiß und Geschick sehr befriedigend zu bewirken und sich dadurch den Beyfall der Zuschauer glücklich zu sichern. Doch schien er die Sache zu ernsthaft zu nehmen; eine leichte Ironie in der Durchführung des Ganzen hätte vielleicht vortheilhafter gewirkt.

Indem man sich hier mit so ausgezeichneten Gästen, als Hr. und Mad. Stich sind, beschäftigt, ist unserer heimischen Künstler nicht zu vergessen, die an diesem Abende bey der Darstellung der Fremden sehr fleißig mitwirkten. Mad. Schütz, als Mad. Fersen, behauptete wacker ihre anerkannte Stelle, und Dlle. Hruschka war in der Rolle der Frau Wartendam eine wie immer sehr gefällige Erscheinung. Neben diesen ist Hr. Koberwein als Hauptmann Wartendam verdienter Maßen auszuzeichnen. Hr. Costenoble bemühte sich vielleicht zu sehr, dem kläglichen Finanzrath Orau einige Bedeutung zu leihen.

G.

In demselben Theater den 6. November 1820 zum ersten Mahle: Herrmann und Dorothea, ein idyllisches Familiengemählde in vier Aufzügen von Karl Töpfer, k. k. Hofschauspieler.

Ein idyllisches Familiengemählde, ein Drama aus Goethe's Herrmann und Dorothea? hörte man manchen vor Aufziehen des Vorhangs kopfschüttelnd fragen; nun ein emporstrebendes rüstiges Talent versucht sich in und an allem, meinten andere; dagegen scherzten einige Kritiker über einen idyllischen, in die Schäferwelt übersiedelten, Apotheker. Wir unsrer Seits bemühten uns im voraus, Goethe's alle Umdeutung von sich abweisendes homerisches Gedicht zu vergessen, und dem unmittelbaren Eindrucke, der von den Bretern kommen sollte, freyen unbefangenen Sinn zu öffnen. So sahen wir denn einige wirklich anziehende Familienscenen (besonders im ersten und zweyten Akte und vom vierten die Schlußscene), gehoben durch die beyden Charaktere der Ältern, den alten Feldern und seine Gattinn, welche durch Wahrheit und rege Lebendigkeit ergreifen. Man kann vor Allem nicht anders, als dem Hrn. Verfasser es Dank wissen, daß er unserm Koch in der Person des alten polternden Feldern ein weites Feld angewiesen hat, die ganze Fülle seines, die Natur erschöpfenden, genialen Spieles zu entfalten. Ruhige Gemüthlichkeit, plötzliches Aufbrausen, Sinken der Aufwallung, gefälliges Hingeben, diesen Wechsel von Sturm und Sonnenschein im Charakter kann die Kritik nur andeuten; sie würde, wenn sie nicht in die Region der begeisterten Mahlerey übergehen will, durch Zergliederung das Kunstwerk vernichten, sie muß sich in der Aufforderung aussprechen: Kommt her und schauet! Das Publikum entschied, daß sich der mit vollem Recht geachtete Künstler in seiner ganzen Größe und Stärke zeige, durch Hervorrufen bey den zwey auf einander folgenden Vorstellungen. Würdig steht ihm die in stillem Walten, freundlichem Entgegenkommen, sanftem Beruhigen thätige Hausfrau und zärtliche Mutter (Mad. Weissenthurn) zur Seite. Wenn der Verfasser in dem, was ihm selbst zugehört, minder unglücklich gewesen ist, so war er es, unserm Dafürhalten nach, recht sehr in allem übrigen, von Goethe geradezu Entlehnten. — Anlage des Stückes, Haltung der Charaktere, Diktion zwingen zu einer Vergleichung mit dem Meister, und diese stört leider den Genuß. Einige unmaßgebliche, aus dem Innern der Kunst geschöpfte (wenigstens geht das Bestreben dahin) Bemerkungen wird Niemand, auch der Verfasser nicht, verargen. Eine Idylle hat erstlich Goethe nicht gegeben, und nicht geben gewollt; diese ruht auf einem, wenn auch nur gedachten — Naturzustande, der aus dem Bezirk der einengenden Formen der Gesellschaft in das freye Reich der Phantasie hinaus versetzt ist. Wo wirken aber gerade die heutigen Formen der Gesellschaft mehr und bedeutsamer ein, als in Herrmann und Dorothea? nur daß ihnen ein dauerndes poetisches Gepräge eingedrückt ist, wie sonst von keinem Zeitgenossen. Goethe hat es gewagt, mit Homer's Odyssee zu wetteifern, und zu seinem ewigen Ruhme den Kampf bestanden; denn in

andern Werken muß er die Palme mit Nebenbuhlern theilen, in Herrmann und Dorothea und im Faust steht er unerreichbar da. — In der Anlage und dem Gange des Stücks ist der Verfasser Schritt vor Schritt Goethe gefolgt, und hat also den wesentlichen Unterschied zwischen Epos und Drama gar nicht berücksichtigt. Die Vorzüge von jenem werden bey diesen zu Mängeln; daher keine dramatische Ver- und Entwicklung; in der ersten Scene steht alles klar und ausgesprochen da; es ist eine Begebenheit, keine That; die wahre Handlung wäre Herrmanns erstes Bekanntwerden mit Dorothea, welches ganz natürlich dem Epos als etwas rein Dramatisches vorausgeht. Was daher dort grün und frisch keimt und aufblüht, stirbt auf dem Theater welk ab, denn die Antheren sind gleich anfangs verletzt. Den Hauptcharakteren, dem edlen kräftigen, sinnigen, durch und durch deutschen Jüngling, der geraden hochherzigen Jungfrau, ist eine fremdartige Empfindsamkeit beygemischt, um sie dem Theater anzupassen; — streng genommen sind alle Charaktere in Goethe's Epos, wie sie da stehen, nicht dramatisch, weil sprechen nicht handeln ist; ein wahrer Herrmann, eine wahre Dorothea erscheint aus diesem Grunde nicht, wiewohl die Anstrengungen des Hrn. Kettel und der Dlle. Weber alles Lobes werth sind. Der Apotheker kann durch die launige Darstellung des Hrn. Kostenoble nicht gewinnen, was er einmahl nicht hat — Laune. Der edle verständige Pfarrherr ist in dem schulmeisterischen Rektor (Hr. Klingmann) verschwunden. Die Rolle des Richters (Hr. Reil) ist hier unbedeutend, nicht so im Urbilde. Die Diktion ist zwar mit Goethe'schen Zierrathen musivisch ausgestattet, aber was im Hexameter leicht und fröhlich hinhüpft, schleicht im Jambus matt einher; höchstens konnte der Reim noch Hülfe leisten. Über Herrmann und Dorothea hat bekanntlich Freyherr v. Humboldt ein ganzes Buch geschrieben, was kann man noch über dieses Drama sagen? Sind die Musen, deren Nahmen jedem Gesange des Goethe'schen Epos vorstehen, dem Unternehmen nicht warnend und abschreckend entgegen getreten?

G.

Theater an der Wien. Zur Feyer des allerhöchsten Nahmensfestes Ihrer Majestät der Kaiserinn Königinn, wurde hier am 4. dieses Monaths, bey Beleuchtung des äussern Schauplatzes, zum ersten Mahl aufgeführt: Heinrich von Hohenstauffen, König der Deutschen. Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Die Wahl des Stücks, sowohl in Ansehung der edlen dramatischen Haltung, als der geschichtlichen Beziehung, war der Feyer des festlichen Tages einer hochverehrten Fürstinn angemessen, und die besondere Beziehung der Schlußworte auf den erhabenen Herrscherstamm, in welchem Deutschland seine kräftigste Stütze mit freudigem Vertrauen erblickt, wurde tief und allgemein empfunden, wie es der rasche Ausbruch des Beyfalls der zahlreich versammelten Zuschauer laut bezeugte.

Der Darstellung gebührt das Lob eines fleißigen Zusammenwirkens, das sich in der zweyten Hälfte der Handlung durch regsame Bewegung mehr als in der ersten zu erkennen gab, wo bis zum dritten Akt die langsame und fast unmerkliche Entwicklung des Wärmestoffs der Theilnahme kein lebendiges Wachsthum verstatten wollte. Herr Heurteur war in der sehr entsprechenden Gestalt des zweyten Friedrichs aus dem Hause Hohenstauffen eine kräftig wirkende Erscheinung und die Erzählung des Traums erhielt verdienten Beyfall. Einer vorzüglich günstigen Aufnahme erfreute sich Hr. Walser in der Rolle des Grafen Rudolph, der seit geraumer Zeit fast gar keine Gelegenheit, sich auszuzeichnen, hatte, und dießmahl zu schönen Erwartungen berechtigte, die durch wiederhohlte einstimmige Beyfallsbezeigungen ausgesprochen wurden. Mlle. Schwarz (Margarethe) wirkte schwach und nur in einigen Stellen, wie es nicht wohl anders seyn kann, da sich diese Schauspielerinn selbst nur immer allzu gleich bleibt.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dinstag, den 14. November 1820.

137

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein koloriertes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Büreau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 768) und bey A. Strauß in der Dorotheergasse; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Liebe um Liebe.

(Zur Preisbewerbung.)

(Schluß.)

Emilie von Randau an Therese von Feldheim.

Schloß Randau im April 1813.

Groß und kühn, fast erhoben über den Muth, den mir die Liebe und das Unglück gab, war der Schritt, den ich wagte! Aber eben so herrlich war auch sein Gelingen! Jene schmerzlichen Vorfallenheiten, welche mein wundes Herz dem deinen vertrauend klagte, und welche du, meine Therese, so innig mitfühlend aufnahmst, hatten uns so heftig erschüttert, daß wir in mehreren Wochen das Zimmer nicht verlassen durften, und die qualvolle Ungewißheit über Seltings Ergehen vollendete unsere schmerzlichste Trauer. Freunde, fein ersonnene Wege, und vor Allem Geld, verschafften uns endlich das Geheimniß seines Aufenthalts; — er war ganz im Stillen, und scharf bewacht nach W.... gebracht worden, wo er seit drey Monathen, im strengen Kerker mit einer fast beyspiellosen Treue, die unverdiente Strafe meines schuldlosen Vaters in großmüthiger Selbstopferung für unsre Sicherheit erträgt.

Meine Gedanken voll Liebe und Bedauern umschwebten den edlen Freund in jeglichem Moment meines Empfindens, aber ich sah keinen möglichen Weg zu seiner Rettung, so sehnsuchtsvoll wir Alle auch nach diesem suchten. Da erschien, als ein Engel des Trostes, der Eilbothe deines Gemahls, mit jener Nachricht von der nahen Durchreise des Eroberers durch unsre Gegend, und dem damit verbundenen Freundesrath. Zwey Tage nachher reisete ich mit meiner Mutter, die eine unnachahmlich schöne Bitt-

schrift für mich verfaßt hatte, nach L . . . . . und wenig Stunden nach unsrer Ankunft zog der Gefürchtete in diese Stadt ein.

Geld und Vorsprache bahnten mir den steilen Weg zu dem Gewaltigen; und halb sinnlos trat ich in das Zimmer, worin er, umgeben von drey hohen Offizieren seines Gefolges, nachlässig und sinnend aufs Sopha hingestreckt, sich befand. Der erste Anblick des Gefürchteten erschütterte mich unaussprechlich, doch Liebe und Hoffnung ermuthigten mich kräftig, und ich kniete vor einem Manne, den ich im stillen Herzen verabscheuen mußte. Ich sprach nun mit wenig Worten, aber mit vielen Thränen die heiße Bitte um eine gnädige Erhörung meines Flehens aus. — Er hob mich gütig auf, hieß mich freundlich neben sich sitzen, und las dann ernst und langsam meine Bittschrift, während deren Lesung er mich oftmahls scharf anblickte. Er redete nun eine Weile geheim mit einem der Generale, wandte sich freundlich nach mir und sprach: „es thut mir weh Mademoiselle, Ihr Gesuch nur theilweise erfüllen zu können; Ihr Vater hat in Verbindung mit jenem Manne ein Verbrechen begangen, das des Todes schuldig erkannt ist; die Abwesenheit Ihres Vaters, der meinen gerechten Unwillen erregt hat, macht es doppelt nothwendig, daß sein Mitschuldiger die nach den Gesetzen ausgesprochene Strafe erleide, auch ist das um des Beyspiels willen erforderlich; — um Ihnen aber meine Gefälligkeit gegen die liebenswürdige Vorsprecherinn dieses Schuldigen zu beweisen, werde ich die ihm bestimmte Todesstrafe in lebenslängliches Gefängniß mildern lassen!" Meinen tödtlichen Schmerz während dieser Rede in einer solchen Umgebung, kann nie eine Sprache schildern, ich war wie erstarrt; aber ich faßte mich dennoch, küßte dem Mächtigen dankend die verhängnißvolle Hand, und er entließ mich mit sichtbarem Wohlwollen.

Erst in den Armen meiner Mutter fand ich helle Besinnung wieder, und erschöpft und mit zerrissenem Herzen kehrte ich am folgenden Morgen mit ihr nach der Heimath zurück, wo wir sogleich unsrer geliebten Räthinn Selting den glücklichen Erfolg unsres Vornehmens mittheilten. Sie dankte Gott mit uns, in duldender Ergebung in seinen unerfaßlichen Willen, für die Rettung des theuren Lebens, dessen Gefahr wir erst jetzt, nachdem ihre Größe vorüber war, recht klar erschaueten.

Von meines guten Vaters gesicherter Rettung und Wohlergehen haben wir vor Kurzem die erfreuendsten Nachrichten erhalten, und so ist denn die tiefe Trauer, welche uns Alle noch vor kurzer Zeit so düster umnachtete, doch durch einige Strahlen des milden Lichtes der Hoffnung erhellt; denn eine Aussicht auf die Möglichkeit besserer Zeiten scheint sich doch jetzt immer gewisser zu befestigen.

Durch dich, meine Therese, richte ich den Ausdruck meines innigsten Dankes an deinen Gemahl, ohne dessen weise sorgende Freundschaft das einzige Mittel der Rettung unsers geliebten Selting mir unbewußt vorübergeschwunden wäre. O, daß der selige Tag einer glücklichen Wiedervereinigung uns alle einst die großen und schmerzlichen Leiden einer so thränenreichen Zeit, durch des Erdenlebens höchste Wonne vergelten möchte, und daß ich euch Alle dann in diesem Kreise der Liebe liebend umfangen dürfte! —

Wilhelm Selting an Moritz von Feldheim.

Festung W..... im May 1813.

Die Kunde der Rettung deines herzlichsten Freundes wird dich, mein Moritz, fast zugleich mit jenen Trauerworten meines Abschiedes erreicht haben, welche ich, in den ernsten Tagen, die mir als die letzten meines Erdenseyns bestimmt waren, schmerzvoll an dich richtete. Was dein Herz bey beyden empfand, das, du Theurer, sagt mir das eigne! So habe ich denn über des Grabes eisigem Rande geschwebt, und nur der Muth meiner Emilie, welche mein Rettungsengel wurde, und so Liebe um Liebe gab, konnte mich ihm entreißen.

Der ernste Morgen meines Todestages brach am 30. März schwermuthsvoll und düster herein, — ach, der Muth und die Seelenstärke, welche nur das hohe Bewußtseyn der Schuldlosigkeit und der Treue bis zum Tode zu geben vermag, stärkten wohl mächtig die empörte Brust; — aber das blutende Herz behauptete dennoch seine Rechte, und ich läugne dir nicht die Thränen, welche meinen Augen im letzten Gebeth entströmten. Da ward es plötzlich laut um mich her, ein Offizier und mehrere Soldaten führten mich stumm hinab in das Zimmer des Kommandanten, — und denke dir mein nahmenloses Staunen, dieser las mir mit Rührung den Begnadigungsbefehl, welchen eine Gräfinn Emilie von Randau, durch ihre dringenden Vorbitten, erfleht habe, vor!

Die Gefühle dieses großen Momentes, und dann! der ersten Stunden nachher kann keine Sprache schildern! Thränen, Staunen, Dank, Liebe — Alles wechselte und wogte durch einander, und es bedurfte mehrerer Tage, ehe mein Denken wieder geordnet werden konnte.

Freylich hatte der Gedanke eines ewigen Gefangenseyns viel Schmerzliches für mich, der so gern thätig und frey wäre, aber auch hier hellten mehrere Sterne der Hoffnung das Dunkel, welches mich umgab.

Ich nahm mit stiller Ergebung und Dankbarkeit die mir ertheilte Gnade auf, und der menschenliebende Kommandant gestattete mir nun erträglichere Wohnung und überhaupt manche Erleichterung meiner Lage.

Emiliens Liebe hat es mir möglich gemacht, allmählig immer mehrerer Annehmlichkeiten hier genießen zu können, und ihr Reichthum hat meine Wächter bewogen, mich jetzt ungehindert Briefe zu empfangen und schreiben zu lassen, so daß ich von all den erfreuenden Vorgängen unsrer verhängnißvollen Zeit Kunde habe, und jetzt mit Recht die liebliche Hoffnung nähren darf, vielleicht einer nahen Befreyung entgegensehen zu können.

Daß du, mein Moritz, begeistert zu den Waffen greifen, und deine höchste Kraft, mit jeglicher Aufopferung für die Befreyung des theuren Vaterlandes, willig aufbiethen würdest, das, geliebter Freund, überzeugte mich längst schon mein eignes Gefühl; und hat mir einst die ersehnte Stunde der Erlösung geschlagen, so werde ich voll Sehnsucht mich dem geweihtem Kampfe für Freyheit und Recht anzuschließen eilen, und die hohe Befriedigung, an deiner Seite die Ehre dieses Kampfes zu theilen, wird das Andenken an alle Quallen meines Hierseyns aus meiner Seele verdrängen.

Mein Moritz und meine Emilie — diese Engel auf meines Lebens wech-

seluden Pfaden, werden mir Kraft geben, auch das Schmerzlichste verschmerzen, auch das Schwerste ertagen zu können, — ach und nach allem überstandenen Schmerz sind mir vielleicht noch Tage des seligsten Friedens beschieden, die meine Phantasie sich kühn und rosig mahlt! Möchte doch die ewige Weisheit uns das mit Jauchzen begrüßte Morgenroth der Freude, welches uns jetzt so himmlisch entgegen strahlt, bald nur zum lichten Tag erhellen, und Körners ahnender Geist, der sich so herrlich in des frühverklärten Heldenjünglings Weihgesängen ausspricht (welche ich jetzt mit Begeisterung lese und genieße), möchten seine Manen bald und ganz versöhnt werden! —

Emilie von Randau, an Therese von Feldheim.

Schloß Randau, im Dezember 1813.

Jedes treue Herz belebt der innigste Dank gegen die Gottheit, welche Millionen so huldvoll milde Hoffnung auf wiederkehrende Glückseligkeit schenkte, aber so tiefgefühlt schwebte wohl kein dankendes Lob empor, als das meinige an dem unvergeßlichen Tage, der uns unsern theuersten Freund, unsern großherzigen Beschützer, ja den Erretter meines Vaters wiedergab!

Und diesen geliebten edlen Mann, über dessen schuldlosem Haupte schon des Feindes gezücktes Racheschwert schwebte, der schon in der nächsten Stunde seine Treue mit seinem Tode besiegeln wollte, diesen Freund, wie Keiner ist, konnte ich retten! — Gott! welch ein Gefühl erregte in mir, der erste Anblick dieses Theuren, an den uns Alle die höchste Dankbarkeit und Bewunderung fesselt. —

Mein guter Vater war nach der Befreyung unsers Vaterlandes eilend heimgekehrt in den Kreis der Seinen, die ihn mit unendlicher Liebe empfingen; er hatte sich während jener Zeit der Gefahr in dem Hause eines treuen Freundes in der Ferne sicher bergen können, und nur die Sehnsucht zu uns, und die schmerzende Besorgniß um Selting, von welchem er gänzlich ohne Benachrichtigung war, hatten seinen dortigen Aufenthalt getrübt.

Wenn deine Heimath, meine Therese, weniger von dem Feinde besetzt gewesen wäre, so würde er so gern zu dir gekommen seyn, aber nun war ihm das leider nicht möglich. —

Wenige Tage erst beglückte uns sein Wiederbesitz, als ein Brief Seltings uns dessen Befreyung, und seinen Eintritt in die Heldenschar meldete, welche die schwersten Kämpfe zur Rettung und Befreyung des Vaterlandes muthig und willig ringt, und mit der er gleich in den denkwürdigen Tagen bey Leipzig voll begeistertem Muthe gefochten hatte, welches ein Ehrenkreutz und ein erhöhter Grad seines Ranges erfreuend beweisen. — Aber wie soll ich sie dir schildern, meine Therese, die nahmenlose Freude, welche uns beseligte, als der Geliebte, eben so unerwartet als gerührt und anspruchlos, kurz darauf in unserer Mitte erschien!

Wir Alle sanken lautweinend an seine Brust, wir Alle waren nur ein Dank, eine Freude! — Dann erst konnten wenig Worte, aus dem Herzen voll Liebe und Rührung gesprochen, ihm unsere Empfindungen sagen, die er so herzlich theilte.

Mein Vater vermochte sein tieferregtes Gefühl nicht zu bergen, er ließ

uns einen Kreis um seinen großmüthigen Erretter schließen, und sprach dann in herzvollen Worten unsern hohen Dank gegen Gott und seine so herrlich gewandte Lenkung aus. —

Nun nahm er mit feyerlichem Ernste Seltings Hand und sprach: „Erdengüter können Ihre Großthat nicht lohnen, erster und theuerster Freund meines Lebens, aber es gibt ein Gut, welches Sie zu lohnen vermögen wird — das liebende Herz meiner Emilie! Sie thaten Großes und Unvergleichliches für mich, das wird Ihnen ewig alles, was mich liebt, danken, aber die Hand, welche ich in dieser ernsten Stunde der Weihe in die Ihrige lege, wird Ihnen den Lebensweg mit liebender Sorge ebnen; an Ihrer Brust nehmen Sie den Dank meines Sie väterlich liebenden Herzens!"

Selting sank vor meinen Ältern, in Thränen schwimmend, nieder, sie hoben ihn empor, und nannten ihn liebend: Sohn! Lautjubelnd sanken wir nun Alle einander in die Arme, und eine allgemeine Freude verbreitete sich nicht nur in unsrem ganzen Familienkreise, sondern auch über unser ganzes Haus mit allen darin fühlenden Wesen.

Die Feyer dieses Abends, geliebte Therese, die uns nun nach so vielen Leiden, nach so vielen Schmerzenstagen auf ewig mit einander verband, die wir Beyde unsre gegenseitige erste und einzige Liebe sind, — hatte für unser Gemüth etwas so Heiliges, daß meine Gedanken sich in das innigste Gebeth auflösten, welches je meine Seele erhob, und nach des Unglücks Trauertagen öffnet sich unserm frohen Blick nun ein ganzes Leben voll niegeahneter Glückseligkeit. Auch das Andenken an überstandenes Ungemach trägt ja in gewisser Hinsicht zu unsrer Zufriedenheit bey!

Frohsinn, reine ungetrübte Heiterkeit, und seliger Frieden haben wieder mein theures Vaterhaus in ihren Besitz genommen, und wir feyern jeden Tag mit neuer, immer gleicher Beglücktheit! Wenn der begonnene Riesenkampf, an welchen mein Wilhelm einen kraftvollen Antheil nimmt, einst siegreich geendet seyn wird, so hat meines Vaters Einfluß und Reichthum ihm einen angemessenen Wirkungskreis verschafft, und dann kehrt er heim in die umfangenden Arme der liebenden Braut, von welcher ihn jetzt nur die ernste Pflicht so bald wieder trennen konnte. Der Gott, der uns durch so dunkle Wege seiner Weisheit gnadenreich zum Ziel unsrer höchsten Wünsche führte, wird das Gebeth, welches mein Herz für die Erhaltung meines Geliebten zu ihm empor flehet, gewiß nich ungehört lassen, und an dem Tage, an welchem ich einst auf ewig meines Wilhelms untrennbare Gefährtinn werde, sage ich auch an deiner Brust, meine Therese, mit der ganzen Zustimmung meines Gefühls: „ich segne mein Geschick, wenn es mich auch durch den herbsten Schmerz zum Glück führte!

Taschenbuch für das Jahr 1821.

Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1821. Neue Folge, dritter Jahrgang. Mit sieben Kupfern. Leipzig bey F. A. Brockhaus (in Wien bey Tendler und Manstein).

Dieses Taschenbuch macht Ansprüche auf gediegenen Gehalt, und fordert dadurch zu strengerer Kritik auf, als das, was nur flüchtige Unterhaltung gewähren will, ver-

trägt. Zu jenem Zwecke hat der verdiente Unternehmer, Hr. Brockhaus in Leipzig, Preise ausgesetzt, und seine Schuld ist es nicht, wenn nichts Preiswürdigeres eingelaufen ist; wenigstens verdanken wir diesem Bestreben die bezauberte Rose, von Ernst Schultze, im Jahrgange von 1818, ein Gedicht, welches den erworbenen Ruf verdient, ob ihm gleich bey aller Gluth der Farben, ungemeiner Korrektheit und äußerm Schmuck jene poetische Energie fehlt, die allein längere Dauer sichert. Dem sind meistens Nachklänge gefolgt, und unter diese sehen wir uns gedrungen, auch das romantische Gedicht zu zählen, welches für diesen Jahrgang das Accessit erhalten hat, Sonnenheld, von Agnes Franz. Die Kampfrichter haben hierüber und warum keine von den Einsendungen des ersten Preises würdig war, ihr Urtheil in einem ausführlichen Vorberichte gründlich belegt. Unserer Meinung nach überwiegt die Form weit den innern Gehalt; die Allegorie, wie der Genius aus den Schlingen des Erdenglanzes (Clorilde) und der Wollust (Rosalia) sich losreißt und durch unschuldige Liebe (Sittig) zur Urania sich erhebt, ist zwar in lieblichen, doch zu weichen, unbestimmten Umrissen dargestellt. Mehr angesprochen hat uns daher: die drey weißen Rosen, Rittergedicht in drey Gesängen, von Helmina von Chezy, hauptsächlich auch, weil es auf historischem Grunde ruht und eine anmuthige deutsche Sage (die Mahlesburgh in den hessischen Denkwürdigkeiten) behandelt; Versbau (wie jenes in italienischen Stanzen) und Ausdruck sind gediegen. Nach beyden setzen wir den Ring, poetische Erzählung in drey Gesängen, von Dr. Friedrich Jacobs. Unter den prosaischen Erzählungen behauptet der Raub der Verlobten, von W. v. Schütz, den ersten Rang, durch Leben und Kraft den besten Novellen der Italiener nachstrebend. — Die Liebe des edeln Schwedenkönigs Gustav Adolph zur Gefährtinn seiner Jugend, Ebba Gräfinn Brahe, ist von Fr. Gr. v. Kalkreuth mit historischer Treue geschildert, allein Gustav's feuriges Gefühl und Ebba's bewundernswerthe Seelengröße würden reiner hervortreten, wenn alles Erkünstelte und Überladene im Style vermieden wäre. — Deutsche Sagen sind mehrere bearbeitet, so die drey Fräulein von Boyneburg in Balladen, von Otto Freyherrn von der Malsburg; Loreley, eine Sage vom Rhein (prosaisch), von Otto Heinrich Graf v. Loeben. Die Mähre von den beyden feindlichen Brüdern am Rhein, von denen die Trümmer ihrer Burgen selbst noch die Brüder heißen (aus A. Schreiber's Sagen bekannt), hat den Stoff zu einem Trauerspiele in drey Aufzügen, von W. Usener, gegeben, das zur Preisbewerbung eingesendet war. Unter den zahlreichen Einsendungen von dramatischen Gedichten haben die Kampfrichter dieses eine Stück zwar nicht des Preises, aber doch der Anempfehlung würdig erklärt; wir können es nur als einen mangelhaften Versuch ansehen. — Ein wahrhaft duftender Sonnettenkranz ist von Ernst v. Houwald gegeben unter dem Titel: Wohin? 1) der West, 2) die Wolken, 3) der Fluß, 4) die Zeit. — Die zwey Romanzen von Peregrinus, gründen sich auf wahre Begebenheiten; sie sind kräftig gehalten. — Der Brief von Elise Ehrhardt, Mittheilungen über das Leben eines früh verblühten weiblichen Wesens, können keinen Anspruch auf Kunstwerth machen; am unbedeutendsten ist das Spiegelbild, ein Mährchen von Aline. — Dagegen verdienen Aufmerksamkeit Erinnerungen an Raphael Sanzio von Urbino, von Friedrich Förster, besonders, weil sie sich auf die dreyhundertjährige Todesfeyer Raphaels am Charfreytage 1820, die mehrere Künstler in Berlin veranstalteten, beziehen; unter ihnen befindet sich auch ein Sonnett Raphaels. — Die Erinnerungen aus Florenz, Bacchus in Toscana, von Wilhelm Müller, sind leider ein zu kleines Bruchstück. — Die Kupfer gehören unter die gelungensten — der dießjährigen Taschenbücher; vor dem Titel Goethe's Bildniß von Coupé; dann sechs Darstellungen zu Shakespeare's Sturm, Kaufmann von Venedig und König Lear, gestochen von Cardon, Delvaux und Leclerc in Paris. — Für den nächsten Jahrgang hat die Redaktion die Preise nur auf die Erzählung beschränkt und den ersten für die poetische, den zweyten für die prosaische ausgesetzt.

Literarischer Bericht vom August aus Italien.

(Fortsetzung.)

Der gelehrte Naturalist Giuseppe Cortesi, Justizrath und Professor der Geologie zu Parma, hat für diese Wissenschaft seine interessanten Entdeckungen der parmesanischen Appeninnen unter dem Titel: Saggi geologici degli stati di Parma e Piecenza dedicati a S. M. Imperiale Maria Luigia arciduchessa d'Austria, duchessa di Parma etc. etc. Piacenza 1819 herausgegeben.

Für die Theorie der Geologie selbst bringen diese Entdeckungen keinen neuen Gewinn, besonders da sie sich hauptsächlich nur auf Flötzgebirge beschränken, deren Lagen und Versteinerungen sich überall fast auf die nähmliche Art gebildet haben; interessant sind sie aber für die Naturgeschichte und überhaupt in Hinsicht auf die Formung und den Urzustand Italiens, um den man sich bisher noch wenig bekümmerte, welches Land doch eine so reiche Ausbeute für den Naturologen darbiethet, wie uns Hr. Gimbart in Neapel täglich durch seine neuen Entdeckungen beweist.

Die Hügel um Parma und Piacenza fand Hr. Cortesi aus blauem Mergel, mit Katzengold besprengt, bestehend, die oben mit Sandlagen, Kalkspat oder Quarz bedeckt sind *) und überall eine Menge Meermuscheln enthalten; weiter hinauf fand er keine Meerkörper mehr, sondern allein verkohlten Kalk, hält aber doch dafür, daß auch da einst Muscheln lebten, die aber nach der Setzung des Meeres von dem Regen und höhern Gewässern herabgeschwemmt worden sind, in den untern Hügeln aber längere Zeit hatten sich in Lagen zu formen, ohne den äußern Elementen Preis gegeben zu seyn, bis endlich die Gewässer von den Erdtrichtern verschlungen, sich die jetzige Gestalt der Erde formte.

An Fossilien wurden gefunden:

1. Ein- und zweyschalige Muscheln, die entweder mit einen durchsichtigen Spat oder mit einer mergelhaften Substanz angefüllt waren, deren der Autor in seinem Museum bis 400 Arten zählt, deren dritter Theil in den Gewässern Italiens, ein anderer aber nur in andern Himmelsstrichen lebend angetroffen, und ein Theil noch gar nicht bekannt ist. Unter andern Ausbeuten wurden im Piacentinischen allein bey 70 Arten Schalenthiere gefunden, die man in andern Theilen der Appenninen noch nicht entdeckte. Die Muscheln wurden größten Theils, wie im Meer, Familienweise auf Sand oder Thongrund gereiht, gefunden; unter denen sich Einige von 2 ½ Fuß Länge befanden, welches für die Größe und Tiefe der Gewässer, wo sie lebten und sich fortpflanzten, beweist.

Bey Castell Arquato fand er eine Lage blauen Mergelstein, ganz von Würmern (Litofagi) durchbohrt, die daher ruhig im Grunde des alten Meers lebten und sich vervielfältigten, deren bisher zehn Arten entdeckt wurden.

2. Von Meerkrebsen fand er nur von verschiedenen Arten Scheren, nie aber einen ganzen Körper.

3. Selten nur versteinerte Fische, weil selbe entweder ein Raub größerer werden, oder aber ihr weicher Körper der Zeit nicht widersteht, wenn nicht gleich Versteinerung erfolgt; doch hat er 15 wohlgebildete Fischgerippe, mehrere Zähne vom Squalus, so wie einige Grethen vom Rochen gefunden.

4. Skelete von Delphinen, 13 Fuß lang, so wie von zwey Wallfischen, wovon eines im Jahr 1809 in's Museum nach Mayland gebracht wurde, wo es sich noch befindet, und die nach seiner Meinung zur Gattung der Wallfische mit gespitzter Schnautze nach Lacepede gehören.

5. Verschiedene Gebeine von Elephanten und Rinozeros, die ober dem blauen Mergel und unter Lagen von röthlichem Sande, oder auch auf selben gefunden wurden, und beweist, daß sie allda begraben wurden, als sich das Meer von selben entfernt hatte.

6. Pflanzenfossilien entdeckte er meistens in Kalklagen, die aber von Kieselerde durch-

*) Berichterstatter fand die niedern Appenninen von Piemont bis Neapel, selbst auch manchmahl bis in beträchtliche Höhen, wo nicht Vulkane gewüthet hatten, aus diesen Erd- und Steinarten zusammengesetzt.

drungen sind, und glaubt, daß dieß wegen der Verwandtschaft des Quarzes mit der Holzsubstanz geschehen sey. Andere Hölzer waren verkohlt oder mit Erdpech durchdrungen.

Von Mineralien fand unser gelehrter und fleißige Naturforscher hauptsächlich zwey große Gypsgänge, eine Menge Kalkkrystallisationen, rundliche Steine, im Lande Melonen genannt, wegen ihrer Ähnlichkeit mit selben, und die aus Kalk und Quarz bestehen. Quarze, Agath, Kalzedone in runder Gestalt, abgeschwämmte Stücke von Feldspat und Granit, selten Porfir, und endlich Trippelsteine, die der Autor sehr gut zum Poliren gefunden hat.

An drey Orten auf den Hügeln bey Borgo S. Donnino findet man bey 80 Schöpfbrunnen mit Salzwasser, das am Feuer verdünstet, sehr gutes und reichliches Meersalz? liefert; diese Salzsiederey besteht bereits seit 1145. Sonderbar ist es, daß die wenigen tiefen Brunnen süßes Wasser liefern, und daher die Salzader in beträchtlicher Tiefe liegen muß. Bey Miano finden sich Brunnen mit Steinöhl, das jetzt zur Beleuchtung von Parma und S. Donnino verwendet wird.

Am Ende des Werks beschreibt der Autor noch einige seiner Reisen; die erste machte er nach Venessa, wo er nicht mehr die gewöhnlichen Meerfossilien, noch die Mergel und röthlichen Sandlagen fand, aber wohl Schieferlagen, die zwischen ihren Blättern viele Verzweigungen von Dendriten und Meergräsern (alghe e fuci marini) eingedrückt hatten; dort offenbarten sich öfters Schwefelkiese und Feuersteine und endlich Zähne vom Fische Squalus, die zu schwer waren, um von den Gießbächen abgeschwemmt zu werden.

Die zweyte Reise über das alte Velleja nach Gropallo; die Berge Monte Rovinarso und Monte Monia neben der zerstörten Stadt deuten die Natur ihres Terains an, das diese Stadt bedeckte. Unser Autor fand hier Kalksteine, Granit, Kieselsteine, Diaspor mit Quarz geadert, große Massen Serpentinstein, ähnliche Dendriten von Verrasca, aber keine einzige Spur von Erd- oder Meerbewohnern.

Auf der dritten Reise im Jahr 1811 an die Ufer des Ceno und Serravalle fand er bey obigen Steinarten einen ungeheuern Granitblock, den der Autor durch Vulkane in diese Gegend bringen läßt, die Biblioteca italiana aber bringt in Erinnerung, wie sich dergleichen Steinmassen in Grönland u. s. f. ablösen und mittels Eismassen bis unter die heiße Zone schwimmen.

In der vierten Reise nach Borgo Val di Taro fand er in den Bergen keine Spur von Konchylien, sondern nur Kalk- und Sandsteine, deren letzterer der Grauwacke der Deutschen ähnelt. Einige Kalklagen waren wie umgebogen und gebrochen, das unser Autor durch die Gährung der Dünste zu erklären sucht, die von einer Seite die noch weichen und dünnen Kalklagen zusammengedrückt haben.

Daß man aber auf diesen Höhen keine Konchylien findet, glaubt der Verfasser zu lösen, weil die Krystallisation am Boden des Oceans hier so schnell war, daß die Meergrundthiere nicht Zeit hatten, sich darin fortzupflanzen, denn wenn dazu Zeit gewesen wäre, würde man auch hier Marmorschnecken (Marmi lumachelle) antreffen. Aus diesen ließe sich dann auch schließen, daß durch diese geschwinde Krystallisation ganze Geschlechter von Konchylien, die in Familien lebten, begraben und daher verschwunden sind.

Das Werk ist mit einer Karte seiner Reisen und mit Kupferstichen der vorzüglichsten aufgefundenen Gegenstände versehen.

Vom k. k. Rath Caval. Valeriano Brera, Professor der Klinik an der Universität zu Padua, ist der erste Theil de' contagi e della cura de loro effetti Padua 1819 erschienen, über dessen vollen Werth dem medicinischen Publikum der Nahmen des Autors bürgt.

(Der Schluß folgt.)

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 16. November 1820.

138

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein koloriertes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Büreau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 368) und bey A. Strauß in der Dorotheergasse; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der Ring.

Novelle.

Von A. v. Weingarten.

Der Baron von H. war Oberst eines ... schen Husaren-Regimentes, das am Anfange des russisch französischen Krieges in einem Städtchen an Litthauens Grenze im Quartiere lag. Der Oberste war in dem Hause des Predigers, der besten Wohnung des kleinen Ortes, abgestiegen. Gleich allen übrigen nur im Erdgeschoße aus Holz erbaut, schien sie sich dennoch durch Reinlichkeit, Geschmack und einen Anstrich von Wohlhabenheit, die den Eintretenden freundlich überraschten, auf eine vorzügliche Weise von den ungefälligen Erscheinungen der Wohnungen jener Landesgegend zu unterscheiden. Von den hell getünchten Wänden lachten treffliche Handzeichnungen oder Kupferstiche; der Hausrath war glänzend gebohnt; die Tische, mit bunten Teppichen überdeckt, prangten von blinkendem Glaswerk und Tassen; aus den Wandschränken hieß zwischen den Postillen des Predigers manches neuere Werk mit wohlbekannten Nahmen den Neugierigen willkommen. Durch die Spiegelscheiben der Fenster, die Geißblatt, Jasmin und Weinlaub umrankte, winkte der Blumenflor, an bunt bemahlten Stäben aufgebunden, und über der Hecken schirmender Umzäunung glänzten Pomonens Gaben im hellsten Farbenschmucke. Jedes war mit zartem Sinn und kluger Wahl geordnet. Einer Grazie stilles Walten schien überall hervorzugehen und zauberte Arkadiens Flur mitten in Rokitno's und Wielkowiskens Wildnisse, wo noch der stürmische Ur den dichten Wald durchbrauset, und des Elenthieres menschenscheuer Fuß im tiefen Sand der öden Wüste irrt

Wohlthätig fühlte der Oberste sich hier angezogen. Mit den feineren Genüssen der großen Städte lang vertraut; empfänglich für den Lebenshauch, den höhere Bildung über die Alltagsgestalt der Wirklichkeiten breitet, und begeistert für alles Schöne, ward ihm, der mit Gefahren spielte; der in der Schlachten Todes-Grinsen nur des Ruhmes Lächeln sah,

des Krieges wüstes Treiben dennoch oft verhaßt, weil er die Zierden des Lebens ungern vermißte, an welchen sein Herz durch Erziehung und Gewohnheit festhing. Mit Begeisterung sprach ihn daher der erste Blick in dieses kleine Tempe an. Er dankte dem Geschicke, das ihn die Hoffnung manches frohverlebten Tages hier erblicken ließ, bis einst der anrückende Feind ihm wieder die willkommenere Zerstreuung durch Märsche und Schlachten anbiethen würde. In seinem freundlichen Stübchen, mit der Aussicht auf wogende Kornfelder, richtete er sich ein, als gälte es Jahre lang hier zu hausen. Der kriegerprobte Säbel gesellte sich zum friedlichen Rocken, der von der Eile des Überfalles vergessen im Winkel lehnte; Landkarten und Plane breiteten sich auf den Stickrahmen aus, in dem das noch eingespannte Gewebe die flüchtige Hand verrieth, die es vor wenig Augenblicken erst verlassen; von dem Tische am Fenster, neben dem reinlichen Strickkörbchen, drohten blinkende Pistolen her, und der Dolman und der schwere Reitermantel hingen über den Nachttisch, über dem vielleicht noch gestern nur der leichten Schnürbrust lockende Formen, des weichen Tuches warme Hülle schwebten. Es war dem lebenslustigen Obersten ein süß willkommener Gedanke, in dem Heiligthum eines Wesens seine Heimath aufschlagen zu können, dessen Gestalt seine Phantasie sich schnell mit den anziehendsten Farben ausmahlte. Alles was ihn umgab, rechtfertigte das Bild seiner Einbildungskraft, nur sah er noch mit Ungeduld die Erscheinung der unbekannten Fee sich von Stunde zu Stunde verzögern. Am zweyten Tage erst, als des Obersten zart gesittetes Benehmen die eingeschüchterte Grazie, die sein Überfall aus ihrem einfachen Wohnsitze verdrängt hatte, wieder sichtbar werden ließ, als Natalie aus dem Verstecke hervortrat, in den sie scheu vor seiner Gegenwart geflohen war, erst da überzeugte sich H. daß dieses Mahl die Wirklichkeit alle Traumgestalten seiner Phantasie weit zurückgelassen hatte.

Natalie war des Predigers Nichte, eine hohe blühende Gestalt. Die sanfte Schwermuth ihres schönen blauen Auges lag in sonderbarem Widerstreite mit dem Frohsinn der heitern Stirne, mit der rosigen Lippe, die sich gerne zum fröhlichen Scherze über zwey Perlenreihen öffneten, welche den Kenner weiblicher Reize mit unwiderstehlichem Zauber ergriffen. Der Sarmatinn reicher Lockenschmuck wand sich in seidener Flechtenfülle um des Hauptes liebliches Oval; der blendendweise Stoff des Gewandes schmiegte dem gefälligsten Bau sich an, und wenn der anmuthvolle Gang auf Augenblicke nur den leichten Fuß sichtbar werden ließ, so zeigte der Umriß der netten Hülle die niedlichste der Formen. Zu Wilna, wo sie mit ihrer dürftigen Mutter, des Pastors Schwester, lebte, hatte die Fürstinn S** das reizende Kind kennen gelernt, und sie mit ihrer Tochter gleichen Alters erziehen lassen. Die zur Freundinn herangewachsene Gefährtinn war auch jetzt noch aus der Ferne bemüht, durch manches Geschenk, der Nichte und des Oheims Loos, das beyden nicht reichlich gefallen war, mit verschwenderischer Großmuth zu verbessern. Natalie hatte von Petersburg und Warschau, wo sie manches Jahr im fürstlichen Hause verlebte, die vollendete Bildung der feinen Welt zuerst nach Wilna in ihrer Mutter ärmliche Hütte zurückgebracht, und als die Kränkliche bald darauf starb, ihren verschönernden Einfluß auf die Wohnung des Oheims verpflanzt, dem sie seit jener Zeit die kleine Wirthschaft führte, und der Trost seines Alters geworden war.

Nataliens gewandter Geist; die treffende, und doch nur schmeichelnde Schärfe ihres Witzes, die geselligen Talente, die sie mit der Kenntniß der besten Werke ausländischer Schriftsteller verband, machten ihre Gesellschaft zur anziehendsten, und jeden, selbst den, welchem die Überlegenheit ihres Verstandes drückend hätte werden können, erhob die Leichtigkeit ihres Tons und zog die holde Gemüthlichkeit ihres Wesens unwiderstehlich zu sich hin. H. blieb nicht gleichgültig für so viele Reize Unwillkührlich übte auch Natalie der Pohlinn angebornes Talent, der Männer Herz spielend zu befangen, an einem Gaste, dessen Werth von ihrem feinen Sinne für das Schöne nicht unbeachtet blieb. H. war in der Blüthe des Mannesalters; sein feuriges Auge rollte blitzend, sein schwarzes Haar lockte sich voll und glänzend um den kräftigen Nacken, um die stolze Stirne, und der dunkle Bart, der sich um Wange und Lippe in dichten Wellen kräuselte, erhöhte das kräftige Roth der blühenden Gesundheitsfülle. Aber mehr noch als männliche Schönheit gewann ihm der Sitte edler Anstrich, des Umgangs gefällige Außenseite, die Gunst der Frauen. Manches Jahr seines Lebens hatte er am Hofe, manches in solchen Kreisen verlebt, in denen Geist und Anmuth stets die schöne Herrschaft üben, und aus welchen der brausende Jüngling, wie der rauhe Mann, vom Abglanz ihrer Lieblichkeit umstrahlt, stets vollendeter hervorgeht. H. frühzeitig von dem magischen Einflusse der holden Fee gebildet, war nicht undankbar gegen das reizende Geschlecht seiner Lehrerinn geblieben. Frauenlob war nicht seines Ehrgeizes letzte Quelle, und Frauenliebe nicht die letzte Blume in dem reichen Kranze seines Lebens geworden. Nie sah er ungerührt der Formen makellosen Reiz, mit des Geistes Grazie gepaart, und wenn nicht selten der rege Beyfall seines Herzens die Einzelne berechtigte, ihn des Wankelmuthes zürnend zu verklagen, so sprach die Mehrzahl ihrer Schwestern den Flatternden gerne des Verbrechens frey, das er zu ihren Füßen abzubitten, sich immer wieder willig fand Leicht begreiflich war es, daß an der schönen Blüthe dieser Einsamkeit sein Auge inniger und fester hing, und seine Leidenschaft sich schneller, feuriger entfaltete, als keine Nebenbuhlerinn den nieverfehlten Sieg Natalien streitig machte. Wenn sie mit kosendem Gespräch und leichtem Witz die Männer alle um sich her erheiterte; wenn sie mit dem weichen schmelzenden Akzente, dem Silberklange ihrer Stimme eine französische Romanze oder ein pohlnisches Volkslied zur Guitarre sang, und jedes Ohr an ihren Tönen, jedes Auge an ihrem Munde hing; wenn sie zur Melodie einer rauschenden Masurka den Boden kaum berührend, bald mit leichtem Schritt des Taktes rasches Maß bezeichnete, bald wie auf unsichtbarem Fittig fortgetragen, sanft hingleitend, durch den erstaunten Kreis sich wand, dann mit kindlicher Unbefangenheit des Beyfalls kaum zu gewahren schien, der unverwandt jede ihrer Bewegungen verfolgte, und rauschend ausbrach, wenn sie endlich mit höher gerötheter Wange, mit glühenderem Auge vom schnellen Tanze ruhte, dann glaubte H. vor dem Götterbilde hinknien, und in nahmenloser Huldigung ihr die Gefühle bekennen zu müssen, die in seinem Busen tobten. Natalie ergetzte sich an seiner Verwirrung, an seinem Schweigen, wenn alles um sie her sich in Lob ergoß, und höher fühlte sie sich durch sein Verstummen gepriesen, als jene Worte es nimmer-

mehr zu thun vermochten. Aber auch Nataliens Stunde war gekommen. Auch sie lauschte, sobald mit dem ersten Sonnenstrahle die flüchtigen Reiter an ihrem Schlafgemache weg, nach dem Übungsplatze vor dem Städtchen trabten, hinter der Gardine, wenn H. auf sein stolzes Roß sich schwang, das mit der reich verbrämten Decke, die flatternden Mähnen an zierlich gebogenem Halse, aus den weiten Nüstern dichte Wolken in die kalte Morgenluft blies, und wiehernd den Staub unter den leichten Hufen aufwühlte. Mit hoch klopfendem Herzen sah Natalie dem Kühnen nach, der über Gräben und Hecken fort, die Reihen der bärtigen Krieger hinab flog; und wenn er nach geendeter Waffenübung an der Spitze des Regimentes zurück kehrte, die hohen Federbüsche, die wehenden Standarten in den Lüften flatterten, die blanken Waffen schimmerten, und die Trompeten schmetternd tönten, er aber von dem weißbeschäumten Rosse achtungsvoll nach ihrem Fenster sich beugte, alle Köpfe sich dann nach ihr wandten, und selbst die ältesten der Reiter die grauen Bärte lächelnd strichen. Dann rollte auch Nataliens Brust vor innigem Entzücken, gerne wäre auch sie dann, der mädchenhaften Schüchternheit entsagend, ihm in die offenen Arme entgegengeeilt, und hätte ihm bekannt: ich liebe!

Immer näher rückten sich indeß beyde; immer vertrauter ward ihr Umgang, immer heftiger ihre Neigung. Natalie beschäftigte sich nur für ihn. War er abwesend, so mahlte sie aus dem Gedächtnisse an seinem Bilde, oder nähte emsig an kleinen Geschenken, die sie ihm zum Andenken bestimmte. Kam er wieder, so las sie mit ihm, oder seine Flöte, die er meisterhaft spielte, begleitete sie zum Flügel oder zur Guitarre. So wie Natalie nur mit dem Gedanken an ihn beschäftiget, wenn er entfernt, so war auch H. nur mit zarter Aufmerksamkeit für sie bedacht, wenn er zugegen war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vorankündigung und Probe.

Ich habe es versucht, Lieder in österreichischer Mundart zu schreiben. Das Gelingen dieses Versuches ist wohl um so schwerer, als Jeder, der die herrlichen und unnachahmlichen Allemannischen Gedichte von Hebel kennt, (und wer sollte sie nicht kennen?) Vergleichungen anstellen und diese Kinder der reinsten Phantasie und tief eindringenden Gemüthlichkeit zum Maßstabe der Beurtheilung nehmen wird. — Allein, will man die Eigenthümlichkeiten jedes Dialekts bedenken, und wie der allemannische mehr kindlich, zart, naiv, weich, — der österreichische hingegen mehr kräftig, derb, lustig und üppig ist, so wird man diese Vergleichung nicht anstellen und dann kann mein Versuch mindestens als charakteristisches, wenn auch nicht als vorzügliches poetisches Erzeugniß gelten.

Ich bin gesonnen, ein ganzes Heft solcher Gedichte (mindestens 30) binnen einiger Zeit erscheinen zu lassen. Mehrere Musiker haben mir auf meine Aufforderung gefälligst charakteristische Melodien dazu geliefert, welche ich beygeben werde.

Als Probe folgt hier eines der Lieder. Ich wünschte die Meinung der

Kritik darüber zu vernehmen, welche ich dankbar beachten und nach gesammelten Stimmen mein Unternehmen, wenn sie billigend lauten — fortsetzen — wenn sie mit Grund abrathen, — unterlassen werde.

Ich füge nur noch hinzu, daß ich den niederösterreichischen Bauern-Dialekt angenommen habe und bitte alle Diejenigen, welche dieses Dialektes nicht ganz mächtig sind, und nicht alle seine Schattirungen und Tonbiegungen genau kennen, dieses Gedicht nirgend vorzulesen, weil sie dadurch meinem Unternehmen mehr schaden als nützen würden!

J. F. Castelli.

Die Sunn gehd ábi.

Du wundaschöni goldani Scheib'n
Wüllst denn schon ábi gehn?
Kunnst no a wengel dáda bleib'n,
Hietzt leikst uns erscht recht schön.

Wannst ob'n án Himmel stehst, so moanst
Du kanst nöd brenna gnua,
Wannst ába so au'm Bergel loanst,
Bist mátt und gibst a Ruah.

Mein! — ságt's ma do, wás is denn dás?
Wánn d' Sunn nöd dábleib'n mách,
So wer'n dö Blóameln álli náß,
Als wanaden's ihr nách.

Bluadrod wird's ganzi Firmament; —
I moan, es schámt si háld,
Daß óam dö Sunn den Rucken wend't
Und hinta's Bergel fálld.

Was s' denn dort unten z' thua'n hád?
Já, meiner Sör, i wött',
Sie schlaft, wie's ábigraxelt, g'ród
In's g'máchti Fódabött.

Du lieba God! wás plausch' i denn?
Dö Sunn, dö kán nöd ruah'n,
Ihr Löbtá kán's nöd schláfa gehn,
Dö hád da Meni z' thua'n.

'S gibt Leud a hinta'n Bergel no,
Dö Hába woll'n und Trad,
Riwisel, Kerschen, Heu und Stroh
Und Blóameln auf da Wad.

So geh háld ábi liebi Sunn!
I lög mi hietzt in d'Ruah,
Wal i den Andern a wás gunn,
Kumm Moring ába fruah.

Recht fruah, denn 's Trad is zeidi schon,
's is nedi, daß i mah,
Und d' Susel häd ma d' Zuasäg thän,
Wänn du kimmst, kimmt sie a.

1. Die a worüber ein ' steht, werden tief betont, beyläufig wie das tiefe englische a, die nicht bezeichneten a klingen sehr hoch.

2. Das oa, — öa — ua wird zusammengezogen, so daß es doppellautig tönt, beyläufig wie das französische oi, und nur eine Sylbe macht.

3. Das ehn — ön — án — an — wird so ausgesprochen, daß es einen gedehnten Nasenlaut gibt.

Literarischer Bericht vom August aus Italien.

(Schluß.)

Memoria di Giuseppe Bianchi, Professore di chimica nell' I. e R. Università di Pisa, sul nitrato cristallizzato di Mercurio e di Argento, den er frey unter verschiedenen Figuren, Durchsichtigkeit und Farbe vom sogenannten Dianenbaum, bloß mittels Aufbewahrung desselben durch mehrere Jahre in seiner eigenen Flüssigkeit in den Flaschen erhalten hat.

Bey Giulio Ferrari zu Mayland ist erschienen: Viaggio pittorico fatto da Ginevra a Milano per la strada del Sempione, traduzione del francese col testo originale dicontro, arricchita di vedute ed annotazioni sulla parte italiana, opera di Paolo *Tumagalli*. Diese Übersetzung zeichnet sich durch Lettern, Papier und besonders durch seine herrlichen Kupferstiche aus, die geeignet sind, dem Leser die großen Naturreize dieser erhabenen Gegend, verknüpft mit so manchen Erinnerungen der Helden der Jetzt- und Vorzeit, vor's Auge zu führen.

Zu Reggio im Herzogthum Modena ist vom Jesuiten P. Andrea Draghetto eine Moral in einer schönen korrekten Ausgabe erschienen, die ihrer Religiosität wegen Katholiken anempfohlen wird, obwohl sie sich von der vor dreyßig Jahren gewöhnlichen Eintheilung und Behandlung dieser Wissenschaft nicht entfernt.

Italien erfreut sich nach der kürzlich vom Verfasser Marsand in Padua veranstalteten Prachtausgabe delle rime del Petrarca schon wieder einer zu Livorno, mit Didotischen Lettern, nach dem Text der Cominiana, 1732 bey Masi mit Kupfern erschienenen von diesem berühmten Sänger der Liebe.

Zu Florenz bey Piatti 1820 hat der vierte und fünfte Theil der Übersetzung der moralischen Werke Plutarchs von Marcello Adriani den Druck verlassen, die uns manche interessante Aufschlüsse geben, wie die Alten über verschiedene moralische und physische Ereignisse dachten.

Vom Advokaten Pellegrini, Richter der ersten Instanz im Herzogthum Massa, Lucca 1820 Tipografia Bertini sulla necessità di proibire le citazioni degl' interpreti e dei decidenti nelle allegazioni e nelle sentenze, Riflessioni logiche e legali.

Bologna 1820 bey Giuseppe Lucchesini del introvamento di medaglie consolari e di famiglie fatto a Cadniano nel Bolognese. Eine Kritik gelesen auf der dortigen Universität vom Prof. Philipp Schiassi, zweyte Ausgabe.

Bey Cadniano wurden im Jahr 1815 und 1817 mehrere Tausend römische Goldmedaillen, so wie auch Goldstangen vom reinsten 24 karatigen Metall in einer kupfer-

nen Urne gefunden, wovon die meisten von den Arbeitern entwendet worden und nur 600 in die Hände des Grundeigenthümers gekommen sind, worunter sich Stücke von den Familien Arria, Acilia, Anzia, Cecilia, Carisia, Considia, Cordia, Giulia, Neria, Plauzia, Postumia, Vilia befinden; da man keine von Julius Cäsar vorfand, glaubt der Verfasser, daß sie zur Zeit des Triumvirats und des modenesischen Kriegs vergraben worden sind.

Perugia 1820. Principi della Stampa e suoi progressi in Perugia per tutto il secolo XV von Vermiglioli Tipografia Baduel.

Die Einführung der Buchdruckerkunst wird in Perugia zwischen das Jahr 1473 und 1474 gesetzt, wo der erste Buchdrucker ein Franzose, Nahmens Lorenzo Berot, war. Die ersten da gedruckten Werke waren: eine Reisebeschreibung des Capodilista, eine Grammatik von Sulpizio, eine Ausgabe der Digesten, ein lateinisches Gebeth von Francesco Maturanzio auf den Tod des Grifone Baglioni, ein medicinisches Werk des Doktor Pietro Vermiglioli, der Professor in Perugia im Jahr 1480 war.

Von dem Werke gli artisti allemanni, Venedig bey Andicola von Neumayer, ist der zweyte Theil, den Buchstaben Littera B enthaltend, erschienen, der sich besonders am Ende durch seine verschiedenen Verzeichnisse auszeichnet, vermöge welcher man alle Künstler, die sich in einer Kunst hervorgethan; wo ihre Kunstwerke sich befinden; den Ort ihrer Geburt; die Kupferstecher, die uns von ihren Kunstwerken Abdrücke lieferten; die Nachahmer in Manier und Geschmack vorzüglicher Künstler; die verschiedenen Lehrer und ihre Schüler; die Kupferstecher, die Porträte dieser Künstler lieferten; die verschiedenen Erfindungen, die mehreren Künstlern zugeschrieben werden; die Epochen, wenn sie lebten u. s. f. in einem Moment überblickt.

Schauspiel.

Den 10. Nov. im k. k. Theater nächst der Burg: Welcher ist der Bräutigam? Lustspiel in vier Aufzügen von Johanna Weissenthurn, k. k. Hofschauspielerinn.

Hr. Stich gab den Langers. — Die Darstellung dieses einfachen, munteren Stücks war in vollkommenem Zusammenklang; jeder Mitspielende hat eine Lobrede verdient, von Hrn. Costenoble (Blau) an (wir folgen der Ordnung des Theaterzettels) bis auf Dlle. Weissenthurn, welche die Käthe mit ungesuchter Naivetät und verdientem Beyfall spielte. Sollen wir der Damen Weissenthurn (Räthinn Elmen), Hruschka (Julie) und Korn (Rosalie) und der HH. Wothe (Ferdinand) und Moreau (Grundmann) noch insbesondere erwähnen? Die Nahmen verbürgen dem Publikum die Trefflichkeit ihrer Leistungen. Dem Gaste aber gebührt die Ehre des Tags in doppelter Rücksicht. Das war Anstand, Ungezwungenheit, männliche Grazie in allen Momenten des Spiels! So bildet nur ernstliches Studium und gute Gesellschaft. Wir können den von Hrn. Stich dargestellten Langers in Kürze nicht zergliedern; er war aus einem Guß; ein Gemählde in allen Theilen gleich harmonisch ausgeführt und zu einem schönen Ganzen verschmolzen. Der innige Beyfall, der dem Künstler von Scene zu Scene folgte, und die Art des Hervorrufens nach dem Schlusse zeigten, daß die Zuschauer von dem Werthe seiner so trefflichen Darstellung durchdrungen waren. Hr. Stich dankte für den Beyfall, indem er ihn den freundlichen Situationen des Stücks und der schönen Mitwirkung seiner Kunstgenossen zutheilte. Wir müssen jedoch gerechter Weise seiner ihn ehrenden Bescheidenheit in so fern widersprechen, als die Meinung des Publikums, das die Verdienste der Frau Verfasserinn und der übrigen hiesigen ausgezeichneten Künstler und Künstlerinnen keinen Augenblick vergißt, in der That Hrn. Stich vorzugsweise gegolten hat.

Hoftheater nächst dem Kärnthnerthor. Den 3. d., am Vorabend des allerhöchsten Nahmensfestes Ihrer Majestät der Kaiserinn, wurde nach Aufführung des Singspiels: der Kaliph von Bagdad, nach der Musik von Bojeldieu, zum ersten Mahl: das Opfer des Ceres gegeben, ein Divertissement in einem Aufzug vom Hrn. Rozier, mit Musik vom Hrn. Kapellmeister Kinsky.

Dieses erste Werk des genannten Künstlers trägt die Farbe einer lieblichen Phantasie und das Gepräge sinnreicher Erfindungskraft. Die Handlung bewegt sich einfach und der Bezeichnung entsprechend; die Ausführung ist klar und anziehend, mit schönen Gruppirungen und Tableau's ausgestattet. Das erste dieser letzteren machte einen ungemein erfreulichen Eindruck, den die durch ungewöhnliche Dauer begünstigte Anschauung nur vermehrte. Unter den schön geordneten Tänzen erschien das Pas de deux, von Mlle. Millière und Hrn. Rozier getanzt, so wie das Terzett, von Mad. Kohlenberger, Hrn. Taglioni und Mad. Rozier ausgeführt, besonders beyfallswürdig. Wiewohl die Komposition der Tanzparthien und die Ausführung durch Fleiß und Geschicklichkeit den rauschenden, fast ununterbrochenen Beyfall verdienten, der ihnen zu Theil ward, so ist dennoch nicht zu läugnen, daß der Reichthum der Gaben selbst eine Beschränkung wünschen ließ, und die Gruppirungen hin und wieder Mangel an Genauigkeit der Entwicklung zeigten. Hr. Rozier mußte mehrmahls erscheinen, um Beweise der Zufriedenheit zu empfangen. Die Musik ist angenehm und anspruchlos. Unter den Dekorationen both die letzte, durch Anordnung, Farbenglanz und magische Beleuchtung, einen entzückenden Anblick dar. Herzerhebend trat der an diesem festlichen Abend hochgefeyerte Nahme Carolina aus dem Wolkenschleyer in einer Sternenglorie hervor.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

Atropa frutescens. Strauchartiges Tollkraut. Aus Spanien.
Bontia daphnoides. Seidelbastartige Bontie. Von den Antillen.
Chleone barbata. Bartige Schildblume. Von Mexiko.
Cliffortia ilicifolia. Hülsenblättrige Cliffortie. Vom Kap.
Correa virens. Aus Neuholland.
Macrocnemum speciosum. Schöne Stangelblume. Von Caracas.
Olea fragrans. Wohlriechender Öhlbaum. Aus China.
Tagetes lucida. Glanzblättrige Todtenblume. Aus Peru.

Modenbild Nr. XLVI.

Kleid von Gazebrillant. Die Garnirung von ebenderselben mit schmalen Blondspitzen besetzt. Die andern Verzierungen sind von Atlas und die Arm- und Busen-Krausen von Blonden. Der Hut von Atlas und gedupftem Plüsch ist mit Strauß- und Marabout-Federn geschmückt.

Robe de Gaze brillante; garniture de même, entourée de petites blondes; Ornements de satin; manches et tour de gorge garnis de blondes. Chapeau de Satin et Peluche bouclée orné de plumes d'autruche et marabouts.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

P. v. Sc. Del.

Typ. Stöber &c.

XLVII. Wiener Moden. 138. 1820.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 18. November 1820.

139

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hierzu gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer vierteljährig um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Büreau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt No. 567) und bey A. Strauß in der Dorotheergasse; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Schwarzenbergs Denkmahl.

Als das Auge des Helden brach, den Europa beweinet,
Und der edelste Geist entschwand der sterblichen Hülle,
Trat Mnemosyne vor den Vater der Götter und Menschen,
Also sprechend: o Zevs, mir liegt als heilige Pflicht ob,
Zu bewahren des Edlen Gedächtniß im Menschengeschlechte.
Ewig lebe, wie du, der dankbaren Herzen Erinn'rung,
Ewig leb' er der Welt im nimmer vergehenden Bilde!
Beyfall nickte der Frommen der Vater der Götter und Menschen,
Rief Thorwaldsen und sprach: folg' ihr und stelle das Bild auf!

Joseph Sonnleithner.

Der Ring.

Novelle.

Von A. v. Weingarten.

(Fortsetzung.)

Von Warschau und Wilna ließ er durch Eilbothen sich bringen, was der Markt an seltenen Früchten, an kostbaren Kleinigkeiten zu biethen vermochte, um durch sinnvolle Überraschungen die Geliebte zu vergnügen, dem halberrathenen oder schlau abgefragten Wunsche zuvorzukommen, den süßen Dank eines Händedrucks, eines frohen Lächelns zu gewinnen. Harmonien wiegten sie im Schlummer, und glänzende Feste durch ihn veranstaltet, riefen die Bewohner der Umgegend ihr zur Huldigung herbey. Stundenlange konnten sie jetzt auch sprachlos in des Nordens langen Dämmerabenden des schnellen Flugs der Zeit vergessen, und in Träumen, aus der Wonne ihrer Nähe entsponnen, sich der Zukunft goldne Tage weben. Die Lage der Verhältnisse, der kaum begonnene Krieg, die Rücksichten, welche H. für seine Familie zu nehmen sich genöthigt sah, die scheue Achtung selbst, welche ihm Nataliens

Bildung, ihre Tugend und ihr ganzes Benehmen gebothen, hatten ihm bisher zu ernsteren Anträgen den Mund verschlossen. Aber laut trug man sich schon in dem Heere mit der Sage, H. liebe des Predigers Nichte, und werde nach geendetem Kriege die Braut von Malez als Gattinn nach seinen Gütern führen.

Während aber die Liebenden in seliger Vergessenheit sich der Welt entschlugen, rückte von Borisienes Ufern ein russisches Heer näher und näher, und der Schlachten Donner brüllte lauter auf den blutgedüngten Feldern an dem Dnieper und der Dwina. Nachrichten drängten sich, Eilbothen trafen ein, Ordonanzen wechselten auf schweißbedeckten Rossen, Truppen brachen auf und lange Züge bedeckten die Straßen. Des Obersten Blick ward nachdenkend und ernst; öfter als sonst hielt ihn der Dienst von Natalien entfernt; in tiefes Schweigen versunken, saß er, wenn er zurückkehrte, an ihrer Seite, und die Goldschnur am Dolman hob sich höher unter dem schweren Athemzuge der beklommenen Brust. Auch Nataliens Stirne war umwölkt. Rasch riß sie oft von des Obersten Seite sich los, mit rothgeweintem Auge kehrte sie spät erst wieder, und bleicher ward mit jedem Tage die Wange, die der dämmernde Morgenstrahl schlaflos auf thränengebadetem Kissen fand. Absichtsvoll mied sie seine Nähe, ihre Knie bebten, wenn sie unvorgesehen ihm begegnete, und schluchzend floh sie aus der Stube, wenn im Vorsaale seine Schritte schallten. So verging schmerzlich, angstvoll Tag um Tag, da dröhnte eines Abends ferner Donner über die Hügel von Pruszanie.

Der Vortrab des russischen Heeres rückte an. Es nahte ein Tag der Entscheidung. Den ganzen Morgen über war Bothe um Bothe eingetroffen. Die Husaren versuchten im sausenden Hiebe die frisch geschliffenen Säbel. Kleinere Abtheilungen trabten in rascher Eile nach der Gegend hinauf, woher der Donner ertönte. Das Regiment rückte am Mittage vor dem Städtchen ins Lager. Verwundete von fremden Regimentern, blutende Rosse, einzelne Wagen in schweigender Hast gingen durch die Stadt. Von den entfernten Höhen blinkten Wachtfeuer, und eine noch fernere Helle, die den bleichenden Abendhimmel röthete, verkündete das Lager der feindlichen Armee.

Natalie war den Tag über nicht sichtbar geworden. An der verschlossenen Thüre ihres Zimmers, als der Oberste spät Abends von den Vorposten zurückkehrte, glaubte er sie schluchzen zu hören. Ein nahmenloses Bangen schwellte ihm die Brust. Auf seiner Stube war ein Theil des Offizier-Korps versammelt. Er hatte sie für den Abend zu sich entbothen, im erheiternden Kreise sich zum morgenden Tage zu stärken, der ein langwährender, für alle, für manchen vielleicht der letzte zu werden sich anschickte. Zu ihnen eilte er jetzt, der Erheiterung mehr als jeder von ihnen bedürftig. Schon rauchte die sprudelnde Schale, des Zuckerrohrs belebender Geist, und die würzige Citrone duftete. Nur des Wirthes waren die Gäste noch gewärtig, der jetzt schweigend und verstört in ihren Kreis trat. Selten war man gewohnt ihn ernst zu sehen. Stets war er der Erste, der Freude Losungswort den Freunden auszutheilen, zu Scherz und Kurzweil gerne die Hand zu biethen, und mit einer stets wachen Laune des Trübsinns Grillen zu verscheuchen. Heute war er einsylbig und gedankenvoll, vergebens dampften die blinkenden Gläser, vergebens schlug Mancher Gespräche an, die sonst fein

heiterer Witz zu lautem Scherz belebte, vergebens lagen Karten und Würfel auf dem grünen Tuche ausgebreitet. Des Obersten Glas verdampfte ungeleert, die scherzende Anspielung ging unvernommen an seinem Ohr vorüber, und starr blickte er über den Wolkenbildern der gedankenlos angerauchten Pfeife, in den lichtleeren Hintergrund der Stube. Allmählig stockte das Gespräch. Nur die Ereignisse des Krieges, welche die letzten Tagesblätter verkündet hatten, unterhielten bis zur Neige der Punsch-Schale den allgemach versiegenden Stoff. Eine sonderbar tragische Begebenheit, die sich jüngst bey einem benachbarten Armee-Korps zugetragen, erregte wieder allgemeine Aufmerksamkeit. Ein bejahrter Offizier, der vor kurzem aus dem Hauptquartier jenes Korps zurückgekehrt war, erzählte sie.

Drey Jünglinge, sprach er, an Alter, Anlagen und Glücksgütern beynahe gleich, gemeinschaftlich erzogen, und durch die Übereinstimmung des Gemüthes und der Verhältnisse mit inniger Freundschaft verbunden, standen mit dem Anfange des Krieges unter den f . . . n Truppen. Sie waren, um den Waffendienst in höherer Beziehung sich schneller eigen zu machen, als Volontairs in die Armee getreten, und dienten im Hauptquartiere, unter den Augen des Generals, ihres nahen Verwandten.

Noch waren sie in kein Gefecht gekommen. Mit gleicher Ungeduld, mit gleichem Durst nach Ruhm und Auszeichnung brannten sie, nach der ersten Gelegenheit, sich hervorzuthun. Endlich nahte der Augenblick. Die feindlichen Heere standen sich im Gesichte. Am Abende vor dem Gefechte von W. waren so wie hier in schlafloser Erwartung des blutigen Morgens, die Offiziere des Generalstabs in der Wohnung des Feldherrn versammelt. Es wurde geraucht, getrunken, gespielt. Der Morgen begann endlich zu grauen, mancher war schon in einer Ecke des Saales ermüdet eingenickt, mancher hatte sich fortgeschlichen nach seinen Pferden zu sehen, die sich zum frühen Marsche allmählig im Hofe sammelten, nur am Würfeltische war noch Leben und Bewegung. Endlich verschwanden auch hier die Silberrollen, die blanken Goldstücke; die Spieler verloren sich, nur wenige, die nichts mehr hinwegzutragen hatten, lehnten noch mit trübem Gesichte an der grünen Tafel. Auch unsere drey Jünglinge waren unter den Letztern. Laß sehen, rief der Älteste von ihnen, dem das Glück sich am mißgünstigsten bezeigt, voll bittern Unmuths, laß sehen, ob diese Würfel, die für mich heute immer die kleinsten Zahlen aufzuweisen hatten, nicht, wenn es eine andere Wette gilt, auch wieder zu meinem Nachtheil umschlagen werden. Laßt uns würfeln, Kameraden, wem von uns das erste Todesloos in diesem Kriege fällt, laßt uns erfahren, wie die Parze nach und nach unsre Häupter dem finstern Hades weiht. Laßt uns würfeln, riefs mit einem Munde. Der junge Mann ergriff den Becher, schüttelte, warf, und drey Sechse lagen auf der Tafel; mit herbem Lächeln reichte er dem Zweyten den Becher hin, siebenzehn Augen zeigte diesem der Wurf, fünfzehn dem Dritten, der diesem im frevelnden Spiele folgte. Geringe Zahlen nur warfen die andern. Noch flogen die verhängnißvollen Steine, da erschütterten Kanonenschüsse die klirrenden Fenster, man warf sich auf die Pferde und flog in die Schlacht. Drey Tage währte das Gefecht. Am ersten fiel von der Lanze eines feindlichen Reiters durchbohrt der Jüngling, welchen das aufgerufene Schicksal mit dem vollen

Ausspruche seiner Wahl bezeichnete. Von einer platzenden Granate tödlich verwundet, ward am zweyten Tage sein Nachfolger sterbend vom Schlachtfelde gebracht. Am Dritten flohen die Feinde, das Gefecht war geendet, auf einem Hügel das leichenübersäete Gefilde weit überblickend stand der General, um ihn sein Gefolge, ferne tönte schon das Geschrey der nachsetzenden Reiter, wälzte sich schon der nur hier und da noch aufsteigende Dampf der Geschütze, da sauste noch eine Kugel, die letzte aus weiter Ferne, über das Brachfeld her, schlug, und mit zerschmettertem Haupte stürzte der jüngste zu Boden. Keinen der andern hatte ein Loos des Todes getroffen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sängerliebe.

Vier Sonnette an Christine.

I.

(Morgengruß.)

Mich hielt die Nacht umarmt, und im Vergessen
Der Welt und meiner selbst sah ich nur dich,
Du warst das All, und — nenn' es doch vermessen —
Mir schien, als wärst du für die Stunde — ich! —

So nah hat noch kein Sterblicher gesessen
Dem Born' der Liebe! — neckt ein Dämon mich
In deinem Kleide, Zaubrer Schlaf? — indessen —
Des Tages Rosenknosp' entfaltet sich; —

Die karge Sonne nimmermehr zu sehen,
Will ich die Götter um Vernichtung flehen,
Arm ist die Wirklichkeit nach solchem Traum!

Da nahst du selbst! es rauscht des Lebens Baum
Melodisch auf — mir darf, ich faß es kaum,
Des Traumes Lust aus deinen Augen wehen!

II.

(Mittagslicht.)

Berührt der Muse Hand des Lebens Glocke:
So dröhnet sie mit heil'gem Sphärenklang',
Faßt eine Götterhand die karge Flocke:
Spinnt sich des Lebens Faden rein und lang, —

Doch wenn, auf daß des Herzens Puls nicht stocke,
Das Leben noch ein Leben sich errang,
Der Stolz sein Haupt geneigt am Bußerpflocke,
Wo auf zur Liebe frey der Geist sich schwang:

Dann fühlt die Brust zuerst der Seele Blühen,
Dem Schüchternen wird Muth, — er fasset kühn
Die Götterhand — sie soll an sich ihn ziehen: —

In mir auch will des Lebens Mittag glühen, —
Doch streb' ich auf zur Sonne! — eitles Müh'n! —
O! dürft' ich deine Augen ewig fliehen! —

III.

(Bey Sonnenuntergang.)

Ich flieh' dich oft, als ob ein Fluch mich triebe,
Und doch, als fühlt' ich ängst'gen Traumes Tücken,
Ist mir's, als ob ich angewurzelt bliebe —
Ein banges Sehnen droht mich zu erdrücken; —

Des Zweifels eigensinn'gen Fels ich schiebe,
Im Kreise jagen Schmerz mich und Entzücken,
Doch eh' als Hast ich deute, was doch Liebe,
Will ich die Welt in ihrer Bahn verrücken; —

„Der du mich fliehst —" so wirst du Holde fragen —
„Kannst wollen, daß ich theile deine Pein?"
O! lasse Phöbos dort dir Antwort seyn! —

Im Osten wollt' er zwar mit blut'gem Schein'
Sich los von Thetis der Geliebten sagen, —
Nun sucht er sie auf Hespers goldnem Wagen! —

IV.

(Nachtgedanke.)

Am Strande rauschen laut die Wogen auf,
Zum Mond empor fühlt sich der See getrieben,
Der lächelt ob der Wogen, die ihn lieben,
Und unverwandt verfolgt er seinen Lauf; —

Doch muß im Sturm' sein klares Bild zerstieben,
Vom Grunde steigt ein schwarzer Schlamm herauf:
Der geile See that einen schlimmen Kauf,
Vom Strahlenbild sind Flitter ihm geblieben!

So streben Viele durch das finstre Thor
Verbothner Lust, umsonst zum Licht empor,
Wo starke Seelen nur die Heimath fanden;

Und wenn du meine Lieb auch nicht verstanden;
Mein Auge trübet nicht des Jammers Flor,
Weil um dein Bild sich reine Träume wanden.

Nell.

Taschenbuch für das Jahr 1821.

Taschenbuch zum geselligen Vergnügen auf das Jahr 1821. Leipzig bey Joh. Fr. Gleditsch. Wien bey Carl Gerold (so wie bey Tendler und Manstein zu haben).

Wenn so vieles in den Taschenbüchern, um mit Goethe zu sagen, getrocknet aufkeimt, so ist es erfreulich, in einen Garten zu treten, der nicht allein manche frische Blume darbiethet, sondern auch Bäume voll Saft und Kraft aufzuweisen hat. So sehen wir hier, zuerst in der Gattung der Erzählungen, Meister vor uns, Ernst von Houwald, E. T. A. Hoffmann, Achim von Arnim, K. G. Prätzel. Von dem erstern ist Jacob Thau, der Hofnarr, eine Erzählung, die, je anspruchsloser sie erscheint, desto lieblicher und anziehender ist, reich an Beziehungen auf Natur und Leben. Ein Denkmahl in dem bekannten Kloster Grissau in Schlesien, dem letzten Sprößling der Herzoge von Schweidnitz gesetzt, welcher, noch ein Kind, in der Mitte des 14. Jahrhunderts, auf dem Schlosse Bolkenhayn von dem Hofnarren mit einem Steine todtgeworfen wurde, hat zur weitern Ausführung gedient. Auf historischem

Grunde ursprünglich, in so fern es den Stifter der berühmten englischen Dynastie angehe, ruht auch Owen Tudor, eine Reisegeschichte von L. A. von Achim. Die eigene Erfindung ist geistvoll eingewebt mit der vor das Auge hinstellenden Zeichnung, welche des Verfassers Prosa über seine Poesien erhebt. In dem Schwedenkeller von K. G. Prätzel ist der Geisterspuk launig und trefflich benutzt. Der geniale Hoffmann hat aus des bekannten Richer's causes célèbres eine höchst interessante Prozeßgeschichte, die Marquise de la Pivardiere betreffend, behandelt; für den sonst hervorstechenden Humor, der hier nicht herrschen kann, entschädigt die Wahrheit. Der gefundene Sohn, von Friedrich Treitschke. Weit mehr Werth, als diese scherzhafte Erzählung, hat ein kleines, ernstes Gedicht: die Wolken betitelt, von demselben Verfasser. Begünstiger Fr. Laun's finden ein artiges Mährchen, Lobo und Muri, vor.

Der Gedichte sind viele, aber unter den vielen ausgezeichnete. Der Preis gebührt dem Prolog zur Magelone, von Ludwig Tiek; es athmet darin der zauberische Hauch, die Lebensfülle und jene üppige Phantasie der Jugend, deren Erzeugnisse manchen Schüler zu eitler Nachäffung verleitet haben. Zwey sehr zarte: Mutter Sonne und Frühling Liebster, hat Friedrich Rückert gegeben. Unter den übrigen heben wir die von Richard Roos, A. Wendt, von K. G. Wetzel (nachgelassene), Johannes Falk, A. G. Eberhard; ein Sonnettenkranz in drey Bildern, von Mosengeil, Amor im Käfig, Amor von den Grazien in einem Rosenkörbchen emporgehoben und Amor vereint ein liebendes Paar, das einen Kranz auf der Ältern Haupt drückt, ist sinnreich. Angenehm tönend ist Sängers Frühlingslied, von Dr. Aloysius Jeitteles. Von Deinhardstein und Castelli (der Leichenwagen) haben wir anderswo besseres gelesen. — Nicht unbeachtet dürfen zuletzt die Räthsel und Charaden von Hebel bleiben. Außer drey vorzüglichen Kupfern, vorstellend die schlafende Magdalena, nach Correggio, den durch Müller allgemein verbreiteten Johannes, nach Domenichino, und eine Madonna mit dem Kinde, wovon sich das Original in der Gallerie Christiniani zu Berlin befindet und Titian beygelegt wird (letzteres von Schwerdgeburte kopirt und gestochen), und außer einigen landschaftlichen Stücken, ist das übrige Fabrikarbeit.

Correspondenz-Nachrichten.

München, im Oktober.

Der Anblick einer bedeutenden Stadt, deren Bewohner in brüderlicher Eintracht ein frohes Fest begehen, woran noch überdieß die geliebte Herrscherfamilie selbst freundlichen Antheil nimmt, gehört gewiß zu dem Schönsten und Erhebendsten, was gefunden werden mag. Diesen Anblick both München in den ersten Tagen des Oktobers dar, als es auch heuer wieder seine, nun bereits zehen Jahre bestehenden Oktoberfeste feyerte. Sie wurden bey Gelegenheit der erfreulichen Vermählung Sr. königl. Hoheit des Kronprinzen zum ersten Mahle veranstaltet, weßwegen auch der Platz, wo sie gehalten werden (eine große, nahe bey der Stadt gelegene Wiese), zum ewigen Andenken „Theresien-Wiese" heißt. Dieselben hatten bey ihrem Beginnen fast nur die Landwirthschaft zum Augenmerke; allein im Laufe der Zeit erweiterte sich ihr Zweck und Umfang, ohne jedoch von der ursprünglichen Bestimmung sich ganz zu entfernen. Sie verdienen jetzt den Nahmen eines Nationalfestes im vollen und eigentlichen Sinne des Wortes. Eine kurze Schilderung ihrer heuerigen Begehung wird dieß am besten darthun. Unter Abfeuerung der Kanonen, dem Schalle der Musik und dem jubelnden Zurufen der versammelten Menge trafen JJ. MM. der König und die Königinn und die übrigen höchsten und hohen Herrschaften am 1. d. Nachmittags 2 Uhr auf der erwähnten Wiese in dem zu Ihrer Aufnahme bestimmten Pavillon ein. Die Landwehr der Stadt München hatte die Ehre, Allerhöchstdenselben zur Bedeckung zu dienen. Nachdem die ausgestellten Viehstücke sowohl, als die neu erfundenen landwirthschaftlichen Geräthschaften in Augenschein genommen waren, begann bey Trompeten- und Paukenschall durch den Herrn Staatsminister Grafen von Thierheim die Austheilung der Preise an die durch Viehzucht und Industrie sich besonders ausgezeichneten Landwirthe und Ökonomen. Die

Zahl der preiswürdig anerkannten Pferde, des Horn- und Schafviehes, war sehr ansehnlich, und es befanden sich viele, überaus schöne Stücke darunter. Nach vollzogener Preisevertheilung hatte das Pferderennen Statt. Während von allen Seiten des, die Wiese begrenzenden, Hügels Musik ertönte, wurden die Renner im Kreise der Bahn herum geführt. Hierauf erfolgte das Ablaufen der Pferde, und in 11 Minuten durchflogen die schnellsten drey Mahl die Rennbahn von 7000 Schritten. Diesem Schauspiele schloß sich die Luftschifffahrt der Mad. Reichard an. Um vier Uhr bestieg dieselbe die Gondel; der Ball ward nach dem Pavillon der königlichen Herrschaften geleitet, wo sie ehrerbiethig Abschied nahm. Endlich ließ man die Seile los, der Ball stieg schnell in die Höhe; die kühne Seglerinn warf Blumen und Gedichte herab, und bewegte sich mit bewunderungswürdiger Sicherheit und Leichtigkeit. Sie erreichte eine Höhe von 5000 Fuß, und ließ sich bey Zorneding, sechs Stunden von München, wohlbehalten herab. Jetzt verließen JJ. kk. Majestäten mit der k. Familie, von den Segenswünschen der, in außerordentlicher Menge versammelten fröhlichen Zuschauer begleitet, um 4½ Uhr die Theresienwiese. Nun ergoß sich das Volk von den Anhöhen herab auf den, mit vielen Traiteurbuden und Gezelten umgebenen Wiesenplatz, um sich dort zu erfrischen, und den durch Glückshafen, Kegelbahnen u. s. w. ihm zubereiteten Belustigungen zu überlassen. Acht Tage lange dauerte dieses Volksfest; Scheiben-, Pistolen-, Vogel- und Bolzenschießen; ein zweytes Pferderennen; Sack- und Hosenlaufen; Baumklettern u. s. w. wechselten mit einander ab, der Lust stets neue und mannigfaltige Nahrung darzubiethen. Ein Feuerwerk schloß das Ganze, von dem man indessen das: „Finis coronat opus" nicht rühmen konnte. In Verbindung mit diesem Feste standen das Wiesenfest der Kinder und das Erntefest in dem, drey Stunden von hier entlegenen Lustschlosse Schleißheim. Beyde entsprachen völlig ihrem, schon durch die Nahmen bezeichneten Zwecke. Wenn es nicht unbescheiden wäre, die freundlichen Spender so vieler und schöner Genüsse noch um etwas zu bitten, so würde man sich den Wunsch erlauben, diese sämmtlichen Feste in eine mildere Jahreszeit, etwa den August oder September zu verlegen, da in unserm hiesigen Klima der Spätherbst ziemlich rauher Natur ist.

Kaum waren diese fröhlichen Tage vorüber, als die Kunstausstellung die allgemeine Theilnahme und Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Sie lieferte in 846 Stücken eine seltene Ausbeute von Meisterwerken. Daß unter einer so großen Anzahl sich auch Mittelgut und Schlechtes befand, läßt sich denken. Da die genaueste Beschreibung eines Kunstwerkes ohne den Anblick desselben, nur wenig fruchtet und behagt, so möge hier nur Einiges von dem Vorzüglichsten, bloß dem Nahmen nach, erwähnt werden. Eine Ansicht von Andechs, von Conjola; ein Laurentius, von Drexl; ein in einem Buche lesendes Mädchen, von Maria Ellenrieder; ein heiliger Sebastian, von Gegenbauer; ein Amor, welcher Psyche tröstet, und Gabriel, der im Tempel dem Zacharias erscheinet, von Ritter von Langer; eine Vermählung der heil. Katharina und eine Kreuzabnahme, von Prof. Langer; eine h. Familie, vom Hofschauspieler Kurzinger; ein Wasserfall, von Oberlieutenant Lindpaintner; eine Parthie am Staffelsee, von Martin; ein Kosak mit zwey Pferden, von Oberlieutenant Schilcher; ein Früchtestück, von Mettenheimer; Mayrels und Zimmermanns Bildnisse Sr. Maj. des Königs; Stielers vortreffliche Porträte, worunter sich Ihres Meisters Beethoven Bild auszeichnet; eine Ansicht der Stadt Freyburg und des Münsters von Ulm, von D. Quaglio; ländliche Beschäftigungen, des Ritters Stillleben und ein bethender Eremit, von L. Quaglio; eine heilige Margaretha, von Rahl, k. k. Kupferstecher aus Wien (das einzige vorhandene bedeutende Blatt von dieser Gattung); Rebells Ansicht von Neapel; eine Tanzerinn, von Restalino; eine Landschaft, von Wagenbauer ꝛc. Diese Werke waren es, worüber das Publikum und meistens auch die Kunstrichter am günstigsten urtheilten; ihre Zusammenstellung gewähret zugleich einen Überblick rücksichtlich der Wahl des Stoffes im Allgemeinen.

Das Theater vermehrte durch manche (für uns) neue Gaben die Unterhaltungen dieser Zeit. Es wurden: der Beruf; Verlegenheit und List; das verkaufte Kind; Hugo Grotius; Pflicht und Liebe; die Reise zur Hochzeit und Adelaide und Comingo zum ersten Mahle gegeben. Das Isarthortheater war besonders thätig, und es schien alles

darauf anzulegen, eine werthe Erinnerung zu hinterlassen, da nun seine Umgestaltung entschieden ist. Die lange erwartete neue Organisation desselben begann vor der Hand damit, daß den sämmtlichen Mitgliedern dieser Bühne ihre Kontrakte aufgekündet wurden. Mit denjenigen darunter, welche man für brauchbar hält, sollen neue Kontrakte geschlossen werden. Auch will man, dem Vernehmen nach, die dazu gehörigen Musiker auf halben Sold setzen. Die italienische Oper gab: La Cenerentola; L'Italiana in Algeri; Il Barbiere di Seviglia und Carlo magno. Die vortreffliche Tänzerinn, Dlle. Antonie Pfeiffer, hat die Bühne verlassen; dagegen spricht man von der Acquisition Eßlairs. Dieser setzte seine Gastrollen fort, und trat noch in: der Schuld, der falschen Scham, und zum letzten Mahle in „Otto von Wittelsbach" auf, worauf er nach Augsburg abreiste, um dort einige Gastrollen zu geben.

Da Sie bisher an dem Schicksale unserer amerikanischen Reisenden geneigten Antheil nahmen, so melde ich Ihnen, daß dieselben nach 60tägiger Überfahrt glücklich in Lissabon ankamen. Sie werden, der langen Wasserreise müde, nun vollends zu Lande hierher eilen, wo sie ein froher Empfang erwartet.

Schauspiel.

Theater an der Wien. Den 9. d. zum ersten Mahl: Der Straßenräuber aus kindlicher Liebe. Schauspiel in fünf Aufzügen, von A. v. Kotzebue.

Dieser Titel und die Worte: zum ersten Mahl, sollten ein neues Stück erwarten lassen, in der That ist es aber der seit beynahe dreyßig Jahren auf allen grosen und kleinen Bühnen Deutschlands herum wandernde, selbst nach Paris und London verschlagene, ja in die nordamerikanischen Freystaaten überschiffte Fritz Böttger, hier Rehfeld genannt, dessen kriminelle Moralität die Herzen empfindsamer Zuschauer erschüttert und in Thränen zerfließen macht. Der sentimentale Straßenräuber verfehlte auch dießmahl seine Wirkung nicht, und die in mäßiger Anzahl versammelten Zuschauer erfüllten das Haus mit tosenden Beyfalls-Bezeigungen. Hr. Palmer zeichnete sich in der Rolle des Helden wirklich durch die kräftigsten Rührungs-Versuche aus, und ließ es nicht an eignen Thränen fehlen, um die Thränen des Mitgefühls zu erpressen; auch ohne dieses Hülfsmittel würde ihm der Beyfall nicht entgangen seyn. Mlle. Botta (Amalie) zeigte sich in ihrer gewöhnlichen eben so wirksamen Naivitätsform. Besser als die übrigen Scenen gelang ihr der bekannte Überraschungsstreich mit der verlornen Nähnadel. Der Hauptmann Wildenhain (vormahls Oberst) fand einen angemessenen Stellvertreter in Hrn. Rüger, wie der von der Kanzel zum Lehrstuhl übergetretene Hofmeister in der Person des Hrn. Demmer. Die Schilderung des Ehestandes von seiner Licht- und Schattenseite, konnte etwas weniger deklamatorisch und doch eindringlich vorgetragen werden. Hr. Kirchner bewegte sich zierlich und anständig in der Rolle des Grafen von der Mulde, ohne in die herkömmliche Manieralt-fränkischer Theatergecken zu gerathen. Sein Äußeres war gefällig, die Aufnahme günstig; um so weniger hätte es der übel angebrachten, extravaganten französischen Deklamations-Parade zur Empfehlung noch bedurft.

Konzert-Anzeige
der
Dlle. Metzger.

Montag den 20. November 1820 wird Dlle. Metzger, königl. bayerische Hofsängerinn, die Ehre haben, im k. k. pr. Theater an der Wien ein Konzert zu geben, worüber der gewöhnliche Anschlagzettel das Nähere besagen wird.

Logen und gesperrte Sitze zu demselben sind in der Spiegelgasse Nr. 1164 in den gewöhnlichen Amtsstunden zu haben.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dinstag, den 21. November 1820.

140

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Büreau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 257) und bey A. Strauß in der Dorotheergasse; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der Ring.

Novelle.

Von A. v. Weingarten.

(Fortsetzung.)

Tiefe Stille herrschte während der ganzen Erzählung im Kreise. Eine Geschichte folgte dann auf die andere. Vorbedeutungen, Ahnungen, alle die oft wiederhohlten Behauptungen von dem Vorgefühle des Todes und der warnenden Stimme in der innersten Brust, vor der Stunde der Gefahr, wurden hervorgesucht. Die vorhergegangene Stille war zum lauten Gespräch geworden. Auch H. der mit der ersten Erzählung aufmerksam geworden, verieth jetzt größere Theilnahme. Er rief nach frischem Punsch, und als die Gläser ringsumher gefüllt waren, nahm er das Wort.

Der Gegenstand, begann er, von dem Sie jetzo sprachen, meine Herren, berührt sonderbar auch eine Seite meines Herzens, hängt auch mit der Geschichte meines Lebens inniger zusammen, als Sie es vielleicht denken mochten. Wenn es nicht Warnungs- und Vorbedeutungsstimmen im Leben gibt, so gibt es ein Ungefähr, ein zufälliges Zusammentreffen von Ereignissen, für welche wir im weitesten Umkreis unsers Wissens keine Benennung, keine Erklärung aufzufinden vermögen. Haben Sie die Geduld, der Geschichte meiner frühern Jugendjahre die Stunden dieser Nacht zu weihen, so will auch ich Sie mit einer jener räthselhaften Begebenheiten bekannt machen, deren nothwendigen Zusammenhang nach uns bekannten Naturgesetzen wohl schwerlich ein Gelehrter uns aufzuklären sich bemühen würde, und zu welcher wir den Schlüssel erst jenseits auffinden werden. Die Wahrheit der Begebenheit verbürgt Ihnen, daß sie dem selbst sich zutrug, der sie Ihnen jetzt erzählt; mein Ehrenwort, daß sie ohne Zuthat, ohne Verschönerung, selbst ohne der Verhehlung eigner Schwächen, aus meinem Munde Ihnen bekannt wird, ehe ihn vielleicht das Schicksal auf immer schließt.

Ich trat in meinem siebenzehnten Jahre als Lieutenant in Dienste. Mein

Herz war unverdorben, nur reine, verklärte Bilder schwebten noch meiner jugendlichen Einbildungskraft vor, aber um so feuriger, um so inniger ergriff diese jeden Gegenstand, der ihren Idealen zusagte, und was sie ergriffen hatte, hielt sie mit verzehrender Leidenschaft fest. Doch öffnete sich das empfängliche Gemuth auch bald einem fremden Eindrucke mit gleichem Ungestüme wieder; der flüchtige Sinn, der das leichte Blut hüpfend durch die Adern trieb, ward leicht von einem neuen Bilde gerührt, das eben so bald der frische Reiz eines Dritten verdrängte. Endlich glaubte mein Herz das Ideal erreicht zu haben, nach dessen Schattenbildern es so lange, sich selbst betrügend, haschte. Vergebens würde ich mich bemühen, das Mädchen Ihnen zu schildern, das den Abglanz aller Himmel in ihren Zügen, und in ihrem engelreinen Busen trug. Daß mein Geschmack als Kenner weiblicher Schönheit mich selten irre leitete, ist Ihnen bekannt; manche Frau und manches Mädchen, ist auf des Lebens weiter Bühne mir seither begegnet, aber nimmer diese Klarheit, diese Anmuth, die auf Henriettens Stirne lag, die Harmonie des Ganzen, die ohne dem Gesetze regelmäßiger Schönheit zu huldigen, unwiderstehlich anzog und begeisterte. Eine sanfte Schwermuth über die Haltung des zauberischen Wesens ausgegossen, knüpfte einer fremden Welt sie an, in der sie oft der irdischen entrückt zu schwärmen schien. Alles was in ihrem Zirkel sich bewegte, fühlte durch ihre Nähe wohlthätig sich berührt, beglückt durch ihres Beyfalls leiseste Gunst. Ihr schmiegte mit liebender Zudringlichkeit das unbefangene Kind sich an, mit wohlgefälliger Neigung lächelte der lebensmüde Greis ihr zu, mit feuchten Augen folgte ihr des Jünglings glühend scheue Sehnsucht; die Frauen selbst, der still bescheidenen Blume ihren anspruchlosen Werth vergebend, waren stolz darauf, die Zärtliche zu pflegen, und wohlwollend die Schutzbedürftige im Arm der Freundschaft zu umfangen.

So lebte Henriette, die Waise unbemittelter Ältern, in ihrer Tante Hause zu T. einem ansehnlichen Grenz-Orte, wo das Regiment in Garnison zu stehen kam, zu dem ich jetzt, durch den Einfluß meiner Familie begünstigt, nach kurzer Dienstzeit als Rittmeister übertrat. Henriettens Nahme war auf allen Lippen. Vom ältesten Graubarte im Regimente bis zum schmucksten Fahnenjunker sprach Alles mit Ehrfurcht und Begeisterung von ihr, und jedes Ohr verweilte gern am Munde des Erzählers, der Kunde geben konnte, wo sie zunächst erscheinen, in welchem Abendzirkel sie wieder sichtbar werden würde.

Nicht zu verwundern ist es, daß so allgemeines, so begeistertes Lob, meine Neugierde aufs höchste gereizt, meine Erwartung die Gepriesene selbst kennen zu lernen, bis zur heißesten Ungeduld gesteigert hatte. Henriette, von ihrer Tante mit mütterlicher Zärtlichkeit geliebt, aber auch mit einer Sorgfalt gehütet, welche bey so viel Liebenswürdigkeit des Mädchens die leicht vorzusehende Zudringlichkeit der Männer mehr als rechtfertigte. Nicht ahnend wie sehr fremdes Glück durch ihre Abwesenheit beeinträchtiget war, kannte sie selbst kein größeres, als das der stillen Einsamkeit, in der sie froh und unbefangen ihr einfaches Walten trieb. Umsonst war ich bereits in allen vorzüglichen Häusern der Stadt eingeführt, hatte in manchen Kränzchen dem jugendlichen Rittmeister, dem Freyherrn und einzigen Sohne des angesehe-

nen Vaters, denn mehr als ein reiches Rittergut, mehr als ein gewichtiges Kapital sich einst verzinsen sollte, so mancher freundliche Gruß genickt, so mancher Blick ihn bedeutend angesprochen, und manche dringende Einladung zu Tisch und Thee gebethen. Mir war noch Gruß und Blick und Bitte unbeachtet geblieben, meine gewonnene Phantasie gab keinem Nebenbilde an der Seite der Gefeyerten Raum, auf deren Bewegung meine Blicke mit der gespanntesten Erwartung lauerten.

Eines Tages endlich trat der junge Halling, mein vertrautester Gefährte, auf mein Zimmer. Glück auf! jauchzte er mir entgegen. Du wirst heute Henrietten kennen lernen. Es ist Gesellschaft bey Sternheim, wir beyde sind gebethen. Henriette ist der Gräfinn Pathe, und da man das Nahmensfest der Hausfrau feyert, darf die Tante die Zusage nicht verweigern, um welche die Gräfinn selbst sie dringend anging. Mit bangerem Herzpochen, mit glühenderer Wange hat kein Jüngling nach der Pforte gesehen, durch welche eine langersehnte, nur dem Bilde nach gekannte Braut ihm entgegentreten soll, als ich meine Augen auf die Thüre heftete, durch welche sie mir zu erscheinen bestimmt war. O! Könnte sie jetzt mit ihrem Eintritte hier, so wie mir an jenem Abend, Alles das bestätigen, was ich Ihnen jetzt von ihr erzählt, was ich damahls von ihr gehört, und womit sie wo möglich noch alles übertraf! Erlassen Sie mir, Ihnen zu schildern, wie ich aus jener Gesellschaft wieder kehrte.

Wie es kam, daß ich allmählig der Tante Vertrauen und endlich ihre herzliche Zuneigung mir errang, daß sie zuletzt von der Tiefe meiner Leidenschaft gerührt, meine Liebe endlich selbst begünstigte, daß ich, wie ein Sohn im Hause aufgenommen, Henrietten täglich, stündlich sehen und sprechen durfte, das Alles Ihnen zu erklären, würde jetzt zu weit führen. Daß aber jener unnennbare Einklang gleichgestimmter Seelen, an dem verhängnißvollen Abend in Sternheims Hause auch in Henriettens Herzen wiederkönte; daß auch sie nicht so wieder nach ihrer stillen Wohnung wiederkehrte, wie sie ausgegangen war, das erfuhr ich von Henrietten selbst, als in einer ewig unvergessenen Stunde sie an meiner Brust das leise Geständniß ihrer Liebe, und den Schwur ewiger Treue stammelte.

Henriettens Gemüth war von jeher zur Schwermuth geneigt, sie selbst pflegte liebend das Gift, welches ihrer Bücher schwärmerischer Stoff auf die feinsten Blüthenfäden ihres Lebens träufelte, und gierig sog die Empfängliche aus ihrer Leidenschaft neue Nahrung für die zerstörende Kraft, die ihr Innerstes tödlich verletzte. Mit ängstlicher Sorge vermied darum die Tante, das leicht erschütterte Gemüth durch fruchtlose Zweifel aufzuschrecken; des Herzens eigene Stimme übertäubend, ließ ich ihr nur, als endlich des Wonnetraums erster Taumel schwand, das Rosenbild des Glücks vom Morgenstrahle unsrer treuen Liebe übergoldet, in der Zukunft Nebelduft erblicken.

So führten wir sie selbst, die am heißesten sie liebten, die Getäuschte, über Blumenmatten, dem bodenlosen Abgrund zu, und als schon ihr Fuß den Rand des schroffen Absturzes berührte, als mit einem Mahl die Binde sank, die ihn ihren Augen verbarg, da ließ auch die einzige Hand, die sie noch stützen konnte, die Beklagenswerthe fahren, und gab sie rettungslos den finstern Mächten hin.

Dienstfertige Freunde hatten meinem Vater Nachricht von einer Verbindung gegeben, die seinen Grundsätzen nach sein stolzes Haus mit Schmach bedrohte. Ohne in seinen Briefen mir eine Spur des Argwohnes und seines Unwillens blicken zu lassen, kündete er mir mit einfachen Worten an, daß die Vermählung meiner Schwester, Familien-Angelegenheiten und Geschäfte mancher Art meine Gegenwart in der Hauptstadt dringend erheischten, daß um meine Reise zu beschleunigen, meine in W. selbst erwirkte Urlaubsbewilligung dem Briefe auf dem Fuße folge, und daß ich meine Ankunft zu W. nach Möglichkeit beschleunigen sollte. Den Verdachtlosen befremdete Nichts in jener dringenden Eile, er sah in diesem Urlaube nur die Abwesenheit weniger Wochen, nach deren Verlauf ihn nichts abhalten würde, wieder in die Arme der Geliebten zu fliehen. Ganz verschieden nahm Henriette die Nachricht meiner bevorstehenden Abreise auf. Immer blässer, immer starrer ward sie bey meiner Rede, ihr Busen flog, ihre Knie wankten. Meine Arme fingen die Sinkende auf. An meiner Brust zerfloß sie in einen Strom von Thränen, der mit jedem Worte des Trostes nur noch glühender über ihre Wangen sich ergoß.

Was ich bey ihrem Schmerze litt, was ich aufboth, in diesen letzten Tagen der Trennung die finstere Ahnung zu beschwören, die sich ihres ganzen Wesens bemächtigt hatte, vermag ich nicht zu sagen. In einer jener Stunden zog ich einen einfachen goldenen Ring, ein Geschenk meiner Lieblingsschwester, das ich stets zu tragen gewohnt war, von meiner Rechten, und ließ ihn an ihre Hand gleiten, die von Fieberhitze glühte. Henriette, sprach ich zu ihr, sieh diesen Reif! so wie er als das einzige Sinnbild der Bruderliebe diese Hand bisher gefesselt hielt, so soll nie ein anderes Band der Liebe dieses Herz umschlingen, als das deine. Wenn ich es willig je mit einem anderen vertausche, dann möge dieser Ring wie der Fluch des rächenden Gewissens mich verfolgen, sein Verlust, wie in diesem Augenblicke, mir fortan Alles rauben, woran mein Herz auf dieser Welt mit Liebesbanden hängt, und nur der Tod den Zauber des verhängnißvollen Talismanes lösen.

Wenige Tage darauf verließ ich F. und kam von Kummer und Unmuth verstört zu W. an. Mit offenen Armen ward ich aufgenommen. Niemand schien meinen Gram zu bemerken. Ich floh die Welt, man ließ mich gewähren, täglich schrieb ich Henrietten. Ihre Briefe voll Liebe, voll der reinsten Hingebung, der einfachsten Wahrheit beruhigten mein Herz, und brachten mir Erheiterung. Meines Vaters Geschäfte zogen sich in die Länge, die Vermählung meiner Schwester war bis an das Ende des Karnevals verschoben. Die einförmige Einsamkeit mitten im Getümmel der Welt fing noch gerade an mir langweilig zu werden. Ich wurde geselliger. Mein Vater lächelte, die Blicke meiner Mutter, die oft mit Wehmuth auf mir geruht, wurden heiterer. Henriettens Briefe trafen seltener ein, meine Antworten verzögerten sich, es fehlte der Zusammenhang in dem, was wir uns schrieben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Taschenbuch für das Jahr 1821.

Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1821. Tübingen bey Cotta. (In Wien bey Tendler und Manstein).

Dieses Taschenbuch läßt sich als ein passendes Geschenk für solche Damen, empfeh-

len, welche neben angenehmer Unterhaltung auch ihrem Verstande Beschäftigung und Nahrung geben wollen. Den Eingang macht eine Erzählung von Caroline Pichler: der junge Mahler. In den Jahren des erwachenden Gefühls liebt Hermann Jutta, aber er vergißt sie im Taumel des Lebens; Jutta findet später in einer glücklichen Ehe Trost und Ruhe, während den frühern Geliebten Reue und Mißgeschick tödtet. Die Idee ist also nicht neu, allein die beliebte Verfasserinn bewegt sich in ihrem Element; indem sie fromme, keusche Liebe gemüthvoll schildert, allgemein menschliche Charaktere psychologisch entwickelt, wird sie, besonders weibliche Herzen, stets für sich einnehmen. Dieß wäre genügend gewesen, doch die Verfasserinn hielt es für nöthig, dem einfachen Gemählde durch ein Blendwerk der Hölle lebhaftern Effekt zu geben. Der Italiener Corradelli, welcher mit seiner Sippschaft den unverdorbenen Jüngling in's Verderben stürzt, erinnert an den Kleinmeister in dem Fouqué'schen Meisterwerke Sintram. Nur ist dieser Kleinmeister eine allegorische Figur, Corradelli ein Individuum, eine aus dem Leben genommene Person; in so fern hat die Dichterinn den Verirrungen der Zeit ihren Tribut gebracht, nicht berücksichtigend, daß hohle Schatten der unbegreiflichen Geisterwelt, verzerrte Vermummungen des allgewaltigen Schicksals von der echten Kunst verschmäht werden, welche reine, bestimmte Formen und nothwendig Bedingtes verlangt. Von dieser Seite den wohlthätigsten Eindruck hinterläßt der zweyte prosaische Aufsatz: das Mährchen von der Perle. Aus alten Papieren eines Ungenannten; das Beste, was uns seit längerer Zeit in dieser Gattung zu Gesicht gekommen ist. In den Spielen der Phantasie verbirgt sich ein tiefer Sinn, in dem bunten Gewande die lauterste Lebensphilosophie. Würdigen Beschluß der Aufsätze, so wie des Büchleins macht Jean Paul's Briefblättchen an die Leserinn des Damen-Taschenbuchs bey gegenwärtiger Übergabe meiner abgerissenen Gedanken vor dem Frühstück und dem Nachtstück in Löbichau. Wir werden hier nicht in eine gedachte, sondern wirkliche Gesellschaft eingeführt, dazu in eine solche, welcher die Beywörter „hoch" und „erlaucht" nicht bloß als Titel gebühren. Jean Paul hat nähmlich das Ende des Sommers 1819 bey der Herzoginn von Kurland auf dem Gute derselben, Löbichau im Altenburgischen, verlebt und gibt hier eine getreue Beschreibung des Zusammenlebens dieser ausgezeichneten Frau mit ihren liebenswürdigen Töchtern, ihrer Schwester der Grafinn Elise von der Recke und einer großen Anzahl gewählter Gäste jedes Standes — ein Musterbild guter Gesellschaft. Wem nähere Bekanntschaft vergönnt war, wird Jean Paul im Lobe nicht übermäßig finden. Die wenigen mitgetheilten Fragmente dienen mehr dazu, jenes allgemeine Gemählde näher zu bezeichnen. — Unter den Gedichten ist Maria, ein Sonnettenkranz von Dr. Georg Döring, lieblich, und einige Härten abgerechnet, wohllautend; mehreres von Conz, von J. R. Wyß (dessen: Mein Strohdach, uns sehr gefallen hat) und Romanzen von Robert dem Teufel, nach der alt-französischen Sage von Gustav Schwab; bey weitem das bedeutendste aber, was Friedrich Rückert dem Orientalischen nachgesungen hat: Mewlana Dschelaleddin Rumi (im Osten tagt's von unsres Feuereifers Lichte) doch zu gewichtig für ein Taschenbuch und über den Bereich dieser Anzeige erhaben.

Die Kupfer zu dem jungen Mahler sind nach Schnorr, die übrigen nach ältern Künstlern.

Correspondenz-Nachricht.

Dresden, Ende Oktober.

Dieser Monath war reich an musikalischen Genüssen für uns. Am 4. erfolgte die erste Aufführung des Othello, von Rossini, welcher wir längst erwartungsvoll entgegen sahen. Diese Oper übertrifft unstreitig alles, was wir bisher von Rossini hörten; sie ist nicht frey von seinen gewöhnlichen Mängeln und Nachlässigkeiten, doch ist sie dabey so reich an Genialität und echten Schönheiten, daß man wohl sagen darf, Rossini ist hier ein wahrhafter Tondichter. Die Ouverture befriedigte uns am wenigsten, sie ist sehr reizend und gefällig, aber nicht völlig passend zur tragischen Würde des Ganzen, welches das glühende Kolorit der venetianischen Schule hat. Der dritte

Akt ist ein Meisterwerk voll seltner tragischer Kraft. Die Ausführung war sehr gelungen. Auf wenig Theatern wird man drey so treffliche Tenoristen zur Besetzung dieser Oper haben. Hr. Gerstäcker gab den Othello, sein Spiel war vortrefflich, seine Stimme hatte aber nicht ganz die Fülle und Kraft, die zu dieser Rolle gehört; sein Gesang war sehr lieblich, aber nicht durchhaucht von der wilden Gluth des Afrikaners. Indeß ersetzte sein beredtes Mienenspiel und seine edle Gestalt viel des Mangelnden. Die Rolle des Rodrigo war ein Triumph für unsern Cantù, er konnte hier alle Schönheit seines Gesanges, alle Biegsamkeit seiner rein- und volltönenden Stimme entfalten, sein Vortrag war seelenvoll und feurig, sein Erscheinen ungemein vortheilhaft, da das geschmackvolle Kostume seiner hohen schlanken Gestalt vortrefflich kleidete. Das Publikum schenkte ihm den lautesten Beyfall. Sigr. Tibaldi sang und spielte die Rolle des Jago sehr brav, so wie er sich stets als denkender, fleißiger Künstler zeigt. Mlle. Funk war als Desdemona wahrhaft rührend, nur in den ersten Akten ein wenig monoton. Ihre große Arie sowohl als den schweren dritten Akt sang und spielte sie sehr brav. Nur müssen wir wünschen, daß diese junge talentvolle Sängerinn streng über ihre Intonation wache. Das Orchester übertraf sich selbst an Pünktlichkeit, Zartheit, Wärme des Vortrags und raschem Feuer. Das Ganze wurde von unserm Kapellmeister Morlacchi mit großer Sorgfalt im echten Geist des Meisters geleitet. Kenner, welche diese Oper schon an größern Orten hörten, versicherten, noch nie so entzückt davon gewesen zu seyn. Leider wurde sie bis jetzt erst drey Mahl wiederhohlt, weil Hr. Gerstäcker sich immer zu angegriffen fühlte zur vierten Aufführung! Wir sind hier ein wenig befremdet hiervon, da so etwas bey unsern Italienern, welche doch noch dazu den sehr angreifenden Kirchendienst haben, von dem er ganz frey ist, noch nie vorfiel. Sie waren wohl manchmahl wirklich krank, aber bloße Ermüdung hielt sie nie von der Erfüllung ihres Berufes ab. Die scenische Anordnung sowohl als das Kostume war vortrefflich. Unser verehrter Direktor, Hofmarschall Graf Vitzthum von Eckstädt, legte jetzt die Generaldirektion des Theaters nieder und sie wurde dafür dem Hrn. Geheimerath von Könneritz anvertraut; warme Kunstliebe mit jugendlichem Eifer und ausgebreiteten Kenntnissen verbunden, scheint diesen neuen Direkteur des Plaisirs zu beseelen. Alle seine Untergebenen sind ihm schon gern ergeben, und wer sich für Kunst interessirt, sieht seinem Einfluß mit freudiger Erwartung entgegen. Wir hörten am 21. eine überaus gelungene Wiederhohlung der Vestalinn.

Bey dem deutschen Theater wurde die Deodata, mit der Musik von B. A. Weber, zum ersten Mahle aufgeführt. Es war viel daran gewendet worden, und es gab ein wahres Augenfest; doch kennt unser Publikum bessern Kunstgenuß und nahm dieß Spektakelstück ziemlich kühl auf. Dagegen war die Aufführung Nathans des Weisen zum Erdrücken voll. Dieser Gegensatz verdient Anerkennung und Lob. Auch Minna von Barnhelm wurde mit großer Sorgfalt gegeben und mit regem Interesse gesehen. Deßgleichen erfreuten wir uns einer sehr gelungenen Aufführung des Correggio, von Öhlenschläger. Zum ersten Mahle wurden: die beyden Gutsherrn, von Julius von Voß, gegeben; man könnte dieses Stück ein Moralspiel nennen! Was hilft die gute Absicht, nützliche Wahrheiten zu sagen, wenn die Farben so grell aufgetragen sind, daß die gepriesenen Tugenden dadurch unangenehm und widrig erscheinen! Das Mißfallen hieran äußerte sich ziemlich deutlich.

Wir sehen der ersten Aufführung der Aline, Königinn von Golkonda, entgegen, so wie einigen Gastrollen der Signora Borgondio, welche eben hier angekommen ist.

Musikalisch-dramatische Abendunterhaltung.

Diese hatte den 15. Nov. in dem k. k. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore zum Vortheile der öffentlichen Wohlthätigkeits-Anstalten Statt. Sie war sehr genußreich, sowohl durch die von den ersten hiesigen Tonkünstlern und Tonkünstlerinnen vorgetragenen gefälligen Musikstücke, als durch ihren deklamatorischen Theil, wobey insbesondere Mad. Stich, vom Berliner Hoftheater, edelsinnig mit-

wirkte. Den Anfang machte die Ouverture der Oper: Anakreon, von Cherubini, von den Mitgliedern des k. k. Hofopern-Orchesters trefflich ausgeführt; worauf denn in schönem Wechsel die verschiedenen Musikparthien folgten, nähmlich: eine Scene und Cavatine aus der Oper: La Donna del Lago, von Rossini, gesungen von Dlle. Katharina Ganzi; ein Duett aus der Oper: Eduardo e Cristina, von demselben Tonsetzer, und von Mad. Schütz und Hrn. Jäger, Mitgliedern des k. k. priv. Theaters an der Wien, sehr anmuthig vorgetragen; dann Variationen für das Violoncell, komponirt von dem Violoncellisten der k. k. Hofkapelle und des k. k. Hof-Operntheaters, Hrn. Merk, und von ihm selbst kunstreich ausgeführt; ferner eine Scene und Arie mit Chor aus der Oper: Adelaide di Borgogna, gleichfalls von Rossini, und von der k. k. Hof- und Hofopern-Sängerinn, Mad. Grünbaum, mit gewohnter Meisterschaft gesungen; endlich beschloß diesen ersten Theil: der erste Auftritt des zweyten Aufzugs aus Goethe's „Torquato Tasso," vorgestellt von Mad. Stich, als Leonore von Este und Hrn. Korn als Torquato Tasso. Beyde wetteiferten durch die Schönheit der Darstellung mit der Schönheit des Meisterwerks auf das glücklichste. Mad. Stich wurde nach der Scene, so wie alle genannten Künstler und Künstlerinnen nach dem Schlusse ihrer Produktionen gerufen, um die lauten Beweise der Anerkennung des zahlreichen Hauses zu emptangen.

Der zweyte Theil begann mit der Ouverture der Oper: L'Apoteosi d'Ercole, von Mercadente, nach welcher abermahls Mad. Schütz auftrat und in einer Scene und Rondo mit Chor aus der Rossinischen Oper: L'Italiana in Algeri, das Publikum durch ihren Gesang erfreute. Ausgezeichnet war der nun folgende Vortrag der Variationen für die Violine über ein, von dem Hrn. Grafen Moritz v. Dietrichstein in Musik gesetztes, dänisches Volkslied, neu komponirt von dem Mitgliede der k. k. Hofkapelle und Solospieler des k. k. Hofopern-Theaters, Hrn. Mayseder. Die Töne, die dieser Künstler aus seinem Instrumente hervor zu zaubern verstand, flogen wie ätherischer Jubelgesang in die Lüfte auf. Mad. Grünbaum entzückte jetzt nochmahls mit Dlle. Ganzi die Versammlung in einer Scene und Duett mit Chor aus der gleichfalls Rossinischen Oper: Aureliano in Palmira, worauf sodann der vierte Aufzug der Ahnfrau, von Hrn. Grillparzer, dieses Kunstfest schloß. Mad. Stich gab die Bertha mit ergreifender Wahrheit, die eine tiefe Wirkung auf die Gemüther hervorbrachte, und den allgemeinen Wunsch erregte, sie in dieser ganzen Rolle bewundern zu können. Sie wurde bey der Darstellung dieses Aufzugs der Ahnfrau von den k. k. Hofschauspielern Hrn. Lange als Graf Borotin, Hrn. Costenoble als Günther und Hrn. Kettel als Hauptmann, rühmlich unterstützt. Rauschender Beyfall folgte dem Schlusse und rief die Künstlerinn neuerdings hervor, um ihrem hohen Talente die gebührende Huldigung auszudrücken.

An diesem der Kunst und dem Wohlthun gewidmeten Abend hatten der verdienstvolle k. k. Hofopern-Kapellmeister und Operndirektor, Hr. Jos. Weigl, sich der Leitung am Klavier, und der prov. k. k. Hofopern-Orchester-Direktor und Mitglied der k. k. Hofkapelle, Hr. Joh. Kletschinsky, der Direktion aus edelmüthiger Gefälligkeit, so wie alle übrigen genannten Künstler und Künstlerinnen ihren gerühmten Leistungen aus gleich schönem Beweggrunde sich unterzogen. G.

Schauspiel.

Theater an der Wien. Den 11. d. zum Vortheil des Komikers Neubruck und zum ersten Mahl auf genannter Bühne: Der verzauberte (verwunschene) Prinz. Parodie mit Zauberey, Tanz und Gesang, von Adolph Bäuerle. Musik vom Kapellmeister Müller.

Was man auch sagen mag, verwunschen ist besser und schicklicher, als verwünscht, geschliffener ist verzaubert; wenn es aber auf Schicklichkeit und Politur ankommt, so hätte die Parodie selbst abgeschliffen und von den rohen Schlacken der Trivialität gereinigt werden müssen, welches um so nöthiger gewesen wäre, da dieß Possenspiel hier

in einem eleganten Rahmen und mit dem Blendwerk der theatralischen Feerey sorgfältiger aufgeputzt erschien. Die beyden Komiker, Hr. Neubruck (Sandelholz) und der in einen immerwährenden Gastspieler verwandelte weiland beliebte Tadädl (Hr. Hasenhut, verzauberter Prinz) bemühten sich indessen, die Derbheiten noch derber zu verarbeiten und die Farben noch greller aufzutragen; der erste durch extemporirte Zusätze, der zweyte durch die gewöhnlichen Grimassen, die aber jetziger Zeit mehr Anstrengung kosten und weniger Wirksamkeit besitzen, als vor vielen Jahren. Dem Benefizianten lohnte reichliche Einnahme und seinem Kunstgehülfen schallendes Gelächter, wovon jener auch seinen Theil hinwegtrug, und womit beyde sich begnügen können. Gerechten Anspruch auf diesen Gewinn hat Mlle. Huber, die als Zemire sich in einer ganz eigenen Art von Naivität, die man die lokale nennen könnte, sehr erfreulich zeigte.

Der größte Fehler dieser Parodie, nächst den oben angedeuteten, ist ihre lange Dauer. Solche Possen sollten nur das Zeitmaß eines Nachspiels, nicht den Raum eines langweiligen Familien-Gemähldes ausfüllen.

Leopoldstädter Theater. Den 7. d. zum ersten Mahl: Maranterl, oder: die drey Räthsel. Zauber-Parodie nach Schiller's Turandot, mit Gesängen und Tänzen in zwey Aufzügen. Die Musik theils aus beliebten Opern, theils Original vom Hrn. Kapellmeister Volkert u. s. w.

Mit dieser Angabe des Titels, der auf den Anschlagezetteln des genannten Theaters immer reichhaltig genug ausfällt, ist so ziemlich alles gesagt, was über diese Parodie oder Travestie, die für keins von beyden gelten kann, sich sagen läßt. Ein lustig machender Wanderer füllt mit Späßchen, verkehrten Antworten, scherzhaften oder zweydeutigen, stichelhaften oder läppischen Einfällen und Abschweifungen den leeren Zwischenraum von Anfang bis zur Hauptscene, wo ihm die Räthsel aufgegeben werden, deren glückliche Lösung jedes Mahl durch eine bildliche Darstellung im Hintergrunde gefeyert wird. Dieser Theil hält allein die Aufmerksamkeit eine Zeitlang fest und vertritt mit seinen Albernheiten die Stelle der Unterhaltung. Hr. Raimund, wie sehr er auch jede Gelegenheit zur Übertreibung zu vermeiden suchte, war nichts desto weniger unermüdlich im Bestreben und unerschöpflich an Mitteln, die Lachlust zu befriedigen. Dazu trug der ernsthafte Prinz Amindo (Hr. Tröls) das Seinige am Schlusse reichlich bey. Mlle. Ennökl hat es immer in ihrer Gewalt, Rollen wie die hier vorkommende Prinzessinn Maranterl oder Taranterl (wahrscheinlich ist ersteres ein Druckfehler), eine anständige Milderung zu geben. Dem Komponisten muß man für die Benutzung einiger gefälligen Melodien Dank wissen.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

Banisteria chrysophylla. Goldblättrige Banisterie. Aus Brasilien.
Cactus alatus. Geflügelte Fackeldistel. Aus Jamaika.
Cestrum pendulinum. Hängender Hammerstrauch. Von Caracas.
- - - odontospermum. Zahüfrüchtiger Hammerstrauch.
Lobelia triquetra. Dreyeckige Lobelie. Vom Kap.
Sida gigantea. Riesenartige Side. Von Caracas.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 23. November 1820.

141

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein koloriertes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Büreau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 257) und bey A. Strauß in der Dorotheergasse; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Komp. wird diese Zeitschrift in Monathheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der Ring.

Novelle.

Von A. v. Weingarten.

(Fortsetzung.)

Der Karneval dieses Jahres war einer der glänzendsten der Hauptstadt, Bälle und Konzerte drängten sich. Einmahl vom Strudel der Zerstreuungen ergriffen, gab es kein Mittel sich ihm zu entreißen. Ich tanzte gut und leidenschaftlich. Gewöhnlich fand der Morgen mich noch in den Reihen der Tänzer, der Mittag in den Armen des Schlafes, und Diners und Besuche nahmen den Überrest der Stunden in Beschlag. Wochen lang war ich nicht mehr an den Schreibtisch gekommen; wochen lang waren Henriettens Briefe ausgeblieben. Man fing allmählig an mir mit Verbindungsvorschlägen näher zu rücken. Eine junge Gräfinn von Arnim, die Tochter des Ministers, reich, gut und gebildet, nicht schön, aber nicht ohne Anmuth und von edler Gestalt, war seit geraumer Zeit zu jedem Feste in unserem Hause gebethen, erhielt bey jedem Gastgelage den Platz an meiner Seite, ward in jeder Tour der Quadrille mir zum Tanze zugeführt. Das Absichtsvolle dieses Treibens war mir nicht entgangen. Mit Kälte zog ich immer bemerkbarer mich zurück, je mehr die Welt sie an mich zu drängen schien; wortkarg saß ich an ihrer Seite, um geschwätzig mit der geistlosesten Nachbarinn an der andern Seite zu plaudern; nachlässiger tanzte ich mit ihr, als mit jeder andern, führte sie am schnellsten nach ihrer Stelle im Kreise zurück, ging wählend alle durch an ihr vorüber, um oft die mißgebildete und grazienlose Tänzerinn ihr vorzuziehen, der vor allen der allgemeine Ruf Terpsichorens Krone zugesprochen.

Dennoch konnte der Eitle sich nicht versagen, je achtloser er vor der Welt sich zeigte, im Stillen Amaliens Benehmen, den Eindruck, den seine Kälte auf sie wirke, mit scharfem Prüfungsauge zu verfolgen. Ihm entging das Stocken ihrer Worte, der ungewisse Ton der Stimme nicht, wenn je zuweilen eine Frage aus seinem Munde sie freundlich überraschte; er fühlte

das Beben ihrer Hand, wenn sie beym Tanze oder bey geselligen Spielen in der seinen ruhte, und nicht selten, wenn seine verachtende Kälte sie mehr als gewöhnlich folterte, überraschte er eine feuchte Nebelwolke in ihrem Auge, die zwischen der schnell gesunkenen Wimper sich zur halbzerdrückten Perle bildete. Die Gluth dieser Perle schmolz allgemach den Frost seines Benehmens. Sein absichtlich vergessendes Übersehen ward zur achtungsvollen Aufmerksamkeit, die Achtung zur Theilnahme, die Theilnahme zur freundlichen Zuneigung. Henriettens Bild trat tiefer in des Herzens Tiefe, unverträglich mit der Gegenwart grellen geräuschvollen Gestalten, still und vergessen zurück. Der Karnaval nahte seinem Ende. Von einem glänzenden Balle beym Minister, heimgekehrt, erschöpft, betäubt, ruhte ich eines Morgens auf meinem Bette. Noch rauschte die Musik in meinen Ohren, noch flimmerte der Kerzen Lichtermeer vor meinen Augen, der Geist des schäumenden Sillery's hielt meine Sinne noch umfangen, und wie neckende Gespensterstimmen lispelten die Glückwünsche zu meiner Verlobung mit Amalien durch den schweren Traum, der meinen Geist umnebelte. Mein Kammerdiener trat in diesem Augenblick mit einem Briefe auf mein Zimmer; der Bothe warte auf Antwort, meldete er. Ich hieß ihn um Mittag wiederkommen, schob das Billet unter die Kissen und versank von neuem in betäubenden Schlummer. Um die Mittagszeit weckte mich der Läufer des Ministers, der mich eilends zu sich bescheiden ließ. Er both mir eine erledigte Gesandtschaftsstelle an, wenn ich den Stand verlassen wollte, der mir als Erstgebornem auf jeden Fall für die Folgezeit nicht zusagen würde, hielt mich bey Tische, nach Tische bey einer Whist-Parthie, die spät in die Nacht währte, auf, und führte mich dann in seinem Wagen auf den Ball des . . . schen Gesandten, von dem ich gleich ermüdet und schlaftrunken wie am letzten Morgen zurückkehrte.

Noch einige Tage gingen im wilden Getümmel vorüber, die Fastnacht war beschlossen, die ernste Erinnerung an den Staub, aus dem sie entsprossen, führte die Menge zu ernstern Geschäften zurück; auch ich trat an diesem Morgen vor meinen Schreibtisch, wo noch in wilder Unordnung die Maskenkleidung der letzten Ballnacht über zerstreuten Papieren ausgebreitet lag. Indem ich sie zur Seite räume, fällt ein unerbrochenes Billet mir in die Augen; es war jener verträumte und vergessene Brief. Die Schriftzüge Hallings fielen zermalmend auf mein Herz. Rasch riß ich den Umschlag ab. — „Was thust du, Unglückseliger, schrieb er mir," du tödtest Henrietten! „Mit Mühe erlangte ich endlich von ihr die Gewährung, dir diese Zeilen schreiben zu dürfen. Eile hierher oder gib der Beklagenswerthen ein Wort des Trostes in die lichtlose Nacht der Verzweiflung, in der du sie verschmachten läßt. Mein treuer Wilhelm, den ich, jedem mißgünstigen Zufall vorzubeugen, selbst mit diesem Brief dir sende, hat Befehl einen Tag auf Antwort zu warten. Es ist die längste Frist, die ich ihm geben darf, wenn selbst die günstigste Antwort nicht schon zu spät kommen soll. Henriettens Leben zählt nicht nach Tagen mehr, nach Stunden, und nur eine Zeile von dir oder deine Gegenwart kann der Welt den Engel wiedergeben, den deine Grausamkeit ihr entreißt" — Zehnmahl im Tage hatte Wilhelm um Antwort nachgefragt, ich war nicht heimgekommen, und man wies ohne Bescheid

ihn ab. Jetzt erfuhr ich auch, daß alle meine und Henriettens Briefe durch meines Vaters Hand gegangen waren. Ich wüthete. Meine volle Liebe zu ihr war wieder erwacht. Ich sandte nach Postpferden; in dem Augenblicke, als man sie vor den Reisewagen spannte, ward mir abermahls Wilhelm gemeldet. Er übergab mir ein Schreiben seines Herrn. — Ich übersende Ihnen hier beygeschlossen Henriettens Vermächtniß — stand von seiner Hand auf dem ersten Blatte. — Vernichtet sank ich zu Boden, und barg mein Gesicht in die Kissen des Sopha's. Niemand durfte über meine Schwelle. Tagelang lag ich so ohne Gedanken, ohne Worte, ohne Thränen. Endlich ward dem gepreßten Herzen Luft. Die Thränen fanden den Weg des besänftigten Schmerzes. An Freundesbrust ward seine Klage laut.

Ich öffnete Henriettens Brief. Der Ring, den ich ihr vor meiner Abreise gegeben, fiel in meine Hand. Ich kann der langen Trennung Troft mir nicht versagen, schrieb sie mir, dem Freunde das letzte Lebewohl zu bieten, der, wie weh er meinem Herzen auch gethan, nie aufgehört hat ihm doch unendlich theuer zu seyn. Kein Vorwurf möge je das seine kränken, daß er Henrietten nicht das zu seyn vermochte, was sie ihm gewesen. Wohl ihr, daß es ihr vergönnt ist, dahin zu gehen, wo dieses Grames Bitterkeit sie nimmer quälen wird. Es würde ein süßer Trost ihr seyn, des Freundes Pfand in jene unbekannte Nacht mit sich zu nehmen, wo es sie vielleicht noch aus fernen Welten an ihn knüpfen würde. Doch vor dem Fluche bange, den er an den Verlust dieses Reifes gebunden, sendet sie als Sinnbild der Vergebung und der Liebe ihn zurück. Segen nur und Glück fleht sie, den ausgesprochenen Fluch beschwörend, auf ihn herab. Warnen möge den Geliebten sein Verlust vor Unglück und Gefahr; — sein Wiederfinden ihn freundlich nur erinnern an schöne Stunden der Vergangenheit.

Henriettens vergebende Liebe und der Ring, den ich wie einen Talisman des Heils betrachtete, wurden meine Tröster. Vor allem zog es mich nun fort aus den Umgebungen, die wie tausend Vorwurfsstimmen des verbrecherischen Leichtsinns gegen mich zeigten. Von Amalien war bey dem Zustande meiner Seele auf keinen Fall die Rede mehr. Meine Verwandten fühlten, wie nothwendig mir Zerstreuung wäre. Von Reue gefoltert, entließ mein Vater mich in schweigender Umarmung; heiße Segensthränen flossen aus der Mutter Auge auf das Haupt des unglücklichen Sohnes.

Meine Reise ging zuerst nach Italien. Ich sah Mayland, Florenz, Rom, ein volles Jahr lebte ich zu Neapel. Des Südens milde Lüfte schmeichelten der wunden Brust; der Vorwelt Wunder und der Gegenwart Erscheinungen zerstreuten, erheiterten den Geist. So vernarbte allmählig die Wunde meines Herzens. Ich kehrte nach Mayland zurück, um über Savoyen nach Frankreich zu eilen. Ein junger Britte, Lord Clauford, war von Neapel aus, wo wir uns kennen gelernet, wo Übereinstimmung unserer Denkart und Gefühle uns bald zu unzertrennlichen Gefährten machten, mein Gesellschafter geworden. Am Fuße des Mont Cenis entzog seine Hand mich dem Grabe der verschüttenden Staublavine, die mir Athem und Besinnung raubte; auf seinen Schultern trug er mich durch der Ramasse unwegsame Schneegefilde, in öder Wildniß, beynahe selbst der Last und dem Gewitterfrost erliegend, bis nach des Berges Gipfel, wo ich durch die Pflege im

Hospice wieder ins Leben zurückgerufen, ihm Vergeltung in meiner Brust gelobte.

Schon zu Aix ward mir Gelegenheit, nicht wett zu machen seine Großmuth, doch einen Theil der Schuld ihm abzutragen. Wir wandelten an einem lauen Frühlingsabende am Seeufer, die Wellen kräuselten sich mit freundlichem Geplätscher an dem niederen Felsgestade, die Alpenzinken mahlten sich auf der hellen Spiegelfläche, und aus der purpurnen Ferne der Gebirge winkten uns, vom Abendstrahl geröthet, die Thürme von Chatillon zu sich. Ein Nachen lag am Ufer. Wir stiegen in den Kahn, und ruderten frisch in den See. Noch hatten wir die Mitte kaum gewonnen als mit einem Mahle Gewitterwolken rasch am Horizonte emporstiegen. Wir kannten die Gefahr der klippenvollen Ufer in solchem Falle, und steuerten aus allen Kräften dem Lande zu, ehe noch des Sturmes Wüthen uns erreichte. Beynahe hatten wir das Gestade gewonnen, als eine hochgethürmte Woge den Kahn ergriff und umschlug. Clauford war ein geschickterer Schwimmer als ich, allein der Wellen Ungestüm hatte ihn gegen ein verborgenes Felsenstück geschleudert, und vom heftigen Schlage blutend und betäubt, sank er. Was mir in diesem Augenblick Kraft und Besinnung gab, den Sinkenden zu erfassen, und durch die tobende Brandung ans Land zu bringen, heil'ge Freundschaft nur du vermagst es zu erklären, die mir den Jüngling gleich jenem Furienverfolgten zum unzertrennlichen Gefährten nach jenem Lande gabst, auf dessen Boden jetzt wie auf Tauris ungastfreyem Strande der Menschenopfer gräuliche Altäre rauchen! — Clauford nahm als Britte an der Grenze einen fremden Nahmen an. Als reisende Genfer wanden wir uns durch der Gefahren tausendfache Polypenarme nach der Hauptstadt durch. Auch hier ward uns der Aufenthalt durch täglich wiederkehrende Scenen des Schreckens bald verhaßt. Längst hatten wir um Pässe uns beworben. Man schien Verdacht auf uns geworfen zu haben, und von Tag zu Tag verschob sich unsere Abreise. Eines Abends, als wir von einem Spaziergange durch die Tuilerien zurück kehrten, umringt uns plotzlich ein Gedräng des Volkes, Fackeln erhellen den Platz. Eine scheußliche Rotte von Megären, mit Mord entflammten Blicken kam uns entgegen. Eine Schaar unglücklicher Schlachtopfer, an den Haaren herbeygeschleift, fiel jetzt unter dem jauchzenden Zuruf der Blutdürstenden von ihren Streichen zerfleischt, und die zuckenden Glieder der Geschlachteten hingen bluttriefend von den Eisen ihrer Lanzen. Meinem Freunde entschlüpfte ein Ausruf des Abscheus und Entsetzens. Aristokraten! Engländer! scholl's um uns, an die Laterne! auf die Guillotine! Im Augenblicke waren wir umringt, getrennt, fortgeschleppt. Eine Mordbande entriß uns der andern. Mitten im tobendsten Getümmel faßt mit einem Mahl eine Hand mit Riesenkraft die meine, zieht mich im Dunkel der eingebrochenen Nacht durch ein kleines Quergäßchen in ein offenstehendes Haus; die Mörder haben mich aus dem Auge verloren; ich bin gerettet. Aber Clauford's Gefahr schwebt vor mir. Ich reiße meine Hand gewaltsam aus der meines Befreyers. Ich irre von Straße zu Straße. Das Getümmel hat sich verloren. Nächtliche Stille lagert sich rings umher. Erschöpft lange ich an meiner Wohnung an. Clauford war nicht heimgekommen. Noch rastet die Scene des Schreckens vor meiner Phantasie, noch preßt die Faust

die mich gerettet, meine Hand, ich werfe einen Blick auf sie; Henriettens Ring ist verschwunden! Ein Dolchstich zuckt durch meine Brust. — Mit Anbruch des Tages bringt ein Unbekannter ein Schreiben, von verstellter Hand an mich gerichtet. Es enthält einen Reisepaß für mich unter fremdem Nahmen. — Erinnern Sie sich des Mannes, steht auf einem beyliegenden Blatte, den Sie einst im Augenblicke gleicher Gefahr in Ihr Kabriolet aufgenommen. Er hat sie gestern erkannt und gerettet. Fliehen Sie, Sie haben keinen Augenblick zu verlieren. Hoffen Sie nichts mehr für Ihren Freund. Sein Loos war vor Tages Anbruch auf dem Greve-Platz entschieden. Einen Ring, der gestern, als Sie sich mir entrissen, in meiner Hand geblieben, und Ihren Reisepaß, der Sie sicher über die Grenze führt, finden Sie hier beygeschlossen. Mein Blut erstarrte. Der furchtbare Talisman hatte seine Kraft zum ersten Mahl bewährt. Der theuerste Freund meiner Seele war dahin. In derselben Stunde noch verließ ich Paris. Ich kehrte nach W. zurück. Versöhnt mit meinem Vater, meiner theuren Mutter enkelloses Alter zu erfreuen, des Freundes schmerzlichen Verlust durch einer Freundinn zarte Pflege zu ersetzen, both ich Amalien meine Hand. Sie hatte dem Flüchtling manche Thräne nachgeweint, manchen Antrag abgelehnt, der sich der anmuthsvollen Reichbegüterten zur leichten Wahl gebothen, mit wehmuthsvollem Lächeln reichte sie mir ihre Rechte, und nach wenigen Tagen vereinte sie mir des Priesters Hand vor dem Altare.

(Der Schluß folgt.)

Zweyte Probe
der Lieder in österreichischer Mundart,
von J. F. Castelli *).

Alloan.

I háb eng a Häusel án Roan,
Dás Häusel is saub'r und nöd kloan,
Do áll meini Zimma
Dö g'fállen ma nimma;
Denn i bin in den Häusel alloan.

Vül Vögerln, báld groß und báld kloan,
Dö sitzen vor'n Häusel au'm Roan,
Dás Gsangel thuat schállen,
Es wüll ma nöd g'fállen;
Denn i her háld dö Vögerl alloan.

Au'm Bergel vor'n Haus stehd a Stoan,
Da sitz' i und schneid meine Spoan,
Dá sicht ma weitmächti,
Dö Aussicht is prächti,
Aba 's g'freut mi dás Schau'n nöd alloan!

*) Die erste Probe ist im Blatte Nr. 138 dieser Zeitschrift zu finden, so wie auch die Vorankündigung eines bald erscheinenden Heftes von Liedern in dieser Mundart.

Mein Böttel is wáach und nöd kloán,
I ába lieg hárt wie a Stoán,
I wálz mi háld uma,
Als häd i an Kumma;
Denn i lig in den Böttel alloán.

A Dirn häd der Wirth von da Gmoán,
Dö war für mi recht, wie i moán,
Zu'n Wei hab i's gnumma
In vorigen Summa
Und seither bin i nimma alloán.

Es wüll's ába hietzt nimma thoán,
Mein Häusel dás wird ihr schon z' kloán,
Dö Ruah is ausg'flogen
I hab mi betrogen,
O! i wollt' i war wieda alloán!! —

Literatur.

Auserlesene altdeutsche Gedichte. Neu deutsch umgearbeitet von Joh. Grafen Mailath. Stuttgart und Tübingen in der Cotta'schen Buchhandlung. 1819.

Von einem höhern Gesichtspunkte aus möchte zwar die Umarbeitung altdeutscher Gedichte als unstatthaft erscheinen, in so fern bey Gegenständen der Kunst Form und Gehalt unzertrennlich sind und das Alterthümliche in dem modernen Gewande nie ganz und rein wiedergegeben werden kann; allein es tritt hier die Rücksicht auf ein größeres Publikum ein, welchem der Zugang zu den Dichtungen des Mittelalters erleichtert werden muß. Und dieses muß besonders aufgeregt werden, daß es nicht mit Geringschätzung auf die frühern Denkmähler der eigenen Nation herabschaue, während der größte Fleiß fremder Literatur und oft gehaltlosen Erzeugnissen einer solchen zugewendet wird. Nur durch historische Ansicht kann echter Geschmack und genaue Kenntniß des eigenthümlichen Geistes unserer Poesie gefördert werden. Daher gebührt solchen Umarbeitungen Anerkennung, welche aus so geschickter Hand hervorgehen, wie die oben angezeigte. Hr. Graf Mailath hat sich als thätigen Forscher und Förderer altdeutscher Literatur bewiesen durch die Herausgabe eines Theils der gegen 50,000 Verse starken Handschrift altdeutscher Dichtungen, welche König Matthias Hunyady sammeln ließ, und die durch den gelehrten Martin Georg Kovachich in der Kapitelbibliothek zu Kolocza aufgefunden ist. Dieser Handschrift sind jene umgearbeitete Gedichte entlehnt, einige sind in der Urform schon in dem größern Werke (Koloczaer Kodex altdeutscher Gedichte, herausgegeben von Joh. Graf Mailath und Johann Paul Köffinger, Pesth bey K. A. Hartleben 1817) erschienen, andere sind noch ungedruckt. Sie zerfallen in moralische Gedichte, Legenden, Mähren, Schwänke und Fabeln. So viel wir aus der Vergleichung mit dem Original haben abnehmen können, hat sich der Hr. Verfasser nur geringe Weglassungen erlaubt, ist übrigens dem Versmaß im Ganzen treu geblieben und hat sich bemüht, sie möglichst wörtlich überzutragen. Der Kenner ist mit den Schwierigkeiten einer solchen Arbeit vertraut; der Liebhaber ist durchaus befriedigt, da bey leichtem Verständniß die alterthümliche Farbe nicht verwischt ist. Wir zeichnen besonders die Legenden, Mähren und Fabeln aus; mehrere sind um so beachtungswerther, weil sie auch neuern Dichtern Stoff geliehen haben und eine Vergleichung für

manche Leser sehr anziehend seyn würde. So erwähnen wir hier der Mähre von Gottfried von Straßburg, welche von Aloys Zeitteles bearbeitet, in der Wiener Zeitschrift Jahrgang 1816 erschienen ist. Indem wir uns eine genauere Beurtheilung nur ungern versagen, wünschen wir, daß die Sammlung nach ihrem Verdienste sich recht viele Freunde gewinnen möge.

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, 4. Nov. 1820.

Unsere Prinzessinn Charlotte (denn so nennen wir noch immer die Großfürstinn Alexandrewna, Gemahlinn des Großfürsten Nikolaus) ist seit dem 13. Okt. in unsern Mauern, und in ihrem geliebten Vaterlande. Es sind nun 3 Jahre 4 Monathe seit ihrer Abreise nach St. Petersburg verflossen. Ihr erstes Zusammentreffen mit dem Könige, ihrem Vater, in Friedrichsfelde (eine Meile von Berlin, wohin er ihr entgegen gefahren war), war überaus rührend. Sie stürzte aus dem Wagen in seine Arme; beyde blieben lange sprachlos, unter vielen Thränen. Es sind wenig große Feste gegeben worden. Ihr Gemahl, der Großfürst Nicolaus, hatte sich für die Prinzessinn und für sich allen feyerlichen Empfang, alle Einhohlung, alles Prunkhafte angelegentlichst verbethen, und der König, ebenfalls kein Freund des äußerlichen Glanzes und des Hofzwangs, setzte ihm keinen Widerspruch entgegen. Sie leben in Familie, mit großer Herzlichkeit und Innigkeit zusammen, bald in Berlin, bald in Potsdam. Das größte Vergnügen, neben dem Umgange mit Vater, Brüdern und Schwestern, findet die Großfürstinn in der von Dessau mit dem Herzoge angekommenen ehemahligen Prinzessinn Friederike von Preußen, zugleich ihres Vaters-Brüder- und Mutter-Schwester-Tochter, oder doppelte Cousine-germaine, der treuen und theuren Freundinn und Gespielinn ihrer Jugend. Einige Gedichte in den Zeitungen, und einen Scherz der Gebrüder Herschel abgerechnet, welche das getroffene Brustbild der Prinzessinn in eine Bonbonniere gebracht, hat das Publikum seinen Antheil an ihre Wiedererscheinung bloß durch herzliche Freude geäußert. Selbst im Theater ist ihr kein Empfang, kein Prolog, keine Beleuchtung vorbereitet worden. Doch wurden einige ihrer Lieblingsstücke gegeben.

Was ich geahnet, was ich auch (wenn ich nicht irre) gegen Sie mit Besorgniß geäußert hatte, ist leider eingetroffen. Der südliche Spontini ist viel zu hitzig, zu feurig, zu aufbrausend für den gemäßigten, bedächtigen Norden. Er will alles umstoßen, umwälzen, umstürzen. So lange es thunlich war, gab der General-Intendant der Schauspiele, Graf Brühl, schonend und sich selbst verläugnend, nach. Jetzt scheint dieß anders zu werden. Spontini verlangte das Unglaubliche, das Unmögliche; wöchentlich sollten Jahr aus — Jahr ein — nicht bloß im Karneval — zwey große Opern, und zwar die seinigen, gegeben werden. Er nannte das Repertoire lächerlich, die gegebenen Stücke erbärmlich, albern, abgeschmackt; er wollte von der ganzen Theater-Verwaltung, der Einnahme und Ausgabe genau unterrichtet seyn, den musikalischen Theil des Repertoire allein bestimmen u. s. w. Von seiner Olympia, deren Zustandsetzung ein ungeheures Geld kosten wird, will man sich nicht viel versprechen. Selbst sein Meisterstück, die Vestalinn, ist in einer hier seit dem 2. Oktober erschienenen, und schon mit der 3. Nummer eingegangenen Allgemeinen Zeitung für Musik und musikalische Literatur (Berlin bey Christiani) scharf und beynahe bitter getadelt worden. (Diesem Tadel wird größten Theils das schnelle und plötzliche Aufhören des Blatts und das Nichtausgeben der 3. Nummer zugeschrieben.)

Bey Gelegenheit dieses Blattes, und des darin herrschenden Tones (worüber sich auch Ihr Beethoven mit Recht beschweren könnte) muß ich meine Klage und meine Rüge über den anmaßungsvollen absprechenden Ton hiesiger Musiker, Mahler, Dichter und Künstler überhaupt wiederhohlen. Ihr sogenannter Verein ist zu einem Parlement gediehen, zu einem Richterstuhl, zu einem delphischen Dreyfuß, vor welchem keine Appellation gilt, und wo alles zu nichts, und nichts zu allem gemacht wird. Ich würde nicht so laut klagen und rügen, wenn ich nicht an ein ewiges Gesetz appelliren könnte, welches den Berliner Künstlern und Kunstrichtern um so mehr das Verdammungsurtheil

spricht, da sie sich gerade auf dieses Urtheil das meiste einzubilden scheinen. Dieses Gesetz, welchem bisher alle alten und neuen Völker huldigen, ruht auf zwey herkulischen Säulen, auf Regeln und Geschmack. Bey uns ist es aber mehr als je Mode und Ton geworden, über Regeln die Achseln zu zucken, über Geschmack die Nase zu rümpfen, dem Edlen zu entsagen, und in den bequemen Schlafrock der göttlichen Faulheit gehüllt, vor den Spiegel des Dünkels zu treten, und in seiner eigenen theuren Person das reine Genie zu erblicken und zu bewundern. So geht's unsern Dichtern, unsern Mahlern und Musikern; — unsre Baumeister nicht zu vergessen.

Ungarische Literatur.

Theater der Magyaren, übersetzt und herausgegeben von Georg von Gaal. Erster Theil. Brünn 1820. Bey J. G. Traßler.

Dieß Werk gehört unter die erfreulichen Erscheinungen, indem es die deutsche Lesewelt mit dem Grad der dramatischen Entwicklung der magyarischen Nation bekannt macht. Daß dieß der Zweck der Übersetzung ist, hat der Übersetzer im Vorwort selbst ausgesprochen, und sowohl durch die geschichtliche Übersicht der Schicksale des magyarischen Theaterwesens als durch die scharfsinnigen Äußerungen über die Tendenz der übersetzten Werke und den Geist des Dichters, den er übertragen, den Standpunkt fest zu stellen gesucht, aus welchem die ungrische Dramatik beurtheilt werden soll. Das Resultat ist, daß die ungrische Dramatik auf dem rechten Weg ist, und einer großen Entwicklung entgegen sieht; sie ist rein national. Sage und Geschichte sind die Sterne, die den ungrischen dramatischen Dichtern leuchten, und die Empfindungen, die Gefühle, die beyde Schwestern in magyarischen Herzen erwecken, wehen in den Erzeugnissen der ungrischen Dichter. Das Hinneigen zur Dramatik ist so allgemein geworden, daß bey weiten die Mehrzahl der ungrischen Dichter sich mit dramatischen Arbeiten beschäftigt. Bey diesem allgemeinen Streben sind die Riesenschritte nicht zu berechnen, die durch die Wechselwirkung des Publikums, der Schauspieler und Dichter geschehen würden, wenn in Pesth ein bleibendes ungrisches Theater begründet wäre. — Der geschickte Übersetzer, der sich als Dichter durch die nordischen Gäste, sein Talent als Übersetzer aber durch die Verdeutschung der Tátika rühmlich bewährte, hat sich über die von ihm hier eben so glücklich gelöste Schwierigkeit einer Übertragung aus der Sprache, die an Kürze alle europäischen überbiethet, am Schluß seiner Einleitung viel zu bescheiden ausgedrückt.

Um nach Recensentenweise auch unsern Kriticismus zu zeigen, müssen wir bemerken, daß in der Geschichte des ungrischen Theaterwesens nicht gesagt wird, daß die erste magyarische Schauspielergesellschaft zuerst unter Graf Paul Rúday's Leitung stand. Das Äußere des Buches ist gefällig, aber die vielen sinnentstellenden Druckfehler lästig.

Modenbild Nr. XLVII.

1. Ein Plüschhut.
2. Hut von Schenillien mit Marabout- und Reiher-Federn.
3. Ein Blondhäubchen.
4. Atlashut mit runden Federn.
5. Hut von gelocktem Plüsch.

1. Chapeau de Peluche.
2. - - de Chenille avec Marabouts et Herons.
3. Bonnet de Blondes.
4. Chapeau de satin, orné de plumes sollettes.
5. - - de Peluche bouclée.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

XLVII. Wiener Moden. 141. 1820.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 25. November 1820.

142

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Büreau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 257) und bey A. Strauß in der Dorotheergasse; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der Ring.

Novelle.

Von A. v. Weingarten.

(Schluß.)

Schon seit meiner ersten Bewerbung um Amalien hatte ich meinen Abschied genommen. Ich zog nun mit ihr auf eines meiner Güter, und lebte still und zufrieden. Drey Jahre gingen so vorüber. Da schenkte mir Amalie das erste Pfand unserer Liebe, einen holden Knaben, den Abgott meines Herzens. Mit grenzenloser Zärtlichkeit hing ich an dem lieblichen Kinde. Tagelang spielte ich an der Wiege des Kleinen, besänftigte den Weinenden, freute mich des Lächelnden, und Amalie sah mit dem Entzücken des vollgefüllten Maßes ihrer Seligkeit auf den Fröhlichen herab. Der kleine William — dieser Nahme ward ihn zu Claufords Angedenken gegeben — nahte sich dem Ende des ersten Jahres. Schon lallte er einige Töne nach, schon jauchzte die Mutter den ersten Perlenspuren, die durch den Korallenschmelz des kleinen Mundes sich die glänzende Bahn gebrochen; da saß ich, wie es oft geschah, eines Morgens an der Wiege des Kindes, und der Kleine haschte nach der Hand, die ihm liebkoste. Ein Geschäft rief mich plötzlich ab. Manches war abzuthun, zu besorgen, mehrere Stunden mußte ich auf meinem Schreibzimmer zubringen, wo einige Briefe meiner Antwort warteten. Hier vermißte ich mit einem Mahle meinen Ring. Ich durchsuche Stuben und Schränke, und bin ben im Begriffe, vom Nachsuchen ermüdet, nach meinem angefangenen Geschäfte zurückzukehren, als ein ängstliches Durcheinanderlaufen des Gesindes mir auffällt, eine tiefe Bestürzung auf allen Gesichtern mir mit lähmendem Schrecken bemerkbar wird. Ich fliehe nach dem Schlafgemache meiner Frau. Amalie liegt auf den Knien an Williams Wiege, des Kindes Augen sind starr, seine Lippe blau, die Wange kalt. Der Tod hat die zarte Blüthe gebrochen. Plötzliche Krämpfe hatten es ergriffen. Jede Hülfe war fruchtlos geblieben. Wenige Minuten reichten hin, mich vom Gipfel

der Wonne in den Abgrund der Verzweiflung zu schleudern. Der Ring fand sich in des Kindes krampfhaft geballter Hand, als man die theure Leiche zu dem Feste des Todes schmückte, ehe es mir gegönnt war, das erste seines Lebens zu feyern. O! furchtbare Nemesis, rief ich, als ich den wiedergefundenen mit meinen Thränen bedeckte, du bist gewissenhaft, die Flüche wahr zu machen, die unser Wahnsinn über unser Haupt gerufen; aber hundertfältig zahlst du deine Schulden ab, wo wir bey deiner Langmuth einmahl nur geborgt.

Wozu soll ich Ihnen länger noch umständlich erzählen, wie jedes Mahl, als ich den grausamen Warner auch nur auf Augenblicke vermißte, ein Streich des unversöhnten Schicksals das Haupt eines meiner Lieben traf. Genug, daß meine gute Amalie mich kinderlos verließ, daß schnell eines um das andere, die Ältern und Geschwister folgten, und daß jedes Mahl der treu erfüllte Bannspruch sich bewährte. — Henriettens Segen hatte zur Hälfte nur den ausgesprochenen Fluch entkräften können. Warnen konnte mich des Rings Verlust, wenn die Gefahr ein mir theures Haupt bedrohte, aber abwenden konnte ihr Segensspruch der Bewährung schreckliche Erfüllung nicht, daß alles der finstern Macht verfallen war, woran mein Herz sich mit Liebe schloß. Allein stand ich endlich, der entlaubte Stamm im Sturme des Geschickes. Nun suchte ich wieder Dienste. Das Glück auf der Bahn der Ehre war mir günstiger, als das ewig mir verwirkte auf dem Rosenpfad der Liebe. Der Ring wich nicht mehr von meiner Hand. Nur eine Begebenheit verdient noch hier erwähnt zu werden.

In den Winterquartieren eines der letzten Feldzüge stand ich mit dem Regimente, in welchem ich als Major diente, in der Nähe von F. Es wurde stark gespielt, und da dieser Zeitvertreib bey meinem Drange nach Zerstreuung und Erheiterung mir nach und nach zur Leidenschaft geworden war, verfehlte ich nie, mich am Pharao-Tische treffen zu lassen. Das Glück hatte mir im Spiele nie ganz entschieden den Rücken gewandt, und wenn ich gleich oft ansehnliche Summen verloren, war ich stets Meister meiner selbst geblieben, der übelgelaunten Göttinn nie zu verwegen ein Lächeln abtrotzen zu wollen. Eines Abends jedoch hatte die Wankelmüthige, mehr als je, ihre Laune an mir geübt. Jede Karte, die meine Hand berührte, verlor, jede, die ich aufgegeben, gewann ohne Wechsel. Ich fühlte, daß ich warm wurde. Briefe, die ich mit Geldanweisungen erwartet, waren ausgeblieben, um so empfindlicher war mir der schon beträchtliche Verlust. Mürrisch verließ ich die Tafel, und nahm an einem Tische im Speisezimmer Platz, um den sich bald mehrere Gefährten sammelten. Champagner sprudelte, das Gespräch wurde lebhafter, der Scherz lauter, frische Bouteillen wurden entstöpselt, das Blut rollte rascher. Der Muth, das bessere Glück aufs Neue zu versuchen, loderte wieder auf. Ich trat an den Spieltisch, setzte hoch, verlor, setzte wieder, verlor wieder, ward mit jedem Verluste unmuthiger und verwegner, und stand endlich mit leerer Börse vor dem letzten Blatte, von welchem der Banquier die blanke Rolle zu dem übrigen Gewinn strich. Knirschend fuhr ich mit der Hand nach der Habe der noch ungeprüften Taschen. Ein vergessenes Goldstück klang gegen den Ring an meine Hand. Rasch blitzte ein Gedanke durch den finstern Groll meiner Seele.

Ich zog, vom Geist des Weines und von des Zornes Übermuth gereizt, den Ring vom Finger, und setzte ihn mit dem Goldstücke auf die jedes Mahl verlorne Karte. Sie gewann, ich verdoppelte den Satz. Sie gewann und gewann, und in wenigen Viertelstunden lag das Gold des Banquiers aufgehäuft vor meinem Platze. Mit verbißnem Grimme wandte sich dieser nun zu mir. Ihr Ring, mein Herr, bringt mir entschiedenen Nachtheil. Sie scheinen dem Glücke mit besonderen Mitteln zu Hülfe kommen zu wollen. Es steht bey mir, sie gelten zu lassen oder nicht. Ich bitte Sie, diesen Talisman von Ihrem Satze zurückzuziehen. — Die Wuth einer öffentlichen Beschämung im Herzen, steckte ich den Ring zu mir. Keine Karte traf von diesem Augenblick mehr zu. Ich verlor Schlag auf Schlag. Alle Blicke waren auf mich gerichtet. Glühend von Zorn und Scham, mit dem kleinsten Überreste meiner Barschaft, zog ich mich zurück. Am nächsten Morgen schlug ich mich im Zweykampfe mit dem Banquier. Mit einem tiefen Degenstich in der Brust, schmachtete ich mondenlang an mein Bett gefesselt, und genas nach Jahren erst ganz von der tödtlichen Wunde. Daß es der letzte Versuch gewesen, mich des geheimnißvollen Kleinods zu entäußern, werden Sie aufs Wort mir glauben. Auch hat seither kein Ereigniß mich an seine Wunderkraft gemahnt. Mein Herz bewahrte nur mit ausschließender Liebe die Bilder der Vergangenheit, die kein Geschick ihm mehr entreißen konnte. Tändelnd scherzte noch des Lebens Lust um der Frauen liebliche Gestalten, mit Achtung und mit herzlicher Neigung schloß sich der Freundschaft gesellig unerschöpfliches Bedürfniß an manches verdienten Mannes gleichgestimmte Brust. Aber eines zweyten Glaufords Bruderliebe, das Wonneglück in Kindes Arm und an der Gattinn Herz reizte nicht mehr, wie sonst, des Schicksals Haß. Erst hier, ich bekenne es Ihnen, meine Herren! erst hier, als ich Natalien zum ersten Mahl erblickte, als mir aus ihrem Auge der Abglanz von Henriettens Seele wiederstrahlte, da gab ich schwindelnd mich dem Zuge hin, der mich auf's neue der Rache finsterer Macht verpfändete. Seit mehreren Tagen vermisse ich den unglückseligen Reif, nachdem ich vergeblich Haus und Hof durchforsche, denn nur allzu laut verkündet mir die Ahnung meiner Seele, der Bannspruch sey noch immer nicht gelöst, der auf dem Verhängnißvollen lastet.

Noch saßen die erstaunten Hörer schweigend und betroffen, da donnerte der Galoppschlag eines vorübersprengenden Reiters am Fenster vorüber, der jetzt am Thore stille hielt. Ein dreyfach bekreuztes Schreiben ward dem Obersten übergeben. Das Regiment bricht sogleich auf, wandte er sich zu den Erwartungsvollen, nachdem er den Brief durchlesen, es rückt an den linken Flügel der schon im Marsch begriffenen Armee. Eilen Sie ins Lager. Ich werde in wenigen Minuten folgen. Die Offiziere stürzten hinaus. Mit verschränkten Armen ging H. mit starken Schritten in der Stube auf und ab. Die hellen Sonnenstrahlen rötheten schon die Wände. Draußen war reges Treiben. Die Wagen wurden gepackt, die Pferde vorgeführt. Da pochte es leise an der Zimmerthüre, sie öffnete sich; Natalie trat herein, unkennbar seit dem Morgen des letzten Tages; der Haare Lockenringe von Thränen aufgelöst, erloschen der verweinten Augen Glanz, eingefallen die verblühten Wangen, die bleichen Lippen bebend. Von Stuhl zu Stuhl die schwankenden

Schritte stützend, trat sie näher; leise, mit kaum vernehmbarer Stimme, wandte sie sich zu dem Obersten, der die Schwankende unterstützte. — „Herr Oberst," begann sie mit mühsamer Fassung, dieser Besuch wird Sie befremden, doch weit mehr die Ursache, die ihn herbey geführt. Ich komme, hob sie nach einer Pause wieder an, Ihnen ein Eigenthum zurückzustellen, das ich im Wahne, es könnte vielleicht ohne besondern Werth für Sie seyn, in einem Augenblicke, wie der gegenwärtige, für mich ein unschätzbares Pfand der Erinnerung werden — sie stockte, und neue Röthe goß sich auf ihr Gesicht — das ich in diesem Wahne mir zuzueignen wagte. Ein Ungefähr führte vor drey Tagen an diesem Zimmer mich vorüber. Seine Thür stand geöffnet. Von einem dunklen Hange angezogen, wagt' ich es zu betreten. Dieser Ring lag auf dem Tische. Ein ihm ganz gleicher an Form und Größe ist in meinem Besitze. Urplötzlich erwachte der Gedanke in mir, die beyden Reife zu verwechseln. Ein Raub, der für Sie vielleicht ganz unbedeutend, mir ein theures Andenken eines scheidenden Freundes zusicherte. Noch kämpfte ich mit dem allzumächtigen Reize, da tönten Schritte auf dem Vorsaale. Ich floh. Der Ring war an meiner Hand, als ich kaum mir selbst bewußt, meine Stube erreichte. Ihre ängstlichen Nachforschungen um den Vermißten verriethen den großen Werth, den Sie an den Unscheinbaren knüpften. Aber eben Sie verschlossen mit dem peinlichen Gefühl der Scham der Verzagenden den Mund. Ich hoffte im Verlauf dieser Tage Gelegenheit zu finden, den Ring unbemerkt an seine Stelle zu bringen. Strenge blieb seither die Thure Ihrer Wohnung in Ihrer Abwesenheit verschlossen; jeder Versuch mißlang. Heute entreißt Ihre Abreise mir das beschämende Geständniß. Nehmen Sie den Schwererkauften hin, ich leiste willigen Verzicht, seit ich erfahren, wie viel er Ihrem Herzen gilt, wie wenig ich selbst seiner bedarf, um auch ohne Pfand der Erinnerung den Freund betrauern zu müssen, den mir das Schicksal heute, ich fühle es wohl, auf ewig entreißt. „O! Natalie," rief der Oberste, der sie heftig bewegt in seine Arme schloß. „Begehren Sie es nicht, das unselige Vermächtniß, das kein Frommen seinem Besitzer bringt. Seyen Sie glücklicher, als er, Natalie. Bewahren Sie dem Weitenfernten die schöne Weihe der Erinnerung, und möge keine Thräne dieses holde Auge befeuchten, als jene, die Sie je zuweilen des Freundes Angedenken herzlich schenken." — Er preßte die Schluchzende gewaltsam an sein Herz, sein Mund brannte auf ihrer bleichen Lippe, sie lag bewegungslos an seiner Brust. Der Adjutant trat in die Stube. Sanft ließ der Oberste Natalien auf das nahe Sofa gleiten. Rasch stürzte er aus dem Hause auf das bereit gehaltene Pferd, und flog an die Spitze des Regiments. Als Natalie aus der tiefen Ohnmacht erwachte, schütterte Kanonendonner die Fenster des Hauses. Das Gefecht von S. hatte begonnen. Ein feindliches Viereck, von den Husaren umschwärmt, zog sich langsam nach dem Dorfe zurück. Seine Treffen entwickelten sich hinter den Gräben und Hecken der Gärten. H. führte das Regiment kühn an das Dorf heran. Im vollen Rosseslauf überflogen die leichten Reiter Graben und Hecken. Noch jagten sie des Feindes Flüchtlingen durch des Dorfes breite Gassen nach Jenseits desselben nahm ein mächtiger Rückhalt die Verfolgten auf, ein Rechen von Bayonneten starrte den Ansprengenden entgegen; aufgefahrene Batterien schleuderten aus dichten

Dampfwolken den Tod auf die Kühnen, die noch immer unaufgehalten vorwärts drangen. Ringsum wälzten Rosse und Reiter sich sterbend im Brachfeld, der Kugel furchtbare Saat durchwühlte die Ebene. Feindliche Reiterscharen rückten heran; da gaben die Hartnäckigen das verderbliche Bemühen auf. Sie sammelten ihre gelichteten Reihen hinter dem schützenden Dorfe. Geordnet wich auch der Feind. Des Dorfes Besitz hatte den Gewinn des Treffens entschieden. Weit über die blutige Wahlstatt hinaus rückten die Truppen am Abend ins Lager. Hs. Regiment führte der Major, er selbst war nicht mehr. Eine Kartätsche hatte die Faust zerschmettert, welche des Rosses Zügel führte, die Trümmer des verhängnißvollen Reifes waren mit der Kugel durch die Brust gedrungen: der Bann war gelöst. Losgesprochen hatte der Tod das Herz, das nur lieben durfte, um zu verlieren, weil es einmahl verscherzte, was es wahrhaft geliebt.

Seraphine.

Äolsharfe, du gleichst dem Gemüth der herrlichen Frau, es
Tönet dem leisesten Hauch, trotzt dem gewaltigsten Sturm.

Correspondenz-Nachricht.

Berlin am 6. November.

Gestern ward die Ausstellung geschlossen, welche hier im Akademiegebäude jedes zweyte Jahr von den Arbeiten der Künstler veranstaltet wird, und von den Erzeugnissen etlicher Fabriken, die für Zimmerverzierung und dergl. arbeiten. Das Gebäude ist nach Angabe und unter Leitung des Hrn. Raabe, für das hier zu errichtende öffentliche Museum der Skulptur und Mahlerey, zum kleineren Theil neugebaut. Zweckmäßig und mit einer gewissen Eleganz und Reinheit des Styls, bey aller seiner Einfachheit; wenn auch klein im Vergleich gegen die Museen mancher anderen Hauptstädte. Das Obergeschoß des Gebäudes enthält die aus der Höhe der Seitenwände und der Decke beleuchteten Säle und Corridors zu den Sammlungen, die wahrscheinlich höchst bedeutend werden, und eine Vergrößerung des Neubau's veranlassen dürften. Eine sehr brav ausgeführte Flügeltreppe im Inneren führt zum ersten Stock; im Erdgeschoß befinden sich die Säle für die Unterrichtsklassen der hiesigen hohen Kunstschule.

Von dieser hohen Kunstschule rühmliches sagen, hieße schwarz und weiß reimen; die meisten Lehrer sind ausgedient, und die sich meldenden Schüler werden daher im voraus zu Invaliden gebildet, wenn sie nicht zeitig genug in Dresden, München und Paris die Krüppelhaftigkeit im Zeichnen und Färben so viel abstreifen, um mit Nutzen nach Rom gehen zu können.

Bey der dießjährigen Ausstellung standen die Werke der Bildhauer denen der Mahler weit voran. Ein Merkur (nur noch in Gyps), von Thorwaldsen, befriedigte eben so in der Anordnung des Ganzen, als in der Ausführung jedes Theiles, die gespanntesten Erwartungen der Kenner. Der Gott ist dargestellt, wie er dem Argus auflauert, und wie er zwar die einschläfernde Syrinx (Panflöte) noch den Lippen nahe hält, aber mit der Rechten schon das Schwert zu ziehen im Begriff ist; indeß seine scharf auf den Feind blickenden Augen den Schlaf desselben vorsichtig bewachen.

Ein Amor (in Gyps), von Thorwaldsen, zu einer Gruppe der Grazien gehörig, befriedigte weniger, da er nur lieblich erscheint, nicht ausgerüstet mit dem hohen Reiz der Bildung eines göttlichen Eros. Freylich weiset auch die gesammte Antike keinen vollendet schönen Amor auf.

Ein Satyrkopf, in Marmor, auf einer viereckten Halbsäule stehend, von Rauch, erschien als aus glücklicher Laune entsprungen, beynahe genial.

Das in Eisen gegossene Modell zu der großen Statua pedestris Blücher's, welche hier errichtet werden soll, macht der Erfindung Rauch's keine Ehre. Das Fußgestell ist um vieles höher, als die Figur, welches nur bey Reiterstatuen von gutem Effekt ist. Ferner bildet die Basis ein Oblong, mit der schmalen Seite nach vorn, und der Körper geht so in verjüngter Breite in die Höhe; daher wirkt jede Seitenansicht widrig. Auf der oberen Platte hat die Figur, sammt einem Kanonenschafte, kaum Platz; sie steht so dicht am Seitenrande, daß man jeden Augenblick das Herabfallen befürchten möchte. Die Stellung ist gemein, ungeachtet etwas Imposantes damit bezweckt war, sie mit dem linken Fuß auf das eroberte feindliche Kanon treten zu lassen. So stände geziemend ein subalterner Kommandeur der Artillerie, oder einer anderen Waffe — aber nicht der Held einer großen Zeit. Die Bekleidung (gewöhnliche Militäruniform mit kurzem und schwerem Mantel) vermehrt den gemeinen Ausdruck des Ganzen.

Von Porträtbüsten gab es vieles — wer Kunst im Marmor begehrt, wendet sich hier an Rauch; wer abgebildet seyn will, an die HH. Karl und Ludwig Wichmann, oder an Schadow sen. — Von Schadow Sohn befand sich hier ein Paris, in Erz gegossen; höchst mittelmäßig, und weit unter der von ihm verfertigten Sandalenbinderinn, die in München steht.

Unter den Gemählden befand sich kein einziges ausgeführtes historisches Originalbild von Werth. Die sehr geniale Öhlskizze zu einer Einsetzung des Abendmahls, von Wach, läßt sehr viel von der künftigen Ausführung hoffen. Christus und die Jünger haben sich vom Tisch erhoben, der hinter ihnen stellenweis sichtbar wird; der Messias steht, mit dem Kelch in seiner Linken, in der Mitte und mehr nach dem Fond; die Jünger sind zu seinen Seiten stehend und kniend bis in den Vorgrund vertheilt.

Sehr viel verspricht auch für die Zukunft Lengrich in Rom; eben so Stilke, hier, der ein Schüler Kolbe's ist.

Eine heilige Familie, von Wilh. Schadow, der hier kürzlich (sammt Wach) Professor geworden, war schlecht und steif gezeichnet und jämmerlich chinesisch gefärbt. Dieser junge Mann, der zu den besseren Anfangern gehören würde, wenn er weniger von Kunstvorurtheilen befangen wäre — soll von der Regierung 50,000 Thaler zur Errichtung eines Attelier's verlangt haben, in welchem er junge Mahler bilden wollte! Natürlich ist es ihm abgeschlagen worden.

Ausnehmend zart und schön ist die Zeichnung zu einer: Verkündigung, von Sutter, aus Wien, jetzt in Rom. Andacht und himmlische Liebe sprechen aus der reizenden Idee.

Eine große Landschaft in Öhl, von eigener Erfindung und von Werth, hat nur der Dilettant Pascal geliefert; sehr treu und fleißig gearbeitet, bey glücklicher und selbstständiger Erfindung; der Luftglanz in dem hellen Hintergrunde ganz ausgezeichnet.

Ein Stall, mit der Aussicht auf Landschaft durch die geöffnete Thür, von Wagenbauer, ist trefflich gemahlt, und wäre verdienstlicher, wenn nicht mehreres von du Jardin und van Velde entlehnt wäre.

Treffliche Öhl-Landschaften nach der Natur lieferten: Rhoden (in Rom) — Conjola, Quaglio, Dorner, sämmtlich in München; auch Bassi; und Deppe, hier, der jedoch nur Stadttheile ohne Baumstaffage gegeben.

In Aquarell-Landschaften lieferte das beste: Hammer, in Dresden.

Im Porträtfach glänzte das Bild eines die Laute spielenden Mädchens, von dem verstorbenen Schick in Stuttgart, der ein vollkommener Meister der Farben gewesen seyn muß. — Sehr brav gemahlt und vortrefflich aufgefaßt, das Bild einer Vellatrinerinn, von Wach. Auch die Porträts von Cords und Weitsch sind rühmenswerth.

Irische Bulls kommen etliche vor; unter anderen, daß auf einem sonst braven Reiterstück von Krüger, gerade ein porträtirter Chef der Militär-Reitschule mit dem Pferde ein Unglück nimmt. Daß dem Bilde eines Gelehrten ein herabgebranntes Licht beygegeben ist, und daß im Katalog hinter dem Porträt eines Banquiers, unmittelbar eine Gruppe von Wucherern, die ihr Geld zählen, aufgeführt wird.

Schauspiel.

Im k. k. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthor den 16. November die Oper: Joseph und seine Brüder.

Hr. Wild, vom großherzoglichen Hoftheater in Darmstadt, trat in seiner ersten Gastrolle als Joseph auf. Vielleicht bestimmte den Künstler zu dieser Wahl die dankbare Erinnerung an die ungewöhnliche Gunst, womit er hier früher als Joseph war ausgezeichnet worden. Das Publikum erkannte sogleich bey den ersten Tönen in Hrn. Wild den ehemahligen Liebling wieder und überließ sich, unbeschränkt von Gedanken, die außerhalb der Kunst liegen, dem lautesten Enthusiasmus.

Der Stimme ist im Ganzen ihr Reiz geblieben, jedoch schien anfangs das hohe G und A nicht so glänzend, als man es hier sonst von dem Sänger gehört hat. Dagegen haben die untern und mittlern Töne eine bedeutend größere Stärke erhalten. Im Fortgange der Rolle wurden mehrmahls die hohen Corden mit einem sehr ergreifenden Wohlklange angeschlagen. Da auch die zweyte Gastrolle, von der hernach die Rede seyn wird, Gelegenheit gab, die schöne Höhe des Sängers zu bewundern, so mag das Endurtheil für jetzt noch anstehen.

Eine außerordentliche Kunst schmückte die Recitative und bewies die erfreulichsten Fortschritte. Aus der Art, wie den Worten die Seele eingehaucht war, konnte auch der Nichtkenner abnehmen, worin wahrhaftes Recitiren besteht. Der Vortrag der Romanze zeigte in dem gefühlvollen Sänger auch den sichern Meister. Die Scene vor dem Zelte, so wie das Finale, ergetzte eben so sehr durch die dargelegte Macht über das Ensemble als durch das glückliche Spiel. Das Publikum suchte Hrn. Wild nach dem Schlusse durch die Ehre des Hervorrufens zu belohnen.

Jakob, den Hr. Vogl, unser großer Meister des dramatischen Gesanges, gibt, bleibt eine von den Kunsterscheinungen, welche durch ihre gediegene Vollendung in der Theaterwelt einzig dastehen. Ein Wort im Allgemeinen über die Gesangsweise dieses vortrefflichen Künstlers ist hier am rechten Ort. Der Ton dringt gleich so richtig gebildet hervor, daß die Kraft sich später wie von selbst entwickelt. Dabey stört nirgends eine Veränderung in der Farbe desselben. Die Einstreuung sentimentaler Momente gibt ihm einen unwiderstehlichen Reiz. Die Rührung erfolgt in dem Zuhörer nothwendig, weil sie in dem Sänger selbst als Werk der Natur hervorzubrechen scheint. Die Deutlichkeit der Aussprache ist nur eine unmittelbare Folge der innern Belebung. So steht auch der gebiethende, fragende, ironische, zweifelnde Ton, kurz das Plastische der Leidenschaften und Gefühle damit im genauesten Zusammenhang. Wie von dieser Seite die Kunst durch ihre Echtheit in einem gewissen Verstande sich selbst auslöscht, so gibt sich die Reife des Studiums dagegen in der Einheit der ganzen dramatischen Haltung zu erkennen. Zu dem Eindrucke des dargestellten Idealen kommt endlich ein Anflug von Individualität, die, weit entfernt zu stören, durch den leisen, kaum merkbaren Gegensatz eine eigene würzende Kraft verbreitet, die begreiflich überall entstehen muß, wo das Reelle nicht ganz im Ideellen aufgeht.

Mit dem größten Lobe muß des durchdachten, vollkommen empfundenen und eben deßhalb auch wieder frey ausgeführten Spiels gedacht werden. Die Darstellung der Blindheit ist gewiß eine sehr schwere Aufgabe, wenn überall die rechte Linie getroffen werden soll. Hr. Vogl hat in dieser Hinsicht mehr geleistet, als vielleicht selbst das strengste Publikum fordern dürfte. Wie charakteristisch genau war z. B. die abstechende Lebhaftigkeit aller der Momente berechnet, in denen eine direkte Indikation lag! Wer je Blinde in gleichen Verhältnissen beobachtet hat, wird diese Wahrnehmung nicht bestreiten, obgleich sie bey einigem Nachdenken über den Zustand der Seele unter jener Voraussetzung sich auch von selbst in ihrer Wahrheit ergibt. Das Schönste war in anderer Hinsicht die bis zur vollkommensten Täuschung getriebene Kunst, mit welcher der blinde Jakob sich neben Joseph in den Wagen setzte. Die außerordentlichste Anstrengung der Seele drang aus der energischen Bewegung hervor, mit welcher Jakob in erschütternden Augenblicken die Arme empor hob; eine Anstrengung, die in der scheinbaren Gebrochenheit, womit sie nachher wieder sanken, ihren vollendeten Ausdruck erhielt. Überhaupt ist dieser

Liebling der Kunst und des Publikums gewiß einer der größten Meister im stummen Spiel, worin gerade die Vollkommenheit des Schauspielers liegt. Hr. Vogl weiß zu reden, auch wenn er schweigt. Manche Schauspieler und Schauspielerinnen würden wohl daran thun, Hrn. Vogl fleißig zu studieren, nicht etwa als Vorbild, denn bloßes Nachahmen ist überall verwerflich, sondern um nur vor der Hand zu lernen, worauf es in diesem Punkt ankommt.

Von verschiedenen Seiten her hat man, wie uns wohl bekannt ist, dem höchst ausgezeichneten Künstler hier und da eine zu große Abgemessenheit der Bewegungen zur Last gelegt. Ohne unsere individuelle Meinung aufdringen zu wollen, erinnern wir nur an den strengen und feyerlichen Styl, der in der Oper, in diesem Spielraume des glänzendsten Scheins, wenn auch nicht immer, doch oft schlechterdings nothwendig herrschen muß. Ein Maßstab, der bloß von dem Schauspiele als solchem hergenommen wird, reicht nicht aus, um das Spiel eines Sängers darnach zu beurtheilen.

Das Publikum hat durch den allgemeinen und fortgehenden Beyfall, womit es Hrn. Vogl auszeichnete, eben so viel gediegenes Kunsturtheil als patriotisches Zartgefühl bewiesen. Ein solcher Jakob neben diesem Joseph war in der That ein ausgesucht köstlicher Genuß, und wäre es möglich, nach Maßgebung dieser beyden Rollen ein Ganzes hinzustellen, so möchte für die hiesige Oper wohl schwerlich irgend eine Vergleichung zu fürchten seyn. Hr. Gottdank verdient als Simeon eine rühmliche Erwähnung.

In demselben Theater den 18. November: Othello, Oper von Rossini.

Hr. Wild — Othello. Hier gelang ihm im ersten Aufzug nicht alles, besonders schien seine Höhe gehemmt. Der zweyte Aufzug sowohl als der dritte sind Triumphe zu nennen.

Die langen, anstrengenden Scenen des zweyten Akts gaben seiner Stimme immer mehr Glanz und Höhe, zugleich bewiesen sie die Macht über die hohen Corden. Der Sänger wußte sein gut überdachtes, sinnvolles Spiel so trefflich mit dem Gesange zu verbinden, und die oft gefährlichen Figuren des Gesanges mit solcher Eleganz vorzutragen, daß dasselbe Publikum, welches beym ersten Akt] schon irre zu werden begann, jetzt vom höchsten Enthusiasmus ergriffen wurde, und diesen in den lautesten Beyfallsbezeigungen aussprach.

Die Meisterschaft der Mad. Grünbaum verherrlicht in dem Charakter der Desdemona die Aufführung dieser Oper in ganz besonderem Grade. Der schöne Ton ihrer Stimme, der sichere und nette Vortrag, die Gewandtheit in geschmackvollen Verzierungen, machen sie uns stets als eine der schönsten Erscheinungen der Bühne merkwürdig. Hr. Rosner stand, als kaum auf seiner Bahn beginnend, nicht unwürdig neben solchen ausgezeichneten Talenten. Er zeigte die Schönheit seiner Stimme mit gutem Muth und Glück, und erhielt viel ermunternden Beyfall.

Ganz besondere Erwähnung verdient das Orchester. Eine solche Präzision, Nettigkeit, Subtilität, Kraft und Gewalt — jedes an seinem Orte zu finden — ist nur das Werk solcher Meister, die unter einem so würdigen Direktor, als Hr. Weigel, vereinigt sind.

Die delikate Behandlung, mit welcher alle Streichinstrumente hier akkompagnirten, und die discrete Virtuosität, mit welcher das blasende Orchester neben dem Gesange die oft wunderlichen Figuren Rossini's ausführte, zeigte sich an einigen Stellen vorzugsweise bey den Klarinetten, Trompeten und Pauken.

Die Vorstellung war vollendet.

Verbesserung.

S. 1132 Z. 15 von oben lese: wallte statt rollte.
" 1146 — 9 " unten nach Henriette lese: ward.
" 1147 — 6 " oben Begegnung statt Bewegung.
" — — 19 " — lese: Alles statt alles.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dinstag, den 28. November 1820.

143

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein koloriertes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Büreau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 577) und bey A. Strauß in der Dorotheergasse; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet

Charaden-Sonnetten-Kranz.

(Zur Preisbewerbung.)

Wenn dir die Gegenwart dein Glück geraubt,
Nicht in die Zukunft blicke, laß das Auge
Zurück zu jenen treuen Schatten schweifen,
Die der Vergangenheit im Arme schlummern.

I.

Ergrünen sollten mir der Liebe Blüthen,
Entgegen führte ihr das Schicksal mich,
Als ich ihr in das Auge blickte, wich
Aus meiner Brust des Lebens stiller Frieden.

Doch ob er auch auf immer hingeschieden,
Die ersten beyden schmiegten lieblich sich
Um die Geliebte, und zum Herzen schlich
Mir Seligkeit, wie keine noch hienieden.

Der Stimme harmonienreiche Töne
Vernahm ich bey der dritten voll von Wonne,
Entlockt mit zarter Hand den Silbersaiten.

So wandelte nach Geisterart die Schöne
Zum Ganzen mir die dritte, und die Sonne
Ersehnter Hoffnung glänzte mir von weiten.

II.

O könnt' ich ihre beyden ersten fragen,
Ob still verborgen in dem Busen nicht
Ihr Wünsche schlummern, die dem goldnen Licht
Willkomm'ner Wirklichkeit entgegen tagen!

So bey mir selbst mit schwermuthsvollen Klagen
Fühlt' ich des Zweifels drückendes Gewicht,
Ihr Nahme lebt im jeglichen Gedicht,
Kein Lächeln wollte, daß sie liebe, sagen.

Kurz wie das Ganze sey der Kummer ihr,
Das war mein Wunsch, bey sanfter Weste Kosen
Mag sie erblühn, wie in dem Lenz die Rosen.

Doch bothen nie die beyden ersten mir
Die dritte, ob mit sehnendem Verlangen
Ich an den beyden ersten auch gehangen.

III.

Wenn nun der Lenz, zum holden Blüthenleben
Die todten Fluren weckend, sanft sie küßt;
Der Blume gleich, die auf zum Lichte sprießt,
Regt in dem Herzen sich der Liebe Streben.

Darf sich die Brust dem süßen Drang ergeben?
O glücklich der, dem es beschieden ist,
Daß er das Sterbliche in sich vergißt,
Um aufwärts zu dem Himmlischen zu schweben.

Ja freundlich sanken sie vom Himmel nieder,
Die beyden ersten, als die letzte ihr
Im Antlitz glühend, Liebe mir verrathen.

Hoch schlägt die Brust, kehrst du dem Blicke wieder,
O Ganzes, welche Wonne strahlt aus dir,
Du, dem entblühn der Sterne ew'ge Saaten!

IV.

Die ersten beyden küßt' ich ihrer Wangen,
Vergleichend sie den Schwestern auf der Flur,
Noch schliefen sie die Kinder der Natur,
Bald stolz als Floras Lieblinge zu prangen.

Denn grünend die zwey Letzten sie umschlangen,
Schon zeigte sich des innern Kleides Spur,
Das Sonnenlicht, das milde, fehlte nur,
Um zu der Schönheit Fülle zu gelangen.

Die Hüll', in welcher die zwey ersten schliefen,
Eh' sie zum Blühn der Sonne Strahlen riefen,
Ich brach und both sie ihr erröthend an.

Sie steckte das Geschenk an ihren Busen,
Die reizendste der Grazien und Musen
In ihr des Gebers trunkne Blicke sahn.

V.

Doch nicht des Glückes Hafen sollt' ich finden,
Des Schicksals Sturm das Ruder mir zerbrach,
Der Liebe Zauberband, das vor mir lag,
Sah ich gehüllt in dunkle Nacht verschwinden.

Mich bergend in des Thales finstern Gründen,
Denk ich dem schnellen Wechsel trauernd nach; —
Sie nicht mehr mein! Schon winkte mir der Tag;
Dem höchsten Glück mich ewig zu verbinden.

So wand ich dich, o Ganzes, denn vergebens?
O tritt nur einmahl noch vor meinen Sinn
Als erste, du geliebtes Wesen, hin!

Verwelke dann, du zweyte meines Lebens;
Der ersten Liebe goldner Sonnenblick,
Einmahl entflohn, kehrt nimmer dir zurück.

VI.

Und wenn befreyt von meiner Liebe Leiden,
Hinunter in die kühle Gruft gesenkt,
Der Hügel mich, der grünende, umfängt,
Der Freundschaft, wo ich schlummre, anzudeuten;

Und wenn versunken in entschwund'ne Zeiten,
Sie selbst vielleicht den Schritt zum Grabe lenkt,
Doch zweifelnd noch, ob ich sie liebte, denkt,
Dann frage sie des Ganzen erste Beyden.

Die dritte, einst mir sel'ger Hoffnung Bild,
Wie freudig grüßt' ich sie mit jedem Lenze,
Wand ich der Liebe aus dem Ganzen Kränze!

So leb' denn wohl, du schöner Traum! Gestillt,
Mag hoffend es der Sterbliche auch wähnen,
Wird nie hinieden ganz des Herzens Sehnen.

(Die Auflösungen dieses Charaden-Kranzes erfolgen später als gewöhnlich.)

Correspondenz-Nachricht.

Dresden, Ende Oktober.

Heute, den 25. Okt. erfolgte endlich die vierte Aufführung des Othello, und war höchst gelungen; Hr. Gerstäcker entfaltete dießmahl weit mehr Kraft, als die vorigen Mahle, er spielte die sehr schwere Rolle meisterhaft. Auch Mlle. Funk hatte dießmahl noch mehr Innigkeit und Wärme und sang sehr brav. Cantù und Tibaldi waren vortrefflich. Man kann sich unmöglich von der Wirkung der Rossinischen Opern einen richtigen Begriff machen, wenn man sie nicht so, in der Originalsprache hört.

Vor kurzem hatten wir hier den Genuß einer ganz ausgezeichnet schönen, großen musikalischen Akademie, welche der Kammermusikus Fürstenau gab, wobey ihn die königl. Kapelle unterstützte. Cherubini's Ouverture der Faniska eröffnete dieß Musikfest. Hierauf sang Dlle. Funk eine Arie von Coccia sehr brav. Fürstenau

spielte dann ein Konzert von Viotti auf der Flöte, mit der höchsten Grazie und Bravour des Vortrages. Seine Leichtigkeit und Sicherheit bey den schwierigsten Staccato's sind eben so zu bewundern, wie sein Verschmelzen und leise hinsterbendes Verhauchen mancher Töne. Es ist Charakter und Seele in jeder Note, die er spielt!

Hr. Gerstäcker sang die Adelaide von Beethoven zum Pianoforte. Ein Konzert für zwey Flöten, nach Ecks Violinkonzert frey bearbeitet von Fürstenau und von ihm und Kammermusikus Steudel vorgetragen, entzückte allgemein. Ein vollendeteres Zusammenspiel ist nicht denkbar, bey jeder kleinsten Verzierung schwebte auf das reinste Ton in Ton; von einem Geist beseelt, war es der lieblichste Wettstreit bey der höchsten Eintracht. Die Naturgaben beyder trefflichen Künstler sind verschieden, aber gerade aus dieser Verschiedenheit bildete sich hier dieß vollendete Ganze, denn was Fürstenau an Genialität und Grazie des Vortrages voraus hat, ersetzt Steudel durch die Fülle und Rundung seines Tones. Ein Duett aus Ricciardo und Zoraide von Rossini, welches Mlle. Funk und Hr. Cantù sangen, war von beyden Künstlern nicht sorgfältig genug einstudiert; der Reiz ihrer herrlichen Stimmen wird immer gefallen und hier sangen sie freylich nur aus Gefälligkeit — doch, den Kennern sowohl als ihrem eigenen Künstlerruhm sind sie strengere Sorgfalt schuldig. Ein Adagio und Variationen für die Flöte, von Fürstenau gesetzt und vorgetragen, war hinreißend schön und bewährte auf's neue die seltene Meisterschaft des jungen bescheidenen Künstlers.

In den Zwischenakten des deutschen Schauspiels ließ sich der berühmte Virtuos auf dem Kontraviolon, Antonio Dall-Occa, hören. Er weiß diesem Riesenstrument die zartesten Klänge zu entlocken; sehr oft spielt er viel höher, als das Griffbret zureicht, dann faßt er die Saiten aus freyer Hand auf meisterhafte Weise. Für seinen Vortrag bürgt schon dieß: daß Crescentini's Solfeggien seine Lieblingsstudien sind.

Unsere Kunstausstellung ist nun geschlossen, noch sind die Preise und die Gratifikationen, welche die Gnade unsers Königs den ausgezeichnetsten jungen Künstlern in jedem Fache schenkt, nicht öffentlich vertheilt. So viel ist indeß gewiß, daß: Dietrich Lindau, Gustav Baumgarten, Eduard Erhardt und Anton Dräger zu den ersten Preisen im historischen Fach ernannt sind. Immer mehr zeigen sich die herrlichen Früchte des richtigen Geistes und ernsten, schönen Eifers, der unsere Akademie belebt, welche jetzt nicht allein als eine blühende Pflanzschule, sondern auch als eine feste Schutzwehr echten Kunstsinnes gegen jeden Modegeschmack zu betrachten ist.

Schauspiel.

Im k. k. Hoftheater nächst der Burg den 14. — 25. November: Die Jungfrau von Orleans.

Mad. Stich erschien als Jungfrau. Der bewunderte Gast hat durch Übernahme dieser Rolle dem Publikum einen lang und schmerzhaft entzogenen Genuß mit Nachdruck zurückgegeben. Die fortgesetzte Theilnahme, womit die Bevölkerung Wiens aus allen Punkten der Höhe und Tiefe die Darstellung dieser Tragödie auszeichnet, ist die schönste Belohnung der Künstlerinn, so wie aller derjenigen, die durch verbundene Einsicht und Thätigkeit der Sache des Schönen förderlich gewesen sind.

Unser Urtheil über Mad. Stich als Johanna gründet sich auf die erste und dritte Vorstellung. In der letztern war die Künstlerinn viel glücklicher, als in der ersten. Vielleicht hat sie später noch Größeres geleistet. Der Vorzug der dritten Vorstellung liegt in dem richtigern Vortrage der Monologe, in der hervorstechenden Veredelung des Plastischen, in der größern Herrschaft über die Stimme, und in der sorgfältigern Anordnung des Äußern, wiewohl für jeden angeführten Punkt auch noch Manches zu wünschen übrig blieb. Das Lob ist nur im relativen Sinne zu nehmen, was hier ausdrücklich gesagt wird, um falsche Folgerungen unmöglich zu machen.

Des Gelungenen war sehr viel. Im Allgemeinen strahlte der Vortrag aller der Stellen besonders hervor, die sich um das rein Menschliche bewegten, in so fern die-

ses als solches von den höchsten Beziehungen unsers Geschlechts abgesondert gedacht werden kann. Das Weiche, Schmelzende, Innige, Melancholische war ausgezeichnet schön. Der fünfte Akt liefert den trefflichsten Beweis unserer Behauptung. Die Schlußworte wirkten im Munde der Künstlerinn mit einem hinreissenden Zauber. Man war versucht, in Beziehung auf das Ende das Wort der Jungfrau über ihre Fahne: „Ich darf sie zeigen, denn ich trug sie treu," bildlich auch auf Mad. Stich anzuwenden. Nicht minder zeichnete sich das Gespräch der Versöhnung aus zwischen Johanna und dem Herzog von Burgund. Die Unterredung mit Lionel hatte in Hinsicht auf Plastik und Deklamation grose Vorzüge. Vorzüglich schön war Gang und Geberde bey dem feyerlichen Zuge nach der Kathedrale. Zu dem Besten gehörte ferner die Schlußrede des ersten Aktes wegen ihrer volltönenden, kraftigen Bestimmtheit.

Das stumme Spiel erhob sich überhaupt mehrmahls mit Glück, wenn auch nicht ganz auf die durchgängig rechte Höhe. Der eigentliche Punkt liegt darin, selbst bey der grösten Ruhe von aussen, die fortgehende Bewegung des Innern durchdringen zu lassen. Die Augen müssen denken, und zwar in sichtbarer Stetigkeit. Ohne eine wahre innere Erfüllung ist das aber gar nicht möglich, wie jeder weiß, der zuweilen aufmerksam um sich schaut. Bey andern Gelegenheiten, wie z. B. in Donna Diana, der besten Rolle unseres hochverehrten Gastes, ist das hier Geforderte wirklich geleistet worden.

Die Einschränkung, welche dem Lobe gegeben worden, bezieht sich natürlich nur auf die Strenge der Kunstforderung, wie wir sie zu machen im Stande sind. Nach unserer Überzeugung ehren wir die Künstlerinn gerade auf eine ausgezeichnete Weise, indem wir im Verfolg mehrere Punkte ausführlich berühren, die uns als verfehlt vorkommen.

Im Ganzen fehlte die Weihe des religiösen Enthusiasmus oder einer romantischen Stimmung, wenn dieser letzte Ausdruck etwa beliebter seyn sollte. Eine solche Behauptung muß streng bewiesen werden. „Mein ist der Helm und mir gehört er zu" — wurde mit schneidender Schärfe ohne phantasiereiche Bestimmtheit hervorgestoßen. „Es geschehen noch Wunder," gab mehr den Ton der trockenen Erzählung als einer heiligen Vision zurück. Der ersten Strophe des Monologs: „Lebt wohl ihr Berge," ging die poetische Anschauung der äußern Umgebung ab. Die wahre Johanna, wie wir sie uns denken, zeigt sich bey diesem Abschiede durch die mahlende Geberdensprache gleichsam hinein gewachsen in die Natur, wie in die süßeste Gewohnheit. Erst dadurch wird die Trennung höchst wirksam, so wie auch nur von dieser Seite die Kunst der Schauspielerinn sich über das Geschick des bloßen Deklamators erhebt. In der Stelle: „So ist des Geistes Ruf an mich ergangen, mich treibt nicht eitles irdisches Verlangen" — geschah des Geistes Erwähnung, als sey die Rede von einer gewöhnlichen Begebenheit, und der Nachdruck, mit welchem nicht falsch hervorragte, anstatt im Eiteln, Irdischen wahrhaft durchzudringen, schärfte noch den herben Mißklang. Der Ruf: „Geh hin! du sollst auf Erden für mich zeugen" — unterschied sich zu wenig von der übrigen Rede. Spater darf allerdings beym anwachsenden Strom der Begeisterung das Angeschaute mit dem Anschauenden allmählig mehr und mehr zusammenfließen, anfänglich ist dagegen die Abmarkung durchaus nothwendig. In den Schlußworten: „Mit Götterkraft" — vernichtete das bloß Militärische den Eindruck des echt Religiösen. Bey Kraftäusserungen solcher Art verweigert jedes Mahl das Organ seinen sonst so schönen Dienst. Für diesen Zweck muß in Ausbildung der Stimme noch Viel und zwar bald geschehen, wenn anders die Künstlerinn nicht lieber auf tragische Erschütterung verzichten will. Unsere Meinung ist darüber unabänderlich fest.

(Als Donna Diana entwickelt Mad. Stich den Reiz ihrer Stimme am vollkommensten. Weil indessen der Ton in der Höhe von dem eindringenden Wohllaut der Mitte bedeutend verliert, so konnte die Erhebung desselben allerdings Mehrern als ein übermäßiges Trageriren vorkommen, welcher Meinung wir deßhalb nicht beypflichten, obgleich der Grund derselben uns jetzt klarer vorschwebt als damahls.)

Im zehnten Auftritt des ersten Aufzuges, wo Johanna auf den König zugeht, für

den sich Dunois ausgegeben hatte, verkündigte der Gang mehr eine gewöhnliche Audienz, als die Exaltation einer Seherinn. In solchen Fällen muß eine gewisse Kühnheit dargelegt werden. Auch der folgenden Erzählung hätte eine größere Erhöhung des Tons wohlgethan, besonders bey Schilderung des Orts, der das verhängnißvolle Schwert der Jungfrau birgt.

Der Vortrag des Monologs: „Die Waffen ruhn" — erfordert einen bedeutenden Aufwand von Kunst, wenn er nicht einförmig werden soll. Das Zusammentreffen mit Lionel hat in die Seele der Jungfrau einen Riß gebracht, aus dem wie aus einem tiefen und trüben Brunnen die Unendlichkeit der Wehmuth selbst die Schilderung der festlichen Freude durchdringen muß. Gehaltvolle Pausen sind hier die Hauptsache, während das Äußere zugleich die zerknickte Lilie himmlischer Unschuld wahrhaft hinmahlt. Wie in der Musik ein falsches Tempo den Kenner zur Verzweiflung bringen kann, so verhält es sich auch mit dem Vortrage solcher Stellen, in denen die Gemüthsstimmung, wie man zu sagen pflegt, sich zu dem Musikalischen erhebt. Bey Übergängen in's Entgegengesetzte sollen billig die Pausen das größte Gewicht ausdrücken, wie z. B. in der Stelle: „Doch mich, die all dieß Herrliche vollendet." Zu schwach wurde der Schrecken in den Worten ausgedrückt: „Wer? Ich? Ich eines Mannes Bild in meinem reinen Busen tragen?" Die Musik begleitete die Rede nicht, sondern schritt eigenmächtig vor, wenigstens schien es uns so. Die Schauspielerinn soll aber hier bestimmen und nicht bestimmt werden. Auf jeden Fall muß im Eindruck dieses Verhältniß vorwalten. Wie das möglich zu machen ist, das geht uns nichts an; genug, es muß dem Zartgefühl der Hörer in diesem Punkt Genüge geleistet werden. Da das Gegentheil geschah, so war Monotonie unvermeidlich. In den Augenblicken, wo Johanna sich und die Ihrigen mit den Worten wieder erkennt: „Wo war ich" — wo also für den Charakter der lebendigste Umschwung in die Wirklichkeit eintritt, hätte das Erstaunen der wie aus einem Traume erwachenden Phantasie regsamer seyn dürfen.

Im fünften Akt wurde das Gebeth: „Höre mich Gott" — bey der ersten wie bey der dritten Vorstellung jedes Mahl außerordentlich beyfällig aufgenommen. Unsere Ansicht — und nur von dieser kann hier die Rede seyn, in wie fern wir als Recensent sprechen — ist der Meinung der lauten Bewunderer durchaus entgegen gesetzt. Mad. Stich trägt nähmlich jene Worte mit einem sich überstürzenden Ungestüm vor, als fürchte sie, die Engländer möchten ihr in die Rede fallen, wenn sie nicht zum Schluß eile. Dagegen glauben wir, Johanna soll mit einer solchen intensiven Festigkeit des andächtigsten Gefühls bethen, daß die Zuhörer sich überreden, sie sey im Stande, mit ihren Wunderworten ganze Heere im drohenden Anmarsche plötzlich aufzuhalten. — Wie uns die Freyheit der Meinung, so steht den Lesern das Recht zu, diesen streitigen Punkt zu entscheiden.

Der Anzug war auch in der dritten Vorstellung noch nicht, wie er seyn soll. Mad. Stich hat von dieser Seite keineswegs den großen Begriffen genügt, die durch mehrere öffentliche Nachrichten von der Vortrefflichkeit des Berliner Theaterkostums hier aufgeregt waren. Es scheint, wenn es erlaubt ist nach einem einzelnen Beyspiele in der Person der Künstlerinn zu urtheilen, daß man die Treue der historischen Überlieferung der Rücksicht auf Schönheit und Poesie unverhältnißmäßig vorzieht, worauf nach unserer geringen Meinung ein sehr starker Akzent gelegt werden muß; nicht allein des guten Geschmacks wegen, sondern weil auch die vollkommene historische Korrektheit des Kostums nicht immer leicht auszumitteln ist. Damen, dünkt uns, dürfen in diesem Falle einiger Freyheit genießen, „denn Weibliches soll billig," wie Agnes Sorel sagt, „auch weiblich berathen werden." Die Weglassung des rothen Gewandes, dessen Farbe noch obendrein viel zu dunkel war, verschönerte die dritte Vorstellung allerdings. Der Harnisch, der Brust und Rücken deckt, verletzte besonders von der einen Seite die Wohlgestalt der Künstlerinn auffallend durch seinen massiven Umfang. Wahrscheinlich hat das genannte, weit verbreitete Übel des Harnisches auch dem Gewande um die Mitte des Körpers eine unangenehme Breite gegeben, wenn gleich Mad. Stich das erste Mahl verschiedentlich durch eine nicht glücklich gewählte Stellung zu diesem ungünstigen Eindrucke beytrug.

Mad. Stich wurde mehrmahls während des Spiels laut bewundert und nach dem Schlusse gerufen. Dieser Beyfall mußte ihr um so willkommener seyn, da Johanna, laut der öffentlichen Erklärung, ihre Lieblingsrolle ist, worin sie also vermuthlich auch dem Berliner Publikum besonders gefällt.

Hr. Stich sprach als lothringischer Ritter mit Einsicht und Gefühl, und zeigte, wie viel eine zweckmäßige Anstrengung über das Organ vermag. Wer Feinheiten aufsuchen wollte, könnte auch bemerken, daß die Rede gegen das Ende sich noch mehr hätte beleben sollen; einmahl, weil steigende Wärme der Empfindung hier psychologisch nothwendig ist, dann auch, weil im Ritter der angeregte kriegerische Sinn die reine Objektivität der Erzählung nicht zuläßt. Doch das sind Kleinigkeiten, wie man sagt.

Übrigens muß jetzt, wo wir zum zweyten Mahl von Hrn. Stich reden, unsere erste Behauptung über das schöne, sehr brauchbare Talent dieses Künstlers wiederhohlt werden. In die erste Linie können wir ihn zwar nicht stellen, in welcher überall und folglich auch hier nur sehr wenige Schauspieler stehen; doch behauptet er sich in der zweyten mit Überlegenheit. Wenn das Publikum nicht jedes Mahl diese unsere individuelle Meinung besonders lebhaft ausgesprochen hat, liegt der Grund wohl darin, daß den Wienern der Anklang einer fremden Nationalität leicht anfänglich widersteht, wie es mit den Berlinern wohl auch seyn wird; daß ferner das Rollenfach des Künstlers ein solches ist, womit überhaupt nur allmählig große Gunst erworben werden kann; daß endlich selbst die Wahl der Stücke zum Theil dem Eindrucke geschadet hat. Wir gestehen wenigstens die Schwachheit, daß ein mittelmäßiges oder verfehltes Produkt uns auch gegen die Schauspieler etwas einnimmt. In Hinsicht auf das Rollenfach steht das Lustspiel überhaupt dem Trauerspiele nach, in so fern der Künstler darin großen Ruf sucht; wenn ihn die Natur nicht vorzugsweise zum genialen Spaßmacher gestempelt hat. Einen Beweis gibt Mad. Löwe, deren Ruhm im Lustspiele noch immer nicht ganz mit ihrem außerordentlichen Verdienste in Verhältniß steht.

Dlle. Lefevre imponirte als Isabeau eben so sehr durch die geschmackvolle Pracht des Kostums, als durch ihr überaus zweckmäßiges Spiel. Sie verliert, den Glanz und Umfang der Rolle abgerechnet, nichts in Vergleichung mit Mad. Stich. Das Publikum war in seinem Beyfalle nur gerecht, noch lange nicht freygebig oder großmüthig, wie sonst gegen andere Künstler, und zwar nicht immer an der rechten Stelle. Die schneidende Schärfe des Organs, die anderswo etwas verletzt, war hier ein Verdienst. Die Haltung verkündigte bey aller Lebhaftigkeit Würde, und gewann bedeutend durch den Ausdruck des Regelmäßigen im Gesicht. Dieser physiognomische Vorzug verleiht der Künstlerinn in Darstellungen des griechischen Alterthums ein besonders Interesse. Bey der dritten Aufführung stand Dlle. Lefevre gegen die erste etwas zurück. Indem sie sichtbar nach größerer Mäßigung strebte, verfehlte sie hier und da den Ton der Bitterkeit, der ihr vollkommen zu Geboth steht, sobald sie ihn sucht. Das spöttische Lachen kam indessen später der Natur näher als früher.

Die Dekorationen waren von glänzender Schönheit. Der Dom konnte indessen bey aller Beschränktheit des Raumes etwas alterthümlicher aussehen. Die Schönheit des feyerlichen Zuges gewinnt in Hinsicht auf Ordnung, Präcision, Anstand mit jeder neuen Darstellung. Aus den Repräsentanten des Volkes dürfte man übrigens ohne Nachtheil einige ins Exil schicken. Die Pracht des Ganzen ist angemessen. Geschmack steht mit Reichthum in wohl abgewogenen Verhältnissen. Die Fülle und Länge der Gewänder deutet schön die religiöse Feyerlichkeit des Zuges an. Einige Individuen blitzen besonders hervor, wie z. B. Hr. Lange als Senneschall und Hr. Lembert als Herzog von Burgund. Beyde erhöhen den Eindruck noch durch richtig angemessenen Anstand.

Theater an der Wien. Den 21. d. zum ersten Mahle: Die Journalisten. Lustspiel in vier Aufzügen, nach dem Französischen des de la Ville de Mirmont, von W. Vogel.

Abermahls eine Arbeit dieses betriebsamen Verpflanzers französisch dramatischer Fabrikwaaren, und zugleich ein neuer Beweis, daß der Mechanismus wenig Mühe kostet; sollte jemand aus Unkenntniß der Sache daran zweifeln, so darf er solche Werke nur beschauen. Die Leichtfertigkeit der Behandlung wird noch von der Anmaßung, mit welcher sie ausgestellt werden, überwogen. In der Beurtheilung des unlängst auf dem Kasperltheater gegebenen Stückes: die Dichter, wurde der Ausdruck: Seitenstück zu Vogels Lustspiel: die Schauspieler, getadelt; und ohne Zweifel könnte das oben genannte Exemplar von Gattungsstücken, die seit einiger Zeit in Gang kommen, mit größerem Recht ein Seitenstück zu den verunglückten Dichtern heißen. In diesem letztern ist Erfindung und Ausführung des Verfassers Eigenthum; dort ist einem fremden Gebäude eine weitschweifige, geschmacklose Polterkammer eingeschoben worden, ein ungeschickter Tummelplatz für platte Einfälle, plumpe Ausfälle, Räsonnements und leeres Gewäsch, der die unscheinbaren Reste des ursprünglichen Werkes verunstaltet und erdrückt, so daß diese Komödie in allem, was Zugabe und Einrichtung betrifft, jenem falschen Dichterspiegel nachstehen muß. Die Journalisten enthalten in ihrer jetzigen Beziehung eine langweilige und bis zum Überdruß wiedergekäute Diatribe gegen Rezensenten und Kritik; tausend Mahl ausgediente Hülfsmittel und abgenutzte Verhältnisse werden aufgebothen, um die Verderblichkeit der Journale, die Nichtswürdigkeit der Redakteurs, in das schwärzeste Licht zu setzen, schlechten Autoren und ungezogenen Künstlern eine Schutzrede zu halten, die lächerlichsten Behauptungen und Propositionen zu unterstützen, z. B. daß man die Nahmen der Getadelten niemahls nennen müsse, wobey den Gepriesenen das Gegentheil stillschweigend zugestanden wird; und fragt man endlich nach der langen Rede kurzem Sinn, so erfolgt das reumüthige Bekenntniß: Wir haben nur einige gemeint, es gibt auch ganz vortreffliche darunter. Wollte man nun weiter wissen, welchen diese Auszeichnung eigentlich gebührt, so würde unfehlbar die Antwort seyn: „Denjenigen, die unsern Ruhm verkünden," worauf man dann nichts besseres erwiedern könnte, als die alten Worte Hamlets: „Wohl gesprochen, alter Maulwurf!" die er dem Geiste nachruft; nur Schade, daß in diesem Allen nicht eine Spur von Geist zu finden ist. In der Hauptperson des Stückes wird abermahls ein wohlbekannter Dichter hingestellt, dessen literarischer Charakter, wie ein würdiger Kunstrichter vor kurzem in einem hiesigen Blatt bemerkte, allerdings bittern Tadel verdient, dessen Übermuth und gallsüchtiges Gemüth doch aber nicht, wie hier, auf eine sinnlose Weise mit Laster und Verbrechen verwechselt werden dürfen, und dessen Gegner, wenn es zum öffentlichen Angriff kommt, wenigstens in irgend einer Hinsicht ebenbürtig seyn sollten, weil es Bedauern erregt, wenn Leute sich in solche Händel mischen, die keine Stimme in der literarischen Welt haben, und weil man durch dieses eitle Unterfangen, wenn auch nicht an den kranken Löwen in der Fabel erinnert wird, doch an den Kampf der Riesen und Pygmäen.

Diese Journalisten mißfielen von Anfang bis zu Ende, und die Darstellung war so unbedeutend, wie das Werk.

Nachricht.

Den Kunstfreunden wird es ohne Zweifel angenehm zu erfahren seyn, daß unser verdienstvoller Sales, nach zweyjähriger Abwesenheit, veranlaßt durch die ehrenvolle Aufforderung, in Stuttgart die königliche Familie zu mahlen, seit einigen Tagen hier wieder angekommen ist.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 30. November 1820.

144

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer vierteljährig um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Büreau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 257) und bey A. Strauß in der Dorotheergasse; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monathheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Das Porträt.

Unter der Regierung Karls IV. Königs von Frankreich fanden sich einst die Prinzen von Geblüthe bey einem Gastmahle versammelt, wo sie bey schäumenden Pokalen und heitrer Laune sich so wohl unterhielten, als es Prinzen nur irgend im Stande sind. Nachdem sie manchen Gegenstand besprochen hatten, geriethen sie auf ein Kapitel, das die Theilnahme aller sehr lebhaft in Anspruch nahm. Es war nehmlich die Rede von den Damen des Hofes, wobey aber ihrer Tugend eben nicht zu gewissenhaft gedacht wurde. Diejenigen, welche zugegen waren, und wie dieses in ähnlichen Fällen gewöhnlich ist, als eben so viel löbliche Ausnahmen von der Regel angesehen wurden, vertheidigten ihr Geschlecht mit aller Wärme, und bemerkten unter andern, daß den Männern die Eitelkeit zuweilen in hohem Grade eigen sey, aller Wahrheit zum Trotz, sich gewisser Begünstigungen zu rühmen, die sie von Seiten der Frauen genößen. Diese Zumuthung, nicht ohne einige Empfindlichkeit ausgesprochen, griff Ludwig dem Herzoge von Orleans und Bruder des Königs so lebhaft an's Herz, daß er mit aller Freymüthigkeit das Wort nahm, und sagte, es befände sich wohl keine einzige schöne Dame bey Hofe, deren Gunst er sich nicht zu rühmen wüßte, weßhalb auch die Porträte aller in seinem Kabinete zu sehen wären. Wie die anwesenden Damen diese Rede aufgenommen haben mögen, läßt sich leicht vermuthen. Bald lenkten sie das Gespräch auf andere Gegenstände, die Tafel ward aufgehoben und die Gäste gingen ihrer Wege.

Einige Zeit nachher erschien Johann Herzog von Burgund, welcher bey jenem Gastmahl zugegen gewesen war, bey Ludwig, um ihm einen Besuch zu machen. Der erste Gegenstand, welcher ihm in dessen Kabinete gleich bey seinem Eintritte in die Augen fiel, war das Porträt seiner Gemahlinn, deren Schönheit bekanntlich die reizendsten Damen des königlichen Hofes überstrahlte. Wohl eingedenk der Worte, welche der Herzog von Orleans neulichmahls so selbst gefälligausgesprochen hatte, errieth er alsogleich, was das Porträt seiner Gattinn zu bedeuten habe, und gerieth in desto heftigern

Zorn, je mehr er für Abentheuer dieser Art empfindlich, oder was einerley ist, in derley Fällen weniger Philosoph war, als mancher Ehemann in unsern Tagen es seyn dürfte. Indessen verbarg er seinen Groll so gut er konnte, und bezeigte dem Herzoge seine Freundschaft auf's Verbindlichste. Sobald er aber dessen Thür im Rücken hatte, begab er sich sogleich auf sein Herzogthum, berief die Weisesten seiner Räthe zu sich, beschwor sie um strenge Verschwiegenheit, und fragte sie um Rath, wie er sich an Ludwig rächen könnte, nachdem er ihnen jenen Vorfall mit dem Porträt seiner Gattinn erzählt hatte.

Da er, abgesehen von der Unbild, die ihm durch die Leichtfertigkeit des Herzogs von Orleans widerfahren, und weßhalb er auch aller Gesitteten Theilnahme mit Recht in Anspruch hätte nehmen können, übrigens alle Eigenschaften eines Bösewichts an sich hatte, so gelang es ihm bald durch allerley Ränke sich Anhänger zu verschaffen, die Gemüther des Volks wider seinen Gegner, den er schon beym Anblick jenes Porträts zu verderben beschworen hatte, zu empören, und endlich einen verläßlichen Arm zu finden, welcher seinen Anschlag zu vollführen bereit wäre. Als der Herzog von Orleans sich seiner Gefahr am wenigsten versah, ward er an der Barriere Baudet angefallen und ermordet. Er hinterließ drey trostlose Kinder, deren ältestes ein Sohn von vierzehn Jahren war; grenzenlos war ihr Schmerz, und drey ganze Jahre trugen sie Trauerkleider, sein Angedenken zu ehren.

Hierbey trieb aber Johann seine Verstellungskunst so weit, daß er nicht nur dem Leichenbegräbnisse des Ermordeten beywohnte, und den trostlosen Waisen desselben unendliches Mitleid bezeigte, sondern auch sogar dessen Grab mit seinen Thränen näßte. Indessen war sein Verbrechen zu groß, als daß seine Heucheley hingereicht hätte, solches allen Augen zu verbergen. Und wie denn große Missethaten selten unentdeckt bleiben, so drangen scharfsichtige Blicke auch bald in dieß Geheimniß, und der gottlose Herzog fand seinen Ankläger. Aber auch für diesen Fall hatte er eigene Waffen. Er warf nun die bisherige Hulle mit einem Mahl von sich, und trat öffentlich wider die Letztern auf, indem er in Gegenwart des Dauphins behauptete, der Herzog von Orleans sey ein Verräther gewesen, welcher nichts geringers im Schilde geführt hätte, als sich der Krone zu bemächtigen, weßhalb man, anstatt ihn wegen dessen Ermordung zu strafen, ihn vielmehr für die wichtigen Dienste belohnen sollte, den er durch dieselben dem Könige, dem Herzoge von Orleans und dem Staate geleistet habe. Die unglücklichen Waisen waren noch nicht mündig, und konnten daher gegen die Verleumdung ihres Vaters nichts beweisen, Thränen waren die einzige Sprache ihrer Herzen und ihres Rechtes; aber ihre Klage konnte nicht bis zum Throne gelangen, da der Herzog von Burgund jede Gelegenheit hierzu zu hintertreiben wußte. In Kurzem erhielt er seine Lossprechung, und sein Verbrechen schien immer tiefer in Vergessenheit zu gerathen.

Aber die Söhne des Ermordeten waren indessen zu einem Alter herangewachsen, wo sie sich einen Anhang zu werben, und Recht zu verschaffen hoffen konnten. Fest entschlossen, zu sterben oder den Tod ihres geliebten Vaters zu rächen, übersandten sie dem Mörder einen Fehdebrief, den sie alle drey unterzeichnet hatten, worin sie ihn einen Meuchelmörder und Verleum-

der nannten, und der schändlichsten Laster beschuldigten. Da sie die Macht und den vielseitigen Einfluß ihres Gegners wohl kannten, suchten sie bald eine Anzahl Freunde, und durch diese einen Theil des Volkes in ihr Interesse zu ziehen, wobey sie mit aller Vorsicht und Klugheit zu Werke gingen. Je ruhiger sie sich zeigten, desto eifriger schmiedeten sie an den Waffen ihrer Rache, und erst nachdem ihre Plane zu vollkommener Reife gediehen waren, rückten sie hervor aus ihrem Hinterhalt. Wie eine mächtige Gluth, welche bey dem ersten Zugange der Luft in gewaltige Flammen empor schlägt, immer weiter um sich greift, und alles um sich her entzündet, stürmte mit einmahl die zahlreiche Rotte der Verschwornen hervor, wuchs in ihrer Entwickelung immer weiter und weiter und verbreitete über ganz Frankreich Schrecken und Verheerung. Denn auch der Herzog von Burgund säumte nicht, seinen Anhang aufzubiethen. Bald war der Aufruhr allgemein, alles Volk stand in Waffen, der Eine zog gegen den Andern los, und theils durch eigene Wuth, theils durch die Rache ihrer Anführer geleitet, verübten die Empörten in kurzem Greuelthaten ohne Maß und Zahl.

Karl VI., dessen Geist mit jedem Tage mehr und mehr erschlaffte, vermochte nichts wider das so allgemeine Schreckniß. In einem und demselben Augenblicke billigte und verwarf er oft die Maßregeln, die sich ihm bothen, und der bloße Schein der Dinge bestimmte sein Urtheil. Endlich siegte die Parthey der Orleans, und alles schien für den Herzog von Burgund verloren. Er sprach daher Heinrich V., König von England, um Beystand an, und erhielt ihn; es wurde lange mit wechselndem Glücke gekämpft, aber die gerechte Rache ereilte den Missethäter. Nachdem Frankreich beynahe über acht Jahre ein Schauplatz des Entsetzens gewesen war, wurde er den 10. Sept. 1419 durch die Anhänger des Dauphins ermordet.

Dritte Probe

der Lieder in österreichischer Mundart,

von J. F. Castelli *).

Já und Noan.

Wánn d' Muada ságt: „Kimm Söppel frisch!
Die Supp'n stehd schon auf'n Tisch!"
Dá
Ság i lifti: Já!
Wánn s' ába ságt: „Da Hähn häd g'schria'n,
Steh auf, geh aussi mid'n Kuah'n!"
Dá ság i: Noan!
Dös mág i háld nöd thoan.

*) Die ersten beyden Proben sind in den Nummern 138 und 141 dieser Zeitschrift zu finden, so wie auch die Vorankündigung eines bald erscheinenden Heftes von Liedern in dieser Mundart.

Wánn d' gstrengi Frau recht freundli schaud,
Ságt: „Söppel bring bald wid'r a Kraud!"
Dá
Schrey i lifti: Já!
Wánn ába da g'streng Her áft schreyt:
„Kimmt's Moring robaden, 's is Zeit!"
Dá ság i: Noan!
Dös mág i háld nöd thoan.

Kimmt áft a Sunn- a Feyatág,
Vabiath da Pfárra álli Plág,
Dá
Gib i' hm recht, ság: Já!
Wann 'r ába auf da Kanzel pfnaust,
Und üba's Tánzen a no haust,
Dá ság i: Noan!
Dös derf ma állmáhl thoan.

Sich i die Miadl bey'n Fenstа stehn
Und ruaft sie: „Söppl! mágst eina gehn?"
Dá
Schrey i lifti: Já!
Wánn's ába drin wás plauscht von G'fáhr
Und frágt: „Wüllst Já ság'n bey'n Altár?"
Dá ság i: Noan!
Dös mág i háld nöd thoan!

Taschenbuch für das Jahr 1821.

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben durch die Freyherren von Hormayr und Mednyansky. Zweyter Jahrgang 1821. Wien, gedruckt und im Verlage bey Anton Strauß.

Geschichte und Kunst in schwesterlichem Vereine, beyde sich aufhellend, schmückend und verherrlichend, sind der Gegenstand des Taschenbuchs. Wie dieser Zweck in dem ersten Jahrgange erreicht ist, hat das Publikum erkannt und gewürdigt; das Büchlein ist in dieser Hinsicht nicht mehr eine ephemere Erscheinung, sondern ein bleibender Beytrag für die Geschichte der österreichischen Erbländer und Ungarns, so wie eine Zierde der deutschen Literatur, zumahl auf einem Felde, das so viele taube Ähren trägt. Der zweyte Jahrgang wetteifert mit dem ersten an Reichthum, Auswahl und Gehaltigkeit. Was wesentlich der Geschichte angehört, durchzugehen, liegt nicht innerhalb des Gesichtskreises unseres Blattes; es werde nur für den Theilnehmenden angeführt, daß in den Ahnentafeln die Geschlechter der Szirmay, der Sztarray, de Müllinen (in der Schweiz) und der Dietrichsteine zu ihrem Ursprunge verfolgt, unter den Burgen die Burg Pernstein in Mähren, die Burg Eichhorn und ihr vermeintlicher Tempelhof (gleichfalls in Mähren), die Königsburg Wissegrad (in Ungarn), die Festung Gran näher betrachtet werden, und daß noch zu den rein historischen Aufsätzen das Leben Stephans, von Illyésházy, und die Jagellonen in Ungarn gehören. Wie viel durch die Thätigkeit und den Eifer eines Privatmannes

zur Aufbewahrung fremder und einheimischer Denkmahle geschehen ist, ersieht man aus der genauen Beschreibung der wissenschaftlichen Sammlung des Hrn. Niklas Jankowits zu Pesth. Wir beschränken die aufmerksamere Betrachtung auf das, worin die Kunst mit oder vorherrschend ist. Zuvörderst die Sagen, Legenden, Zeichen und Wunder; unter diesen zeichnen sich der Markgräfinn Schleyer und der Löwenkampf und das Siegeskloster aus; man erkennt in der Geschichte und Poesie innig verwebenden Darstellung leicht den Historiker, welcher die vaterländische Geschichte aus den Schachten der Gelehrsamkeit, in denen sie sich zum Theil als todt Liegende verbarg, mit dem Feuer der Begeisterung und mit der durch Quellenstudium geläuterten Einsicht an's Licht gefördert und in's Leben eingeführt hat, Freyherrn von Hormayr; wiewohl die erstere jener Legenden schon durch die Sage und durch liebliche Dichtung von Caroline von Pichler allgemein verbreitet ist, so erscheint sie doch mit neuem Reize bekleidet.

Die ungarische Vorzeit, so reich an leuchtenden Charakteren, in diesem Taschenbuche vorzüglich beachtet, stellt auch in der Poesie eine merkwürdige Erscheinung auf. Bisher waren wir nur mit dem Helden Niklas Zrinyi vertraut, dessen Gedächtniß der unvergeßliche Sänger von Leyer und Schwert, Körner, zuerst angeregt und begeistert, wie wir bestimmt angeben können, durch den österreichischen Plutarch, auf der Bühne erneuert hat, — hier sehen wir dessen Urenkel, Grafen Niklas Zrinyi, nicht bloß als wackern Degen, sondern auch als Dichter glänzen. Bemerkungswerth ist, daß er, gleich Virgil, erst Idyllen gesungen und dann seines Ahnherrn Großthaten in einem Heldengedichte, der Zriniade (in Wien 1657 herausgegeben) gefeyert hat; die gelieferten Proben setzen, Zeit und Nation zugleich in Betrachtung gezogen, in Erstaunen. Wie in dem vorigen Jahrgange Nachrichten über Freidals Turnierbuch (in der Ambraser Sammlung befindlich), welches des Kaisers Maximilian I. sämmtliche Kämpfe darstellt, von Aloys Primisser geliefert wurden, so macht uns dieser gelehrte Forscher in dem jetzigen mit einer von jenem großen Kaiser veranstalteten Sammlung altdeutscher Gedichte bekannt, welche unter andern drey bisher unbekannte große Heldengedichte: 1) Biterolf und Dietleb. 2) Gudrun und 3) Ereck enthält; interessante Hindeutungen, wie in Österreich im Mittelater Dichtkunst gepflegt wurde, sind beygesetzt.

Graf Mailáth theilt aus der Königinhofer Handschrift ein Bruchstück über die großen Kämpfe der Christen mit den Tartaren (Mongolen 1241) mit. Der von der Sage angegebene Beweggrund ihres Einbruchs in das Westland ist in einer Ballade: der Gastesmord auf der Maidenburg (bey Nikolsburg) von Professor Swoboda besungen, gewidmet dem Sprossen des Retters Österreichs vor jenen Horden, Franz Grafen von Sternberg. Zwey andere auf geschichtlichem Grunde ruhende Gedichte, Simon Kemeny, von Köffinger und Sanct Adalbert am grünen Berge, böhmische Legende von W. A. Swoboda, sind gleich anziehend durch den Stoff, wie durch die passende Einkleidung. — Die Idee, das Kanonenkreuz im Gewande einer Sage am 18. Okt. 1913, der hundertjährigen Jubelfeyer von Leipzig zu besingen, ist überraschend, und von J. J. Hannusch mit dichterischem Schmucke ausgeführt. Nach Art der spanischen Romanzen ist der arragonischen Königinn Johanna Liebe und in Wahnsinn ausbrechende Trauer über den zu früh verblichenen Gemahl Philipp den Schönen, von J. F. Castelli besungen; in Blüthenfülle, Klarheit und Tiefe der Empfindung mit jenen Klängen des Südens zu wetteifern, mag stets ein Wagniß seyn; dieser Dichter aber scheint uns im Gebiethe des leichten Scherzes mehr auf eigenem Grund und Boden zu stehen, und wohl dem Dichter, der diesen hat.

Die Kupfer folgen den Gegenständen des Textes (darunter die berühmte Dietrichsteinische Hochzeit zu Wien 1515 und die treffliche Votivtafel zu Wiltau. Bey dem sehr geschmacklosen Äußern ist selbst der Umschlag einladend und würdig; auf der einen Seite des Dichters Zrinyi Denkmahl, auf der andern das sogenannte „Heidenthor" bey Petronell, oder vielmehr die mächtige Ruine eines römischen Triumphbogens, denn dafür möchten wir es allein halten, nicht (wie in der Erklärung der Kupfer auch angegeben ist) die das Stadtthor des verschütteten Carnuntum (auf dessen

Trümmern das jetzige Petronell steht) theils der Gestalt wegen, theils weil, wie wir aus eigener Beobachtung schließen, der Bogen von der eigentlichen Stadt getrennt gewesen zu seyn scheint.

Correspondenz-Nachricht.

Grätz, November 1820.

Die Wanderungszeit vorüberziehender Schauspieler ist geendigt; wir sind auf unsere eigene Kraft und Unkraft beschränkt. Ein Rückblick auf die gesehenen Fremden (wahrlich! nicht Alle verdienen den Nahmen der Künstler) wird den Gewinn und Verlust der Direktion und des Publikums ahnen lassen.

Hr. Caché kam zuerst aus Wien, dann Hr. Schwarz und Hr. Töpfer. Dieser Letztere füllte das Haus, und gab ein gutes Bild von Friedrich dem Zweyten im Tagsbefehl.

Hr. Jäger vom Theater an der Wien brachte mit seiner Stimme und seiner Gesangskunst auch die uns mangelnden Opern, von denen er Rossini's Barbier so sehr herauszuheben vermochte, daß er vier Mahle mit überfülltem Hause gegeben wurde.

Mlle. Bondra war als Vestalinn und Amazilis in der Hauptstadt sehr gerühmt worden; man hatte von ihr eine überspannte Erwartung; diese Art Täuschung schadete ihr im Maße des Beyfalls. Mlle. Altenburger, welche auf den Hoftheatern durch Haltung und Stimme für kleine Parte kaum mehr ausreicht, wagte sich an größere Aufgaben auf einem Theater, wo sie einst als heranblühendes Mädchen viele Ermunterung fand, und auch jetzt noch aus Achtung vor der Erinnerung weniger streng beurtheilt wurde.

Hr. Majetti aus Straßburg gehörte zu den Polterern, welche die Ritter-Rollen, die Adelungen und Stromberge herab donnern und herunter reißen. Hr. Karschin aus Kölln zeigte im gesellschaftlichen Tone und im höhern Lustspiele einen vielgewandten Mann; doch hier ist das Lokale so sehr an die Tagesordnung gekommen, daß das wahre Komische in edlerer Gestalt nicht mehr anspricht. Mad. Karschin, einst als Octavia und als mimische Darstellerinn gerne gesehen, konnte ihren alten Ruf nicht wieder erneuen; man fand sie oft gesucht, bisweilen übertrieben, manchmahl gezwungen.

Mlle. Maß aus Berlin regte im Ganzen höhere Ideen an; sie wählte Meisterwerke zur Darstellung; die Umgebungen veredelten sich bey den würdigeren Aufgaben von Grillparzer's Sappho und Schiller's Isabella; die Zuschauerwelt zeigte Theilnahme und Anerkennung. Die Kenner tadelten das Eintönige des Vortrags, das Abgemessene in der Darstellung, und die Leidenschaftlosigkeit in der Leidenschaft. Doch blieb die Künstlerinn durch den Adel ihres Betragens, durch das Mahlerische ihrer Haltung, durch die Reinheit ihrer Aussprache und durch die Besonnenheit bey Auffassung der Charaktere in geliebtem und geehrtem Andenken.

Unsere Stadt, welche so nahe bey der Hauptstadt liegt, und durch die Schönheit ihrer Umgebungen, so wie durch die Sinnesart ihrer Bewohner jeden Künstler anzieht, könnte aus Wien die wirklichen Meister zum Besuche erhalten; man sollte aber nur die Trefflichen berufen, damit die einzelnen Bilder echter Kunst zu Vorbildern für die Schauspieler und die Zuschauer würden. Aber mittelmäßige Leute von fernher verschrieben, schadet ungemein, theils weil sie den Dünkel der einheimischen Schauspieler vermehren, theils weil sie den Maßstab der einheimischen Zuschauer verfälschen.

Unsere Schaubühne stellt übrigens die Welt vor, aber die verkehrte. Mancher steht an der unverdienten Stelle. Einige erhalten für ihre Kraft viel zu große Rollen. Mancher erhascht große Zahlung für kleinen Dienst. Und die Koulissen machen Nacht, wenn schon Tag werden soll.

Schauspiel.

Im k. k. Hoftheater nächst der Burg den 22. November: Hamlet.

Mad. Stich — Ophelia. Diese Darstellung steht nach unserer Meinung über der Rolle der Jungfrau von Orleans, sobald nicht von einzelnen glänzenden Momenten die Rede seyn soll. Überhaupt hat das Verdienst der Künstlerinn, so viel wir zu urtheilen vermögen, bis jetzt im Tragischen mit dem glücklichsten Erfolge vorzugsweise den Shakespear'schen Genius in's Licht gesetzt, jedoch so, daß Julie Ophelien noch überwiegt. Dieser Lobspruch bezeichnet in dem vorherrschenden Talent zu Darstellungen zwangloser Liebe zugleich am treffendsten die schöne Gemüthlichkeit der vielvermögenden Künstlerinn.

Ihre hohe und schöne Gestalt erschien bey der Zweckmäßigkeit des Kostums dießmahl wieder mit zauberischer Macht. Nur das zu lebhafte Spiel der Farben in Bekleidung der Arme wirkte auf eine etwas ungünstige Weise, die wir nicht weiter aus einander setzen wollen. Der sorglose Sinn, mit welchem Mad. Stich über den äußern Schmuck zuweilen hinwegsieht, zeigt ein so edles Vertrauen auf die Kraft der reinen Kunst, daß dieser Fehler in anderer Hinsicht wieder ein Vorzug heißen kann.

Mit der reizendsten Unbefangenheit erzählte Ophelia ihrem Vater die Liebeserweisungen Hamlets und unterstützte den Erguß der in ihr selbst noch nicht ganz klar gewordenen Neigung mit dem sprechendsten Geberdenspiel, besonders da, wo sie in ihrer Schilderung das unruhige Verhalten des Unglücklichen ordentlich in die Luft hineinmahlt.

Während Hamlet den erschütternden Monolog hält, liest Ophelia bekanntlich nach Polonius Vorschrift in einem Buche. Das ist wieder eine von den Gelegenheiten, wo die Kunst und mehr noch die Seele einer Schauspielerinn ihre geheimsten Tiefen aufschließen kann. Mad. Stich leistete Viel, aber nicht Alles. Der Blick vom Buche auf Hamlet und von Hamlet auf das Buch war nicht jedes Mahl im richtigen Verhältniß zu der Entwickelung ihrer Leidenschaft und dem Inhalte des Gesprächs. Wir gehen so weit, während dieses Moments von Ophelien sogar eine durchblitzende Andeutung des möglichen Wahnsinns zu fordern, der später in seiner tödtenden Wirklichkeit eintritt. Diese Offenbarungen des Verborgensten im Menschen lassen sich nicht genau vorschreiben, nur bewundern, wenn sie kommen. In der darauf folgenden Unterredung zwischen den beyden Liebenden kann Ophelia durch die abgebrochenen Worte des schwermüthigsten Ernstes das Folgende schon leichter ankündigen.

Die Wahnsinnsscenen können wir nach ihrem vollen Werthe gar nicht wirksam genug loben. Dazu gehört eine mehrmahls wiederhohlte, oder besser noch, eine bey den Proben vorhergegangene Anschauung, wofern nähmlich die Proben für ein solches Trauerspiel mit vollständigem Ernst angestellt werden. Folgende Züge sind in der Erinnerung zurückgeblieben. Die Augen zeigten den irren Geist gleichsam herumwandelnd wie in der Einöde, besonders war der Ausdruck furchtbar schön, als Ophelia zum zweyten Mahl hervorstürzt. Die Bewegungen stimmten dazu mit charakteristischer Lebendigkeit. Die Stimme entwickelte in der Höhe bey den Äußerungen des zerrüttenden Schmerzes einen uns bis jetzt noch nie vorgekommenen, ungeheuren Nachdruck. Das Gewaltsame, Schreyende, was bey heftigen tragischen Bewegungen der Künstlerinn sonst entgegenwirkt, kam ihr hier als eine außerordentliche Begünstigung zu Statten. Die Spuren der wirkenden Sinnlichkeit spielten in ihren leichten Flammen höchst bedeutend um's Gesicht. Die Übergänge waren nicht grell, unnatürlich, sondern von außen und innen vorbereitet. Der furchtbare Scherz erinnerte durch den süßen Wohllaut bitter ergreifend an die Tage des Glücks, die Hamlet und Ophelia einst einander durch Worte voll Honigs würzten. Ein Gefühl von der Vergänglichkeit alles Irdischen mischte sich ein. Der Gesang blieb in der gehörigen Ferne von Karikatur, in welcher sich das bloß Einstudierte unverkennbar verräth.

Mad. Stich erfreute sich des lebhaftesten Beyfalls und wurde gerufen.

Theater an der Wien. Den 17. d. Agnes Sorel. Oper in drey Aufzügen von Sonnleitner. Musik vom k. k. Hofkapellmeister Gyrowetz.

Es war kein glücklicher Gedanke, diese Oper, die vorzüglich Darstellungs-Talent und deklamatorischem Vortrag des Gesangs erfordert, von einem Personal einstudieren zu lassen, das diese Fähigkeiten eben nicht besitzt, und sie auf die Bühne zu bringen, nachdem sie den Kunstfreunden auf vortheilhafte Weise schon geraume Zeit bekannt geworden. Nur einige kleine Stücke sind in der Komposition auf den Reiz der Melodie berechnet; die andern müssen durch Einverständniß und Zusammenwirken, durch Präzision des Ausdrucks und die feinste Entwicklung der verschiedenen Gemüthsstimmungen belebt werden. Gleiche Beschaffenheit hat es mit der Handlung, die nur durch rege Beweglichkeit und Versinnlichung der Empfindungen und so zu sagen des Gedankenspiels, durch geschäftiges Auffassen und Beantworten der Absichten und Bewegungen sämmtlicher Mitspielenden, Einer gegen den Andern, interessant wird. Hier war alles starr und unbeseelt, kein Zug trat hervor, und ein Schleyer überzog das Ganze. Von seiner Rolle schien keiner eine richtige Ansicht zu haben, und alle bewegten sich gleichsam nur aufs gerathewohl. Einige Gesangstücke wurden sehr disharmonisch vorgetragen, worunter das erste Duett zwischen Agnes und Karl (Mad. Spitzeder und Hr. Shimon) obenan steht. In jener konnte man auf keine Weise die künftige reizende Beherrscherinn des königlichen Herzens ahnen; eher würde man ihre Zofe in dem flitterhaften Maskenkleid vermuthet haben, und der verstellte Page ließ nirgend einen Abglanz seiner Hoheit fallen, sondern verwechselte überall den angenommenen Charakter mit dem wahren, das heißt, er zeigte sich durchgängig untergeordnet. Graf Dunois (Hr. Schütz) trat mit der gewöhnlichen vornehm thuenden Präziosität auf, die der Darstellende seinen fürstlichen und ritterlichen Personen zu geben pflegt, wobey er dennoch sein Verhältniß zu den Untergebenen oft vergißt und die Konversation aus abgerissenen eintönigen Sätzen besteht. Was läßt sich noch vom Hrn. Seipelt (Kastellan) sagen? als daß man glaubt, ihn immer doppelt singen zu hören, weil fast jeder Ton vorher auf dem Gesicht zu lesen ist. Mlle. Demmer als Page war sehr beweglich. Das Publikum hatte wenig erwartet, die Zahl der Zuschauer war klein, und die musikalische Agnes Sorel wird vielleicht nicht mehr auf diese Breter kommen.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

Bupleurum difforme. Zweyförmiges Hasenöhrlein. Vom Kap.
Barleria cristata. Aus Südamerika.
Cestrum cauliflorum. Stammblüthiger Hammerstrauch.
- - oleifolium. Öhlbaumblättriger Hammerstrauch.
Croton penicillatum. Pinseldrüsiges Croton. Von Cuba.
Passiflora suberosa. Korkstämmige Passionsblume. Von St. Domingo.

Modenbild Nr. XLVIII.

Ein Mantel von Merinos. Dessen Krausen sind von demselben Stoffe. Die Randbesetzung und Kapuzen-Fütterung von Baumwollsammet. Der Hut ist von Sammt.

Enveloppe de Merinos; fraise du même. Bordure et doublure de Capuchon de Velours de coton. Chapeau de Velours.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

P. v. St. del. Fr. Stöber sc.

XLVIII. Wiener Moden. 144. 1820.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 2. December 1820.

145

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Büreau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt No. 257) und bey A. Strauß in der Dorotheergasse; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Räthsel- und Charaden-Kranz.

(Zur Preisbewerbung.)

Räthsel.

Wie heißet der Fürst, den das Erdenrund
Seit Menschengedenken erkannte?
Dessen Thron gebaut auf den losesten Grund,
Doch immer die Zeit übermannte?
Ja die Zeit ist des Fürsten Erzeugerinn,
Und in ihm nur erfasset sie unser Sinn.

Jahrtausende treibt er sein loses Spiel
Mit den Werken der sterblichen Brüder.
Zerstören, erschaffen ist ewig sein Ziel,
Das Gewaltige stürzt vor ihm nieder.
Doch die Formen allein, nicht der Dinge Kern,
Erkennen in ihm den Gebiether und Herrn.

Es hat ihn der göttliche Wille bestellt,
Die Güter der Erde zu gleichen.
Er ist's, der den Trostlosen aufrecht erhält,
Doch dem Stolzen ein warnendes Zeichen.
Dem Weinenden zeigt er der Hoffnung Bild,
Den Kindern des Glückes Medusens Schild.

Doch Brüder, es winkt euch ein hehres Ziel:
Des Tyrannen Kette zu sprengen.
Veredelnd erhöhet des Herzens Gefühl
Zu reinen harmonischen Klängen!
Nicht der irdischen Hoffnung vertrauet das Glück,
Noch die Furcht umdämm're den muthigen Blick!

Und glaubt mir, es lös't sich der Zauberbann,
Der uns Jenem zu Knechten verdungen.
Es gehorcht seiner Laune kein rechter Mann,
Der den eigenen Willen bezwungen.
Denn indem er sein Hoffen auf jenseits stellt,
Ist er frey und ein Bürger der bessern Welt.

1. Charade.

Dem Armen, der an harter Rinde nagt,
Den rauh die Noth geleitet durch das Leben,
Vor seinem Blicke, wenn ihn Hunger plagt,
Soll sich ein reich gedeckter Tisch erheben.
Bereitet soll auf dem die Zweyte stehn;
Und wenn ihn dringend mahnt der leere Magen,
Der Herr des Gastgeboths freundlich auf ihn sehn,
Und ihm der Ersten tröstlich Wörtchen sagen. —
Des Ganzen weit verbreitetes Gesetz
Ist herrschend in des Orients Despotien,
Und drohte früher gar, ins Sklavennetz
Des Abendlandes freyen Sinn zu ziehen.
Doch vor des Kreuzes hehrem Friedenszeichen
Sah es die Vorwelt schmachbedeckt entweichen.

2.

Die Zweyte hat nirgend ein festes Haus,
Ist unstät und flüchtig auf Erden;
Die unendlichen Räume füllet sie aus,
Und beherrschet das Seyn und das Werden.
Sie wächst unaufhörlich in Freud und Weh';
Doch nimmer erschwingt sie der Mutter Höh.

Dem sterblichen Auge bleibt sie verhüllt;
Im Schleyer nur läßt sie sich blicken.
Sie ist's, die des Ewigen Ausspruch erfüllt,
Unerschöpflich in neuen Geschicken.
Von dem, was sie schuf, was sie wirkte und war,
Wird der Mensch nur ein winziges Theilchen gewahr.

Doch Schranken nicht kennt der denkende Geist,
Nie darf er des Ursprungs vergessen,
Und wenn sie des Weltenalls Stunde weist,
Er wagt's ihren Zeiger zu messen,
Und — staunend erblickt sie die Riesenbahn
Durch die Erste den Sterblichen unterthan. —

Im Ganzen erscheint uns ein Zauberland,
In trügliche Nebel zerfließend.
Mit Blüthen umwob es der Dichtung Hand,
Der zartesten Sehnsucht entsprießend.

Die Fülle des Geistes, den strebenden Sinn
Ersetzte der Kindlichkeit holder Gewinn.

Wie aus der Erinnerung köstlichem Traum
Die Stunden der Jugend entschweben,
Und sich verkörpert im luftigen Raum
Wie Engel der Tröstung erheben;
Wie dann der Hoffnung milderndes Licht
Durch die starrende Kälte des Lebens bricht:

So ruft das Ganze mit leisem Ton
Zum Grabe versunkener Welten.
Da versöhnt sich der Haß, es verstummt der Hohn,
Und Lieb' nur und Menschlichkeit gelten,
Und der fromme, der patriachalische Sinn
Zieht unwiderstehlich zum Ganzen uns hin.

3.

Wie heißet die Sphäre der thierischen Kraft,
Die Richtschnur des thierischen Strebens?
Die willenlos nur das Nothwendige schafft,
In der engsten Begrenzung des Lebens?
Durch die Erstere wird euch die Schranke genannt,
Die das Thier aus dem Reiche der Freyheit bannt.

Wie nennt sich das ruchlos treibende Ding,
Das die leblosen Körper beseelet?
Das der Flöte melodische Klänge dem Ring,
Dem Pendel die Schwungkraft vermählet?
Zwey Sylben sind's, die den flüchtigen Schein
Des Lebens der trägen Masse verleihn. —

Was herrscht im Gebiethe der freyen Wahl,
Nach unwandelbaren Gesetzen?
Getrübt von der Ersten, bereitet es Qual,
Geläutert, ein himmlisch Ergetzen.
Was ahnet und liebt, was hoffet und denkt,
Deß Wille wird nur durch das Ganze gelenkt.

4.

Wie sich doch die Erste quält,
Wie sie darbt in Reichthumsfülle!
Wie sie todte Schätze zählt
In des Zimmers öder Stille!

Wie sie bangend horcht und laufcht,
Ewig ist auf ihrer Zweyten!
Wenn ein Fußtritt leise rauscht,
Wittert sie den Dieb von weiten.

Nie vom Ganzen borgt sie Schutz,
Mag es hageln, mag es schneyen;
Denn es würde ja voll Schmutz,
Könnte sie sich's je verzeihen?

Oder es entführte gar
Ihm der Wind ein zartes Härchen!
Schont man es, dann offenbar
Hält es noch manch Dutzend Jährchen.

Eingewickelt säuberlich
Mag es ruhen in der Spinde;
Denn die Erste ritterlich
Beut die kecke Stirn dem Winde.

Mit des Ganzen Stoff vergleichet
Sich ihr fühllos trocknes Herz;
Dessen Zähigkeit erweichet
Nie das Mitleid, noch der Schmerz.

5.

(Der Jüngling.)

In's Freye hinaus! Da schimmert und glüht
Die Erste im Strahle der Sonne.
Der Rappe greift aus, die Gegend entflieht;
Es durchbebt uns der Lufthauch mit Wonne.
Sey hoch gepriesen, du Erste mir,
Des starrenden Winters glänzende Zier! —

(Die Jungfrau.)

Nicht tadeln mag ich dein rasches Wort,
Nicht verachten den leblosen Schimmer;
Doch folge mir lieber zu schönerem Ort,
In's festlich erleuchtete Zimmer.
Da ruft uns die Zweyte zum fröhlichen Reih'n
Mit Flötenakkord, in der Kerzen Schein. —

(Der Knabe.)

Nicht zu lenken vermag ich das muthige Roß,
Noch die Wirbel des Tanzes zu flechten;
Da lob ich mein treffliches Lieblingsgeschoß,
Frisch auf, mit dem Ganzen zu rechten!
Laßt sausen die Kugeln um Brust und Haupt;
Sie haben das Leben noch keinem geraubt. —

6.

Holde Zeit der Lebensfreude,
Wenn sich die Natur verjüngt,
In der Hoffnung zartem Kleide
Leicht hervor die Erste dringt! —

Zwar auch sie hat ihre Plagen.
Jener Beyden Sylben denkt,
Deren Schwarm in heißen Tagen
Uns kein Stündchen Ruhe schenkt. —

Doch mit sanft gehaltnen Tönen
Dringt Gesang in unser Ohr.
O genug ist doch des Schönen;
Stimmet in des Ganzen Chor!

7.

Den Blick getaucht in sel'ger Andacht Gluthen,
Erscheinet uns das erste Sylbenpaar.
Zwar will am Kreuz das Mutterherz verbluten
Für ihn, den sie der Menschheit einst gebar;
Doch höher tragen sie des Lichtes Fluthen,
Das theure Haupt bringt sie dem Ew'gen dar.
Dieß Ideal von Weiblichkeit und Milde,
Begeisternd schuf es herrliche Gebilde.

Von Berges Höh', von schroffen Felsenwänden
Sah einst die dritte stolz ins niedre Thal,
Wer sie bewohnte, trug die Macht in Händen;
Sein Zepter war der hoch geschwung'ne Stahl,
Und von des Bürgers unfreywill'gen Spenden
Ward hier gefeyert manches Siegesmahl.
Die Zeit entfloh, mit ihr die rauhe Sitte:
Und in den Staub versank die stolze Dritte.

Nicht so das Ganze. Sieh! noch heute thürmen
Sich seine Massen kolossal empor.
Es trotzte kühn des Völkerheeres Stürmen,
Da ihm Vernichtung der Sarmate schwor.
Vor blut'gem Untergang ein Land zu schirmen,
Dieß Riesenwerk, zu dem es Gott erkor —
Mag immerhin die Zeit sich neu gebären,
Wird ewig seines Nahmens Ruhm verklären.

Kritischer Aufsatz über eine Darstellung der Albaneserinn, vom Verfasser für die darstellenden Künstler *).

Für den außerordentlichen Fleiß, welchen die Künstler in dieser Darstellung an den Tag gelegt haben, weiß ich denselben nicht würdiger, als durch die Mittheilung folgender Betrachtungen darüber zu danken.

Jede dramatische Dichtung will in demjenigen Style dargestellt seyn, in welchem sie gedacht ist.

*) Diese gehaltvolle, und in mehr als einer Hinsicht interessante Beurtheilung ist mir aus sicherer Quelle zugekommen. Der Druck kann kein Mißbrauch seyn, weil diesen Hr. Müllner durch Verschweigung des Ortes und aller Nahmen unmöglich gemacht hat. Friedrich Wöhner.

Dieser Forderung entsprachen vollkommen: Albana, Basil, Enrico, Fernando und Camastro. Hier war allenthalben die Sprache (des Mundes wie der Geberden) über die tägliche Gewohnheit des geselligen Lebens hinaufgehoben: getragene, voll und laut austönende Rede, sorgfältige Artikulation und Betonung, rhythmische Bewegung des Schalles, und natürliche Übereinstimmung mit derselben in der sichtbaren Bewegung und Haltung der Gestalten. Nirgends eine Mahnung an die konventionelle Nachlässigkeit gewöhnlicher Konversation.

Abweichungen von der inneren Wahrheit und Natur, wie leicht sie auch den Schauspielern in diesem mindergewohnten Elemente begegnen mögen, begegneten der Albana gar nicht *). An Basil hab' ich nur Eine wesentliche bemerkt. Er sprach Akt III. die bedingte Verwünschung über Enrico, welche ihm der aufsteigende Verdacht eines blutschänderischen Planes entlockt, mit zu viel Pathos; sprach sie mit eben der Leidenschaft, wie er den unbedingten Fluch des Valeros in der Schuld über den erkannten Brudermörder zu sprechen pflegt, und so erschien sie neben dem zweifelnden „wenn," welches ihr folgt, zu hart. Ein gewisses, scheinbar absichtliches, recitativartiges, widernatürliches Moduliren gehört, als eine Manier dieses Künstlers, nicht hieher. Bey Enrico, Fernando und Camastro können kleinere Abweichungen von Wahrheit und Natur Statt gefunden haben; aber wesentlich, bedeutend muß wohl keine gewesen seyn, da mir keine im Gedächtniß geblieben ist.

Die übrigen drey Künstler, Benvolio, Leontio und Onophrius zeigten gleichen Fleiß; aber sie hielten nicht vollkommen den Styl der Tragödie. Am wenigsten wich Onophrius davon ab. Er sprach meist gehalten, stets verständlich, nie konversirend; nur blieb von dem gewohnten Konversationsspiele noch etwas zu viel Profilspiel übrig, und es fehlte in der Haltung etwas an dem Bewußtseyn des Gewichtes eines geistlichen Ministers; eines Mannes, auf den der König „bey'm römischen Stuhle zählt" und den der Hofnarr „die Angel" nennt, „um welche der Staat sich dreht." Weiter wich Benvolio aus dem tragischen Style. Zwar hörte man meistentheils den Rhythmus; aber nicht immer wurde die Rede gehörig getragen: es schien eine Last daran zu hängen, die sie immer in das tägliche Leben herabziehen wollte. Vielleicht kam das zum Theil daher, daß er ebenfalls das Gewicht seiner Stellung nicht völlig geltend machte. Es liegt in dem Umstande, daß er Albana's Lebenserhalter und Erzieher ist. Ein Umstand, auf welchen er schon gegen Basil: „Mit diesem Nahmen hat" ꝛc. hindeutet, und der ihm ein Recht gibt, so bedeutend und absichtlich in die Handlung einzuwirken, wie er thut. Eine Stelle hat er mißverstanden. Er sprach die Worte: „Soll ich den Wahn, den tröstenden, zerstören?" zum König. Sie sind ein Aparté, welches er zu sprechen hat im Vorgrunde, während Basil, nachdem er: „Leonz!" gerufen, vom Eingange zurückkehrt. Der Page wich am weitesten ab von der Bahn seiner Rolle. Das Leben derselben beruht in einem Kampfe des Humors mit dem Schmerz um den Gebiether. Der Schmerz erschien zuweilen; aber der Humor fehlte durchaus, und so verloren die meisten Stellen der Rolle ihre Bedeutsamkeit für den Zuschauer, weil der Darsteller dieselbe nicht zu ahnden schien. Er warf die Rolle, so zu sagen, leicht hin, und verfehlte um deßwillen den richtigen Styl gänzlich, obschon er keinen eigentlichen Pudel machte; es wäre denn in dem Hauptpunkte seiner Exposition: „Des Reiches Erbe, der Infant, ist toll!" Diese Erklärung, ohne welche die Zuschauer von dem ganzen ersten Akte fast nichts verstehen können, warf er so ganz untheatralisch weg, daß ich selbst sie nicht habe vernehmen können. Akt 2. sagte er irrig: „Jetzt kommt die Zeit, wo ihr ihn heilen (sprechen) könnt." Auch er würde vielleicht dem tragischen Style des Ganzen sich durch das leichte Hausmittelchen nähern können, daß er sich am Hofe zu Syrakus wichtiger fühlte, und wichtiger machte; besonders Scene 1. bey der Vollziehung seines Auftrags, dem

*) Wenn es bisweilen so scheinen wollte; so lag der Grund in dem Organ der Künstlerinn, welches seine Kraft mehr in der Tiefe, als in der Höhe sucht. Da das bey Frauen gewöhnlich umgekehrt ist; so entsteht daraus leicht ein Schein des Mangels an innerer Wahrheit für den an diese Eigenheit nicht gewöhnten Hörer. Für mein Gefühl war aber Albana stets in der Rolle.

Arzt das Geheimniß des Hofes anzuvertrauen, und zugleich ihn durch Furcht verschwiegen zu machen, wenn er es etwa nicht von Natur wäre. Der Page muß gleich Anfangs durch sichtbar scharfe Beobachtung des Arztes merken lassen, daß er etwas Wichtiges mit ihm vor hat, und daß seine Thorenlaune nur eine Maske ist, unter welcher ein ernster Zweck lauert.

Die nachtheilige Wirkung des ungleichen Styles war sehr deutlich zu bemerken, und sollte, mein' ich, den drey bezeichneten Darstellern selbst lästig gewesen seyn. Sie standen unter den übrigen ungefähr wie die stummen Buchstaben unter den lauten. Sprachen die Lauten, so war die Aufmerksamkeit der Zuschauer gespannt, es herrschte Stille. Wenn ein stummer Buchstabe auftrat und das Wort nahm, schien das Publikum zu glauben, es gebe jetzt nichts Wichtiges mehr zu hören, weil es am Sprechenden kein sonderliches Bestreben merkte, vernommen zu werden, und das Vernommene durch das Ohr in Geist und Gemüth eindringen zu lassen. Man benutzte dann die Gelegenheit, sich zu räuspern oder eine bequemere Stellung und Haltung zu geben; kurz die Aufmerksamkeit machte Gewehr in Arm! Ich erkenn' es für verdienstlich, daß Schauspieler, die im Konversationsstück (bürgerlichen Drama) ihre wohlgeübte, höchst achtungswerthe Stärke besitzen, untergeordnete Rollen in der Tragödie übernehmen; aber wenn sie es einmahl thun; so ist es auch ihr eigenes Interesse, sich dem tragischen Darstellungsstyle mit allen Kräften zu nähern. Dieser fordert vor allen dasjenige, was die Franzosen scherzweise nennen: Faire ronfler les vers. Es besteht nicht in dem Bestreben, den Versbau herauszuheben, sondern in dem Bemühen, das Wort gelten zu machen, und ist z. B. im Julius von Tarent eben so nothwendig, als in Leben ein Traum. Alle drey Künstler, von denen hier die Rede ist, haben gezeigt, daß sie es können. Leonzio besonders in der Stelle: „Solche Liebe hat, seit die Welt steht, Brüder nicht vereint" u. s. w. Benvolio gegen das Ende der Scene mit Albana Akt IV. auch auch am Schlusse von Akt II. Onophrius in den Scenen mit Basil und Fernando Akt V. Es kann ihnen also nicht schwer fallen, die Rede immer über der Fläche der täglichen Gewohnheit zu erhalten, wenn sie nun immer in sich das Bewußtseyn lebendig bewahren, daß der Hörer es hier nothwendig fordert, sobald er es einmahl von den Hauptpersonen zu empfangen gewöhnt worden ist; und das wird er sehr bald, weil es ihm das Verstehen der Dichtung erleichtert. Mit diesem Tragen der Rede kommt dann ein edleres Tragen der Gestalten, eine stille Kräftigkeit der Bewegungen, meist von selbst, indem die Anstrengung der Sprachwerkzeuge sich unwillkührlich allen Muskeln und Sehnen mittheilt, und der Instinkt des Talentes bewußtlos auf Übereinstimmung des Sichtbaren mit dem Hörbaren dringt.

Alles was scenische Einrichtung heißt, hat mir musterhaft geschienen, mit Einschluß aller Gruppirungen im III. IV. und V. Akte. Nur im zweyten, bey dem Ausbruche von Enrico's Wahnsinne, hätt' ich gewünscht, daß Basil und Benvolio sich etwas mehr von ihm entfernt gehalten hätten, so viel die Breite des Vorgrundes es verstattete.

Es liegt nicht in dem Zwecke dieses Aufsatzes, daß ich über gelungene Einzelheiten mich verbreite; das würd' ihn sehr lang machen. Nur drey will ich nennen, die über meine Erwartung waren: Basils Erzählung von Fernando's Benehmen in der Versammlung der Verschwornen, Camastro's besonnenes Spiel im ganzen IV. Akte, und Fernando's reine (moralisch reine) Haltung seiner letzten Scene. Albana und Enrico konnten vermöge der Eigenschaft ihrer Rollen mit Einzelheiten mich weniger, als mit dem ganzen Gusse anziehen; doch machten sie mich zwey Einzelheiten bereuen, die ich einmahl im Unmuthe über die Verkürzungsanträge einer andern Direktion aus ihren Parthien gestrichen habe. Ich meine in der Parthie des Enrico Akt III. vorletzte Scene die Stelle: „Gebt Flügel mir — bis: Herr der Welt geworden." Und in der Parthie Albanens, Akt V.: „Oh sel'ge Qual! — Jüngling, du Sonnenflamme — bis: daß glühend in dein Ohr es sich ergieße." Da es ungefähr um eine Mandel Verse zu thun ist, so wünscht' ich wohl, daß sie zu Ehren dieser Repräsentanten wieder hergestellt würden.

Der Aufsatz ist zur Privatmittheilung an die Künstler bestimmt; ihre Art und

Weise geb' ich der Diskretion des Herrn Direktors anheim. Um jeden Mißbrauch davon zu verhüten; hab' ich keine Nahmen genannt. Möcht' er als ein Beweis meiner aufrichtigen Achtung aufgenommen werden, auch in seinem Tadel!

Müllner.

Antwort des Recensenten auf die Bemerkungen eines Bekannten und eines Unbekannten in Hinsicht auf das Urtheil dieses Blattes über Mad. Stich.

Wir wünschen, daß die folgende Mittheilung den Lesern eben so viel Vergnügen machen möge, als uns, und liefern sie deßhalb in ihrer ganzen Ursprünglichkeit.

In der Nummer 274 des Morgenblattes heißt es unter den Correspondenz-Nachrichten aus Berlin, die Hr. Müllner mittheilt, also:

„Wo will nur das unverschämte Loben der Schauspieler — innen hinaus? Die Enkomiastik unserer Zeitungen über die Wiener Schauspielerinn wird jetzt in Wien an unserer Stich wiederhohlt und die possenhaft abgeschmackten, überstudierten, karikirten Lobhudeleyen, womit die Donna Diana der Stich in Wiener Blättern verunglimpft worden seyn soll, trägt ein Jemand Sorge sofort in der Löschpapiernen nachdrucken zu lassen. Der Wiener Kritikus muß ein — quadratus seyn! Z. B." „Dankbar verbeugt sich die Kritik besonders auch wegen des edeln Ausdrucks, den Donna Diana in die Haltung und Bewegung des Kopfes zu legen verstand — — nur um eine Linie schien uns der Kopf manchmahl zu sehr erhoben."" (Mad. Stich hat vermuthlich den Mikrometer für ihre Vertikalbewegung nicht mit nach Wien genommen.) „„Doch wie die Mahler das Licht gern etwas hoch einfallen lassen, der schönen Beleuchtung wegen," „(die kommt beym Theater nicht von oben)" „so hat vielleicht Donna Diana der verwandten Zunft einen Vortheil mehr als gewöhnlich abgelauscht." Verdammt ist solche schuhputzende Kritik! Klingt sie nicht gerade wie hämische Ironie? (Ungefähr.) „Und kann die Stich diese verdient haben?" (Ich glaube nicht.) „Oder sind's Histrionenumtriebe?" (Möglich; doch so fein sind die Spiralen dieser Uhrwerke selten gearbeitet.)"

Es schmerzt uns, daß Hr. Müllner, der als Kenner der Mathematik die Hyperbeln zu rektificiren versteht, als telegraphischer Kritiker dieselben nicht zu lesen weiß. Also geben wir die Hyperbeln doch zu? Ja und Nein, je nachdem es uns beliebt, die Hand umzuwenden. Wer nicht in die Breite und Tiefe bauen kann, der sucht Raum in den Wolken. Das scheinbare Mißverhältniß verschwindet und wird Harmonie bey Entdeckung des Grundes und der Umgebung des luftigen Bauwerks. Lieber Kurzer *), wenn du in deiner Grundgestalt ein Schauspieler bist, wie mehrere deiner Kollegen seyn sollten, so erkläre dem Dichter das Gleichniß, denn du hast ein Recht dazu, das Infernalische des Theaterwesens besser zu verstehen, als er. O du hast gewiß Zangen, um die Schrauben auf dieselbe Weise herauszuziehen, wie sie hineingekommen sind!

Im Grunde also doch Hyperbeln? Nein, meine Herren, denn Damen machen gewiß keine Einwürfe gegen unser Lob, weil wir bey Erwähnung der Einen stillschweigend an alle weiblichen Schönheiten gedacht haben, die jener ähnlich, gleich oder überlegen sind.

Wir können uns also zu dem boshaften Ausfalle des Weißenfelsers nur Glück wünschen, da wir durch ihn Gelegenheit bekommen, der Welt zu zeigen, was wir im Stande sind für das andere Geschlecht zu leiden und dem gemäß auch zu thun. Die Leserinnen haben ohne Zweifel längst aus dem Morgenblatte den wahren Beweggrund der gegen uns erhobenen Anklage errathen. Denn in einer Nummer des Morgenblattes, die wir auf der Stelle nicht zu numeriren wissen, entblödet sich Hr. Müllner bey Gelegenheit der Aufführung der Albaneserinn in Berlin sogar nicht, das Geheimniß seiner Liebe

*) Diesen Nahmen führt bekanntlich eine von den Masken, durch deren Mund Hr. Müllner als Theaterkritiker zu reden pflegt.

zu Mad. Stich öffentlich bekannt zu machen. Die zierliche Wendung, mit welcher er seine Leidenschaft bemänteln will, ist doch nur ein durchsichtiges Couvert um das Billet doux. Wenn der Dichter so scharfsinnig ist, wie er sich stellt und seine Verehrer sagen: warum hat er denn nicht gemerkt, daß hinter unserer Lobpreisung auch etwas steckt, wenn gleich nicht so viel als hinter Mad. Stich? Zarte Gemüther werden wegen dieses Ausdruckes keinen Anstoß nehmen, denn er steht wörtlich im Morgenblatte für gebildete Stände. Bey einer genauen Untersuchung liegt bloß die Schuld an der Nachlässigkeit der Berliner Behörden, die den Reisepaß für Mad. Stich nicht in Weißenfels visiren ließen. Wenn es auf uns ankäme, so ließen die Wiener einen solchen Gast gar nicht wieder zurück, einmahl um Hrn. Müllner zu ärgern, der Mad. Stich natürlich gern in der Nähe hätte, hauptsächlich aber um das hiesige Publikum recht ausgesucht zu erheitern.

Ob Mad. Stich durch unsere Enkomiastik verunglimpft worden, mag die Künstlerinn entscheiden. Schauspielerinnen haben darin einen eigenen Takt. Wenn der Kurze oder gar der Dramaturge uns vorwirft, daß wir uns als Kritiker vor Donna Diana verbeugt haben, so hätte der erfahrne Befehlshaber der Batterie die Subalternoffiziere tadeln sollen, die einen Augenblick vergessen konnten, daß manche Siege in schiefer Schlachtordnung sind gewonnen worden.

Am wenigsten stand es dem Kurzen frey, über unsere eine Linie zu spotten, da wir uns nie über seine vielen Punkte lustig gemacht haben. Übrigens mag er statt der Linie einen Zoll, ja selbst einen Fuß setzen, wenn Mad. Stich denn einmahl nach Berliner Maß gemessen werden soll. Oder nimmt er es uns vielleicht überhaupt übel, daß wir uns nicht auf dem Stocke des Korporals die Kerbe haben einschneiden lassen, um welche Mad. Stich das Kinn zu sehr erhob? Da ferner das Mikrometer gebraucht wird, um himmlische Erscheinungen zu messen, so hatten wir wohl recht, dieses Instrument vorzugsweise auf unserer kritischen Sternwarte auch für Mad. Stich anzuwenden. Was ist endlich diese eine Linie in Hinsicht der studierten Genauigkeit gegen die algebraische Gleichung, durch welche Hr. Müllner neulich im Morgenblatte bewiesen hat, daß irgend jemand in Kabale und Liebe die Rolle des Hofmarschalls Kalb wie ein Kalb gespielt habe? Wir wollen indessen Hrn. Müllner die lustige Anwendung der Algebra gern verzeihen, wenn er nur verspricht, unsere Rechnung des Unendlichen künftig schärfer anzusehen.

Unsere Anspielung auf die schönere Beleuchtung ist absichtlich mißverstanden worden. Hr. Müllner stellt sich nur so, als wisse er nicht, daß wir mit der Beleuchtung von oben die schönen Augen der Donna meinten, von denen wir in demselben Theaterartikel nicht zum zweyten Mahle geradezu reden wollten. Oder hat der Berliner durch unrichtige Auffassung dem Dichter einen falschen Reflex zugeworfen, so daß nun auch bey diesem einmahl die Beleuchtung von unten kam, was ihm sonst nie zu begegnen pflegt?

Die Hypothese der Histrionenumtriebe ist ganz leer. Die geübte Vielseitigkeit unserer Schauspieler erspart ihnen die schimpfliche Mühe, sich, wie es wohl anders wo geschehen mag, an die Theaterrecensenten zu adressiren.

Da Hr. Müllner unsere Euphemismen nicht hat verstehen wollen, ob er gleich selbst sehr schöne schreiben kann, wenn es gilt; so rächen wir uns auf dieselbe Weise an ihm rücksichtlich einiger stark scheinenden Redensarten. Zwingt er uns jedoch künftighin zu Repressalien, dann sind wir auch im Stande, uns auf eigene Faust eine Jeanne Pauline zu schaffen, deren Ausfälle ihn um so mehr verwunden werden, wenn wir sie nach ihm und zu seiner Ehre Adolphine nennen.

Solchen Lesern, denen unsere Neigung zum Frieden Anstoß gibt, sagen wir im Vertrauen, daß es ja, wie sie wissen, eine von den Kriegslisten der höhern Taktik ist, den Feldzug gegen einen erfahrnen, thätigen, kraftvollen Feind nie anders als offensiv zu führen.

Dem Anonymus, der uns in einem dieser Blätter vorwirft, wir hätten absichtlich in dem Urtheile über Mad. Stich als Maria Stuart den tobenden Beyfall vergessen, der ihr wegen der Unterredung mit Elisabeth zu Theil geworden, danken wir für die Artigkeit, uns seine Gedanken als Richtschnur der unsrigen so bestimmt ange-

zeigt zu haben. Er scheint damit auch unser Lob ablehnen zu wollen. Haben wir uns nicht sogar unterstanden, wegen eines meisterhaft ausgeführten Einzelnen zu sagen: „Könnte die Bewunderung Pflichten auferlegen, so müßte der Recensent das Lob kniend niederschreiben?" Freylich mildert der Vordersatz den Nachsatz um mehr, als einige Leser mögen gedacht haben; aber die Ironie oder Bosheit pflegt doch sonst nicht in solche Extasen zu fallen. Wir hatten dieß Mahl jene erwiesenen Ehrenbezeigungen bloß vergessen, denn sonst führen wir sie genau an, wie die Leser wissen. Damit sorgen wir aber bloß für das Interesse der Schauspieler und der auswärtigen Theaterdirektionen, ohne unser Urtheil durch den Beyfall des Publikums auch nur im Geringsten bestimmen zu lassen. Wenn wir nicht so handelten, würden wir die Öffentlichkeit des Worts bey einen solchen Mangel an Selbstständigkeit für die inkonsequenteste Unverschämtheit halten. — Künftig werden wir, um Kollisionen zu vermeiden, unser Urtheil mit X unterzeichnen.

Pariser-Charakteristiken.

Von G. L. P. Sievers.

Die Gauner.

Nehmt ein Gefäß, thut einen Haufen Steine hinein, rüttelt und schüttelt sie tüchtig durch einander und seht, was daraus geworden. Es steht Eins gegen Hundert zu verwetten, die großen Steine haben die kleinen zermalmt. Dieß ist das Recht des Stärkern in der leblosen Natur.

Ein ähnliches hat es von Anbeginn der Welt in der moralischen gegeben, von der Schlange an, die die Mutter Eva überlistete, bis zu dem Teufel der Versuchnng herab, der einen politischen Siebenmeilenstiefel-Mann auf die Zinne seines kolossalen stolzen Thrones stellte, und demselben nach den fern entlegenen Schneegefilden und Eisschollen-Hügeln ein Gelüste beybrachte.

Das Recht des Stärkern dürfte ausgeübt werden, so lange es physische und moralische Reibungen in der Welt gibt, das heißt, bis an's etwaige Ende derselben.

Das Quantum der Ausübung dieses Rechts steht aber, wie ganz natürlich, mit dem Quantum der vorhandenen Reibungen in der vollkommensten Übereinstimmung. Ein Stück Brot wird unter zwey Hähnen weniger Blutvergießen verursachen, als wenn es in einen ganzen Stallvoll geworfen würde. Aus demselben Grunde muß es auch in einer Stadt, welche so viele Tausende von Einwohnern zählt, mehr Betriegereyen geben, als in einer andern, wo nur eben so viele Einheiten leben.

Paris ist, wie längst bekannt, einem Stücke Honig zu vergleichen, auf welches sich Fliegengeschmeiß aller Art, von der Hornisse an bis zur Eintagsfliege herab, geworfen hat. So wie hier Wenige viel, Viele wenig und Mehrere gar nichts einsaugen, einige sogar ihr Leben darüber einbüßen, so ergeht es auch den Leuten zu Paris in der Bemühung, welche sie anwenden, sich Abends nicht mit leerem Magen zu Bett zu legen.

Der Geruch von Paris (um im Vergleiche mit dem Stücke Honig zu bleiben) zieht Nah' und Ferne an. Alle wollen daselbst essen (was man ihnen sehr leicht verzeihen könnte), aber wenige wollen arbeiten. Dadurch wird die Arbeitsamkeit mit der Tagedieberey in Krieg verwickelt; letztere bildet ein Freybeuter-Korps. Dieses sind die Gauner.

In diesem langjährigen Kampfe haben die Arbeitsamen ihren Feinden dergestalt die Künste abzusehen gelernt, daß die Tagediebe genöthigt werden, auf immer größere Kriegslist zu sinnen. Es ist daher die Gaunerey in diesem Augenblicke zu Paris zu einem so hohen Grade von Kunst ausgebildet worden, daß alle Fortschritte, die frühere Jahrhunderte darin gemacht haben dürften, nur Kinderspiel gegen die jetzigen Leistungen derselben seyn möchten.

Es ist begreiflich, daß ich von der Klasse der Gauner alle diejenigen Leute ausschließe, deren Geschäft darin besteht, daß sie geradezu nehmen, was sie liegen sehen, nähmlich die Diebe. Wollte ich auch von diesen reden, so dürfte der Gegenstand leicht so umfassend werden, daß ich weder, wo anzufangen, noch wo zu endigen wissen würde.

Nichts desto weniger ist die Anzahl derjenigen Individuen, welche in die Klasse der Gauner gehören, immer noch sehr bedeutend, weßhalb ich mich auch veranlaßt finde, sie, um die Übersicht derselben zu erleichtern, in zwey Unterabtheilungen zu bringen.

Ich habe wohl ehemahls an einem andern Orte die hiesigen Bettler in Bettler um Gotteswillen und in Bettler-Genies eingetheilt; möge sich das Geschlecht der Gauner ebenfalls unter zwey Gattungen fassen lassen, und diese Gauner mit langen Fingern und Gauner ohne lange Finger benannt werden. Handeln wir die letztern zuerst ab, um demnächst von dem Niedrigen zum Höhern übergehen zu können.

Die Gattung der Gauner ohne lange Finger ist sehr verschiedenartig und könnte, wollte ich die Species überhäufen, leicht wieder in vielerley Rubriken abgetheilt werden. Sie umfaßt Menschen von allerley Klassen, von den Millionairs an, welche den Malvasier aus goldenen Bechern trinken, bis zu den Subjekten herab, welche, um ihren Durst zu stillen, wie Diogenes, sich der hohlen Hand bedienen müssen. Zu jenen Millionairs gehören nahmhafte Bankhalter, welche, um das große Heer aller derjenigen Gimpel anzulocken, die da reich werden wollen und darüber dem Teufel zur Beute werden, jeden Tag neue Lockspeisen auftischen, wie z. B. den Crebs, le Passedix u. s. w. Ferner nahmhafte Gold-, Silber-, Seiden-, Cachemir- und Kleidermagazine, wo die Kunden, durch krystallene Kronleuchter, damastene Vorhänge, durch gänzlich aus Spiegeln bestehende Wände, vergoldete Mahagony-Komptoirtische, bronzene, Marmor- und Gyps-Statuen, mit reichen Teppichen belegte Fußboden, erblindende Wachserleuchtung, kostbare Wohlgerüche u. s. w. angelockt, sämmtliche Waaren um zwey Drittheile über ihrem Werthe bezahlen müssen; ferner nahmhafte Courtisanen, deren einige bereits mehrere Palläste im Quartier de la Chaussée d'Antin und kostbare Landhäuser zu Passy, St. Germain, Vincennes u. s. w. besitzen, und welche, mit Hülfe der in ihrem Solde stehenden adeligen und gräflichen Mäkler, den Narren von der Temse und Newa jeden Abend die Taschen leeren: ferner nahmhafte Wechseljuden, welche unmündigen liederlichen Zeisigen für zwey-, drey- und mehrere hundert Procente Geld borgen, durch ihre Helfershelfer verarmten Bauern Geld aufdringen, sie dann aber nach mehrfältiger Wiederkehr der Verfallzeit von Haus und Hof jagen lassen; mit einem Worte, zu jenen Millionairs gehören alle diejenigen sehr bekannten ehrlichen Leute, welchen, da der gewaltsame Tod leider kein juristisches Recht an sie hat, sie des natürlichen aber nicht werth sind, wie dem ewigen Juden niemahls zu sterben gestattet seyn sollte, damit sie sich bis an's Ende der Welt in ihrem schmutzigen Betriebe herum tummelten. Doch schweigen wir von diesen Individuen der Gauner ohne lange Finger, die nach keiner Seite zu eine freudige Ansicht gewähren, weil ihnen bloß Materiell-Böses zu thun gestattet ist, ohne allen formellen Geistesaufwand. Überdem sind diese Leute unter allen Klimaten zu Hause und gleichen sich sämmtlich, ein bischen Mehr oder ein bischen Weniger abgerechnet, wie ein Ey dem andern. Reden wir vielmehr von jenen armen Teufeln, welche im fortwährenden Kampfe mit dem Hunger begriffen, sich stets von den Gefühlen des Magens auf Kosten der Gefühle ihres Gewissens bestimmen lassen. Arbeiten mögen sie nicht, zu betteln schämen sie sich, und zu stehlen wagen sie nicht; sie wollen also betriegen. Das geht nirgends besser, als im Handel und Wandel. Da es aber nicht allen Menschen gegeben ist, mit goldenen Tafelservicen, oder mit indischen Shawlen, oder mit einem schönen Gesichte, oder mit Rouge et Noir, oder mit Geld handeln zu können, so greifen die Gauner dieser Klasse zu Barbiermessern, Handstöcken, baumwollenen Strümpfen, Hals- und Taschentüchern und anderm dergleichen Hausirkrame, um damit auf die Leichtgläubigkeit und die Beutel des Publikums zu spekuliren.

Nehmen wir einige dieser Gauner gleichsam zu Ur- und Vorbildern aller übrigen an und suchen wir einen Ort auf, an welchem wir sie in Bausch und Bogen und mit einem Blicke übersehen können. Welch ein Standpunkt dürfte tauglicher dazu seyn, als die Straße Vivienne, dieser kleine Ameisenhaufen im großen Ameisenhaufen der Seinestadt, dieser helle Funkelstern in der Pariser Milchstraße? *)

*) Die Rue Vivienne, an den hintern Theil des Palais-Royal stoßend, führt mittelbar aus diesem auf das Boulevard Montmartre. Diese Straße dürfte, wenn der

Da stehen wir also in der Rue Vivienne. Seht da den alten Mann und die alte Frau, die, wie die Menge Handstöcke lehrt, welche sie um, auf und neben sich hängen haben, einen commerce de cannes treiben, ein Gewerbe, welches zu Paris eben so gut seinen Mann nährt, wie jedes andere. Zweyerley wird euch an den beyden Leuten auffallen, der heftige Zank, welcher sich zwischen ihnen erhoben hat, und der höchst armselige, ja bettelhafte Aufzug, in welchem sie einhergehen. Laßt euch von beyden nicht täuschen; was den Zank anbetrifft, der ist von keiner großen Bedeutung, denn es sind nicht allein zwey Eheleute (welcher Umstand freylich nicht geradezu auf Frieden unter ihnen schließen lassen dürfte), sondern es herrscht auch stets das freundschaftlichste Einverständniß unter ihnen, wenn sie keine Stöcke in den Händen haben. Ihr Bettlerkostume ist ebenfalls nur Maske, denn beyde haben, wie man mich versichert hat, eine Leibrente von zweytausend Franken jährlich zu verzehren. Aber, fragt ihr, warum thun die Leute so bitter böse mit einander? Um das zu erfahren, wollen wir näher treten und ihre Zank-Unterhaltung anhören.

Die Frau. Oui, Monsieur, je vous le dis, et je vous le répète, c'est un véritable bambo, et vous n'en trouverez pas de meilleur dans tout Paris.

Der Mann. Bah, Madame, vous ne me la ferez pas gober. C'est de la drogue, comme j'ai l'honneur de vous le dire, de la drogue toute pure. (Hier wendet er sich zu einem jungen Manne, der das Bambusrohr mit kauflustiger Miene betrachtet und sagt, dem Scheine nach, leise zu ihm:) Elle a raison, c'est un joli bambo qui vaut son écu de six francs, et l'on gagneroit toujours de quoi boire un coup.

Die Frau. Allez, Monsieur, on vous connoît; vous voudriez acheter un sou ce que vous vendriez une minute après un franc.

Der Mann. Tenez, Madame, ne vous fâchez pas, celà gâteroit votre teint. Entendons-nous: voulez-vous trois francs?

Die Frau (ihm den Rücken wendend und dem Scheine nach ihres Weges gehend) Allez, trottez, Monsieur, si vous achetez cette canne, vous êtes sûr d'en acheter bien d'autres.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

alte Plan, zwischen dem Theater Feydeau und der neu erbauten Börse, und von hier durch die Straße Feydeau und St. Marc bis zum genannten Boulevard, durchzubrechen, noch ausgeführt würde, die volkreichste und betriebbarste Straße von Paris werden, so wie sie jetzt schon, der Menge ihrer reichen Boutiken wegen, die glänzendste ist. Hier finden sich die auserlesensten Waarenlager, die jeden nur möglichen Moden- und Luxusartikel in der ersinnlichsten Vollkommenheit und dem höchsten Reichthum gearbeitet, ausgestellt haben. Der Abbruch, den diese Straße dem Palais-Royal thut, ist auffallend; während hier, besonders in der Galerie de la Rue des Bons-Enfans und in den beyden Galeries de Bois, viele Boutiken leer stehen, werden die Erdgeschosse und die ersten Etagen, in der Straße Vivienne, der übertriebenen Nachfrage wegen, zu fast unglaublichen Preisen vermiethet. Die glänzendsten Equipagen versperren von Morgens um eilf bis Mittags um fünf Uhr den Weg, so daß sich ein Fußgänger nur unter der augenscheinlichsten Gefahr, gerädert zu werden, an den Seiten der Häuser durchzuwinden vermag. Seit meinem hiesigen Aufenthalt habe ich den Flor dieser Straße fast mit jedem Tage steigen sehen. Dürfte der oben erwähnte Plan des Durchbruchs noch ausgeführt werden, so daß diese Straße unmittelbar aus dem Palais-Royal auf das Boulevard führte, so möchte dadurch der völlige Ruin des letztern herbeygeführt werden.

Koncert-Anzeige.

Mad. Bender, kaiserl. russische Hofkapell-Sängerinn, aus St. Petersburg, und die Gebrüder Bender, erste Hofklarinettisten daselbst, werden morgen den 3. Dec. im k. k. kleinen Redouten-Saal, um die Mittagsstunde, ein großes Konzert geben. Der Beyfall aller Kunstkenner, die diese Künstler zu hören Gelegenheit hatten, begleitet sie von der Newa bis zur deutschen Kaiserstadt, und alle Freunde des echten Gesanges stimmen darin überein, daß die Sängerinn eine glänzende Stimme mit hoher Kunstfertigkeit vereinigt; um so viel mehr läßt sich erwarten, daß sie und ihre Gefährten auch im Kreise der theilnehmenden Kunstverehrer Wiens gerechte Anerkennung finden werden.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dinstag, den 5. December 1820.

146

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjärig um 28 fl. W. W. im Büreau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 257) und bey A. Strauß in der Dorotheergasse; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Luxus der Hauptvölker.

Von Julius Franz Schneller, Professor der Geschichte.

Luxus im weitesten Sinne ist Alles, was die Grenzen des gemeinen Bedürfnisses überschreitet. Diese Überschreitung hält sich bisweilen in den Schranken der Natur und Vernunft, oft aber geht sie so weit, daß sie ins Unnatürliche und endlich ins Widersinnige ausartet. Eine Art Luxus findet sich schon bey den Wilden des Waldes, wenn sie ihre Leiber färben, ihre Waffen schmücken, hitzige Getränke lieben und die Opfer ihrer Götzen zieren. Ein unnatürlicher und widersinniger Luxus zeigt sich gewöhnlich bey gebildeten Völkern, und zwar in höheren Ständen, wobey die Mittelstände, gegen die dringendsten Bedürfnisse geschützt, sich in einer behaglichen Lage befinden, die niedersten aber zweyfach den drückenden Übermuth der Oberen ertragen müssen.

Der Luxus ist von den weisesten und tugendhaftesten Männern sehr verschieden dargestellt worden. Die Einen sahen in dem Aufblühen desselben den Anbeginn der Erhebung des Menschen über das Thier, welches ewig in die engen Schranken des natürlichen Bedürfnisses gebannt, und von dem weiten Reiche künstlicher Genüsse ausgeschlossen bleibt; — sie blickten selbst auf die Auswüchse des Luxus mit einigem Wohlgefallen, da er die Arbeitsamkeit erweckt und vervielfältigt, den zusammengeströmten Reichthum in kleinen Bächen ableitet, und Tausende von Fleißigen bequem und mäßig auf Kosten der Luxussüchtigen leben macht.

Andere hingegen betrachteten den Anfang des Luxus als den Anbeginn der Unzufriedenheit im menschlichen Geschlechte, und schilderten den Anwuchs desselben als den Hauptantrieb zu Sünde, Laster und Verbrechen. — Da sich Gegenstände dieser Art nicht im Begriffe selbst, sondern nur durch Erfahrung erörtern lassen, berufen sich die Vertheidiger und Bekämpfer

des Luxus auf das Zeugniß der Geschichte. Einige Blättchen dieses ernsten Buches passen für die heitere Zeitschrift der Kunst und Mode.

* * *

Die Hebräer, welche in unsern Tagen als Handelsleute einen großen Einfluß auf den Luxus ausüben, und durch ihre weite Verbreitung über die Erde eine vielfältige Verkettung für denselben bilden, waren in den ältesten Zeiten, in den Tagen der Erzväter, weit von den Ausschweifungen desselben entfernt. Bey den Geschäften des Hirtenlebens, bey ihren beständigen Wanderungen, bey der Gefangenschaft in Ägypten, bey dem Zuge durch die Wüste, bey der mühevollen Behauptung im gelobten Lande, konnten sie kaum die natürlichen Bedürfnisse bis zu dem Grade der Bequemlichkeit und des Wohlstandes befriedigen. Sobald aber durch die Königswürde in Saul, durch die Siegesthaten von David, und die Weisheit von Salomo das Volk sich zur Bedeutenheit auf der Weltbühne erhob, erschien der Luxus mit seinen wohlthätigen und verderblichen Wirkungen. Salomo war durch seine Weisheit nicht geschützt vor demselben. Die heiligen Bücher sagen: Jedermann brachte ihm Geschenke, silberne und goldene Geräthe, Kleider und Harnisch, Würz, Rosse und Maulthiere, Jahr für Jahr. Und Salomo brachte zu Haufen Wagen und Reiter, daß er hatte tausend und vier hundert Wagen, und zwölf tausend Reiter in festen Wagenstädten und an seinem Königssitz. Und er machte, daß das Silber in Jerusalem so viel war, wie die Steine, und Cedernholz so viel, wie die wilden Feigenbäume in den Gründen. Und er liebete viel ausländische Weiber, von den Töchtern des Pharao, auch aus Moab, Ammon, Edom, Sidon und Heth. Und er hatte sieben hundert Eheweiber als Königinnen, und drey hundert Kebsweiber. Diese aber neigeten sein Herz ab von Gott, dem Herrn. — Doch die Hebräer sanken wieder zur größten Armuth und dringendsten Noth herab, als man sie in Gefangenschaft schleppte nach Assur und Babel.

Die Perser ahmten ihren Königen sowohl in der Genügsamkeit der ersten, als in der Schwelgerey der folgenden Zeiten nach. Sie fanden den Luxus ausgebildet im mittleren und vorderen Asien, und widerstanden seinem verführerischen Beyspiele so wenig, daß er mit Riesenschritten bey ihnen vorwärts ging. Die Könige hielten sich nach Hunderten die Weiber zur Bedienung, Bekleidung, zum Singen bey Tische und beym Einschlafen. Die Zahl der Hofleute stieg auf fünfzehn Tausende. Am ungeschicktesten und zwecklosesten brachte man Luxus bey dem Heere an. Gold und Silber, Seide und Baumwolle, Stickereyen und Verzierungen an Gewändern und Waffen; Teppiche, Gefäße, und Wagen im Feldlager wie in der Mitte der glänzendsten Hauptstadt; Speisen, Getränke, Bäder, Weiber, Kinder und Verschnittene mitten im Kriege wie in dem tiefesten Frieden. Der Satrap spielte den König, und der Beamte den Satrapen. Man brandschatzte schnell die eroberten, und plünderte langsam die unterthänigen Länder. Freylich behielten auch die ärmsten Unterthanen immer noch mehr als die Bewohner des Waldes, aber sie waren mißvergnügter als dieselben, da sie die Genüsse vor sich sahen, welche sie alle entbehren mußten. Welch' ein Gegensatz zwischen dem Hofe des glanzvollen aber besiegten Darius Codomannus und dem einfachen Königssitze des Cyrus, wo man noch die ungekünstelten Er-

zeugnisse des vaterländischen Bodens aß, Wasser des Baches trank, in Thierfelle sich hüllte, den Tausch ohne Geld bestritt, und weder lesen noch schreiben konnte, und dennoch die Welt besiegte!

Die Griechen gaben in Europa dem Luxus eine neue und vollkommenere Gestalt. Ihre reinere Naturanlage, der gemäßigte Himmelsstrich, die freye Verfassung, und die Vorstellung der Gottheit im Menschenbilde wirkten zusammen, den Geschmack naturgemäßer zu erhalten, die Sinnengenüsse weniger thierisch einzurichten, die Gabe der Sprache in den redenden Künsten auszubilden, und Wettspiele für jede physische und psychische Entwicklung zu erschaffen. Der Kunstsinn veredelte den Luxus. — Zur Zeit des Cyrus lebten die Griechen sehr arm und mäßig, theils rauh, theils roh. Ein Schaf kostete sechs Groschen, ein Ochs fünfmahl so viel. Die jährlichen Einkünfte der ersten Klassen von Bürgern in Athen erreichten hundert und fünfzig Gulden, und das Vermögen stieg auf achtzehn hundert, kaum so viel, als Alcibiades in späteren Zeiten für einen schönen Hund gab. Dieser Übergang von der Armuth zum Wohlstand, vom Wohlstand zum Reichthum, vom Reichthum zum Luxus, ward bewirkt durch den Welthandel, durch die persische Beute, und durch den Umgang mit Klein-Asien. Kallias, der reichste Athener, erbte jetzt von seinem Großvater eine halbe Million, und jagte sie in Einem Jahre durch. Eine solche Verschwendung erzeugte den reichlichen Wohlstand der freyen Künstler und gemeinen Handarbeiter, aber Armuth bey den Verschwendern, Entnervung derselben, Abneigung vor dem Kriegsdienste, Ämtersucht um sich aufzuhelfen, Geiz um nicht wieder zu fallen, Käuflichkeit bey öffentlichen Angelegenheiten, und endlich den Verlust der Freyheit und Unabhängigkeit. — Doch selbst bey den Ausschweifungen des Luxus, und bey den Gewaltthaten der Despotie zeigten sich stets noch einzelne Griechen geschmackvoll genug, um ihren Reichthum für Errichtung bequemer Säulengänge, für Anlegung öffentlicher Gebäude, für Ankauf homerischer und anakreontischer Handschriften, für Darstellung der Schauspiele von Sophokles und Euripides aufzuwenden.

* * *

Die Römer fühlten unter ihren Königen schon verderbliche Wirkungen des Luxus. Sie blieben in den ersten Zeiten der Republik arm; arm zu seyn, galt als eine Ehre, und man bemerkte es in den Jahrbüchern, wenn Konsule und Diktatoren so wenig hinterließen, daß man auf öffentliche Kosten sie selbst beerdigen, und ihre Töchter ausstatten mußte. Das Vermögen der reichsten Bürger stieg damahls auf hundert tausend Asses (etwa achtzehn hundert Gulden) und sieben Jugera oder Tagewerk Feld, welche man bey den erweiterten Eroberungen auf fünfzig und endlich auf fünfhundert steigen ließ. Viele hielten nun kein Maß mehr, so daß die redlichen Männer Cornelius und Cajus Gracchus ein Maß des unbeweglichen Vermögens festzusetzen versuchten, wodurch einem Vater für sich selbst fünf hundert, und für jedes seiner Kinder halb so viel Joch Grundeigenthum gestattet seyn sollte; doch die Überreichen und Übermächtigen ruhten nicht eher, bis das beschränkende Gesetz vereitelt, und die muthigen Urheber desselben ermordet und zerrissen waren. Jetzt wuchs das Vermögen der Konsularen, Equites und Optimaten zehnfach und hundertfach an. Der Senat, erbauete in dem

halben Jahrhundert nach Karthago's Fall die kostspieligsten Werke, und sammelte dennoch einen Schatz von mehr als vier hundert Millionen. Die einzelnen Bürger ahmten dem Staate bey Anlegung prächtiger Gebäude und Aufhäufung ungeheurer Summen nach. Habsuchtige Väter zeugten verschwenderische Söhne, und die Welt wurde geplündert, damit der Römer schwelgte. Der Eine hatte eine Kleiderkammer, aus welcher man fünf hundert Purpurmäntel (jeden im Werthe eines feinen Shawls) entwenden konnte, ohne daß er es bemerkte. Der Andere konnte auf eigenem Silbergeräthe Tausende von Bürgern bey einem Freudenfeste bewirthen. Der Dritte besetzte seine Tafel aus allen drey bekannten Welttheilen, und warf bey jeder Tracht Speisen einen Sklaven zum Fenster hinaus. Der Vierte ließ Löwen und Panther über das Meer und aus den Sandwüsten kommen, damit Hunderte auf Einmahl im Thiergefechte sich zeigten. Der Fünfte baute ins Meer hinein einen Garten, oder verwandelte seinen Garten in einen See. Zur Zeit der Triumvire und der Imperatoren brauchte man die schändlichsten Mittel, um die Einkünfte zu erhöhen. Luxus und Verschwendung stiegen zu einer Höhe, worauf wir sie vor und nach Rom nicht mehr erblicken. Doch selbst diese Ausartung ist dem Blicke des Menschenfreundes angenehmer, als die folgende Armuth und Zerstörung, welche die Völkerwanderung herbey führte.

Der ganze Luxus der wandernden Germanen bestand in einigen Pferden, in einer glänzenderen Bewaffnung, in einem großen Gastmahle, in einem aus Gerste gebraueten Bier, in etwas eingetauschtem Weine, und in einem Paar Buhlerinnen. Die Germanen waren so weit von den römischen Sitten entfernt, daß sie sich anfänglich gar nicht darin zu finden wußten, und sie später nur theilweise mit ihrer ursprünglichen Barbarey verbanden. Die wandernden Stämme traten zuerst als blinde Zerstörer aller Gegenstände des Luxus in der gebildeten Welt auf, so lange sie bloß neue Weideplätze und frische Jagdgebiethe suchten. Später ließen sie sich köstlichen Wein und zierliche Waffen gefallen; auch unternahmen sie jährliche Raubzüge, um derley Gegenstände des Genusses sich zu verschaffen. Endlich bey völliger Niederlassung in den eroberten Gebiethen behängten sie ihre rauhen Leiber, und umgaben ihre rohen Seelen mit den Werken der Überverfeinerung. Mann und Frau schloffen aus Bärenhaut und Wolfspelz in die verbrämte Toga und in die feingestickte Tunika.

Die Christen erhielten strenge Vorschriften gegen den Luxus und das Aufhäufen der Reichthümer. Jakobus sagt: „Ihr Reichen! weinet über die Übel, die euch bevorstehen. Euere Habschaft ist verfault, euere Kleider sind von den Motten gefressen, euer Gold und Silber ist verrostet. Dieser Rost schreyet wider euch, er wird als ein Feuer euer Fleisch verzehren. Ihr habet Zorn gewuchert für das Ende eurer Tage. Sehet, der Lohn, den ihr euern Schnittern entzogen, schreyet, und der Gott der Heerscharen höret dieses Geschrey. Ihr habt geprasset auf Erden, und eure Herzen in Wollüsten geweidet, wie an einem beständigen Tage des Gastmahls." Das Evangelium Luka sagt: „Da fragte ein vornehmer Mensch Jesum, und sprach: Guter Meister! was soll ich thun, damit ich das ewige Leben erlange? Jesus sagte zu ihm: Was nennest du mich gut? Niemand ist gut, als

Gott allein. Du weißt ja die Gebothe. Du sollst nicht tödten, nicht ehebrechen, nicht stehlen, kein falsches Zeugniß geben; du sollst Vater und Mutter ehren. Dieser sprach: das habe ich Alles von meiner Jugend auf gehalten. Da Jesus dieses hörte, sagte er zu ihm: Eines fehlet dir noch: verkaufe Alles, was du hast, und gib es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben; alsdann komm, und folge mir nach. Auf diese Worte wurde der Vornehme traurig, denn er war sehr reich. Da Jesus sah, daß er sich betrübte, sagte er: O wie schwerlich werden die, welche Geld haben, in das Reich Gottes eingehen. Es ist leichter, daß ein Kamehl durch ein Nadelloch dringe, als daß ein Reicher in das Reich Gottes eingehe." Solche Vorschriften der Strenge und Enthaltsamkeit wurden von den ersten Christen gehalten, bis der christliche Hof und die hohen Priester die Beyspiele einer außerodentlichen Pracht gaben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Pariser-Charakteristiken.

Von G. L. P. Sievers.

Die Gauner.

(Fortsetzung.)

Jetzt entfernen sich beyde von einander, bleiben aber bey jedem Schritte stehen, der Mann, um immer noch zehn Sous zuzulegen, die Frau, um bey allen Heiligen zu versichern, daß er den Stock in seinem Leben nicht bekommen werde. Plötzlich nimmt der Mann eine ernsthafte Miene an, kehrt um, zieht einen Laubthaler aus der Tasche und reicht ihn der Frau dar, indem er sagt: „Tenez, Madame, voilà un écu de six francs!" Die Frau sagt, dem Scheine nach, im heftigsten Zorne: „Vous m'offririez un Louis que vous ne l'auriez pas, vieil Arabe que vous êtes! J'aimerois mieux la donner à Monsieur que voilà pour le même prix." Dieser Monsieur ist der junge Mann, an den sich vorhin der Stockhändler gewandt hat, mit der vertraulichen Erklärung, der Stock sey immer fünf Franken werth. Ihm allein unter wenigstens zwölf Personen, welche nach und nach herzugetreten sind, haben beyde die Kauflustigkeit an den Augen abgesehen. Jetzt trennen sie sich im Ernste. Der junge Mann folgt der Frau und biethet fünf Franken. Sie schlägt sie aus, wie sich von selbst versteht, indem sie sich auf den Laubthaler beruft, den ihr der Alte gebothen. Der junge Mann überlegt nun, daß ein Bambusrohr, welches ein Stockhändler habe für sechs Franken kaufen wollen, dieses Preises werth seyn müsse. Er kauft daher den Stock und geht vergnügt von dannen, nicht ahnend, daß er ihn in der ersten besten Handstock-Boutique für zwey Franken hätte kaufen können.

Kaum sind die Stockhändler von dannen gegangen, um in der nächsten Gasse die nähmliche Scene zu beginnen, als der Schauplatz von zwey Galgenschwengeln von ziemlich stattlichem Ansehen besetzt wird. Der eine trägt einen Kasten mit englischen Rasirmessern, der andere hält eines derselben in den Händen. Letzterer kommt, wenn wir seinen Worten Glauben beymessen wollen, so eben aus der Boutique eines Haarkräuslers, wo er sich mit dem, in den Händen habenden und dem erstern zugehörigen Messer zur Probe hat den Bart abnehmen lassen; es hat vortrefflich geschnitten. Folglich erhält der Käufer, der dem Verkäufer einen Louisd'or zum Unterpfande gesetzt hat, vierzehn Franken zurück. Letzterer gibt ersterm noch die Worte obenein in den Kauf: „En payant ce rasoir six francs, Monsieur, vous l'avez eu pour rien." Es sind in der That wirkliche englische Messer, aber Ausschuß, welche in London anderthalb, zum höchsten zwey Schilling das Stück kosten. Nun werfen sich die Umstehenden über den Rasirmesser-Händler her und in kurzem hat dieser alle seine Waare verkauft.

Ein Kerl mit baumwollenen Strümpfen und nach ihm ein anderer mit tombackenen, vergoldeten Uhren, treten auf. Sie leyern dieselbe Scene ab, obgleich mit den nothwendigen Veränderungen.

Es ereignet sich ein neuer Auftritt. Die alte Matrone, die ihr da zwey Schritte von uns zur Erde in Ohnmacht fallen seht, ist so eben mit den andern drey Matronen, die sich um sie beschäftigen, frisch und gesund vor uns vorbeygegangen; ich habe sie sogar zu ihren Begleiterinnen ganz vernehmlich die Worte sagen hören: „Tenez, il faut nous arrêter ici. Cette place m'a porté bonheur l'autre jour." Dem Aufruhre nach, welcher entsteht, zu urtheilen, muß die Ohnmacht stark seyn; ja, es tritt sogar ein Schlagjammer bey ihr ein! Die arme Frau! Gut, daß sie ihre drey Begleiterinnen um und neben sich hat! Letztere lassen sich's recht sauer werden. Die eine hat kaum geäußert, daß köllnisches Wasser in dergleichen Fällen mit gutem Erfolge angewandt werde, als die zweyte auch schon in einem Modeladen steht, um einen Flacon von dieser wohlriechenden Flüssigkeit zu verlangen. Die Marchande de modes zögert, unter dem Vorwande, sie habe keine angebrochene Flaschen; einer ihrer Ladendiener, dem der Satyr auf der Stirne geschrieben steht, meint sogar, „qu'une cuillerée de vinaigre de quatre *voleurs* *) feroit aussi son effet." Die hülfreiche Dame scheint für die Bemerkung des satyrischen Ladendieners keine Ohren zu haben, sondern stellt sich jetzt in die Thür der Boutique und sagt mit überlauter Stimme: „Ah, Tu Dieu! On me refuse une goutte d'eau de Cologne pour rappeler à la vie cette pauvre malheureuse!" Da erhebt sich ein Gemurmel unter den Umstehenden; der eine schreyt: „C'est affreux!" der andere: „Quelle abomination!" ein dritter; „Quel joli petit coeur que celui de Madame la Marchande de modes!" Schon beginnt die Menge, in die Boutique zu dringen und der Modenhändlerinn ihre Meinung unter die Augen zu sagen. Dieser wird bange bey dem Handel; eilig ergreift sie einen ganzen Kasten köllnisches Wasser, reicht sie der hülfeleistenden Matrone dar und zieht sich dann in den tiefsten Hintergrund ihres Ladens zurück. Das Publikum applaudirt. Die Frau öffnet, nachdem sie fünf Gläser sorgfältig in ihren Strickbeutel gesteckt hat, das sechste, um damit die Ohnmächtige zu besprengen, geht dabey aber sehr haushälterisch und durchaus nicht so, als wenn das Wasser kein Geld gekostet hätte, zu Werke. Ihrer Bemühungen ungeachtet, will die Ohnmächtige nicht wieder zu sich kommen. C'est que, sagt die hülfeleistende Matrone im Tone der innigsten Theilnahme zu dem umstehenden Publikum, „c'est que cette pauvre malheureuse se trouve réduite à la plus affreuse misère. Depuis vingt quatre heures elle n'a pas mangé." Mehr bedarf es für den umstehenden Haufen nicht: es regnet Sous- ja Silberstücke; ein Paar vorüberfahrende Damen werfen sogar zwey Fünffranken-Stücke aus dem Wagen. Die hülfreichende Matrone kann nicht zween Herren zugleich dienen, folglich ist es ganz natürlich, daß sie über der Sorge, die Geldstücke zusammenzulesen, die ohnmächtige Frau vergißt. Doch weiß sie, wie es scheint, die Krise derselben auf den Fingern zu berechnen; denn kaum hat sie den letzten Sou in den Strickbeutel gesteckt, als sie, ohne die Kranke anzublicken, ausruft: „Grâces au ciel, la voilà qui reprend connoissance." Sonderbar genug! Sie hat wahrgesagt: die Ohnmächtige schlägt nach und nach die Augen auf, verschluckt ein großes Glas Wein nebst einem ansehnlichen Stück Biscuit, welches bey des aus einer der umliegenden Boutiquen herbeygebracht worden ist, steht mit Hülfe der drey hülfeleistenden Matronen von der Erde auf und wird von dannen geführt, während die Sprecherinn dem nachfolgenden Publikum fortwährend die Unglücksfälle der Frau aus einander setzt und die Gaben einsteckt, die ihr im Vorbeygehen gereicht werden.

Ein anderer Schauspieler betritt die Bühne. Es ist ein Kerl mit einer Tragorgel. Die nothwendigen Vorkehrungen sind getroffen, das Gestell zurecht gesetzt, der grüne Teppich aus einander gebreitet, der runde Hut zum Empfange der Sousstücke darauf gestellt. Nun entkleidet sich der Mensch: er hat nur einen Arm, der zweyte ist ihm am Rocke sitzen geblieben. Seht, da entblößt er den Armstutz und biethet die blutroth

*) Vinaigre de quatre voleurs, der bekannte, mit aromatischen Kräutern versetzte Essig, von dem ein kleiner Löffel voll, zu einer Portion Salat gegossen, diesem einen höchst pikanten Geschmack gibt.

verharrschte Narbe den Augen des Publikums dar! Sie ist mit einem rothen Lacke überzogen, damit sie den Vorübergehenden desto greller in die Augen falle. Das scheint auch eine ekelerregende Gaunerey zu seyn, die, meint ihr, nicht allein die Polizey, sondern auch das Publikum ahnen müsse. Ihr irrt. Die Polizey bekümmert sich nur um unmittelbare Attentate auf das Leben, die Moralität und das Eigenthum der Bürger, alles übrige liegt ausser ihrem Bereiche, und das Pariser Publikum hat so strenge Begriffe von der gesellschaftlichen Freyheit, daß jeder Angriff auf letztere mit einem: Celà ne vous regarde pas, Monsieur, passez votre chemin, bestraft wird. Nach Befinden der Umstände wird auch noch der bekannte gesellschaftliche Bannfluch: C'est ridicule, mit in den Kauf gegeben *).

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Der Begriff der Pariser von der gesellschaftlichen Freyheit geht so weit, daß man in den gangbarsten Strassen und am hellen Tage auf Menschen stößt, welche, von einem natürlichen Bedürfnisse gepeinigt, keinen Anstand nehmen, sich desselben Angesichts aller Vorübergehenden zu entledigen. Wer das rügen wollte, und wäre es selbst der Hauswirth, dem würde sogleich ein: Celà ne vous regarde pas oder auch (da gegen diese Behauptung vielleicht mit Recht etwas einzuwenden wäre) das zweydeutige: Mêlez-vous de vos propres affaires, in den Bart geworfen werden. Wenn aber der Pariser einerseits die gesellschaftliche Freyheit über die Gebühr ausdehnt, so respektirt er dagegen den Willen irgend eines Individuums, sobald ihm dieser zur Kunde gekommen ist, mit bewunderungswürdiger Gewissenhaftigkeit. So z. B. (um bey obigem Falle stehen zu bleiben) darf der Besitzer eines Hauses nur die bekannte Formel: Défense de faire des ordures contre cette maison, auf die Mauer schreiben lassen, und es wird wenige Fälle geben, wo, sey es bey Tage oder in der Nacht, diesem Verbothe zuwider gehandelt wurde. Noch ein anderes Beyspiel dieser Art. Nicht allein Musiker, Equilibristen u. s. w., sondern auch die gemeinsten, zerlumptesten Taschenspieler, vermögen mit der einzigen Phrase: Messieurs, je vous prie de vous retirer un peu, sich einen leeren Kreis zu verschaffen, so groß sie ihn nur immer haben wollen. Es ist kein Beyspiel denkbar, wo es irgend jemanden, selbst nicht einmahl einem Individuum aus der untersten Volksklasse, eingefallen wäre, diesen Kreis zu überschreiten. Dieses natürliche Schicklichkeitsgefühl verschwindet aber augenblicklich, sobald sich die bewaffnete Macht mit in's Spiel mischt. Der Pallasch und die Pferdefüsse eines Gendarmen sind bey weitem nicht so wirksam, als das Bonmot des armseligsten Taschenspielers. Von der Gewalt, welche ein witziges Wort über den Pariser ausübt, will ich hier ein merkwürdiges Beyspiel anführen. Es gab hier im vorigen Winter einen Strassengeiger, der mit einer nicht gewöhnlichen Virtuosität auf seinem Instrumente einen Anstrich von ungemeiner Eigenliebe verband. Dieser Mensch hatte eines Abends in einem dunklen Cul de sac seinen Konzertsaal aufgeschlagen und war so eben darüber aus, das Konzert mit der bekannten Ouverture aus der Karavane von Cairo zu eröffnen, als einige öffentliche Frauenzimmer, die sich unter dem Publikum befanden, durch ihre gewöhnlichen lautgeführten Scherze die Aufmerksamkeit der Liebhaber auf sich zu ziehen begannen. Der Künstler, welcher bereits mehrere Mahle zu spielen aufgehört und die Damen bedeutend angeblickt hatte, doch aber immer von neuem unterbrochen wurde, redete sie endlich folgendergestalt an: „Mesdames, si vous continuez ainsi, vous m'empêcherez de faire mon métier, sans que vous puissiez faire le vôtre." Das umstehende Publikum applaudirte, die Damen gingen still von dannen und der Musikus nahm seinen Bogen wieder zur Hand.

Schauspiel.

Den 25. November erwachte aus einem langen Schlafe Paesiello's: Müllerinn im Schauspielhause an der Wien; der Erfolg zeigte, daß diese mehrjährige Ruhe nur ein Zauberschlaf gewesen; denn dieser ehemahlige Liebling des Publikums erfreute sich einer günstigen Aufnahme, was bey Reprisen, wie die Erfahrung lehrt, allerdings etwas Seltenes ist. Indessen kann man diesen Sieg weder der veralteten, etwas flachen Musik, noch den etwas unpassend eingelegten Nummern, viel weniger aber dem albernen, charakterlosen, unwahrscheinlichen Stoffe beymessen; einige Lazzi brachten zwar die Zuhörer zum Lachen, aber über das Lachen selbst lächelte der Gebildete. Den ausgezeichneten Talenten der Dlle. Metzger, k. bayrischen Hof- und Kammersängerinn, welche das Röschen zu ihrer ersten Gastrolle gab, und zum Theile auch dem komischen

Spiele des Hrn. Spitzeder, verdankt die Oper ihr Gelingen, die Direktion das volle Haus.

Dlle. Metzger, die wir zuvor nur in einem Konzerte zu hören Gelegenheit hatten, wurde schon lange und sehnlich von uns erwartet. Wir hätten sie zwar gern in einem andern Lokale, von bessern Kräften unterstützt, gesehen, und unser Genuß wäre auf diese Weise allerdings bedeutend erhöht worden; doch die Betrachtung tröstet uns, daß, wo die Umgebung schwächer ist, das Vorzügliche nur noch heller hervorleuchtet, noch mehr den Blick des aufmerksamen, durch nichts zerstreuten Zuschauers auf sich zieht. Ihre Stimme umfaßt mehr als zwey Oktaven, obgleich sie eigentlich mezzo Soprano ist; am kräftigsten sind ihre Töne vom eingestrichenen Violin-E bis zum darauf folgenden Es; da ist jeder Laut metall- und klangreich, jeder spricht zum Herzen; tiefer und höher als diese Septime zeigt sich ein merkbarer Abstand, wenn die Künstlerinn ihre volle Stärke entfaltet; im mezza voce aber, was sie ganz in ihrer Gewalt hat, perlen sich die Töne der auf- und absteigenden Vokalen mit bewundernswerther Gleichheit und Reinheit und ihr Gesang entzücket. Dlle. Metzger ist eine Schülerinn des um die Tonkunst hoch verdienten Kapellmeisters Winter, folglich kann ihre Schule, ihre Manier nur ganz vorzüglich seyn und ist es auch; sie zollt dem Zeitgeschmacke, den wir mit einem brillantirten Stahle vergleichen möchten, das Seinige, Koloraturen, Rouladen und Variationen, huldigt aber auch der edeln Einfachheit, wo sie kann und muß, und weiß das Gold einer bessern Zeit zu schätzen. Auch im Spiele leistet sie viel und gab den schielenden Charakter des Röschens so gut er es verträgt. Allgemeiner Beyfall der Kenner und Nichtkenner krönte ihre Bemühungen, denn sie theilte jedem eine Gabe aus. Die Wiederhohlung ihrer Arie im ersten Akte, dann der Variationen über: „Mich fliehen alle Freuden" im zweyten, wurde mit Enthusiasmus verlangt und erhalten, und die treffliche Meisterinn am Ende einstimmig gerufen. Schade war es, daß sie die glänzendste Variation, vermuthlich der Anstrengung wegen, nicht zum zweyten Mahle sang; dieß raubte ihr einen Theil des so sehr verdienten Beyfalles. Wir hoffen Dlle. Metzger recht bald in einem gehaltvolleren Werke zu hören, denn selbst den fleißigsten Bemühungen gelingt es fast nie, das einmahl Verschollene wieder ganz zurückzurufen. Nach der Künstlerinn ist Hr. Spitzeder zu nennen, der den Amtsverwalter Knoll recht brav gab und seine Arie wiederhohlen mußte. Dieser junge Mann äußert überhaupt ein rühmliches Bestreben, macht Fortschritte im Gesange, hat viel komische Laune und liefert ein Ganzes in seinen Darstellungen. Nicht so glücklich war Hr. Seipelt als Pistofolus; der Part war ihm zu hoch und der Charakter ist so verzeichnet, daß vielleicht der Verfasser selbst nicht wußte, was aus ihm werden sollte. Hr. Seipelt milderte diesen Übelstand keinesweges, was durch Laune doch möglich war. Von Hrn. Jäger ist zu sagen, daß er die eingelegte Arie von Rossini recht gut vortrug; seine Rolle, die übrigens melodienreich ist, schien ihm zu unserm Leidwesen sonst nicht zuzusagen. Von der Einfassung des Gemähldes, der Eugenia, dem Lieschen und dem Ferdinand, genügt zu melden, daß sie da waren.

Berichtigung.

Seite 1194 Z. 6 des vorigen Blattes lese man: Ekstasen statt Extasen, und Zeile 11 bey einem statt bey einen.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 7. December 1820.

147

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Büreau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 257) und bey A. Strauß in der Dorotheergasse; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Luxus der Hauptvölker.

Von Julius Franz Schneller, Professor der Geschichte.

(Fortsetzung.)

Die Byzantiner kamen seit Konstantin dem Großen, nach dem Beyspiele ihres despotischen Hofes, oft in die Ausschweifungen der Tafel, der Kleiderpracht, der Baulust, der Prunkfeste, und des theatralischen Pompes Verschwendeten die Großen auf diese Art ihre Reichthümer, so ward nur ein Gleichgewicht mit den untern Ständen hergestellt. Drückte man das Volk durch Auflagen, so gab man ihm doch wieder Gelegenheit zum Erwerbe. Überhaupt ließen die herrschenden Sitten noch Vielen einen Antheil an den Freuden des Lebens und der Gesellschaft. Die größten Schwelger hatten selten so viel wahren Genuß, als die freyen Künstler und Werkleute, welche für sie arbeiteten. — Übrigens zeigte der Luxus im Mittelalter höchst selten die erfreuliche Erscheinung, daß er durch Ernährung der Künstler und durch Unterstützung der Gewerbe einen Bürgerstand erschuf, wo von dem Übermaße des Reichthums und Genusses der arbeitsame Fleiß mit einigen Bequemlichkeiten bestand. An den meisten Orten wiederhohlte sich die empörende Scene, daß die große Menge der Bevölkerung sich abängstigte und abarbeitete, um einigen Wenigen alle Schlämmereyen und Üppigkeiten zu verschaffen. Fast überall verschaffte sich der Luxus des Mittelalters seine Genüsse durch Hausssklaven.

Die Barbaren stellten das schreyendste Elend neben dem ausschweifendsten Luxus dar. Wie die Kalmucken und Mongolen in den geraubten Prachtgewändern wärmerer Himmelsstriche, mit den silbernen und goldenen Hausgeräthen gebildeter Völker, und auf den gewirkten und gestickten Teppichen des geplünderten Auslandes sich ausgenommen, kann jeder leicht denken, wenn er kalmuckische Physiognomien mit griechischen Gesichtszügen, und mongolischen Knochenbau mit persischen Staturen vergleicht. Die Großen der Slaven oder Slowenen behielten in Kleidungen und Sitten manche asiatische Grundgewohnheiten bey; sie waren dadurch in ihren europäischen

Gebiethen an eine Pracht und einen Pomp gewöhnt, welche man sich nur durch Raub und Beute verschaffen konnte, und welche barock genug mit der Armuth und Dürftigkeit der Menge kontrastirten. — Die Germanen zeigten bey den Hoftagen, bey den Hochzeiten, bey Jagden und später bey Turnieren eine ungeheure Verschwendung an Gold, Silber, Edelgesteine, Waffen, Kleidung, Speise, Trank und Gefolge. Ein auffallendes Denkmahl des Luxus aus den Zeiten der Minnesänger steht im Frauendienst des Ritters und Sängers Ulrich von Lichtenstein, welcher als Göttinn Venus angekleidet, und mit einer Schar der prächtigsten Diener umgeben, von Venetia's Meerbusen über Kärnthen, Steyermark, Österreich bis an die Grenze des Böhmerlandes, turnierend mit allen Rittern an der Heerstraße, zog, und jedem würdigen Kämpfer einen goldenen Ring gab. Trotz diesem Prunkleben der Einzelnen auf den Burgen lebte die Masse der Bevölkerung bey ungesunden Nahrungsmitteln, bey kohlschwarzem Haferbrote, bey unverdaulichen Mehlklößen, und bey dürrem, geräuchertem Fleische. Fast in jedem Jahrzehend erwähnen die Chroniken eine Hungersnoth und eine Pestseuche.

Die Päpste führten einen außerordentlichen Glanz bey dem Gottesdienste und viel Luxus bey der eigenen Bedienung ein; Altar und Priester erschienen zu Rom in den reichsten Formen. Ihrem Beyspiele ahmten die meisten Kirchenvorsteher mit oder ohne Geschmack nach. Manche Schriftsteller des Mittelalters eiferten oft und heftig gegen den Luxus des päpstlichen Hofes, der Bischofsitze, der Abteyen, und sogar der Konzilien. Andere ließen ihn als Beförderungsmittel des Gewerbfleißes, als Vorbereitung zum Handel, als Grundlage eines besseren Geschmackes in einem günstigeren Lichte erscheinen. Die Dritten wollen behaupten, im Mittelalter seyen die Unterthanen der hohen Priester, eben des Luxus wegen, schlechter gehalten und ärger besteuert worden, als die Unterthanen weltlicher Fürsten. Allein ist nicht damahls das Sprichwort entstanden: Unterm Krummstab ist gut wohnen?

* * *

Die Chalifen oder Statthalter Mohammed's, führten einen ausschweifenden und drückenden Luxus ein, doch können wir uns mit demselben versöhnen, da er die Wissenschaften zu brauchen verstand, die Künste zu Dienerinnen benützte, die bürgerlichen Hantirungen entstehen machte, und der zahlreichen Menschenklasse freyer Arbeiter Beschäftigung, Nahrung und Wohlstand gab. Am Ende des zehnten Jahrhunderts eiferten die Chalifen von Asien und Europa mit einander an Luxus und Schwelgerey in die Wette. — In Bagdad stiegen die Leibwachen auf hundert tausend Mann. Sieben tausend Eunuchen, schwarze, weiße und gelbe, dienten und herrschten, heuchelten und vergifteten in dem Pallaste. Sieben hundert Thorsteher öffneten nur die Thüren. Acht und dreyßig tausend Tapetenstücke, mit Gold und Silber und Perlen unterwirkt, hingen in den Zimmern umher. Hundert Löwen standen im Thiergarten. Kamehle trugen Eis und Schnee meilenweit zur Abkühlung des Wassers. Ein ungeheurer Baum ganz von Gold und Silber hielt auf achtzehn verbreiteten Ästen tausend und tausend Goldblätter, hundert und hundert Vögel, welche durch einen unsichtbaren Mechanismus alle ihre natürlichen Töne von sich gaben. — Mit gleichem Pompe

schmückte ein Abdol Rahmen im Westen die Stadt, den Pallast, und die Paradiese von Zehra in Cordova's Nachbarschaft. In fünf und zwanzig Jahren wurden mehr als dreyßig Millionen Goldstücke auf das Hauptgebäude verwandt, welches zwölf hundert Marmorsäulen stützten und schmückten. Der Fußboden, die Decke und die Wände waren durch Gold und Perlen versteckt. In der Mitte des Audienz-Saales verbreitete ein immer lebendiges Gewässer erfrischende Kühlung, und die Bilder aller Vögel und vierfüßigen Thiere standen ringsum. Einen Teich des Gartens füllete das reineste Queckſilber. Der Harem umschloß sechs tausend drey hundert Weiber, Beyschläferinnen und schwarze Verschnittene; zwölf tausend Pferde begleiteten den Chalifen überall, und alles schimmerte von Gold und Silber in seiner Nähe. In dem Kabinete des Verstorbenen fand man folgende Worte: „Ich habe fünfzig Jahre in Sieg und Frieden geherrscht, geliebt von meinen Feinden, geehrt von meinen Bundesgenossen. Reichthum und Ehre, Macht und Vergnügen erschien auf mein Geboth; und keine Erdenlust schien meinem Glücke zu mangeln. In dieser Lage verzeichnete ich genau die Tage meiner reinen, ungetrübten Glückseligkeit; sie beliefen sich auf vierzehn. — O Menschen! hängt euer Herz nicht an den Glanz der gegenwärtigen Welt!"

Die Wiederhersteller, das ist, die geschmackvollen und geistreichen Männer, welche seit dem Ende der Kreuzzüge die Erhebung der Menschheit in Europa zu bewirken anfingen, arbeiteten nicht an Vernichtung des Luxus, doch minderte er sich durch sie, weil er natürlicher und vernünftiger wurde. Sie gaben ihm eine wohlthätige Richtung, indem sie ihn an Fürstenhöfen in das Gebieth des Schönen und in Freystädten in das Gebieth des Nützlichen lockten. Sie machten die Idee fühlbar, daß nicht die Extension oder Ausdehnung der Genüsse, sondern die Intension oder Innigket derselben beglücke. Sie regten durch die redende und bildende Kunst das Gefühl für die edle Einfalt an. Auch diese Schritte zum Guten geschahen sehr langsam und nur an wenigen Orten. Die Menge und der Pöbel lief überall dem Übermaß in Essen und Trinken, der Aufhäufung von Zierrathen und Schnörkeln, der reichthuenden Geschmacklosigkeit und überladenen Sinnlichkeit laut jauchzend zu.

* * *

Der Reichthum führt zum Luxus, und der Luxus kann ohne weise Leitung zur Armuth führen. Das neu entdeckte Amerika mußte verarmen, um Spanien seine Reichthümer zu spenden, und die Spanier verarmten, um Gegenstände des Luxus aus andern Theilen Europa's zu ziehen.

Spaniens Tagelöhner und Werkleute lebten in kaum bemerkbaren Unterschieden von den Bettlern; bedeckt mit Lumpen statt Kleidern; gelagert auf Säcke von Stroh ohne Bettstellen; versehen mit einigen Töpfen auf dem Herde, wo sie Zwiebeln, Erbsen und Kartoffeln mit etwas Öhl verkochten; zusammen gepfropft in einem engen Gemache, welches statt Küche, Schlafkammer und Wohnstube diente, und spärliches Licht durch ein Wandloch statt eines Fensters erhielt. Die Mittelklasse von Bürgern, Fabrikanten, Handelsleuten und Beamten blieb mäßig, weil gewisse National-Trachten, gewisse National-Speisen, und gewisse National-Freuden den Ausschweifungen Schranken setzten.

Die Grandes von Spanien blieben bey den alten Formen des Luxus. Sie umgaben sich mit einer unnützen Menge reich gestickter Pagen, Haushofmeister, Stallmeister, Kapläne, Sekretäre, Kanzellisten, Rentmeister, Kammerdiener, Zofen, Mägde, Mundköche, Jäger, Livreebedienten, Aufwärter, Lakayen, Hausknechte, Holztrager und Stallbuben. An Wohnungen, Kleidungen, Geräthschaften, und Tischen häufte man Gold und Silber, Juwelen und Brillanten in bunten und dichten Massen auf. Die Ställe und Schuppen füllte man mit erlesenen Pferden, stolzierenden Maulthieren und schimmernden Wagen, welche sammt dem Geschirre meistens England lieferte. Die Dame nahm die Chocolade noch ruhend im Bette unter Paradirung des ganzen Hofgesindes, wo das kleine Täßchen von einer Hand in die andere bis zur Hochgnädigen gelangte. Ungeheure Summen wandte man auf für die seltensten Gerichte, die Haustheater und die Stiergefechte.

Bey den Refresco's erschienen Zuckerbrote, Backwerke, Biskuite, Marzipan, in Zucker geröstete Mandeln, und hunderterley Konfituren in solcher Menge, daß alle Anwesenden sich sättigten, und noch in Düten, Hüten und Schnupftüchern die Überreste davon schleppten. Die Tertullien waren die eigentlichen Prunk-Versammlungen, wo sich die Vornehmen in die Wette durch übertriebenen Aufwand zu Grunde richteten. Alle diese Verschwendungen nahmen zu, weil die spanischen Großen beyder Geschlechter gar keine Arbeit verrichteten, nur selten auf ihren Landgütern, immer in der Nähe des Hofes verweilten. Auch erstickte die rasende Vorliebe für die rauschenden Tänze des Fandango und der Sequedilla den Sinn für die stilleren Freuden des Landes, des Hauses und des Herzens.

(Der Schluß folgt.)

Pariser-Charakteristiken.

Von G. L. P. Sievers.

Die Gauner.

(Fortsetzung.)

Jetzt blickt dort an die Mauer unter die einigen und tausend Anschlagezettel. Da werdet ihr neben Gaunerey die Hülle und die Fülle auch einen recht ausgelernten Gauner in effigie finden. Es ist ein Kaufmannsdiener in dem bekannten Calicotkostume. Er steht da in sehr unterthäniger Stellung, mit abgezogenem Hute, indem er mit der in der Hand haltenden Elle auf die Adresse eines großen Waarenmagazins zeigt. Wollt euch von dem Allen, besonders aber von der Adresse, nicht täuschen lassen, ob diese gleich durch den Mund der abgebildeten Figur cent pour cent de bénéfice verspricht. Folgt ihr der Einladung des höflichen Kommis, so nehmen euch ein halb Dutzend der liebenswürdigsten, reizendsten Komptoirdamen in Beschlag, die mit so vieler Grazie, mit so hinreißender Beredsamkeit die Güte der Waaren und die Wohlfeilheit derselben aus einander zu setzen, und euch dabey eine solche Menge angenehmer Dinge zu sagen wissen, daß ihr ehrenhalber nicht umhin könnt, für eine mindere oder größere Summe zu kaufen. Seht ihr die gekauften Herrlichkeiten zu Hause an, so ergibt es sich, daß ihr, statt um hundert Procent zu wohlfeil, um eben so viel Procent zu theuer gekauft habt.

Eine neue Person betritt den Schauplatz. Was dünkt euch zu dem allerliebsten Cabriolet, welches dort vor der Putzbude der berühmten Madame Müre hält, was dünkt euch insbesondere zu dem bildschönen jungen Manne, der, leicht und gewandt wie ein

Vogel, herausspringt? Er muß, wie ihr meint, ein Graf, ein Baron, oder das legitimirte Kind einer Schauspielerinn vom Théâtre Français seyn. Eine Menge der schönsten Hände von der Welt (die Putzmacherinnen der Mad. Müre gehören zu den schönsten von ganz Paris) öffnen dem jungen Manne die Thür. Dieser kündigt sich unter den glänzendsten äußeren Formen als einen Mann vom Stande an, verlangt einen Spitzenschleyer zu kaufen und ist so eben darüber her, einen solchen auszuwählen, als ein sehr einfach, ganz in blau gekleideter Mann, mit schwarzem Halstuche, von sehr gesetzter Miene und derber Körperhaltung, in die Bude tritt, die Eigenthümerinn nebst ihren Umgebungen sehr höflich grüßt, sich dann etwas geradezu an den jungen Mann wendet, und diesen folgendergestalt anredet: „Vous vous nommez V***?" Diese familiäre Weise, sich so nüchtern, besonders ohne das unter höflichen Leuten unerläßliche „Monsieur" angeredet zu sehen, scheint den jungen Mann außer Fassung zu bringen. Er erblaßt und stammelnd antwortet er: „Oui, Monsieur, je me nomme V***." Der blaue Mann versetzt: „Dans ce cas remontez dans votre cabriolet. Je vais vous servir de cocher." Der junge Mann läßt sich das nicht zwey Mahl sagen, und verläßt die Bude. Der blaue Mann mit dem schwarzen Halstuche (auch diese Leute sind in Paris höflich) empfiehlt sich den Damen mit folgenden Worten: „Pardon, Mesdames, de l'embarras que je vous donne et de la pratique que je vous enlève. Vous m'en saurez gré peut-être, quand je vous dirai que c'est une de ces pratiques qui ruinent les marchands. Probablement que, sans moi, vous y auriez été pour votre Shawl." Damit verläßt auch er den Laden, hilft dem jungen Manne, der bey'm Einsteigen zögert, sehr kraftig von hinten nach, steigt dann selbst hinein und jagt von dannen. Der junge Mensch ist der Sohn eines sehr angesehenen Rechtsgelehrten zu Lyon. Schon seit mehreren Jahren hat er den Chevalier d'industrie gespielt, leichtgläubige Zimmervermietherinnen und Kostgeberinnen (maîtresses de pension bourgeoise) durch seine schöne Gestalt, durch sein einnehmendes Betragen für sich einzunehmen gewußt, daselbst den großen Herrn gespielt, vom Morgen bis zum Abend mit Geldwechslern, Schustern, Schneidern und Tapezierern verhandelt, durch Unterpfand von nichts taugenden Wechseln bedeutende Summen zu erpressen gewußt, seinen verschiedenen Bedienten unter dem Vorwande, seine Uhr dem Uhrmacher zum Repariren gegeben zu haben, die ihrigen abgeliehen, um sich im Bade danach richten zu können, sie aber niemahls zurückgegeben und nach kurzer Zeit seine jedesmahlige Wohnung verlassen, um in einem andern Stadtviertel unter verändertem Nahmen dieselbe Rolle von neuem zu spielen.

Neben uns steht die allen Blumenliebhabern des Quartier du Palais Royal bekannte Marchande de fleurs. Der süße Duft eines vortrefflichen Heliotropiums weht euch an. Ihr kauft es; das in Trichterform darum geschlagene Papier bleibt euch in den Händen zurück, während die Blumenhandlerinn durch einen ihrer Auskäufer den Topf in eure Wohnung schickt. Mechanisch werft ihr einen Blick auf das Blatt: es ist ein abgerissenes Stück von den Petites-Affiches (des hiesigen Intelligenzblattes). Der Zufall hat euch gerade den Artikel der Demandes in die Hände gespielt. Euch fällt folgende Anzeige darin auf: Une Dame de condition, veuve d'un officier supérieur, douée d'un physique agréable et possédant le ton de la meilleure société, ayant essuyé des malheurs, désire trouver quelques Messieurs de bon ton et jouissant d'une certaine aisance pour compléter une table bien servie et à un prix très-modéré. On se réunit en société après le dîner. Das Piquante dieser Anzeige reizt eure Neugierde; ihr möchtet euch bey der Dame in die Kost geben. Thut das. Doch zuvor will ich euch in wenigen Worten die Lebensgeschichte derselben zum Besten geben. In der Rue Fromanteau (Froidmanteau) *) erzeugt, im Hospice de la maternité geboren und im Fin-

*) Diese Straße, eine der schmalsten und schmutzigsten (auch in moralischer Hinsicht) von ganz Paris, liegt vor dem Haupteingange des Palais-Royal und führt von der Place du Palais-Royal auf die Place du Carroussel zwischen dem Louvre und den Tuilerien. Sie hat in der letzten Zeit eine Art von Berühmtheit erlangt, weil wir aus der Correspondance de l'Abbé Galiani ersehen, daß sie zu dessen Zeit der Sammelplatz der Libertiner vom Stande, wie auch der damahligen sogenannten Philosophen gewesen ist. Jetzt statten nur noch Soldaten, Handwerksburschen und Pastetenbäckergesellen ihre Besuche in derselben ab.

delhause erzogen, ist die besagte Dame von vornehmer Herkunft zu einem deutschen Sprachmeister als Bonne in den Dienst getreten. Hier zu einer gewissen Geistesbildung gelangt, geht sie, nachdem sie während drey Jahren dem Hauswesen des Sprachmeisters als Servante-Maîtresse vorgestanden, mit einem jungen Manne, der um im damahligen ephemeren westphälischen Königreiche eine Inspektorstelle bey der dortigen geheimen Polizey bekleiden zu können, bey dem Sprachmeister Unterricht in der deutschen Sprache genommen hatte, ihrem Herrn unbewußt, mit der Eilpost zu dessen Bestimmung ab. In Cassel wird sie des Spions überdrüssig, verliebt sich in den schönen schwarzen Bart eines herkulisch-gebauten Sapeurs von der damahligen kaiserlichen Garde und folgt demselben als Marquetenderinn, Spioninn und Dolmetscherinn in den russischen Krieg. Hier wird sie von Kosaken gefangen genommen, fällt einem russischen Offizier in die Hände und wird von diesem bey'm Einzug der Alliirten in Paris dorthin zurückgeführt. Der Offizier bekommt hier Streit mit einem französischen Hauptmanne; sie schießen sich: der Russe bleibt. Die Dame von vornehmer Herkunft verschwindet, wie natürlich, mit dessen Habseligkeiten und errichtet davon ihr Hauswesen (se met dans ses meubles). Jetzt gibt sie zu essen. Alle Damen, welche darauf ausgehen, einen Monsieur seul (wie der Kunstausdruck in den Petites-Affiches lautet) zu suchen, haben sich bey unserer Kostgeberinn in Verding gethan. Die Gelegenheit abgerechnet, hier einen solchen Monsieur seul zu finden, biethet sich dergleichen Damen in dieser Pension bourgeoise auch noch ein anderer, sehr nahmhafter Vortheil dar. Nach Tische wird nähmlich gespielt. Die Dame von vornehmer Herkunft hat dabey ein- für allemahl die Einrichtung getroffen, daß die Herren nie für eigene Rechnung, sondern jeder von ihnen mit einer Dame zu gleichem Theile spielen. Im Augenblicke, wo die allgemeine Kasse ausgelegt werden soll, greift die Dame in ihren Strickbeutel und der Herr in seine Tasche. Dabey ereignet sich aber stets der sonderbare Zufall, daß die Dame entweder nur Gold hat, oder doch so viele Zeit braucht, um ihre Münze hervorzuziehen, daß ihre Spielhälfte nicht umhin kann, für sich und die Dame zugleich anzulegen. Am Ende des Spiels können natürlich nur zwey Fälle eintreten: entweder haben beyde verloren oder gewonnen. Im erstern Falle läßt sich's der Herr zuweilen einfallen, nicht allein den für die Dame gemachten Spieleinsatz zurück zu nehmen, sondern auch den Gewinn zu theilen. Das muß die Dame geschehen lassen. Dann aber fügt sich's jedes Mahl, daß ein anderer Herr, einer von den Compères *) des Hauses, welcher in dieser Eigenschaft freye Zehrung und noch andere Vortheile von der Kostgeberinn genießt, mit seiner weiblichen Spielhälfte, welche ihm, dem Compère, mit Gewalt den gemachten Spielsatz und die Hälfte des Gewinnes aufdringen will, in einen höflichen Wortwechsel geräth und dabey etwa folgende Phrasen vernehmen läßt: „Madame, de grâce, ne faites pas attention à cette misère-là. A moins d'un guignon (auquel, cependant, on n'est jamais exposé avec vous), je prendrai demain ma revanche." Was kann die Dame unter so bewandten Umständen anders thun, als den ganzen Gewinn in ihre Tasche zu stecken? Dieses großmüthige Betragen des Compère müssen sich alle übrigen Herren, wollen sie nicht für peu galants (das empfindlichste Urtheil, welches man über einen Pariser fällen kann) gehalten seyn, zum Beyspiele nehmen und ihren schönen Spielhälften den ganzen Gewinn überlassen. Diese Wendung nimmt die Sache, wenn das Paar gewonnen hat. Tritt Verlust ein, so erkundigt sich allerdings die Dame nach dem Antheile, welchen sie davon zu tragen hat, führt aber dabey sehr beredte Klagen über das stete Unglück, welches sie habe, über den Zufall, der es so wolle, daß sie stets mit ihrer Spielmoitie verlieren müsse u. s. w. Hat dieser keine Ohren für dergleichen Äußerungen der Dame, sitzt er im Gegentheile in fortwährend erwartender Stellung und mit auf den Strickbeutel derselben gerichteten Augen da, so legt sich abermahls ein Compère in's Mittel, indem er zu seiner Spielmoitie, mit der er sich in derselben Discussion befindet, sagt: „Mais, Madame, c'est m'offen-

*) Compères nennt man die Helfershelfer der Taschenspieler, der Magnetiseurs und anderer ehrlichen Leute desselben Gelichters, welche ihren Herren und Meistern Gelegenheit verschaffen, übernatürliche, das heißt, solche Dinge zu thun, die auch der beschränkteste Kopf für grobe Betriegerey erkennen muß.

ser que de me traiter de la sorte. Comment? Ne faut-il pas que je m'estime trop heureux d'avoir pu perdre cette bagatelle sous vos auspices? Plus heureuse un autre jour vous me tiendrez compte de la perte de celui-ci." Dergleichen großmüthige Worte muß sich der Herr zur Lehre nehmen und sie gegen seine Dame ebenfalls gebrauchen. Auf solche Weise fügt sich's so natürlich, wie zwey Mahl zwey vier sind, daß die Damen, so häufig und so groß auch ihr Verlust seyn möge, stets das Geld der Herren gewinnen. Dann wird von erstern unter Vorsitz der Maitresse de pension am folgenden Tage eine geheime Versammlung gehalten, der Spielgewinn berechnet und zwey gleiche Hälften davon gemacht, von denen die eine der Maitresse zufällt, die andere aber unter die Damen vertheilt wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Konzert.

Mad. Bender, Sängerinn, und die HH. Gebrüder Bender, kaiserl. russische Hofklarinettisten, gaben am 3. December um die Mittagsstunde eine musikalische Akademie im kleinen Redoutensaale. Sie hatten sich eines zahlreichen und gebildeten Auditoriums zu erfreuen, dem sie manchen Genuß verschafften. Mad. Bender hat eine umfangreiche Stimme, sie ließ uns das Contra Cis und das hohe C vernehmen, sie besitzt viele Geläufigkeit, akzentuirt richtig und trägt manches sehr gelungen vor; dagegen erinnert ihr Organ lebhaft an das: fuimus Troes, ihre Tiefe ist in keinem Verhältnisse zu ihrer Höhe, ihre Manier etwas älterer Art, was sich besonders in ihren Verzierungen ausspricht. Sie gab uns eine bekannte Arie von Portogallo: deh! frenate le lagrime, ein Rondo cappriccioso von Puccitta und die oft gehörten Variationen: oh dolce concento auf ein Mozartisches Thema zum Besten. Die Wahl des ersten Stückes mag hingehen, dagegen ist Puccitta's Rondo das elendeste Machwerk eines kraft- und marklosen Komponisten, eine Arbeit, die gewiß kein Wiener Tonsetzer ohne Schamröthe als die seinige anerkennen möchte. Bey den letzten Variationen sind Stimme und Worte zusammen als Ein Instrument betrachtet worden, was Seiltänzersprünge zur Ergetzlichkeit des Publikums ausführen soll; komisch war es jedoch im schauerigen Es-moll, was Schubarth den Geisterton mit Recht benennet, und bey der tremulirenden, düstern Begleitung des Bogenquartettes, die Worte: oh dolce concento singen zu hören; wahrlich man kann die Parodie nicht weiter treiben, die Kehrseite der Kunst nicht sichtbarer allen Augen zur Schau stellen. Mad. Bender erhielt nach der ersten Arie mäßigen, nach den zwey letzten Piecen enthusiastischen Beyfall und die Ehre des jedesmahligen Hervorrufens, was Sachkenntniß beweiset. Die HH. Gebrüder Bender, gleich den Pfeilen jenes Orientalen, sind besonders in ihrer Eintracht groß; ein so genaues Zusammengreifen in Stimmung, Ausdruck und Passagen wäre jedem Blasinstrumentenpaare in unsern Orchestern zu wünschen; dazu ist ihr Ton rein, gebildet und weich, ihr Styl edel und frey, ihr Ausdruck sehr lobenswerth; vorzugsweise hat jener, welcher die erste Stimme blies, eine entzückende Zartheit im Vortrage und das Pianissimo ganz in seiner Gewalt. Das Koncertino von Danzi, was beyde Künstler zuerst vortrugen, scheint mit Glück modernisirt und ist recht glänzend, recht melodisch. Viel schwächer war ihre zweyte Piece: ein Adagio und Rondo von Meß. Die HH. Gebrüder Bender erhielten nach jedem Stücke vielen, und zwar sehr verdienten Beyfall und wurden beyde Mahle gerufen. Den Anfang machte die verdienstlich gegebene Ouverture zu Cherubini's Lodoiska.

Schauspiel.

Hr. Wild setzt seine Gastdarstellungen im Theater nächst dem Kärntnerthore fort. Am 26. November gab er den Johann von Paris in der Oper gleiches Nahmens. Referent war verhindert dieser Vorstellung beyzuwohnen, indessen bezeichnet sie die öffentliche Stimme als sehr gelungen, Hr. Wild leistete im Gesange so viel, im Spiele weit mehr als ehemahls und wurde einstimmig gerufen. Am 28. d. Monathes

trat er in Boieldieu's Rothkäppchen als Baron Rodolphe auf. Ref. möchte die Musik zu dieser Oper ein reines Produkt des Verstandes nennen, das jüngste, schwächliche Kind einer erschöpften Phantasie, was ein kalter Winterhauch angeweht oder vielmehr die wohlberechnete Effektmacherey einer ältlichen Schönen, die ihren verblühten Reizen durch Kunst noch einige dunkle Siege zu verschaffen weiß. Der Stoff ist ein Erzeugniß französischer Frivolität; darum müssen auch die Charaktere mit französischer Leichtigkeit aufgefaßt werden, denn dadurch allein wird das Ganze zu einem heitern Scherze. Dieß gilt besonders vom Baron Rodolphe. Hr. Wild hat seine Rolle offenbar zu ernsthaft, zu sentimental genommen; das Stück spielt in der Feen- nicht in der Ritterzeit, denn Theaulou hat gewiß dabey an das eilfte Jahrhundert nicht gedacht. Besonders bemerkbar war dieser Mißgriff in der Scene mit Liebröschen. Was den Gesang betrifft, hat Hr. Wild im ersten Akte sehr befriedigt; seine Deklamation trägt den Stempel gediegener Korrektheit und durchdachter Ausführung, seine Verzierungen sind gefällig, leicht und zeigen von geläutertem Geschmacke; im zweyten und besonders aber im dritten Aufzuge ermattete der Künstler sichtbarlich, einige Mahle sogar, besonders in der Verkleidung als Eremit, erreichte er die Höhe nicht und versetzte dadurch seine Freunde in eine unbehagliche Stimmung; dennoch rief ihn unser gastliches Publikum am Schlusse mit inniger Anstrengung hervor; er erschien mit Dlle. Vio, die sich nach ihren Kräften im Parte des Liebröschens Verdienste erworben. Die übrige Darstellung war wie gewöhnlich; Hr. Vogl zeigte sich sehr zu seinem Vor-, Hr. Rosenfeld zu seinem Nachtheile, denn er war zu tief.

Zweytes Konzert der Familie Bender.

Dieses wird Statt haben künftigen Sonntag, den 10. d. im k. k. kleinen Redoutensaale, in der Mittagsstunde. Die ehrenvolle Theilnahme und der enthusiastische Beyfall, dem Talente der Sängerinn und der seltenen Kunstfertigkeit beyder Virtuosen von einer bedeutenden Versammlung das erste Mahl gezollt, sichern ihnen auch für diese nächste Produktion einen zahlreichen Verein von Kennern und Verehrern der Tonkunst zu.

Ankündigung.

Hr. Vincenz Cramer wird morgen, den 8. December, in dem k. k. kleinen Redoutensaale, um die Mittagsstunde, ein Vokal- und Instrumental-Konzert geben, und sich in diesem auf dem Pianoforte hören lassen. Als Zögling des Konservatoriums zu Prag und Schüler des Hrn. Worzischek, vereinigt der Künstler mit diesen Vorzügen ein seltenes Talent, das ihn auf seiner Kunstreise und während des Aufenthalts in mehreren vorzüglichen Städten Deutschlands den Beyfall hoher Beschützer und achtungswerther Verehrer der Kunst erwarb.

Modenbild Nr. XLIX.

Frauenpelz von Sammet mit Zobeln verbrämt; das Unterkleid von Perkal. Der Hut von Plüsch.

Pelisse de Velours; fournure de Zibeline; Robe-dessous de Perkale. Chapeau de Peluche.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

P. v. Sc. Del. Fr. Stöber sc.

XLIX. Wiener Moden. 147. 1820.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 9. December 1820.

148

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein koloriertes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjärig um 28 fl. W. W. im Büreau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 257) und bey A. Strauß, in der Dorotheergasse; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Luxus der Hauptvölker.

Von Julius Franz Schneller, Professor der Geschichte.

(Schluß.)

Die Franzosen stimmte die Leichtigkeit ihrer Sinnesart schon in den zwey ersten und ernsten Jahrhunderten der Neuzeit zu beständig veränderten Gestalten des Luxus. Seit Ludwig XIV. machten sich Viele ein angelegentliches Geschäft aus Raffinirung und Modificirung ihrer Vergnügen, Gärten, Wohnungen, Geräthe und Kleider. Obschon sie oft den Reichthum an die Stoffe verschwendeten, so suchten sie ihn doch stets durch Sinn und Eleganz zu adeln. Jener König gab ihnen in seinen Palläſten, Ziergärten, Tapeten, Geschirren, Haustheatern ꝛc. ein verführerisches Beyspiel, und wenn er auch in mehreren Gegenständen den echten Geschmack und die natürlichen Gesetze verfehlte, so konnte man ihm doch eine gewisse Würde und Haltung nicht abläugnen.

Wenn man im achtzehnten Jahrhunderte den Pomp eines französischen Pair's betrachtete, so bemerkte man überall den Geist eines Mannes, welcher die Wissenschaften und Künste seiner Nation und Zeit der Aufmerksamkeit würdigte. Völlerey erschien bey den höchsten Ständen in Frankreich seltener als anderswo. Verführung und Vergötterung des schönen Geschlechtes nahmen den größten Theil der Zeit hinweg, und das Maitressen-Wesen gewann eine unziemliche Herrschaft. Lektüre, Liebesbriefe und Versemacherey beschäftigte die Reichsten und Vornehmsten, welche dabey Beweise eines gebildeten Kopfes, und eines verfeinerten Gefühles gaben.

Reiner, einfacher, und also schöner zeigte sich der Luxus in den zahlreichen französischen Provinzial-Städten bey dem kleineren Adel und den höheren Bürgern. Die Nettigkeit der Gemächer, die Artigkeit des Putzes, die Lieblichkeit der Hausfeste, die Verzierung kleiner Gärten, die Geistigkeit der Getränke, die Würze der Speisen bestand mit gefälligen Kenntnissen und einem liebenswürdigen Charakter, welcher Niemand beraubte, um sich

zu bereichern. Selbst unter den gemeinsten Ständen in Frankreich verbreitete sich als Gewohnheit der Grundsatz, daß man auch bey wenigem Vermögen, die Ordnung des Zimmers, Reinheit des Fußbodens, Reinlichkeit der Wäsche, das Kämmen des Haares, und einen unzerrissenen Rock erhalten könne. Die Tagelöhner und Werkleute hatten freylich nach dem Wunsche jenes gütigen Heinrichs jeden Sonntag nicht ein Huhn im Topfe, aber ihr Elend wurde in Frankreich von beredteren Federn, von schöneren Geistern, und mit lebhafteren Farben als in andern Staaten geschildert.

* * *

Die Engländer trugen in ihren Luxus eine gewisse Originalität und Bizarrerie, wodurch sie sich von allen andern Nationen unterschieden. Sie folgten mehr der Laune und Freyheit, als dem Verstand und Geschmack.

Die Lord's und Nabob's drängten sich nicht sehr in die Nachbarschaft des Hofes. Sie setzten ihren Ruhm und ihre Lust nicht in die Nachäffung und Kopirung eines Andern. Sie lebten häufig auf ihren Landgütern, wo sie nach ihrem eigenen Sinn und Eigensinn ihr Wesen trieben. Die enormesten Ausgaben bezogen sich auf die Jagd, die Baulust, den Park, den Stall und den Tisch; Theater und Maitressen spielten nur die zweyten Rollen. Eine Eigenthümlichkeit der englischen Überreichen und Hochadeligen bestand darin, daß der Luxus sie selten zu gänzlicher Vernachlässigung aller Arbeiten und Spekulationen bestimmte; sie pflegten immer in Verbindungen zur Vermehrung ihrer Schätze, durch Handel oder Fabriken zu bleiben.

Die begüterte Mittelklasse der Priester, Pächter, Gewerbsleute und Landwirthe genoß viele Bequemlichkeiten eines gemäßigten Luxus, welcher nicht den Charakter einer spanischen Förmlichkeit oder französischen Artigkeit, sondern die Richtung einer humoristischen Gemüthlichkeit hatte; Theater und Musik gehörten dabey nicht zur Tagesordnung, und eine Vorliebe fürs Eigenthümliche, Unabhängige und Sonderbare schimmerte überall durch. — Daneben bestanden in England ungeheure Scharen von Volk, das beym Erwachen kaum wußte, wie es sich heute nähren und wo es Nachts schlafen würde. Bey diesen Scharen herrschte eine eigenthümliche Rohheit und Frechheit, welche leicht zum Raub, auch eine Gewandtheit, welche oft zur Dieberey führte, um dadurch ohne Arbeit zu einigen Genüssen des Luxus zu gelangen, welcher auch den Niedrigsten nicht unbekannt blieb.

* * *

Bey den Russen fiel der Gegensatz von Überfluß und Entbehrung fast so sehr, wie bey den Türken, in die Augen. In den zwey ersten Jahrhunderten der Neuzeit herrschte bey ihrem Hochadel und Hofe die Prachtliebe nach morgenländischen Sitten; im achtzehnten Jahrhundert kam der abendländische Luxus in Gang und Schwung. Er war um so auffallender, da man nur über meilenlange Einöden und Wüsten zu einzelnen Wohnsitzen von Reichen gelangte, und mitten unter den Zeichen einer unentwickelten Menschheit die Überverfeinerungen raffinirter Kunstmenschen antraf. Die Gegensätze erschienen auch darum greller, weil die Mittelklasse eines wohlhabenden Bürgerstandes entweder gar nicht, oder in sehr geringer Zahl bestand.

Mehrere Wohnsitze russischer Knesen und Staroste glichen Palläsien, welche die magische Ruthe eines Zauberers aus Nichts hervor gerufen; die

Fenster vom reinsten Spiegelglase in ungeheuern Tafeln; die Thüren von Mahagonyholz mit blasser Bronzevergoldung; Geräthschaften für mehrere hundert tausend Dukaten; Säulen von Achat und kostbaren Marmorn; Bücherschränke von amerikanischen Hölzern mit französischer Silberverzierung; Schreibpulte mit jeder Bequemlichkeit der allerdelikatesten Liebesbriefchenmacher; Porzelläne aus Versailles, Sevres und Trianon, theurer durch ihre Feinheit als Silber; Bettgestelle, jedes kostbarer als zehn benachbarte Bauerhütten; Marställe, gefüllt mit den erlesensten Rennern und Racen, zusammengehohlt aus allen Stutereyen der Erde; Gallerien von Originalgemählden der italienischen und niederländischen Künstlerschulen; Schauspielergesellschaften für eine oder zwey Sprachen; Kapellen, von mehr als hundert Musikern und Sängern mit reich bezahlten und ganz versorgten Orchester-Direktoren; Assembleen des zahlreichen, auf Meilen in die Runde wohnenden Adels. Dieß Alles sah der ganz arme, rauh bedeckte, und von sauerm Brot genährte Nachbar mit Gleichgültigkeit an, ohne durch den Anblick seine Zufriedenheit zu verlieren.

* * *

Die Reformatoren, welche ihre Wirksamkeit vorzüglich in Deutschland zeigten, mußten den Luxus in den Bereich ihrer Lehren ziehen, da sie die Wiederherstellung des Urchristenthumes ankündigten, und dieses Urchristenthum sich bestimmt wider denselben ausgesprochen hatte. Sie entzogen vielen geistlichen Fürsten, vielen Bischöfen und Prälaten ihre Reichthümer, und vertilgten so den Luxus wenigstens in einem Stande. Sie führten einen einfachen Gottesdienst ein, ohne Bilder, ohne Instrumental-Musik, ohne Gold- und Silberstoffe, ohne Prachtaltäre, ohne Reliquienkasten, ohne Fahnen, ohne Prozessionen, und ohne die hundert andern Schönheiten, welche man prachtliebend aufgehäuft hatte. Sie brachten sogar an mehrere reformirende Fürstenhöfe einen viel ernsteren und enthaltsameren Ton, indem sie die sinnlichen Genüsse nach dem Geiste der Urkirche als Anreizungen des Teufels erklärten. Sie drangen überhaupt auf ein weniger rauschendes, und mehr in sich gekehrtes Leben, welches durch seine Entsagungen eine Vorbereitung zum Himmel werden sollte.

Gewöhnlich stellt man sich in ungemischt katholischen Ländern die Reformatoren als Männer vor, welche auf die Erleichterung der Religionsübung und der Sittengesetze hingearbeitet; allein man irrt. Sie begründeten wirklich in Deutschland eine Lebensart, welche viel strenger als die damahls herrschende war; selbst mit der Erlaubniß und dem Gebothe sich zu verehligen luden sie dem Priesterstande eine zwar natürliche, aber schwere Last auf. Wie gegründet die Bemerkung über die ernsten und strengen Richtungen der Reformatoren sey, sieht man insbesondere daraus, daß ihre Anhänger in allen Gegenständen des Luxus und der Überverfeinerung hinter den Altgläubigen zurückblieben, obwohl sie die Stoffe für das Nothwendige, Bequeme und Anständige mit Geschick und Gewissenhaftigkeit zu liefern verstanden. Auch bemerkte man, daß unter den Anhängern der Reformation die scharfen Gegensätze des Luxus mit dem Mangel sich etwas verminderten, und daß besonders in Deutschland durch eine gleichere Vertheilung der Reichthümer und Grundstücke nicht nur die mittleren, sondern auch die unteren

Volksklassen mancher Genüsse sich erfreuten. Doch blieben auch die Lehren der Reformatoren bey Vielen ihrer üppigen Anhänger fruchtlos.

* * *

Die Philosophen bemühten sich im achtzehnten Jahrhunderte, die üppigen, unnatürlichen und widersinnigen Auswüchse des Luxus in ihren schädlichen Folgen für das Gemeinwesen zu zeigen. Sie stellten den Luxus mit Recht als einen ungeheuren Baum dar, welcher durch die weite Verbreitung seiner Wurzeln vielen Nachbarpflanzen die nöthigen Nahrungssäfte entzieht, und durch seinen dichten Schatten das freudige Wachsthum der nahen Vegetation in Licht und Wärme hemmt. Doch bemerkten sie gründlich, daß an dem Stamme, um die Wurzeln, auf den Ästen, unter den Zweigen, rings um die Blüthen so wie von den Früchten und Blättern viele Thiere, mancherley Vögel, Bienen, Seidenwürmer, Insekten, auch Raupen, und überhaupt ein Mikrokosmus lebe. Sie wollten also den Luxus nicht vernichten, sondern veredlen.

Die Philosophen suchten durch den gereinigten Geschmack die bloß reiche Anhäufung kostbarer Gegenstände zu vermindern. Sie stellten den Freuden der ungeheuern Verschwendung die weniger theuern Vergnügen der Lektüre und des Theaters entgegen. Sie warnten vor dem übermäßigen Gebrauche ausländischer Stoffe, weil dadurch die Verarmung Europa's erfolgen würde. Sie ermunterten zur inländischen Erzeugung der Luxus-Artikel, weil dadurch die Arbeitsamkeit befördert, und neue Nahrungswege eröffnet werden. Sie drangen auf eine stärkere Besteurung der Luxus-Waaren, damit der Reiche für seine hundertfältigen Genüsse auch hundertfältig zu den Lasten des Staates beytrage. Sie zeigten den Wüstlingen, wie der Übergenuß sinnlicher Freuden zu frühem Greisenalter führe. Sie machten die Prachtliebenden aufmerksam, wie häßlich mit ihren Kunstwäldern, Kunstgärten, und Feenpalästen die verödeten Felder, die erbärmlichen Hütten der verarmten Nachbarn und ausgesaugten Unterthanen kontrastirten. Sie lehrten, wie die Abwechslung gemäßigter Arbeit mit gemäßigtem Vergnügen ein dauerndes Wohlbehagen begründe.

* * *

Der Luxus nahm in der Neuzeit und in unsern Tagen überall zu, obschon man in den früheren Jahrhunderten vielleicht größere Übertreibungen im Einzelnen wahrgenommen. Er nahm zu, indem der geweckte Verstand und die aufgereizte Einbildungskraft den vervollkommneten Kunstfleiß zu tausenderley neuen Gegenständen, Mannigfaltigkeiten und Befriedigungen benützte; indem nicht mehr bloß einzelne Tage, sondern das ganze Leben und Seyn gewisser Stände zu einer fortlaufenden Blumenkette von luxuriösen Genüssen wurde; indem drittens nicht allein die Höchsten und Reichsten der Nationen, sondern auch die Bemittelten und Ärmeren durch die allgemeine Sitte an eine Menge luxuriöser Anstalten, wie an eine zweyte Natur, sich gewöhnten. In das erweiterte Gebieth des Luxus gehörten die mannigfaltigen und leckerhaften Befriedigungen des Hungers und des Durstes; die Moden in Beschirmung unseres Körpers durch Gewänder und Wohnungen; die Festlichkeiten in dem Hause, in der Kirche und im Staate; die reichen Geschenke der sinnreichen Gewerbe und

freyen Künste; endlich alle herrschenden Freuden des Pöbels und der Nationen. Wenn jeder Gemeine Branntwein oder Kaffeh trinkt, ist die Summe der Ausgabe größer, als wenn jeder Reiche Punsch oder Glühwein kocht.

Im Abendlande artete der Luxus selten in das ganz Unnatürliche und Widersinnige aus; er gab das erfreuliche Bild einer Folge des Wohlstandes und einer Frucht der Arbeitsamkeit, doch erzeugte er auch mancherley Unordnungen und Ungesetzlichkeit, Wuchergeist und Härte, Käuflichkeit öffentlicher Beamten, Aufopferung weiblicher Tugend, Unterdrückung der Nebenmenschen, und die scheußlichen Kontraste darbender Entbehrung und prassender Schwelgerey. — Im Morgenlande bestand der Luxus in seinen alten Unformen fort mit der Entmannung vieler hundert Menschen, mit der Sklaverey der Volksmassen, mit einer geschmacklosen Pracht, mit einem sinnlosen Anhäufen kostbarer Stoffe, mit jenem abstumpfenden Wechsel des Sinnenreizes, und jener schwermüthigen oder grillenhaften Langeweile, welche aus Übergenuß, Überfüllung und Übersättigung hervor gehet.

Der Luxus bleibt für den menschenfreundlichen Geschichtschreiber eine erfreuliche Erscheinung als Übergang aus den engen Schranken der Naturbedürfnisse in das weite Gebieth der Kunstgenüsse. Die Politik oder Staatskunst behandelt ihn als Mittel, Millionen Hände in Thätigkeit zu setzen, und dem Arbeitsamen einen verdienten Wohlstand zu verschaffen. Die Ästhetik oder Geschmackslehre arbeitet dahin, daß der Luxus nicht als ein charakterloser Mann mit der Mode, als dem veränderlichsten und grillenhaftesten Weibe, sich vermähle, um eine Menge alberner und läppischer Fratzen und Puppen zu erzeugen. Die Religion darf den Luxus nicht unbeobachtet lassen, da er mit vielerley Gewissenlosigkeiten zusammen hängt und die meisten herrschenden Laster hervor bringt. Die Philosophie endlich kann die plötzlichen, vernichtenden Angriffe auf den Luxus nicht billigen, weil mit demselben das Leben vieler hundert Arbeiter eng zusammen hängt; aber sie unternimmt eine allmählige und behutsame Ablösung seiner üppigen, unnatürlichen und widersinnigen Auswüchse.

Pariser-Charakteristiken.

Von G. L. P. Sievers.

Die Gauner.

(Fortsetzung.)

Ein Bureau d'Agence (de Placement) ist eine Anstalt, in welcher Menschen gemiethet und vermiethet werden, vom Professeur de mathématiques an, welcher für ein Pensionnat de jeunes Demoiselles gesucht wird, bis zu der forte personne de vingt à trente ans herab, die bey einem Monsieur seul Köchinn, Hausmädchen, Wäscherinn und Stubenreiberinn (frotteuse de chambres)*) werden soll. Mit Fug und

*) In den gewöhnlichen Bürgerhäusern zu Paris besteht der Fußboden aus einer Art sechseckigen Backsteinen, welche mit rother Farbe überstrichen und dann täglich mit einer gewächsten Bürste spiegelblank gerieben werden. Letzteres thun entweder die Domestiken, oder in Ermanglung derselben die Portiers der Häuser. Es gibt auch eine eigene Klasse Menschen, welche unter der Benennung der Frotteurs ein Patent gelöst haben, sich meistens durch sehr elegant gedruckte Adressen ankündigen, und entweder auf Abonnement oder für jedesmahlige Zahlung die Fußböden in den

Recht läßt sich annehmen, daß der Direkteur des Büreau von den Personen, welche sich anbiethen, neun und neunzig Hunderttheile zu wenig, von den Stellen aber, welche angebothen werden, eben so viel zu viel angegeben hat. Für zwey Franken (bey dem berüchtigten Villiaume sogar für fünf Franken) Einschreibegebühren erhält der Sucher das Versprechen, daß ihm mit der verlangten Stelle oder der benöthigten Person aufs baldigste gedient werden solle. Vergebens spricht er täglich in dem Bureau ein; der Direkteur schreyt ihm schon von weitem entgegen: Je suis fâché, mais rien ne s'est encore présenté. D'ailleurs je dois vous écrire, vous savez bien." (Letzteres ist ein Kniff dieser sogenannten Agenten, um sich den Kandidaten so viel wie möglich von der Seite zu schaffen.) Vergebens stellt sich dieser täglich vor dem Aushängebret hin und buchstabirt im Schweiße seines Angesichts (denn geschriebene Schrift zu lesen, ist dieser Klasse Menschen unter den Franzosen nicht sehr geläufig) die hundert und einen Zettel durch. Kömmt ihm eine Stelle, wie er sie sucht, zu Gesichte (welches nicht selten geschieht, weil deren der Agent täglich von allen Gattungen zu Dutzenden schmiedet), so springt er freudig in das Bureau. Wie weiß sich der Agent zu helfen? In einem bedauernden Tone sagt er: „La place est donnée depuis hier. On a seulement oublié de retirer l'écriteau." Gibt der Dienstsuchende seine Verwunderung darüber zu erkennen, daß der Agent die quästionirte Stelle nicht ihm, der schon seit so vielen Wochen warte, sondern einem andern gegeben habe; so antwortet dieser: „C'est qu'il y en a bien d'autres avant vous. Mais à présent je vous accorderai un passe-droit. Je vais vous inscrire tout à l'heure." Es verstreichen abermahls einige Tage, während welcher der Dienstsuchende vergebens auf einen Brief mit der kleinen Post harrt. Endlich kehrt er in's Bureau zurück. Der premier Commis (denn ohne einen oder ein Paar derselben thut es, der Leute wegen, kein Vorsteher eines Bureau d'Agence) blickt dem Dienstsucher in's Antlitz, fragt denselben um seine Nummer, schlägt im Regiser nach und sagt dann gleichgültig: „Monsieur, il n'y a encore rien." Das macht den Kandidaten stutzig. Unmuthig versetzt er: „Mais Monsieur le Directeur m'avoit promis de m'accorder un passe-droit . . ." Dehnend antwortet der Kommis: „Un passe-droit? Voyons!" blättert abermahls im Regiser und erwiedert: „Apparamment que Monsieur a oublié de vous noter. Vous avez payé les frais du passe-droit, n'est-ce pas? Zu seinem Erstaunen erfährt jetzt der arme Teufel, daß er, um den vor ihn eingeschriebenen Kandidaten vorgezogen zu werden, noch einmahl zwey Franken bezahlen muß. Was soll er machen? Er geht nach Hause, versetzt das letzte Stück seiner Habe und trägt die daraus gelösten vierzig Sous in das Bureau d'Agence. Jetzt läuft die Verhandlung wiederum dieselbe Stufenleiter durch. Endlich erhält der Dienstsuchende entweder auf einem andern Wege einen Dienst, oder er verliert die Lust, ihn ferner in dem besagten Bureau zu suchen.

Damit möge es für dießmahl an den Gaunern ohne lange Finger genug seyn. Kommen wir jetzt zu den Gaunern mit langen Fingern.

(Der Schluß folgt.)

Häusern ihrer Kunden reiben. Auch in dieser Handthierung zeigt sich die Körperausbildung der Franzosen, besonders der Pariser, von einer vortheilhaften Seite. Es ist interessant, zu sehen, mit welcher graziösen Haltung ein solcher Frotteur, den einen Arm auf den Besen lehnend, den andern entweder in die Seite stämmend oder mit demselben in der Luft gestikulirend, die unter seinem rechten Fuße habende Bürste in Zickzack zu bewegen, und welche künstliche Tanzfiguren er dabey zu beschreiben weiß. Ich erinnere mich, daß ich diesem Geschäfte die ersten Mahle mit einer gewissen neugierigen Überraschung zugesehen habe.

Taschenbuch für das Jahr 1821.

Rheinisches Taschenbuch für das Jahr 1821. Darmstadt bey Heyer und Leske.

Das zierliche Büchlein sucht das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden. In dieser Hinsicht verdienen die Kupfer ausgezeichnet zu werden, welche uns mit sechs Ge-

mählden aus der großherzoglichen Gemählde-Gallerie zu Darmstadt bekannt machen, nähmlich von Carraccio, Domenichino, Correggio, Gerbrandt van der Eckhout und Johann Fyt. Ihnen folgen vier Landschaften aus den Gegenden zwischen dem Neckar und dem Main an der bekannten Bergstraße. Sodann die Genealogie der regierenden Häuser. Conz beschreibt in einem historischen Aufsatz den Abfall Heinrich's von seinem Vater, dem in Italien und Deutschland gleich großen hohenstauffischen Kaiser Friedrich II. Wenn auch die Darstellung, wie in einem so zugemessenen Raume, nicht erschöpfend ist, so stützt sie sich doch auf Quellenstudium, und manche beachtungswerthe Angabe wird auch dem Geschichtskenner gebothen. — Zwey Dichterinnen, von denen die eine zugleich die zärtlichste, treueste Gattinn war, Vittoria Colonna, Marchese von Pescara, die zweyte Christina Pisani, durch überweibliche Entsagung sich auszeichnete, werden von Cäcilie charakterisirt. Jene, deren Gemahl viel zum Siege bey Pavia für Kaiser Carl V. beytrug, ist durch die berühmtesten Dichter ihrer Zeit gefeyert worden, so von Ariost im 37. Gesange des rasenden Roland; diese, Christina Pisani, lebte im 14. Jahrhunderte an dem französischen Hofe und gewann sich die Hochachtung Heinrichs IV. von England. — Unterhaltend ist die Erzählung von K. G. Prätzel: die Schloßmamsell, aber für den Gegenstand sowohl, als in Vergleich mit andern Erzählungen des beliebten Schriftstellers dünkt sie uns zu gedehnt. — Die Rache im Riesengebirge, von Friedrich Krug von Nidda; ein Mährchen aus diesem fabelreichen Gebirge. — Die Heilige, Novelle nach dem Spanischen von Beauregard Pandin, könnte richtiger die Büssende heißen, denn diese Donna Isabelle übt die verabscheuungswürdigste Weiberlist, welche sie selbst in's Verderben und so mittelbar zur bessern Erkenntniß führt. — Zuletzt liefert Franz von Maltiz eine Anekdote aus dem Russischen: der Wechsel des Schicksals.

Correspondenz-Nachricht.

Grätz, November 1820.

Werner's Kunigunde, von Kollmann überarbeitet, kam auf unsere Bühne. Vielleicht findet diese Unternehmung im weiten Gebiethe unseres Kaiserthums Nachahmung.

Kunigunde wird durch eine Eingebung von Oben gestimmt, in's feindliche Lager zu gehen, um den Gegenkönig ihres Gemahls zur Niederlegung der Krone zu bestimmen. Der Gegenkönig, unfromm und sogar gottlos, wird durch augenblickliche Erleuchtung bey Kunigundens Erscheinung bewogen, vom Throne in eine Klause zu gehen. Kunigundens Gemahl, Kaiser Heinrich II., erfährt die nächtliche Abwesenheit seiner Gattinn, welche ihr Geheimniß nicht verräth, und in Leumund verfällt. Kunigunde, welche sogar in der Brautnacht dem ehelichen Recht entsagt hatte, findet im Gottesgericht keinen Kämpfer für ihre Ehre. Ein Jüngling von siebzehn Jahren, Florestan genannt, des Gegenkönigs Sohn, übernatürlich erleuchtet und geleitet, tritt unerkannt, und sich selbst kaum kennend, für Kunigunden als Retter auf. Florestan, ein Zögling des Klausners Romualdus, erschlägt als ein zweyter David den Ankläger der unschuldigen Kaiserinn, stirbt aber auch im Kampfe aus Anstrengung. Kunigunde, welche ihren Gemahl als Bruder und ihren Retter als ihren Einzigen mit schwärmerischer Liebe behandelt, geht endlich in's Kloster, weil jener sie verkannte und dieser sich hinopferte. Die gewordene Klosterfrau kommt mit Pilgern und Nonnen ihrem hinbrütenden Gemahle die Weisung für das kinderlose Leben, den Trost für das Aussterben seines Geschlechtes, die Weissagung für den früheren Tod, und die Verkündigung der Größe der Häuser Zollern und Habsburg zu geben. Sie vermählt ein Hoffräulein von Zollern und einen Hofritter von Habsburg mit der Lehre, sich keine selbstgemachten Leiden aufzugeben.

Außer dieser Lehre schien mir das Ganze fast widersinnig und abgeschmackt, obwohl im Einzelnen auch hier das Fantastische wirklich poetisch, und das Mystische wirklich lyrisch gegeben ist.

Die Aufführung gehört zu den gelungensten. Die Gewänder der Ritter und Klausner, der Fräuleins und Nonnen paßten besser zusammen als sonst. Die eingelegten Tonstücke verstärkten den Eindruck; der Schlachtgesang der Ritter war grosartig; der Siegeszug der Krieger erheiterte das trübe Gemählde; der Schlußchor endigte mit Würde. Man kann das Ganze nicht langweilig, und doch auch nicht kurzweilig nennen; die Seltsamkeit des Gedankens und das Seltene der Ausführung zog an.

Als das Schauspielwesen in der Wiege lag, stellte man gewöhnlich solche Autos sacramentales vor. Warum jetzt, gerade jetzt wieder zurückkehren zum Anfang? Als im achtzehnten Jahrhunderte durch Eckhof, Iffland und Schröder ein deutsches Schauspiel sich feststellte, hörten die wandernden Truppen mit ihren Genofeva's auf. Sollen diese nun als Kunigunden erstehn? Jene, welche solche Dichtungen wirklich glauben, finden ihre Versinnlichung auf der oft entweihten Bühne des Gegenstandes unwerth, und nicht mit Unrecht! Jene, welche in diesen Dichtungen nur den Widerstreit gegen den Menschenverstand und den Gegensatz mit der Menschenvernunft betrachten, rufen aus mit Horaz:

Velut aegri somnia vanae finguntur species.
Wie eines Kranken Träume erscheinen eitle Gestalten.

Konzert-Anzeige.

Die in allen gebildeten Ländern Europa's bewunderte Sängerinn, Mad. Angelica Catalani, wird bey ihrem zweyten Aufenthalt in dem kunstreichen und kunstliebenden Wien ihr erstes Konzert am Donnerstag, den 14. December, geben, und zwar im landständischen Saale in der Herrngasse, um 7 Uhr des Abends. Der Anschlagezettel gibt ausführlichere Nachricht.

Eintrittskarten sind zu 12 fl. W. W. in der Kunsthandlung der Hrn. Artaria und Komp. am Kohlmarkte zu haben.

Nachricht.

Das Brustbild der geschätzten Künstlerinn, Mad. Stich, deren seltenes Talent wir seit zwey Monathen zu bewundern Gelegenheit hatten, ist von dem als Miniatur-Mahler, sowohl der Ähnlichkeit, als der zierlichen Ausführung seiner Porträts wegen, rühmlich bekannten k. k. Hofschauspieler, Hrn. Wagner, gemahlt, und von dem geschickten Lithographen, Hrn. Lanzadelli, auf Steindruck übertragen worden. Diese Abbildung wird den Kunstfreunden und ganz besonders den zahlreichen Verehrern der ausgezeichneten Gastspielerinn, sowohl hinsichtlich der physiognomischen als der Charakteristischen Darstellung willkommen seyn, indem wir sie im Kostum der Maria Stuart, einer ihrer vorzüglichsten Leistungen, vor uns sehen, und zwar in der ersten Scene des dritten Aktes, in dem glänzenden Moment aufgefaßt, wo sie im vollen, begeisterten Gefühl der lang ersehnten Freyheit heraustritt.

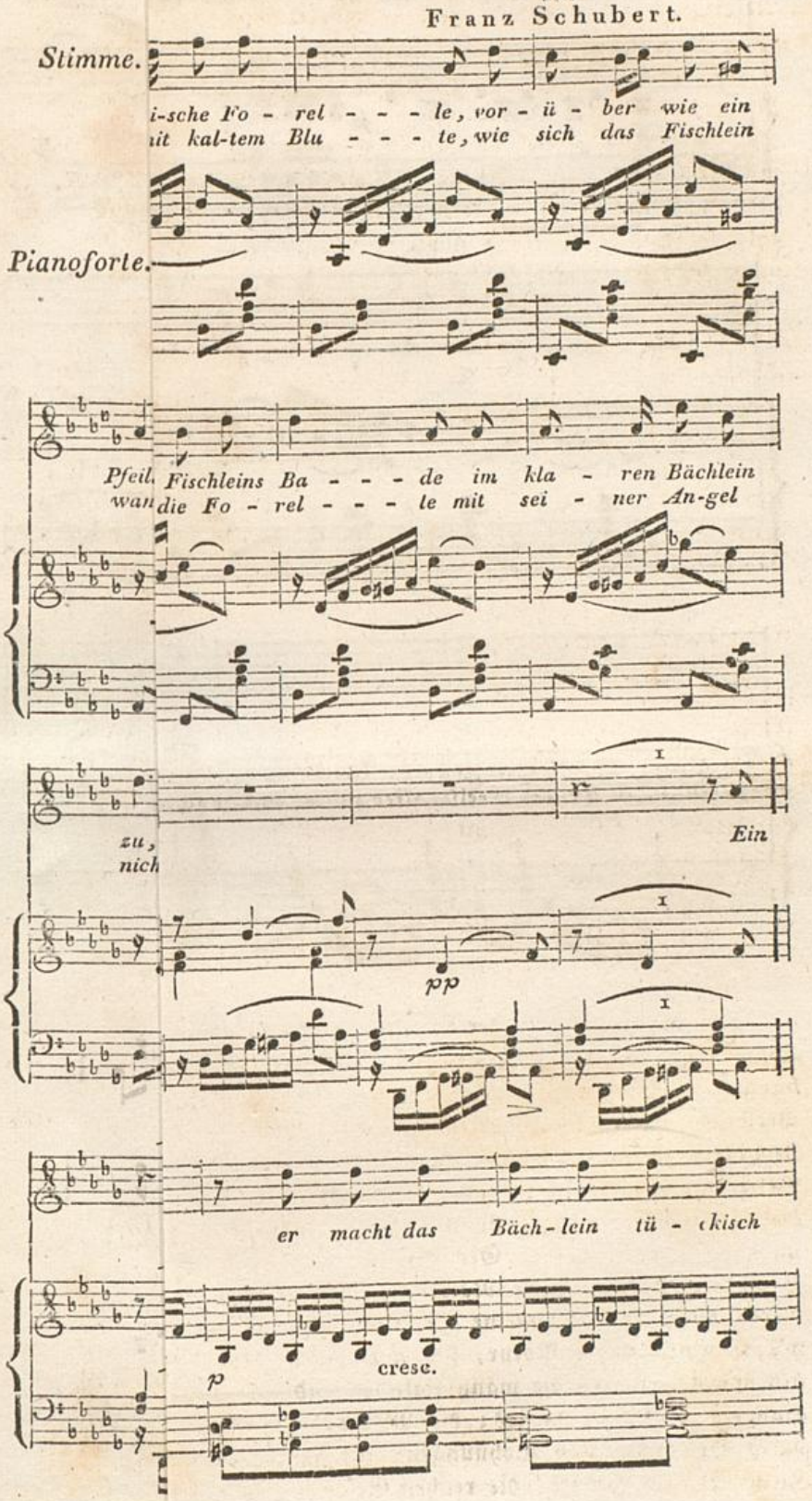
Der lithographische Abdruck ist in der Kunsthandlung der Herren Artaria und Comp. am Kohlmarkte um 3 fl. W. W. zu haben.

(Nebst einer Musik-Beylage.)

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

In Musik gesetzt
von
Franz Schubert.

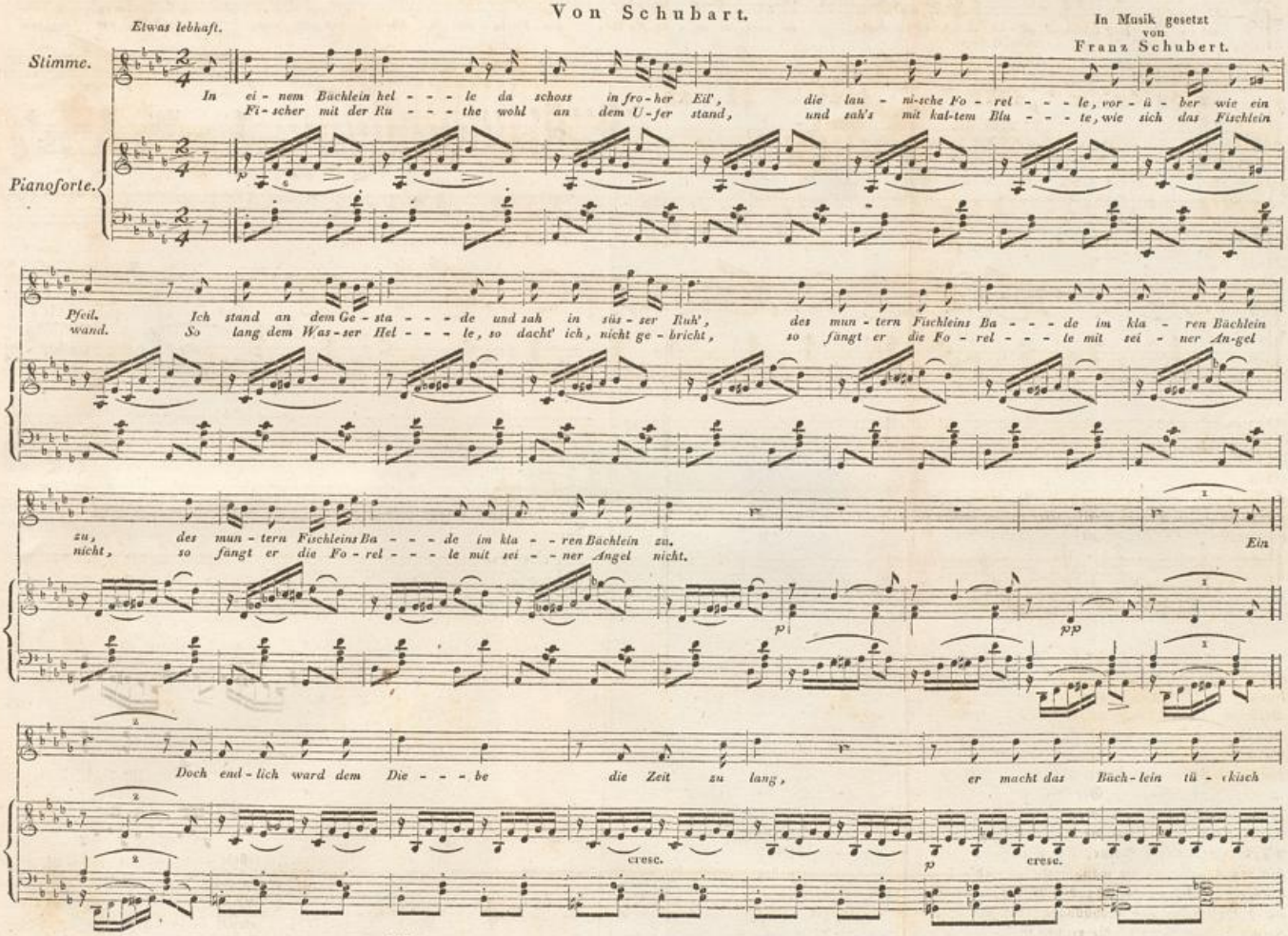


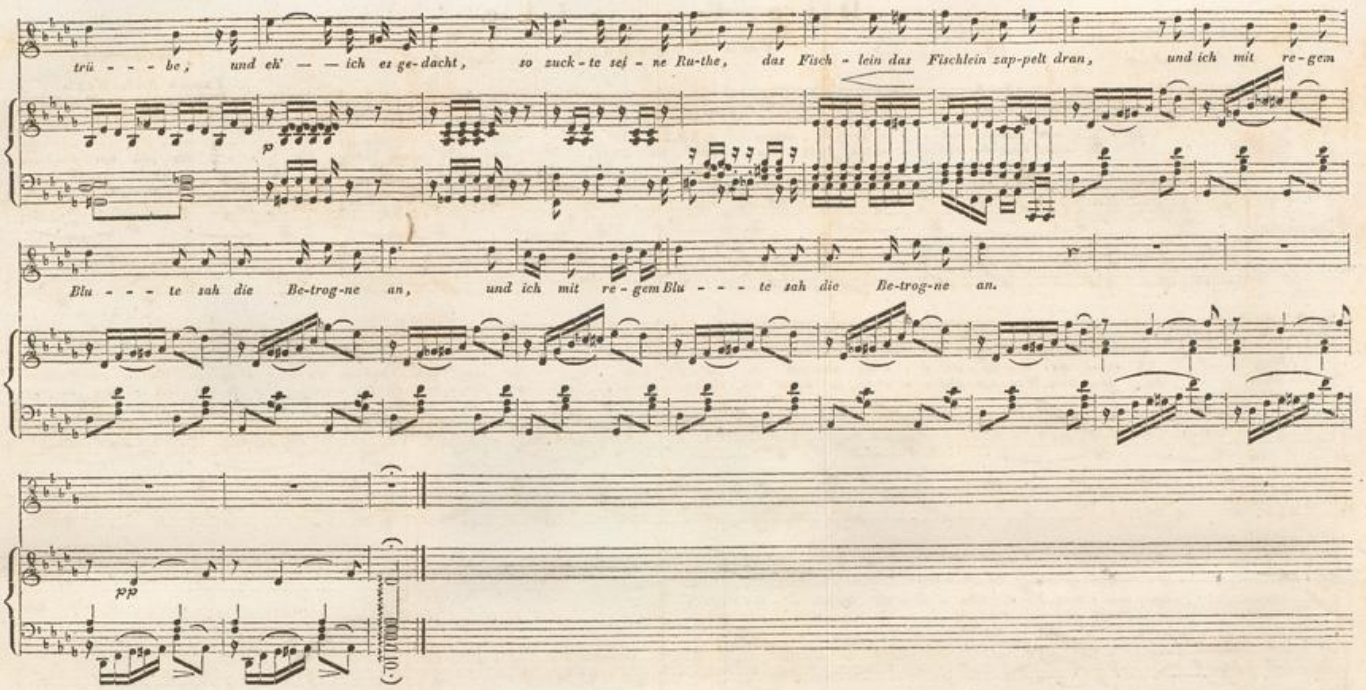
Musi

Die Forelle.

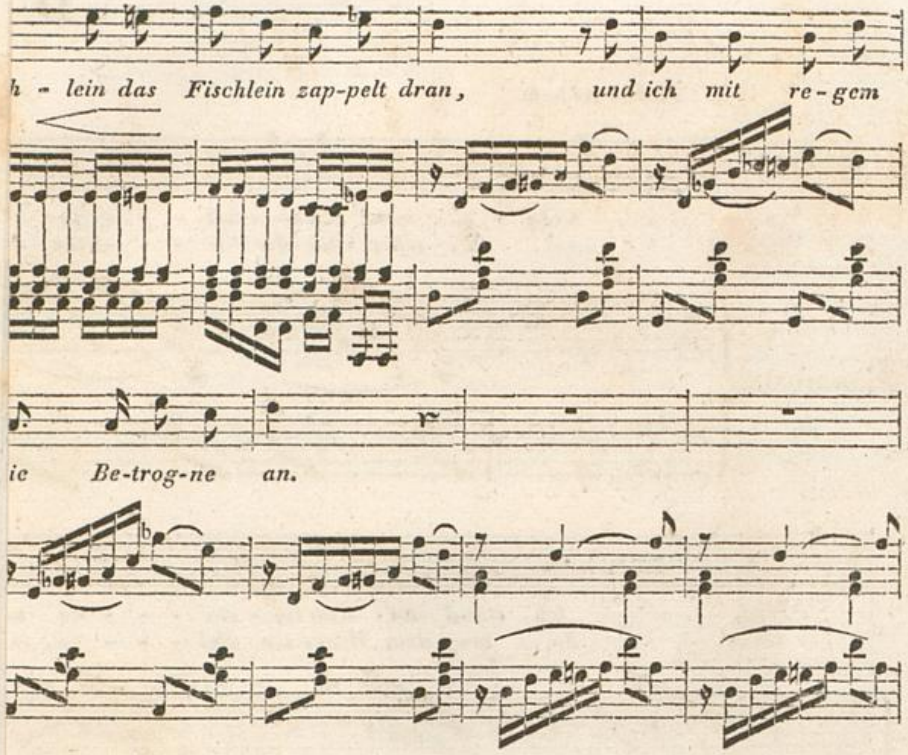
Von Schubart.

In Musik gesetzt von Franz Schubert.





Gedruckt bey Anton Strauss.


h - lein das Fischlein zap-pelt dran, und ich mit re-gem
ic Be-trog-ne an.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dinstag, den 12. December 1820.

149

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjärig um 28 fl. W. W. im Büreau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 257) und bey A. Strauß in der Dorotheergasse; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der schwarze Tod des vierzehnten Jahrhunderts.

Von J. J. Littrow.

Wenn die Klage, daß das dem Menschen zugetheilte Maß von Leiden die Freuden desselben oft überwiegt, gerecht ist, so bringt man bey dieser meistens etwas eigensichtigen Behauptung gewiß manches nicht in Rechnung, was bey einer wahrhaft partheylosen Schätzung nicht übergangen werden sollte. Dahin scheint mir vorzüglich das Andenken an das bereits vergangene Unglück zu gehören, eine reine Quelle stiller, sanfter, nie versiegender Genüsse, wenn wir nur aus ihr zu schöpfen wüßten. Aber so sind wir Menschenkinder, die wir uns so gerne das Meisterstück der Schöpfung nennen hören, die wir, wie unsere Kinder, nur in der Gegenwart, nur für heute leben, ohne uns, was wir auch von uns rühmen mögen, viel um vor- und rückwärts zu bekümmern, so nahe es uns auch angehen mag. Droht ein Übel über uns einzubrechen, so zittern und beben wir — lastet es mit seiner ganzen Schwere auf uns, so unterliegen wir oft kleinmüthig — und verläßt es uns endlich wieder, so ist bald darauf alles bis auf die letzte Spur vergessen. Wer einmahl hoffnungslos auf dem Krankenbette lag; wer seinen Freund, seinen Vater, seinen Bruder sterben sah; wer sein Liebstes, was er auf Erden hatte, von seinem Herzen reißen mußte; wer immer zu irgend einer Zeit seines Lebens zu der großen Zahl der Unglücklichen gehörte, und wie wenige dürften davon eine Ausnahme machen — welchen Fond von immerwährenden, reichen Genüssen würden diese unsere Leidensgefährten, wenn sie nur wollten, bloß in der lebhaften Erinnerung an jene Tage des Kummers und der Wehmuth haben, die nun vorübergegangen um so wohlthätiger auf uns wirken müßten, je schwerer sie in der Gegenwart auf uns drückten. Wer von einer gefahrvollen Krankheit sich wieder erhebt von seinem Schmerzenlager, welche Wollust ist es für ihn, mit jedem Tage, an jedem Morgen nach so vielen schlaflosen Nächten seine Kräfte immer mehr und mehr wieder zu fühlen, wieder einzugreifen

in das Leben und in die gewohnten Geschäfte, wieder zurück zu kehren in den Kreis seiner Freunde und Bekannten, und Theil zu nehmen an den Freuden und Genüssen dieses Lebens. Welch ein unaussprechlicher Genuß ist es für uns, wenn wir das erste Mahl wieder nach vielen Monathen von unserm Krankenbette herausgeführt werden, an die wohlthätige Frühlingssonne, die uns mit neuem Leben durchströmt, und doch — nach wenigen Tagen schon stehen und gehen wir in ihren goldnen Strahlen, und denken nichts mehr dabey. Welche Wollust ist nach einer langen schmerzlichen Entbehrung, nicht der Genuß, zu dem wir noch zu schwach sind, nur der Wohlgeruch des Brotes — keine Blume ist mit ihm zu vergleichen, und wer einst in dieser Lage war, wird mich verstehen — und doch, nach wenigen Tagen schon wissen wir von allen dem nichts mehr, und genießen es, wie die Thiere der Weide ihr Futter, ohne etwas mehr, als die bloße thierische Befriedigung des Instinktes zu suchen. Wenn wir an jedem schönen Tage, wenn wir bey jedem folgenden Mahle nur einen flüchtigen Blick auf jene nun längst vorüber gegangenen Stunden werfen wollten, wie ganz anders würden wir die Gegenwart genießen, und welche Summe von Freuden würden wir uns verschaffen, die jetzt alle ungenützt und ungekannt vor uns vorüber ziehen, ohne eine Spur hinter sich zu lassen.

Was die Freuden und Leiden der Einzelnen gewähren, müßte in noch viel größerem Maße das Glück und Unglück thun, das ganze Völker, ganze Erdstriche trifft, und doch scheint es mit diesem nicht viel besser zu gehen, als mit jenem; ja wir gönnen uns so wenig von den Genüssen, die in der bloßen Erinnerung liegen, daß wir ihrer am Ende nicht einmahl mehr in unsern Geschichtbüchern erwähnen, und daß Katastrophen, die einst die ganze Oberfläche der Erde in Trauer und Verzweiflung stürzten, bis auf ihr Andenken unter uns verloren gehen.

Eine solche Katastrophe war die entsetzliche Pest, welche im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts die ganze damahls bekannte Oberfläche der Erde verwüstete, den zehnten, in manchen Gegenden sogar den dritten Theil der Menschen hinwegraffte, Schrecken und Entsetzen in allen Reichen verbreitete, und die ganze Erde zu einem weiten Grabe machte. Diese schreckliche Krankheit, mit deren grausenvollen Verwüstung kein anderes Unglück verglichen werden kann, was, so weit unsere Geschichte reicht, die Menschen traf, ist sonderbar genug so sehr unter uns vergessen worden, daß die meisten Ärzte, welche ich darum befragte, kaum von ihrer ehemahligen Existenz wußten, und daß man selbst in sehr bändereichen und umständlichen Geschichtbüchern der neuern Zeiten auch nur eine leise Erwähnung derselben vergebens sucht, während andere ähnliche, obschon mit dieser gar nicht zu vergleichende Erscheinungen, die Völkerwanderung, die Kreuzzüge u. d. gl. mit der redseligsten Weitläufigkeit beschrieben werden.

Eine so schreckliche Epoche verdient daher, wenn auch der im Eingange erwähnte wohlthätige Zweck dadurch nicht erreicht werden sollte, schon ihrer eigenen Merkwürdigkeit wegen, daß wir sie wieder in das Gedächtniß zurückrufen, und uns auf einen Augenblick in jene Zeiten versetzen, wo eine allgemeine Trauer die Erde bedeckte, und Schrecken und Verzweiflung in den Herzen unserer Vorältern wütheten.

Die erste Nachricht, welche ich von dieser schrecklichsten aller Krankheiten, welche je das menschliche Geschlecht traf, erhielt, schöpfte ich während meines Aufenthalts in Rußland aus einem in der Sprache dieses Landes geschriebenen Werke, und ich bekenne, daß ich die schaudervollen Geschichten, welche dieses Werk enthielten, für erfunden oder doch für sehr übertrieben hielt, wenn auch nur aus dem Grunde, weil ich früher, und auch nach dieser Lektüre durch Nachforschungen bey den berühmtesten Ärzten jenes Landes nicht die geringste dahin gehörige Nachricht oder Aufklärung darüber erhalten konnte. Erst nach meiner Zurückkunft fand ich in Sprengels bekannten Beyträgen zur Geschichte der Medizin, und in Barnes History of Edward III. die nur zu gewisse Bestätigung jener beynahe unglaublichen Gräuel, von welchen die Chroniken dieser unglücksschwangern Zeit wiederhallen.

Jedermann kennt die wahrhaft klassische Beschreibung der pestartigen Krankheit, welche in dem sieben und zwanzigjährigen peloponnesischen Kriege den Fall Athens nach sich zog, und schon im zweyten Jahre desselben den größten Staatsmann der alten Zeiten, Perikles, in ihren Strom mit fortzog. Thucydides, der erste Geschichtschreiber dieses gebildeten Volkes und vielleicht aller darauf folgenden Nationen, entwarf mit seiner kraftvollen, majestätischen Beredsamkeit ein schaudervolles Gemählde dieser Pest, die man jetzt noch nicht ohne Entsetzen lesen kann, obschon sie nur in einer der Volkszahl nach kleinen Nation, oder vielmehr nur in einer einzigen belagerten Stadt wüthete. Weiter verbreitet war die epidemische Krankheit, welche im Jahre 542 in Konstantinopel, diesem Pestlager, mehr als die Hälfte der Einwohner dieser volkreichen Stadt dem Tode opferte, von da in das Abendland drang, ihre Wuth vorzüglich in Italien äußerte, zweymahl Rom entvölkerte, und Angst und Schrecken unter alle Völker brachte. Aber so groß auch die Verwüstungen gewesen seyn mögen, welche sie auf allen ihren Zügen, die beynahe dreyßig volle Jahre währten, begleiteten, so kann sie doch nicht mit jener allgemeinen Pest des vierzehnten Jahrhunderts, mit dem schwarzen Tode verglichen werden, eine Benennung, welche sie, nachdem sie schon mehrere Jahre gewüthet hatte, in den nördlichen Reichen Europa's, in Schweden, Norwegen und Dänemark erhielt, und die daher rührte, weil die Leichen der von ihr ergriffenen Unglücklichen schon in wenigen Stunden nach ihrem letzten schmerzenvollen Kampfe ganz kohlschwarz wurden. Damahls waren Trauer und Thränen, Angst und Verzweiflung, Krankheit und Tod nicht nur das Loos einzelner Familien oder einiger wenigen Völker, sondern fast aller Bewohner der ganzen weiten Erde. Alle drey damahls bekannten Welttheile biethen uns nichts, als ein weites, offenes Grab dar; kein Reich, keine Provinz, kaum eine Stadt oder ein Dorf blieb von den Verwüstungen dieser Pest verschont, mehr als der vierte Theil des damahls lebenden Menschengeschlechtes wurde eine Beute derselben, und was noch übrig blieb, quälte Furcht und Angst vor der drohenden Zukunft, die um so gegründeter war, da diese entsetzliche Krankheit in verschiedenen Ländern gegen sechzig Jahre, von 1350 bis 1406 wüthete, nach und nach alle Reiche durchzog, und mehrere derselben drey- und mehrmahl besuchte, so daß man mit Recht sagen kann, daß seit Noahs Zeiten der Würgengel nicht so grausam verfahren ist, als in jener verhängnißvollen Periode, in welcher es ganz darauf abgesehen

schien, dem ganzen menschlichen Geschlechte auf die schmählichste Weise ein Ende zu machen, und die ganze weite Erde in eine einzige Grabstätte, in eine menschenleere Wüste zu verwandeln. Als die allgemeine Noth ihren höchsten Gipfel erreichte, wurden in den geängstigten, jeden Augenblick das Äußerste erwartenden Unglücklichen alles moralische Gefühl, aller Sinn für Mitleid und Humanität jeder Art völlig erstickt, und jeder, nur mit seiner eigenen Erhaltung beschäftigt, kümmerte sich gar nichts mehr um alle Übrigen, so nahe sie ihm auch durch das Band der Freundschaft, des Blutes, der Religion oder des Vaterlandes verwandt seyn mochten. Wenn der Vater einer zahlreichen, ehemahls wohlhabenden und glücklichen Familie von der Krankheit ergriffen wurde, wenn an ihm nur der erste Ansatz zu einem Pestkarfunkel, dem gewissen Vorbothen des nahen Todes, erblickt wurde, so wurde er ohne Schonung, ohne Mitleid, aber wohl mit Abscheu und Entsetzen sogleich auf dem kürzesten Wege durch das Fenster auf die Gasse geworfen, und da diese mit Leichen angefüllt waren, und es an Menschen fehlte, die auch für die größten Preise sich zu Todtengräbern brauchen ließen, so blieben sie da liegen, bis sie vermoderten und dadurch die Athmosphäre nur noch mehr vergifteten, und der verheerenden Krankheit immer neuen Stoff darbothen. So fanden Kranke und Sterbende nicht einmahl unter ihren nächsten Verwandten weder Pflege, noch Hülfe, da das beyspiellose allgemeine Sterben und die Furcht vor der großen und nur zu nahen Gefahr die Stimme der Natur und der Menschlichkeit ganz unterdrückte. Sitte und Gebrauch, alte von den grauen Vorältern bisher mit Sorgfalt beybehaltene Einrichtungen, Gesetze und Verordnungen, selbst kirchliche Vorschriften und religiöse Übungen — alles hörte auf, und nur der wildeste Trieb der Selbsterhaltung, sollte er auch auf der Zerstörung alles übrigen außer ihm beruhen, leitete die Handlungen der Menschen. Die Reichen, die Adeligen, die sogenannten Großen dieser Erde, die gleich dem letzten verachtenden Bettler von dem allgemeinen, verheerenden Strome mit ergriffen wurden, glaubten durch Herablassung, durch milde Gaben an die Dürftigen, die sie bis zur eigenen Verarmung verschwenderisch hingaben, am sichersten den Zorn des Himmels von ihren Häuptern abzuwenden, aber dieselben Bettler, die noch vor wenig Tagen mit flehenden Bitten vor ihrer Thür standen, oder mit neidischer Bewunderung den Glanz ihrer Herrlichkeit anstaunten, sich glücklich preisend, nur den tausendsten Theil von dem zu erhalten, was in dem Pallaste des Herrn nur ein einziger Tag von Überfluß und Wohlleben verschlang; dieselben Bettler, denen nun mit vollen Händen angetragen wurde, was sie früher umsonst mit ihren heißesten Thränen erfleht hatten, dieselben nahmen nun nichts mehr an, da sich der allgemeine Glaube verbreitet hatte, daß auf dem Geschenke der Großen der Tod sitze, eine Meinung, die daher kommen sollte, weil die Pest vorzüglich die Vornehmen zu ergreifen, und am liebsten unter ihnen zu wüthen pflegte, die an wollüstigere Genüsse gewohnt, mehr Anhänglichkeit an das Leben, also auch mehr Furcht vor dem Tode hatten, und die eben durch ihre frühere Lebensart ihren Körper verweichlicht und geschwächt hatten, so daß er jetzt den Angriffen der Krankheit viel weniger zu widerstehen vermochte, als jene der durch Arbeiten abgehärteten Landleute. In der That waren der Todtenopfer, welche dieser

Krankheit, besonders in den höheren Ständen, gebracht wurden, so viele, daß die meisten adeligen Familien gänzlich ausstarben, andere verarmten, oder in der Flucht zerstreut, sich unter der Masse des Volkes verloren, so daß beynahe keines der gegenwärtigen Häuser ihre Ahnen bis über diese Schreckenszeit hinaus mit einiger Sicherheit nachweisen kann.

(Der Schluß folgt.)

Pariser-Charakteristiken.

Von G. L. P. Sievers.

Die Gauner.

(Schluß.)

Diese sind gleichsam die sibyllinischen Schicksalsbücher, in welchen der Philosoph die Bestimmung des Menschen studieren möchte, ließe ihn nur die letzte Seite derselben nicht eben so unwissend, als er die erste begonnen hat. In der That, was dürfte interessanter seyn, als dem Lebenswandel von Individuen nachzuspüren, die, wäre ihnen das Schicksal hold gewesen, statt dann und wann in der Luft schwebend, oder um einen Fuß kürzer gemacht, ihren Geist aufzugeben, auf einem seidenen, oder dem sogenannten Bette der Ehre, gestorben wären.

Hört die kurzen Geschichten einiger dieser Gauner, so wie sie seit einigen Jahren zur öffentlichen Kunde des Publikums gekommen sind.

Eines Morgens tritt ein sehr gut gekleideter junger Mann in die Boutique eines ehrlichen Krämers in der Straße St. Jacques mit einer Geige unter dem Arme. Er kauft ein Geringes an Kaffeh und Zucker, geräth dabey mit dem Krämer in eine Unterredung und fragt ihn am Ende, ob er musikalisch sey? Der Krämer antwortet: „Pas mal, Monsieur." Jener fragt, auf welchem Instrumente? Der Krämer versetzt: „C'est moi qui donne de la trompette, quand, par hazard, le feu prend à notre paroisse." Der junge Mann bedauert, daß der Feuertrompeter nicht Geige spiele, weil er ihm sonst einen wahren Amati um einen Spottpreis verkaufen könne. Zugleich reicht er ihm die unter dem Arme habende Geige dar. Der Krämer ergreift diese, klopft mit dem krummgebogenen Knöchel auf den Resonanzboden, hält das Ohr daran und sagt: „Monsieur, faites-moi le plaisir de me parler françois, j'ai oublié le latin." Ein Wort hohlt das andere; endlich erklärt der junge Mann, er befinde sich in der Verlegenheit, gegenwärtige Geige, welche unter Brüdern hundert Louisd'or werth sey, für zehn verkaufen zu müssen. „Oh que cela est drôle," ruft der Krämer voll Verwunderung aus, „un peu de bois dix Louis!" Der junge Mann kommt zum Zwecke; er bittet den Krämer, ihm auf die Geige zehn Franken vorzuschießen. Dieser, auf welchen die Versicherung desselben von dem Preise der Geige nicht den allergeringsten Eindruck gemacht hat, meint, es sey doch immer gewagt, auf ein so winzig Stückchen Holz zehn Franken zu leihen. Der junge Mann macht Anstalt, die Geige wieder zu nehmen, dagegen aber den gemachten Ankauf von Kaffeh und Zucker zurückzugeben. Der Krämer, wohl oder übel, versteht sich jetzt zu der Anleihe, schiebt den Zucker und Kaffeh nebst zehn Franken hin und nimmt dafür die Geige in Besitz. Der junge Mann verspricht, am nähmlichen Tage wieder zu kommen und verläßt die Boutique, nachdem er dem Krämer noch vorher zugerufen hat: „Puisque vous êtes musicien, Monsieur, amusez-vous en attendant avec mon violon." Das läßt sich jener nicht zweymahl sagen; er beginnt, nach Herzenslust über die Saiten zu streichen. Plötzlich hält ein elegantes Cabriolet vor dem Hause; ein stattlich gekleideter Herr steigt aus, tritt in die Boutique und ruft in Verwunderung aus: „Mais quel superbe instrument que ce violon-là." Der Krämer horcht auf und sagt: „Vous êtes connoisseur, Monsieur?" Das bejaht der Herr, besieht die Geige von unten bis oben, phantasirt ein wenig darauf und ruft dann aus: „Je ne me trompe pas; un véritable Amati et un des meilleurs que j'aie jamais vus." Der Krämer murmelt in den Bart: „Tiens, le même latin que me parloit l'autre!"

Der Herr will die Geige auf der Stelle für zwanzig Louisd'or kaufen. Dem Krämer wird nicht wohl zu Muthe; er faßt sich in die Haare und ruft verzweifelnd aus: „Ah que je suis bien une grande bête!" Doch das hilft zu nichts; er gesteht endlich, die Geige gehöre nicht ihm. Der Herr fährt davon, nachdem er versprochen, am folgenden Tage wieder zu kommen, und das Instrument mit zwanzig Louisd'ors zu bezahlen. Zugleich läßt er, um den Handel gewiß zu machen, einen Doppellouisd'or zurück. Mit welcher Ungeduld jetzt der Krämer den Besitzer der Geige erwartet, läßt sich begreifen. Dieser erscheint, zahlt die geliehenen zehn Franken zurück und fügt noch die Schuld für den gekauften Kaffeh und Zucker bey. Der Krämer will sich klug bey der Sache benehmen und biethet, unter Vorspiegelung einer ihm schleunig angekommenen Lust, die Geige spielen zu lernen, dem jungen Manne einen Louisd'or für die seinige. Dieser hat, wie er jetzt sagt, seine Meinung geändert; er will das Instrument nicht mehr verkaufen. Dem Krämer fällt der Fidelbogen vor Schrecken aus der Hand; er biethet einen Franken und dann noch einen Franken und abermahls einen Franken mehr. Dem jungen Manne scheint die Geduld auszugehen. Trocken und kurzab sagt er ihm unter die Nase: „Vous voulez vous moquer de moi, Monsieur." Damit ergreift er die Geige und will von dannen gehen. Der Krämer, zitternd am ganzen Leibe, zieht ihn bey'm Rockschoße zurück, schließt seine Kasse auf, zählt zehn Louisd'or hin und sagt: „Tenez, Monsieur, voilà vos dix Louis. A' présent le violon est à moi. Der junge Mann erwiedert: „Point du tout. Je n'ai plus l'intention de le vendre." Das Zittern des Krämers vermehrt sich. In Verzweiflung ruft er aus: „Mais, Tu Dieu, combien en voulez-vous donc?" Jener nimmt hier den verdrießlichsten Ton von der Welt an und sagt: „Celà commence à devenir fatigant. Finissons! Il me faut quinze louis. Me les donnerez-vous?" Der Krämer bedenkt in der Eile, daß ein Gewinn von fünf Louisd'or doch immer größer sey, als gar keiner, und zählt die funfzehn Louisd'or auf. Der junge Mann nimmt das Geld und geht von dannen. Nun wartet der Krämer bis an den folgenden Abend, und dann wieder bis an alle folgende Abende, der Herr soll kommen, der versprochen hat, die Geige für zwanzig Louisd'or zu kaufen, bis ihm endlich hinterbracht wird, daß diese nicht so viele Franken werth sey, wie er Louisd'or dafür gegeben habe.

Vor einem der reichsten Juwelierladen in der Straße Richelieu hält eine glänzende Equipage mit zwey Bedienten hinten drauf still. Ein Herr, der aussteigt, wird von letztern Monseigneur betitelt und vom Juwelier mit entsprechender Höflichkeit empfangen. Er läßt sich Edelgesteine aller Arten zeigen, wählt, verwirft, handelt und beträgt sich ganz so, wie ein Mann, den ein Ankauf von funfzig bis sechzig tausend Franken vorsichtig in der Wahl des anzukaufenden Gegenstandes macht. Während der Zeit bittet ein Bettler draußen auf der Gasse vor dem offenstehenden Fenster des Bijouterie-Ladens um ein Almosen. Der Juwelier ruft ihm die übliche Phrase entgegen: Monsieur on ne peut rien faire. Der Bettler läßt sich nicht abweisen; er fährt von neuem fort: Au nom de Dieu, Messieurs, faites une petite charité à un pauvre malheureux qui meurt de faim. Dem Monseigneur scheint die Zudringlichkeit des Bettlers beschwerlich zu fallen. Als der Bettler immer nicht enden will, sagt er, dem Scheine nach auf's Äußerste gebracht: „Mais il faut en finir avec ce malheureux." Mit diesen Worten greift er in die Tasche, tritt vor das Fenster und reicht dem Bettler ein Stück Geld dar. Darauf wird der Handel von neuem vorgenommen; doch, der Monseigneur kann sich für heute zu nichts entschließen. Der Juwelier erhält den Auftrag, am folgenden Morgen um zehn Uhr sich mit einem Vorrathe von Edelgesteinen in ein bekanntes Wirthshaus (Hôtel) zu begeben und da nach dem und dem italienischen Herzoge zu fragen. Dann steigt der Monseigneur in den Wagen und fährt langsam davon. Jetzt wird der Juwelier bey'm Wiedereinpacken seiner Edelgesteine gewahr, daß ihm ein kostbarer Diamant fehlt. Die Kommis werden hinter dem Wagen hergejagt, dieser hält an und der Monseigneur, dem unter höflichen Bedeutungen der Hergang der Sache hinterbracht wird, findet die Zumuthung, sich in die Boutique zurückzubegeben, sehr vernünftig. Er läßt umkehren, steigt wieder aus und erbiethet sich, ehe noch der Juwelier den Muth gehabt hat, dieß zu begehren, sich von Kopf bis zu den Füßen durchsuchen zu lassen,

wobey er zugleich einem der Kommis befiehlt, mit dem Innern seines Wagens dasselbe zu thun. Beydes geschieht, aber der Diamant ist nirgends zu finden. Der Juwelier bittet den Monseigneur fast fußfällig um Verzeihung; dieser fährt davon, nachdem er noch den Juwelier wiederhohlt ermahnt hat, am folgenden Tage um zehn Uhr sich bey ihm einzufinden. Der Juwelier ermangelt nicht, dieß zu thun, erfährt aber in dem besagten Hotel, daß nie ein italienischer Prinz des und des Nahmens daselbst logirt habe. Brauche ich noch hinzuzusetzen, daß der Bettler den Diamanten als ein Almosen mit sich genommen hat?

Mit der Erzählung folgenden Gaunerkniffs, der um so interessanter ist, als er aus dem Kopfe eines Frauenzimmers kommt, will ich meine Skizze beschließen. Eine prächtig gekleidete Dame tritt zu dem berühmten Cachemirhändler Gabriel im Passage de l'Orme in's Gewölbe. Sie verlangt Shawle von der ersten Qualität zu sehen. Nachdem ihr mehrere gezeigt sind, behandelt sie endlich einen derselben für 150 Louisd'or und bittet zugleich, es möge ihr, da sie kein Geld bey sich habe, ein Kommis mitgegeben werden. Ihre Wohnung, sagt sie, sey in der Apotheke des bekannten Cadet de Gassicourt, Buonaparte's ex-apothecaire, und sie selbst eine Nichte dieses Mannes. Augenblicklich setzt sich der premier Commis des Herrn Gabriel mit der Dame in den vor dem Passage haltenden Wagen. Beyde langen vor dem Hause des Apothekers an; die Dame steigt aus, der Kommis folgt ihr in den ersten Stock. Die Dame frägt einen Bedienten, ob Monsieur sichtbar sey? Nachdem diese Frage bejaht worden, bittet sie den Commis, einige Augenblicke im Vorzimmer zu warten, wobey sie ihm zugleich den Shawl übergibt. Dann tritt sie zu Hrn. Cadet de Gassicourt in's Zimmer. Kaum sind fünf Minuten verflossen, als Letzterer, den der Commis sehr gut kennt, das Zimmer öffnet und den jungen Mann mit den Worten: Entrez, Monsieur, zum Eintreten nöthigt. Die Dame nimmt den Shawl zurück, und sagt zu dem Commis: Adressez-vous à Monsieur; il va vous satisfaire. Damit entfernt sie sich. Kaum befindet sich der Apotheker mit dem Commis allein, als ersterer ein Gespräch beginnt, von dem letzterer nach einer Viertelstunde so viel begriffen hat, daß ihn der Herr de Gassicourt von einer gewissen Krankheit heilen will, die er nicht hat. Der Commis protestirt; der Apotheker tritt endlich zum Schreibtische, schreibt einige Worte und reicht dem Kommis ein Papier dar. Dieser nimmt es, in der Meinung, es sey eine Anweisung auf seinen Banquier, und empfiehlt sich. Im Vorzimmer besieht er den Zettel; es ist ein Recept! Er stürzt zurück und erfährt nun, daß er eine Mutter hat und von dieser der ärztlichen Behandlung des Apothekers sehr dringend empfohlen worden ist. Die vermeinte Mutter ist verschwunden.

Schauspiel.

Die Erwartung aller Musikkenner und Kunstfreunde ist endlich erfüllt, wenn auch nicht ganz befriedigt worden; den 4. Dec. sahen wir das unterbrochene Opferfest im Theater an der Wien; der würdige Veteran, der große Meister der Töne, Hr. Peter Ritter von Winter, k. bayrischer Hofkapellmeister, dirigirte seine Schöpfung, und Dlle. Metzger, seine berühmte und beliebte Schülerinn, sang den Part der Myrrha. Leider widersetzte sich den hellen Strahlen dieser Sonne ein dichter Dunstkreis, und die beyden Gestirne vermochten nicht durch den Nebel zu dringen. Die Oper ist für einen echten Künstlerverein geschrieben, jedem seine Stelle angewiesen, die er erfüllen muß, soll nicht das ganze System sein Gleichgewicht verlieren. Hier war die ganze Umgebung der beyden Hauptpersonen, bis auf wenige Ausnahmen, unter dem Mittelmäßigen, und daher das Gelingen des Ganzen problematisch. Wir wollen zuerst die Satelliten des Jupiters und der Urania etwas näher beleuchten, damit doch das Ende unserer Arbeit sich lieblicher Strahlen erfreue. Vor allen Hrn. Schütz, der den Inka gab. Er distonirte häufig, und die merkbare Furcht, mit der die Rolle ausgeführt wurde, bessert nichts. Hr. Schimon, Roka, that sein Möglichstes und verdarb weniger, doch was hilft guter Wille allein? Hr. Jäger, Murnay, hatte im Gesange recht gute Momente, z. B. im Finale des ersten Aktes, in der Arie

des zweyten, doch fehlt ihm Kraft zur Durchführung der schwierigen Parthie, Spiel zur Darstellung des Charakters. Mad. Spitzeder, Elvira, sang ihre Arie in E-dur, ursprünglich in Es gesetzt, mit Bravour, und wurde beklatscht. Massern, Hr. Seipelt, war nicht ganz bey Stimme; wir hörten ihn bey frühern Vorstellungen diesen Part weit besser vortragen, daher wir auch Zufälligkeiten nicht zu strenge richten wollen. Der Oberpriester, Hr. Spitzeder, war seiner Rolle durchaus nicht gewachsen, er sang mehrmahl falsch, noch öfter nicht gut, und so wurde uns mancher Genuß verkümmert, das wunderliebliche Sextett in B-dur z. B.: „Zieht ihr Krieger, zieht von dannen," wo eine der Männerstimmen, bald Hr. Schütz, bald Hr. Spitzeder, bald Hr. Schimon immer zu tief war. Dlle. Hornick, Sira, war da und sang, weiter wüßten wir nichts von ihr zu melden. Die Chöre hätten wir öfter hinweg gewünscht, denn besonders waren die Soprane und die Tenore unharmonisch, und man hätte sie, wie eine Violinsaite, höher schrauben mögen. Das Orchester ehrte durch Aufmerksamkeit den berühmten Gast; zu kurze Bekanntschaft verursachte indessen manches nicht in einander Greifen. Nun wärmen wir uns wieder an den milden Strahlen der beyden Sonnen. Dlle. Metzger, der die Liebeslaute des Gesanges ganz zu Gebothe stehen, die natürliche Anlage und Kraft mit hoher Kunst vereint und als Müllerinn das Publikum entzückt, war auch im Opferfeste ein mild leuchtendes Kleinod; leider paßte die Spielrolle nicht zu ihrer Individualität, leider war ihr die Singparthie zu hoch und, was das größte Unglück war, sie suchte zu sehr dem Publikum zu gefallen. Wer bey schon geschwächten physischen Mitteln durch Kunst seine Mängel zu bemänteln sucht und zu Rouladen seine Zuflucht nimmt, weil er durch Ton und Gehalt der Stimme nicht mehr interessiren kann, ist zu bemitleiden und verdient weniger Tadel; wer aber mit einem herrlichen, zum Herzen dringenden Organe begabt, dem falschen Götzen der Mode huldigt, der versündigt sich an der Muse, die ernst und ewig rein den Tempel wahrer Kunst bewohnt. Gegen letztere möge sich Dlle. Metzger verantworten, daß sie die herzinnige, einfache Arie: „ich war, als ich erwachte," zu einem Tummelplatze musikalischer, wir möchten sagen, mechanischer Fertigkeit gemacht hat; sie erhielt dennoch und verdiente auch vielen Beyfall; doch den der echten Kunst? — nein. Es sey uns hier erlaubt, einige Worte Goethe's anzuführen, die auf den jetzigen Zustand der Tonkunst Bezug haben. „Liebhaber und Künstler bilden sich wechselweise. Der Liebhaber sucht nur einen allgemeinen, unbestimmten Genuß; das Kunstwerk soll ihm, ungefähr wie ein Naturwerk, bloß behagen. Wie schwer ist es, was so natürlich scheinet, eine gute Natur, ein treffliches Gemählde an und für sich zu beschauen, den Gesang um des Gesanges willen zu vernehmen! — Weil die meisten Menschen formlos sind, weil sie sich in ihrem Wesen selbst keine Gestalt geben können, so arbeiten sie, den Gegenständen ihre Gestalt zu nehmen, damit ja alles loser und lockerer Stoff werde, wozu sie auch gehören. Alles reduciren sie zuletzt auf den sogenannten Effekt und alles ist ihnen relativ." Möge sich jeder daraus abziehen, was ihn trifft; das Jagen nach Effekt ist der Grund unseres Verderbens in der Kunst. Dlle. Metzger sagt übrigens die tragische Deklamation nicht zu, wie das Finale des zweyten Aktes bewiesen. Sie mußte indessen das Duett mit Hrn. Jäger und ihre Kavatine wiederhohlen und wurde am Schlusse gerufen. Dieselbe Ehre widerfuhr Hrn. Ritter von Winter, dessen Meisterwerk, von vielen lieblichen Urgedanken durchstrahlt, die Zeit und den Fluch eines hirnlosen Textes glänzend besiegt und gleich Mozart's unsterblichen Gesängen zum Theile wenigstens niemahls altern wird. Weggeblieben war, wie gewöhnlich, die Rolle des Pedrillo, der die Oper zu einer heroisch-komischen stämpelt, sammt allen hiezu gehörigen Singstücken, als die dritte, vierte, zehnte Nummer des ersten, die dritte und achte des zweyten Aktes. Das Quartett: „Kind, willst du ruhig schlafen," wurde statt im ursprünglichen F-dur in E-dur gesungen.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 14. December 1820.

150

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein koloriertes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjärig um 28 fl. W. W. im Büreau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 257) und bey A. Strauß in der Dorotheergasse; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Zum Abschied.

An

Auguste Stich.

Nach der Vorstellung der „Donna Diana,"
am 12. December.

Leb wohl! — So tönt es Dir aus tausend Herzen,
Glänzt tausendfach in perlenhellen Blicken! —
Schwer ist das Scheiden von so viel Entzücken,
Von so viel Thränen süßgeliebter Schmerzen! —

Fort zieht mit dir Diana's stolzes Scherzen,
Die Trauer bey Maria's Mißgeschicken,
Die Zauber all, die Julien's Herz bestricken,
d'Arc's Heldenthun, das keine Wolken schwärzen. —

Doch nein, sie scheiden nicht, die Hochgestalten,
Die, wundergleich, Dein Genius zum Leben
Uns weckte in der Kunst allmächt'gem Walten!

Denn wie Dein Selbst, entschwebt uns auch die Hülle,
Wird stets ihr Bild vor uns'rem Geiste schweben! —
Nun tausend Lebewohl aus Herzensfülle! —

J. C. Bernard.

Der schwarze Tod des vierzehnten Jahrhunderts.

Von J. J. Littrow.

(Schluß.)

Selbst die Regenten der verschiedenen Reiche jener Zeiten wurden mit in den allgemeinen Abgrund gestürzt. Im Jahre 1353, wo diese Pest vorzüglich in Rußland wüthete, starb daran der Zar Simeon Iwanowitsch in Moskwa, und in wenig Tagen folgte ihm sein Bruder Andreas und alle seine sieben Kinder nach. In Konstantinopel wurde, nebst einer ungeheuren Anzahl von Einwohnern, auch Andronikus, der Sohn des Kaisers Johann IV. und der Irene, weggerafft. Bald darauf starb an derselben Krankheit Johanna, Königinn von Portugal. Der König von Spanien, Alfons XI., bekam während der Belagerung von Gibraltar einen Pestkarfunkel und starb den folgenden Tag darauf den 26. May 1350 u. s. w.

Um aber die Verheerungen, welche diese entsetzliche Pest anrichtete, besser zu beurtheilen, wollen wir, statt allgemeiner Beschreibungen, den Zustand einzelner Länder etwas näher betrachten, und unter diesen besonders Rußland wählen, nicht weil in diesem Lande jene Krankheit besonders wüthete, da im Gegentheile das kalte Klima desselben auch in dieser, wie in den meisten Krankheiten ihre hülfreichen Einflüsse nicht verläugnete, sondern weil die Chronikenschreiber dieses Landes aus jener Periode dieser Krankheit besonders umständlich erwähnen.

Dieses große Reich fing im zwölften Jahrhundert an, seinen innern Unruhen und Gährungen ein Ende zu machen. Dem Frieden und der innern Ordnung folgte der Wohlstand, und dieser erweckte allmählig den Sinn für Künste und Wissenschaften. Die Bewohner dieses weiten Erdstriches fingen eben an, die ersten Stufen der Kultur zu betreten, als im Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts im Osten sich eine Katastrophe ereignete, welche die Ordnung der Dinge in diesen und vielen andern Reichen fürchterlich erschütterte. An den Ufern der Selinga erhob sich Temudschin, der unter dem Nahmen Dschingischan (allgemeiner Herr) bekannt ist, und an der Spitze eines unzählbaren Heeres von Mongolen, mit welchen sich später die tatarischen Völker des mittleren Asiens vermischten, zog er herab von dem alten Vaterlande der Hiongnu, und wälzte sich unwiderstehbar wie ein Gebirgsstrom über das Land der Chinesen, die Insel Korea, Tibet, Hindustan und Persien, warf alles vor sich nieder, und erreichte endlich in seinem verheerenden Zuge die Grenzen von Rußland. Mit einem mächtigen Heere zog der Zar dem Weltstürmer entgegen, am Kalka traf er den Feind, stürzte auf ihn, wurde überwunden, und rettete sein eigenes Leben nur durch eine schnelle Flucht. Duschi, Temudschins Sohn, setzte die Eroberungen des Vaters fort, ihm begegnete mit einem zweyten Heere der Zar Alexander Newski, aber auch dieser wurde geschlagen, der Nachfolger des Zars floh nach Litthauen und Pohlen, und Rußland, das größte Reich des Nordens, wurde den Mongolen zinsbar. Über 200 Jahre mußten Rußlands Zaren dem Chane der goldenen Horde jährlich in demüthiger Unterwürfigkeit ihre Steuern zu den Füßen legen, und seine Herrschaft über ihre Ehre, ihr Vermögen und

ihr Leben erkennen. Diese fremde Herrschaft eines wilden Volkes, dem Künste und Wissenschaften völlig fremd waren, zertrat die noch zarten Keime der National-Kultur, und zerstörte die noch jungen Blüthen der kaum begonnenen Bildung, die erst nach vielen Jahrhunderten von Ungemach und von Kämpfen aller Art wieder aufkeimen konnten.

Kaum hatte der lastende Druck der goldenen Horde in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, durch eigene innere Unruhen geschwächt, etwas nachgelassen, als im Jahre 1350 sich die ersten Spuren jener völkerverheerenden Pest zeigten, das Vorzeichen eines neuen noch größeren Unglückes, welches über das gebeugte Volk herein zu brechen drohte. Doch gedenken ihrer die Chroniken dieses Jahres nur noch flüchtig und mit wenigen Worten.

Im Jahre 1351 wird sie schon umständlicher erwähnt. Der Chronograph von Plesgow sagt: „In diesem Jahre kam eine schreckliche Krankheit über das Land, die viele hinraffte. So wie die Menschen Blut spien, starben sie auch gewiß den zweyten Tag."

Im folgenden Jahre heißt es eben daselbst: „Die Krankheit griff immer weiter, sehr viele starben, und die Geistlichen hatten nicht Zeit genug, alle zu begraben. Gegen Ende des Jahres sammelte sich bloß in der Stadt Plesgow vor jeder Kirchenthüre, nach jeder Nacht, die Zahl der Todten bis auf dreyßig, die dann Morgens alle zugleich in eine Grube geworfen wurden."

„Im Jahre 1354 schickten die wenigen noch übrig gebliebenen Einwohner von Plesgow eine Gesandtschaft an den Erzbischof Wasili in Nowgorod, ihn wenigstens um seinen Segen anzuflehen. Der würdige Archimandrit kam selbst nach Plesgow, segnete das Volk vor dem Altare, wurde aber denselben Tag auch von der Pest ergriffen, und starb den folgenden Tag, am 3. Juny."

Auf diese Weise geht es in den Chroniken dieser und anderer großen Städte Rußlands fort bis zum Jahre 1406. So kam sie 1360 zum zweyten Mahle nach Plesgow, wo sie im Winter wieder aufhörte, aber auch im Jahre 1363 zum dritten Mahle wieder kam, in welchem letzten Jahre sie vorzüglich Nowgorod, Kasan, Twer, Wolodimir und Moskwa entvölkerte. In denselben unglücklichen Jahren blieben in der damahls sehr volkreichen Stadt Smolensk nur zehn Menschen am Leben, die Städte Gluchow und Beloforo starben ganz aus. Im Jahre 1365 bemerkte man zuerst die Drüsengeschwülste an den Kranken, die man früher nicht wahrgenommen hatte. Bald darauf kam noch eine allgemeine Hungersnoth dazu, da es dem Feldbau an Händen gebrach. Gegen das Ende des vierzehuten Jahrhunderts waren in den Gegenden von Kostroma, Wolodimir und Nowgorod ganze Dörfer und Städte verödet, wegen Mangel an Arbeitern blieb das Getreide auf den Feldern, und eine ungemeine Anzahl von Raubthieren überzogen das verwüstete Land.

Werfen wir aber auch einige Blicke auf die uns näher liegenden Gegenden. Boccacio erzählt, wie Sprengel in dem oben angeführten Werke berichtet, daß bloß in der Stadt Florenz vom Ende des März bis Ende des Julys 1348, also in vier Monathen, gegen 80,000 Menschen ihr Grab gefunden haben. Nach Barnes History of Edward III. starben in Deutschland in zwey

Jahren über eine Million und zweymahl hundert tausend Menschen. Nach demselben Verfasser soll sie in der Türkey, diesem Hauptsitze der Pest, die unglaubliche Zahl von 23 Millionen hingerafft haben.

In Wien sollen zu der Zeit, als die Pest am meisten wüthete, über ein halbes Jahr durch täglich neun hundert bis tausend Menschen gestorben seyn. In der Stadt Lübeck starben um dieselbe Zeit von einer Vesper zur andern einmahl 1700 Menschen. In Straßburg fanden überhaupt während dem ganzen Verlaufe der Krankheit sechs und zwanzig tausend Menschen ihr Grab. In Erfurt wurden die Leichen nur schichtenweise in Gruben geworfen, deren jede nahe tausend Todte faßte. In Münster und Oßnabrück blieben am Ende nicht mehr Einwohner genug, um die Todten zu begraben, sie blieben daher unbeerdigt in den Gassen liegen. In Frankreich, wo diese Pest besonders wüthete, soll nach der Versicherung des berühmten Arztes Guy de Chauliac kaum der vierte Theil der Einwohner übrig geblieben seyn. In Marseille blieb fast Niemand am Leben; in Paris starben täglich über fünf hundert Menschen, und da der große Kirchhof des Innocens schon ganz angefüllt war, so wurden die Leichen nur in große Gruben geworfen, — Nach England kam diese Pest zuerst im Jahre 1348, wo sie sich anfangs nur in den Seehäfen zeigte. Den ersten November desselben Jahres erreichte sie London, wo sie so wüthete, daß nach zwey Jahren nur der sechste Teil der Einwohner übrig blieb. Nachdem bereits alle Kirchhöfe angefullt waren, und man schon, wie an andern Orten, weite Gruben graben wollte, kaufte der reiche Lord Walther Manny ein eigenes großes Feld, welches er von dem Bischof von London zu einem Kirchhofe einweihen ließ. Auf diesem Felde wurden zwischen Lichtmeß und Ostern des Jahres 1349 täglich über zwey hundert Leichen beygesetzt, und in den ersten Jahren wurden daselbst fünfzig tausend Einwohner von London begraben. — Von England ging sie im Jahre 1350 auch nach den nördlicheren Ländern Europa's, wo sie nicht minbere Spuren der Verwüstung zurückließ. In Westgothland in Schweden starben schon in dem ersten Jahre 1330 allein 466 Priester. — Nicht minder entsetzlich wüthete sie endlich auch außer Europa. In Ägypten und dem nördlichen Afrika soll sie ganze große Strecken verödet haben; in Asien, nahmentlich in China, wo diese Pest anfing, war sie besonders heftig; China soll über sieben Mahl hundert tausend Einwohner verloren haben. Kurz der Gräuel der Verwüstung war allgemein, und mir entfällt die Feder, diese Schreckniſse noch weiter zu beschreiben.

Sonderbar ist der Gang, welchen diese Krankheit über die drey damahls bekannten Welttheile nahm. Von dem östlichsten Asien, wo sie, so weit unsere Nachrichten reichen, entstand, zog sie durch die sogenannte große Tatarey nach der heutigen Türkey und dem nördlichen Afrika. Aus der Levante sollen sie genuesische Kaufleute nach Italien gebracht haben, wo sie ihren Zug nach Deutschland, Frankreich und England nahm, von wo sie die nördlichen Länder Europens und endlich erst Rußland traf, so daß sie in einen ungeheuern Bogen von China durch Mittel-Asien, Nord-Afrika und durch die Mitte Europens wieder durch Rußland auf den Ort zurückzugehen schien, an welchem sie entstanden ist. Mezeroy erzählt in seinem Abrégé chronol. de l'histoire, Vol. II., daß um das Jahr 1340 in China ein sehr übel riechender, dichter

Rauch auf dem ganzen Lande lag und daß unmittelbar darauf diese Pest ihren Anfang nahm. Die chinesischen Annalen sollen dieß, den Aussagen der Jesuiten gemäß, allgemein bestätigen.

Übrigens unterschied sich diese Krankheit von der gewöhnlichen Pest charakteristisch dadurch, daß sie entzündlicher Art war, während die eigentliche Pest meistens den Charakter eines typhösen Faulfiebers trägt. Ihren Anfang nahm sie gewöhnlich mit abwechselnder Hitze und Frost, dem bald ein stechender Schmerz in den Schultern und dem Rücken folgten. Schon den zweyten Tag brachen die Kranken Blut aus, und den dritten waren sie bereits als Opfer derselben gefallen. Gleich nach dem Tode wurde, wie schon bemerkt, die Oberfläche der Leiche schwarz, wie eine Kohle, daher auch der Nahme des schwarzen Todes.

Doch scheinen die unterscheidenden Zeichen der Krankheit nach den verschiedenen Zeiten der langen Periode ihrer Dauer, und selbst nach den verschiedenen Gegenden, welche sie auf ihrem Zuge traf, veränderlich gewesen zu seyn. Als solche werden erwähnt: Brustschmerzen, ein übel riechender Athem, eine trockne, endlich schwarze Zunge, und besonders Drüsengeschwülste am Halse, unter den Achseln und in den sogenannten Weichen. Beständige Begleiter derselben scheinen eine völlige Schlaflosigkeit und gegen das Ende der Krankheit eine oft bis zur Raserey steigende Geisteszerrüttung gewesen zu seyn.

Und welches waren die Mittel, die man gegen diese schreckliche Krankheit anwendete? — Die Künste und Wissenschaften, also auch die Medizin, schlief damahls noch den Schlaf der nach ihrer allgemeinen Unwissenheit so benannten, barbarischen Jahrhunderte, in denen etwas Lesen und Schreiben für eine seltene Gelehrsamkeit galt. Wenigstens war dieß in unserm Vaterlande und in den nördlichen Gegenden Europa's der Fall, der übrigen Welttheile gar nicht zu erwähnen. An eigentlich wissenschaftlich ärztliche Hülfe war also gar nicht zu denken. Nicht einmahl polizeylicher Anstalten gegen die allgemeine Verwüstung findet man irgend wo erwähnt, denn auch diese gehörten damahls noch zu den ganz unbekannten Dingen. Es ging damahls überall, wie es noch jetzt bey ähnlichen Fällen in der Türkey geht — man läßt dem Übel seinen Lauf, ohne was dagegen zu thun, ja viele würden solche Hemmungen, wenn sie auch in der Macht der Menschen gelegen wären, für unrecht und sündig gehalten haben, da man sie als Eingriffe in die Rechte des Himmels ansah, der sich dieser Geisel bediente, das verdorbene Menschengeschlecht zu züchtigen, und den man nicht aufhalten, dem man, die Hände in dem Schooße liegend, nicht anders als mit Gebethen entgegen wirken darf. Zu diesem Zwecke ertheilte der Papst Clements IV. einen allgemeinen Ablaß; Prozessionen wurden angeordnet, und Wahlfahrten ohne Zahl in entfernte Länder, wodurch das Gift der Ansteckung erst recht verbreitet wurde; neue Festtage wurden gestiftet, von denen mehrere sich noch bis auf unsere Zeiten erhalten haben, und vorzüglich glaubte man den Zorn Gottes damit zu versöhnen, daß man neue Kirchen anlegte und unzählige Klöster erbaute, welche mit irdischen Gütern bis zur Verschwendung überhäuft wurden.

Zum Schlusse sey es mir noch erlaubt, einen Brief des berühmten Petrarka anzuführen, dessen beste Lebensjahre in diese Schreckensperiode fielen,

und der an derselben Krankheit auch seine geliebte Laura in Avignon verlor dieser durch seine Oden für alle Folgezeit unsterblich gemacht hat. Man findet diesen Brief in seinen Werken unter den epistolis de rebus familiaribus Lib. VIII. 7., wo er an seinen Freund Sokrates schreibt:

„Mein Bruder, o mein Bruder! Weh mir, mein geliebtester Bruder, was soll ich sagen? Wo soll ich anfangen? Wohin soll ich mich wenden? — Überall Trauer, überall Schrecken. In mir allein siehst du vereiniget, was du bey Virgil von einer ganzen großen Stadt gelesen hast: crudelis undique luctus, ubique pavor et plurima mortis imago. *) Ach mein Bruder, wäre ich doch entweder nie geboren, oder doch vor diesem Gräuel gestorben. Dieses Jahr hat nicht nur uns unserer Freunde, sondern die ganze Erde ihrer Bewohner beraubt. Und wenn noch einige übrig blieben, so wird gewiß das folgende Jahr die wenigen Reste abmähen, und was von jenem Sturm noch verschont war, mit dem Stahl des Todes verfolgen. Wie kann es die Zukunft glauben, daß es eine Zeit gab, wo, ohne daß Feuer vom Himmel fiel, wo ohne Kriege oder eine andere sichtbare Niederlage, nicht nur dieser oder jener Theil der Erde, sondern wo beynahe die ganze Oberfläche derselben zu einer öden, menschenleeren Wüste gemacht wurde! Wann hat man je dergleichen gesehen oder von Andern gehört? Wann hat man je in den Jahrbüchern der Menschheit gelesen, daß alle Häuser leer, die Städte von ihren Bewohnern verlassen, das Land einsam, die Felder mit Leichen besät, und überall nichts als eine unabsehbare, schreckliche Einöde gewesen sey? Frage die Geschichtschreiber, sie schweigen: geh zu den Ärzten, sie staunen: spreche mit den Weisesten aller Zeiten, sie verstummen. O du glückliches Geschlecht unserer Vorfahren, die ihr diesen Jammer nicht mit angesehen habet; o du überglückliches Geschlecht unserer kommenden Urenkel, die ihr die Nachrichten unserer Angst und unserer Verzweiflung vielleicht unter die unglaublichen Mährchen zählen werdet."

*) Überall die grausamste Trauer, überall Schrecken und der häufigste Anblick des Todes.

Auflösung

der Charaden des Sonnetten-Kranzes in Nr. 143.

Zum Minnelied ward mir aus Ihrem Munde
Der erste Gruß, den Sie mir mochte spenden.
Warum ach! mußtest du so schnell denn enden
Du kurzer Augenblick der schönsten Stunde? —

Wie gold'nes Abendroth, so frohe Kunde
Gabst du; versprachst, der Liebe Stern zu senden.
Nicht also wollten es die Götter wenden;
Verbluten soll dieß Herz an tiefer Wunde! —

Ihr Götter! fleh'n will ich; nicht mit euch rechten:
Laßt statt der Hoffnung Rosenknospen — Thränen,
Nur meine stillen Thränen mich beglücken;

Und laßt, statt in den Brautkranz mir's zu flechten,
— Wie einstens ich es durfte selig wähnen —
Mein Grab das Immergrün, das treue schmücken!

J. C. Mielach.

Literatur.

Das löbliche Unternehmen des Hrn. J. F. Castelli, Lieder in österreichischer Mundart zu schreiben, erfüllet gewiß jeden Freund der Volkspoesie mit der lebhaftesten Freude, und man sieht wohl um so sehnlicher der baldigen Erscheinung des in dieser Zeitschrift Nr. 138 angekündigten Heftes entgegen, als die mitgetheilten Probegedichte den schönsten Beweis liefern, wie sehr ihr Verfasser durch sein seltenes Talent berechtiget ist, in Hebel's und Grübel's rühmliche Bahn zu treten.

Alle drey Gedichte (ich nenne, mit Vorliebe, das mit der Überschrift: „die Sunn gehd ábi") zeichnen sich, unverkennbar, durch die glücklichste Wahl und Behandlung des Gegenstandes, durch die richtigste Haltung in Sprache und Ausdruck, durch Gemüthlichkeit, klaren Sinn, natürliche Lebendigkeit und volksthümlichen Geist auf das vortheilhafteste aus; und selbst der aufmerksamste Beobachter des Volkes wird hier in keiner Zeile die feinste Zeichnung des Nationalcharakters vermissen.

Wäre etwas an diesen schätzbaren Gedichten auszustellen, und es hat ja selbst die Sonne ihre Flecken, so könnte dieß einzig nur einige Mängel in der Rechtschreibung der Mundart treffen, auf die Gefertigter den wackeren Dichter (der ohnedieß die Meinung der Kritik zu vernehmen wünscht) um so lieber aufmerksam machen will, als sie, nach seiner Überzeugung bloß von dessen allzu sorglichem Bestreben herrühren, den an die hochdeutsche Schreibart gewöhnten Lesern das Verstehen des mundartlichen Textes (freylich auf Kosten der Wahrheit) möglichst zu erleichtern. —

Hr. Castelli wählte nach seinem Ausspruche den niederösterreichischen Bauerndialekt, und, nach den vorgelegten Proben zu schließen, wohl den, wie er in den um Wien zunächst liegenden Ortschaften gesprochen wird. Dennoch wechselt in seinen Liedern, nicht selten, der Wiener-Dialekt mit dem des Landmannes; ja manche Wörter verrathen sogar noch die Rechtschreibung der Schriftsprache. So z. B. verwandeln sich, wie bekannt, die hochdeutschen Doppellaute ei, eu, äu, in der Bauernmundart regelmäßig in ai oder oa, — in der Wiener-Mundart aber in ai oder a. In dem gemüthvollen Gedichte: Die (d' oder dö?) Sunn gehd ábi," findet sich aber, neben dem richtigen moanst, in den Wörtern wanaden, Trad, Wad, die Wiener-Aussprache vor, für woanaden, Troad, Woad. — Bleiben, Heu u. a. sind ganz hochdeutsch geschrieben; die Mundart aber spricht blaib'n, Hai.

Denselben Wechsel gewahrt man auch in den Fällen, wo die Mundart das hochdeutsche gedehnte ie als einen Doppellaut, nähmlich als ia ausspricht. Hr. Castelli schrieb ganz zweckmäßig schliaft, warum also nicht auch wia, liab, statt wie und lieb? So lieset sie Jedermann wi, lib.

Ferner läßt auch die weiche Mundart den Buchstaben t äußerst selten (etwa nur in Verbindung mit s und z und in der Verdoppelung) hören; so wie sie überhaupt die rauhen Konsonanten k, p, t, gerne mit den weicheren g, b, d, verwechselt. Hrn. Castelli ist dieses zu Genüge bekannt, wie die Schreibart der in seinen Gedichten vorkommenden Wörter: fálld, hád, God, bluadrod, Hochmuad, wanaden u. a. vollkommen beweiset; doch schrieb er nebenbey: Löbtá, ságt, schámt, thuan, Trad u. s. w. für Lebdáh, ságd, schámbd, duan, Droad.

Was die Bezeichnung des tiefen a betrifft, so wäre zu wünschen, daß Hr. Castelli, nach dem Beyspiele Radlofs und anderer Sprachforscher, lieber das a mit dem darüber geschriebenen o annähme, da es eben so gut den Zwischenlaut von a und o, als z. B. der Buchstabe ä, den von a und e versinnlichet. Auch wäre es wohl nöthig, den Nasenlaut in den Sylben an, en, in u. s. w. eigens zu bezeichnen. —

Möchten doch diese wenigen Zeilen zur Beförderung und zum Nutzen eines Werkes beytragen, von dem man schon vorhinein die gute Meinung hegen darf, daß es den literarischen Ruhm des Vaterlandes vermehren werde.

Franz Zieka.

Schauspiel.

K. k. Hofoperntheater. Lob und Tadel müssen seyn; doch spricht die kunstliebende Kritik weit lieber das erstere, als den letztern aus, weil die Kunst gedeiht, wo man lobpreisen darf. Wir erfüllen eine angenehme Pflicht, indem wir die am 5. d. M. Statt gehabte Aufführung von Isouard's „Joconde" anzeigen und den Darstellern unsern Dank abstatten. Es gibt in allen Kunstfächern unverwüstliche Stoffe, die in jeder Gestalt lebhaft ansprechen und zehnmahl wiederhohlt immer gefallen. Joconde ist einer derselben; er schmückt als Episode Arioste's poetisch-lebendige, Zauberpaläste ähnliche Dichtung; er ergetzt, einzeln dastehend, in Lafontaine's naiver, trefflicher Erzählung; er erheitert und befriedigt, von Etienne auf die Bühne verpflanzt und Nicolo's leichte, schwebende Melodien, der scherzenden, etwas leichtfertigen Dichtung sich anschmiegend, erhöhen das Ganze zu einem wahren Kunstgenusse. Die Darstellung war unseres lieben Gastes und des ihn unterstützenden, braven Künstlervereins würdig; mit diesen Worten ist alles gesagt. Joconde, Hr. Wild, und Graf Robert, Hr. Forti, stehen bey vieler Ähnlichkeit in Thun und Lassen doch in scharfem Gegensatze zu einander; der erste neigt sich etwas zur Sentimentalität hin, der andere ist ganz Lebenslust, ganz Gegenwart. So wurden die Rollen auch erfaßt und mit Vollendung durchgeführt; man kann nicht besser singen und spielen, als die beyden trefflichen Künstler. Drey Piecen, das Terzett zwischen Robert, Joconde und Hannchen, das Quartett in Es und die Romanze Joconde's in E-dur mußten wiederhohlt werden, und die oft beklatschten Künstler am Ende erscheinen. Auch Dlle. Vio entfaltete ein rühmliches Bestreben in Spiel und Gesang; diese junge Künstlerinn macht erfreuliche Fortschritte, nur soll sie besonders auf ihr Mienenspiel Acht geben, in ihr Gesicht mehr Ausdruck legen und nicht so oft lachen. Die übrigen Rollen waren durch die Damen Grünbaum, Bondra, die etwas befangene Dlle. Laucher, die HH. Meier, Weinkopf und Gottdank besetzt, alle Nahmen, die eine gute Darstellung verbürgen. Hrn. Gottdank's Maske ist aber doch ein wenig übertrieben; ein Gerichtsschreiber soll keinem Pierrot ähnlich sehen. Die Chöre waren brav, und so störte nichts den Genuß dieses Abends.

Theater an der Wien. Den 6. zum ersten Mahl: Die Doppelgestalten, oder: Alles schriftlich. Posse in vier Aufzügen.

Der Verfasser dieser dramatischen Mißgestalt hat sich schriftlich nicht genannt, und wird auch wohl nicht in Versuchung kommen, sich mündlich zu verrathen. Vielleicht ist es nur ein bescheidener Bearbeiter, dessen Diskretion ihm übrigens nicht hoch angerechnet werden darf. Einige wollten eine französische Idee darin wittern, wodurch diese Lappalie weder gewinnen noch verlieren kann, so wie der immerfort gastirende Schauspieler (Hr. Hasenhut), auf dessen komische Produktionsgabe die Erscheinung ohne Zweifel berechnet war, nichts davon und nichts dazu thun konnte, denn der Scherz wollte so wenig durchgreifen, als die Langeweile sich verscheuchen lassen, und um die ermüdeten Zuschauer zuletzt einiger Maßen zu beruhigen, oder zu entschädigen, könnte man sagen, wurde die naiv komische Versicherung gegeben, daß die Darstellenden am folgenden Tage die Ehre haben würden, das genannte Stückchen nicht zu wiederhohlen. Was läßt sich nun noch von dem Inhalt anführen? Zwey stumpfsinnige Väter werden durch die Verkleidungen eines unverschämten Dieners mystifizirt und hinter's Licht geführt, ein tölpischer Bauer wird zur Rekreation der höheren Zuschauer tüchtig abgeprügelt, und das Ende vom Lied ist eine Heirath. Die Gäste zogen noch dem Zeremoniell sogleich von dannen, und die Hochzeit ging ohne Sang und Klang vorüber.

Modenbild Nr. L.

Überrock von klein façonirtem Seidenstoff mit Atlas und schmalen Blonden geziert. Der Hut von geringeltem Plüsch.

Redingote de Pluviale, ornée de satin et petites blondes. Chapeau de Peluche bouclée.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

P. v. St. del. Fr. Stöber sc.

I. Wiener Moden. 150. 1820.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 16. December 1820.

151

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Büreau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 257) und bey A. Strauß in der Dorotheergasse; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Bekenntniß.

Ein Gewissensskrupel — denkt! —
Macht mich recht beklommen,
Fraget, heitre Freunde, nicht,
Wie es so gekommen;
Rede kann ich euch nicht stehen,
Muß heilsamen Rath erflehen
Von den Strengen, Frommen.

Hu, was schneiden diese mir
Bittere Gesichter!
Murmeln gar so etwas von
Sauberem Gelichter.
Seyd dießmahl ein Bißchen gütig,
Seht, ich nahe ja demüthig,
Hohe Splitterrichter!

Wieder jährt es heute sich,
Daß durch Frühlingsauen
Leichten Schrittes ich gewallt
Und voll Selbstvertrauen.
In dem stillen treuen Busen
Dachte ich nur an die Musen,
Nicht an schöne Frauen.

Eine naht da plötzlich mir,
Ach ein Huldgebilde! —
Und ein Blick — ein scharfer Pfeil —
Traf mich tief, doch milde.
Sorglos, wie ich an des Baches
Blumenpfaden ging, gebrach es
Mir an Schwert und Schilde.

Waffenlos nun, wund dazu,
Wollt' ich schon entfliehen,
Seht! da hieß der Heidengott
Amor mich verziehen.
„Bist du wehrlos denn erschaffen?
Feiger! Sind der Blicke Waffen
Nicht auch dir verliehen?"

Also fragt' er, und ich gab
Mich nicht ganz verloren;
Schlug mich kühn hindurch bis zu
Ihrer Augen Thoren;
Strebte dann auf Blickesschwingen
In Ihr tiefstes Herz zu dringen,
Wollt' es gar durchbohren.

O, verdammet mich noch nicht
Ihr gestrengen Frommen!
Denn das allerärgste wird
Wohl nachher erst kommen.
Hymen hat mit seinen Eiden
Längst zu solchem Krieg uns Beyden
Freyheit ach benommen.

Jener Wechselblick nun nagt
Mir an dem Gewissen,
Und von Zweifeln immerdar
Ist mein Herz zerrissen.
Ob ein Blick so ein Verbrechen?
Seyd zu forschen denn, zu sprechen
Gnädiglich beflissen.

Wenn nach dem Erfolge nicht
Ihr zu richten pfleget;
Hört die Strafe noch, die schnell
Mir ward auferleget.
Möglich, daß sie zum Erbarmen
Für den Sünder, für den armen,
Euren Sinn beweget.

Von der Stunde an, wo ich
Wagte zu erheben
Zu der Holdesten den Blick,
Bin ich hingegeben
Argen zaubrischen Gewalten,
Muß es dulden, wie sie schalten
Ohne Widerstreben.

Angstlich muß ich Sie seitdem
An dem Tage fliehen,
Meiden selbst, an Ihrem Haus
Nur vorbey zu ziehen.
Trifft es doch sich — dann auf Kohlen
Wandl' ich, blicke kaum verstohlen
Nach den Jalousien.

Aber — Staunet, doch verschweigt,
Was ich euch nun beichte! —
Nachts, wenn spät der Liebe Stern
Schwingt die goldne Leuchte,
Treibt es mich in ihre Nähe;
Daß den Kampf mein Richter sähe! —
Wahrlich er erweichte.

Wenn mit Blumen jetzt der Bach
Süße Worte tauschet;
Wenn ringsum kein Späherblick
Meinen Schritt belauschet:
Muß ich einsam geh'n die Runde
Manche kurze liebe Stunde,
Sinnend, lustberauschet.

Und obgleich die Pfade sich
Hierhin, dorthin winden,
Muß ich stets doch Ein Ziel nur
Fliehend wieder finden.
Ha, wie mich an diese Stelle
— Es ist Ihres Hauses Schwelle —
Zauberkräfte binden!

Auch das Auge quält ein Spuk,
— Kaum so zu erdichten —
Zu des Hauses Fenstern muß
Immer ich es richten.
Trotz der Nacht — vernehmt's mit Grauen! —
Kann es dann Ihr Bild dort schauen.
Sind das nicht Geschichten? —

Und die Thränen, dann geweint,
Sind besondre Thränen,
Frey von aller Bitterkeit;
Und ein wonnevolles Sehnen
Ist der Lippe leise Klage.
Kann man mich in dieser Lage
Wohl bey Troste wähnen? —

Von den Träumen, welche mir
Solche Stunden schenken,
Wäre besser es vielleicht
Völlig abzulenken;
Denn es könnte fast euch scheinen,
Schuld und Strafe zu vereinen
Sey mein liebstes Denken.

Hört! — Es öffnet sich Ihr Haus
Meinem Gluthverlangen,
Und ich nahe ihr mit süß=
Schauerndem Erbangen,
Und ich wecke Sie mit Küssen,
Stammle Liebe ihr zu Füßen,
Halte sie umfangen.

Und so heißet fort und fort
Zaubermacht mich träumen;
Heißt mich glauben gar, daß frey
In den luft'gen Räumen
Träume und Gedanken ziehen.
Solchem Zauber zu entfliehen
Darf ich nicht mehr säumen.

Nun Gestrenge! kennet ihr
Meine stillen Sünden.
Wollet auf mein Bitten jetzt
Mich davon entbinden,
Und daneben auch die bösen
Zauber alle gnädig lösen,
Die mich eng umwinden.

Zwar hat Reue noch bisher,
Ach! mein Herz gemieden;
Aber Eines schwör' ich euch! —
Nie, nie soll hienieden,
Was ich fühle, Sie erfahren;
Ewig will ich treu bewahren
Ihrer Seele Frieden.

„Und doch sangst du dieses Lied?"
Dürft darum nicht schelten,
Liest Sie's auch, Sie ahnet nicht,
Daß es Ihr kann gelten.
Einst wird eine Stunde kommen —
Einst — Nicht wahr, es gibt — ihr Frommen! —
Zwey verschiedne Welten?

Nun mein Liedchen flattre fort,
Ruhe mir erbeute!
Und wenn alles dich verdammt,
Sprich: „Gemach, ihr Leute!
Nur vergönnt ward es dem Reinen,
Sünder zu bedräu'n mit Steinen;
Und so ist's noch heute!"

J. C. Mielach.

Taschenbuch für das Jahr 1821.

Aglaja. Ein Taschenbuch für das Jahr 1821. Siebenter Jahrgang. Wien, gedruckt und im Verlag bey Joh. Bapt. Wallishausser.

Aglaja erscheint dieses Mahl nicht minder reich und glänzend ausgestattet, als früher. Die Kupfer von J. John's Meisterhand, welche keiner Anpreisung bedürfen, stellen dar: auf dem Titel Raphael's heilige Margaretha, auch durch Rahl's Grabstichel neuerdings gegeben; die heilige Familie, nach Andrea del Sarto, wovon sich das Original in der Gemählde-sammlung des Hrn. v. Adamovics, königl. baier. Hofrath, befindet; Sieg des Glaubens, nach Guido Reni, Cleopatra, nach Domenichino, die Obsthändlerinn, nach Gabriel Mezu, alle drey befindlich in dem Gemählde-Kabinete des Hrn. Wirthschaftsraths v. Ratakowsky in Wien; endlich das bekannte Bild von Rubens in der hiesigen k. k. Gemählde-galerie im Belvedere, Helene Forman. — Die Erzählungen betreffend, so kann sich wer bunte Abenteuer liebt, an dem Meerfischer, von Fr. Gleich, ergetzen. Die Strafe, welche in: Strafe muß seyn, von Gustav Schilling, dem Dichter Harfner wird, möchte jedem so unglücklichen Dichter erwünscht seyn. Leiden im Glück, von Josephine v. Perin, geb. v. Vogelsang, ist das Gegenstück von Glück im Leiden im vorigen Jahrgange; Schriftstellerinnen siegen über Schriftsteller, wenn sich ausgebildete weibliche Individualität in ihren Werken rein abdrückt; in beyden Erzählungen ist diese nicht zu verkennen; von der sogenannten Empfindsamkeit weit entfernte Empfindungsfülle, klare Weltanschauung und vorzüglich ein nach dem Höheren strebender Sinn beseelen die an feinen Wendungen reiche Komposition; in sorgfältiger Zeichnung des Einzelnen aber möchten wir der früher gelieferten Erzählung den Preis vor dieser ertheilen. Besonders gelungen und allgemein ansprechend ist Samuel Brink's letzte Liebesgeschichte, von C. A. West, eine Episode aus dem Roman seines Lebens. Scharfe Charakteristik, gerundete Ausführung, anziehender Humor, sind hervorstechende Schönheiten dieses heitern Gemählides, dessen Lebendigkeit durch eine gewisse dramatische Haltung erhöht ist. — Aus der großen Anzahl von Gedichten müssen wir uns beschränken, nur einige zu nennen; die meisten sind von inländischen, überhaupt bekannten, ja gefeyerten Dichtern. Von Friedrich Schlegel die feindlichen Brüder, oder der Zeitgeist. Diese Brüder nennen sich Schlendrian und Schludrian, ihr Vater Schlechtrian. Von Grillparzer mehreres in Goethe's lyrischer Manier; besonders schön der Abschied. — Dichtersehnsucht, Winterlieder von J. Ch. Baron v. Zedlitz, athmen Leben und tiefes poetisches Gefühl. — Tasso's Klage aus dem Englischen des Lord Byron, von Car. v. Pichler. Der englische Dichter schwebt wie ein Ungewitter über einem See, dessen Oberfläche nur aufgeregt ist, denn welche Kluft zwischen Byron und Tasso. — Wem werden nicht des Dichters Schifffahrt, Körperbildung und Einfälle, von Castelli, gefallen? Von Deinhardstein zeichnen wir: an Belinden aus, von Al. Jeitteles: Leander. — Von J. v. Hammer: philosophische Betrachtungen aus dem Shahnameh Firdussi's; vom Grafen v. Mailath magyarische Liebeslieder. — Hätte doch J. C. Bernard mehrere so gediegener, sinnvoller Inschriften, wie im vorigen Jahrgange, mitgetheilt; in diesem nur »Herkules Pro-

teus, Recensenten und Windmühlen, Autoren; außer dem ein Trinklied für Männer, welches, obgleich ein gutes Gedicht, an dem gewöhnlichen Gebrechen der deutschen Trinklieder leidet, daß es, noch dazu gleich Anfangs, an den Tod mitten im Gewühl der Freude mahnt. — Unter den Sonnetten verdienen die von R. Walter besonders herausgehoben zu werden; wir glauben in dem Verfasser einen bekannten Dichter des Inlands, Hrn. Köffinger, zu erkennen; dann machen wir aufmerksam auf die von Fr. Treitschke und Adolph Wagner. — G. Leon's Übersetzungen aus Petrarca sind gefällig. — Von Dichtern des Auslandes hat Ernst v. Houwald das Lieblichste und Zarteste gegeben in: die Sängerin im Winter und die weiße Rose. Sehr gediegen sind die Dichtungen von Fr. Kuhn. Die im vaterländischen Taschenbuch von Freyh. v. Hormayr mitgetheilte ungarische Sage: der Brunnen der Liebenden, ist von Th. Hell gut bearbeitet; eben so anziehend die Jagdfeye von Fr. Kind. Wir erwähnen zum Schluß noch: Lebensansichten, von C. M. Contessa.

Correspondenz-Nachrichten.

Dresden, November 1820.

Diese trübe Winterzeit, welche unsere Kunsthallen schließt und unsere Naturtempel ihres Schmuckes beraubt, ist gewöhnlich gar nicht günstig für unser Dresden, welches meist im Winter viel unbesuchter und glanzloser ist als im Sommer. Doch scheint dieses Jahr eine Ausnahme hiervon zu machen, indem theils eine sehr große Anzahl von Fremden sich selbst für diesen Winter heimisch hier ansiedelten, theils seltene musikalische Talente uns durch ihre Anwesenheit erfreuen. Signora Borgondio und Sigra. Mariana Sessi glänzen hier als Sterne erster Größe. Doch um in chronologischer Ordnung zu erzählen, muß ich erst eine musikalische Akademie erwähnen, welche die Brüder Haase mit Unterstützung der königl. Kapelle am 3. Nov. im Hôtel de Pologne gaben. Beyde Brüder sind selbst in der Kapelle und zeichnen sich als brave Waldhornisten aus. Eine Ouverture von C. M. von Weber eröffnete das Konzert. Hierauf sang Mad. Haase, geb. Zucker, mit Hrn. Benincasa das überaus liebliche erste Duett aus: l'Inganno Felice von Rossini. Die Stimme der anmuthigen Sängerinn hat seit ihrer Verheirathung noch etwas von ihrer ohnehin geringen Kraft verloren, sie ist sehr schwach, doch rein und angenehm, und ihr Vortrag hat an wahrhaft guter Schule noch stets gewonnen. Dieß Duett gefiel mit Recht sehr, da die volle, herrliche, bey aller Kraft doch so weiche Baßstimme unsers Benincasa hier recht lieblich mit den zarten Tönen der Sängerinn kontrastirte, und sein lebendiger Vortrag alles beseelte. Ludwig Haase, der jüngere Bruder, welcher einige Zeit lang das Glück genoß, Unterricht auf der Violine von unserm Konzertmeister Polledro zu erhalten, der sich seines Talentes mit väterlicher Güte annahm, ließ sich mit einem Violinkonzert von Rode hören. Sein Spiel ist rein und sicher, in einem großen Styl, sein Vortrag besonders des Rondo's, war vortrefflich. Dieser junge Künstler führt den Bogen gut und man fühlt, daß ein ernstes Vorwärtsstreben ihn beseelt. Möge er nur immer suchen, seinem großen Meister noch ähnlicher zu werden in dem Schmelz und der Lieblichkeit des Tones und der Wärme und Grazie des Vortrags. Dieß sind Eigenschaften, worin unser Polledro auf einer seltenen Höhe steht, es ist schon sehr rühmlich, wenn man, so wie hier, sagen kann, daß man seinen Einfluß deutlich bemerkt. Im zweyten Theil sang unser Cantù eine Arie von Rossini ganz unnachahmlich schön, diese Leichtigkeit bey den schwierigsten Stellen, dieses echt Künstlerische, sich ganz der Eingebung des Momentes Hingebende, riß alle Zuhörer zur lebhaftesten Bewunderung hin. Ein Doppelkonzert für zwey Waldhörner, von den Brüdern Haase ausgeführt, fand nicht so warmen Beyfall, als er gewöhnlich diesen braven Künstlern zu Theil wird. Eine sichtbare Ängstlichkeit und Befangenheit hinderte den ältern Bruder, im Anfang den Ton so schön zu bilden, wie man es von ihm gewohnt ist. Überdem hatte die Komposition des ersten Allegro's zwar sehr angenehme Stellen, aber keinen rechten Zusammenhang. Das Adagio, bey welchem nur Violoncell und Kontraviolon die sanft verhallen-

den Klänge der Waldhörner begleiteten, war wunderschön und ganz dem romantischen Charakter dieses Instrumentes angemessen, eben so war das brillante Rondo, wo Waldeslust durch das Rauschen und Wirbeln festlicher Melodien zu tönen schien, sehr wirkungsvoll, und beydes wurde trefflich ausgeführt. Julie Haase sang hierauf die große Arie der Sofia aus Paer's Sargino recht gut, und Ludwig Haase schloß mit den bekannten Violinvariationen von Rode, bey denen er besonders das Adagio recht schön vortrug. Ich war dießmahl ausführlicher als gewöhnlich, da diese jungen Künstler im Ausland noch nicht gekannt sind und Aufmunterung verdienen.

Ein einziges Mahl hatten wir die Freude, Sigra. Mariana Sessi zu bewundern. Sie sang den Pygmalion im Theater. Da dieses schon für die gewöhnlichen Abonnenten fast zu klein ist, so konnten unzählige Menschen aus Mangel an Raum keine Billets erhalten, und die gefeyerte Künstlerinn, welche nicht, wie es hier Sitte ist, ein bestimmtes Honorar hatte annehmen wollen, sondern darauf bestand, die Hälfte der Einnahme zu fordern, schied ziemlich unzufrieden und getäuscht in ihren Erwartungen. So bleibt es immer unrathsam, sich nicht den Gebräuchen eines jeden Ortes zu unterwerfen, da diese fast stets durch Lokalität bedingt sind.

Die Urtheile über die berühmte Künstlerinn sind sehr verschieden; viele tadeln die veraltete Methode ihres Gesanges, die Wahl des Gegenstandes, die von verschiedenen Meistern zusammengestellte Musik dieses Monodrama's, das Ungraziöse ihrer Erscheinung, ihres Anzuges und ihrer Mimik sehr bitter.

Wahre Kenner sind billiger; diese stimmen in der Meinung überein, daß, wenn auch der Anfang sie kälter ließ und kein Zauber der Anmuth sie fesselte und bestach, doch ihre Theilnahme und Bewunderung immer zunahm, je mehr Mad. Sessi ihre seltene Kraft und Kunst entfaltete. Mag auch ihre Manier nicht modern seyn, so werden dafür wenig neuere Künstlerinnen ihr gleich kommen im einfachen Adagio und Cantabile. Die Art, wie sie das schöne Gebeth: „Ciel pietoso, ciel clemente" vortrug, war echt meisterhaft; aus voller Brust, schmucklos aber tieferschütternd quollen die rührenden Töne der glühendsten Andacht hervor, und sprachen auf seltene Weise zum Herzen. Die pikante Grazie, die man jetzt über alles liebt, mangelt ihr freylich, aber die Kraft der Innigkeit und die Gluth der Leidenschaft, welche sie in so hohem Maße besitzt, werden diese Künstlerinn Allen, die es ernst mit der Kunst meinen, unvergeßlich machen. Ihr Triller ist ganz außerordentlich schön; mit seltener Kraft hielt sie es aus, anderthalb Stunden lang allein zu singen und doch die schwierigsten Bravourpassagen zum Schluß mit Sicherheit und voller Stimme auszuführen.

Recht interessant war es für uns, daß wir die andere berühmte Kontraaltsängerinn, Signora Gentile Borgondio, gerade auch jetzt hörten. Sie trat zuerst hier als Tankred auf und gab als zweyte Gastrolle: l'Italiana in Algeri. So wie Rossini der Lieblingsmeister dieser Künstlerinn scheint, so ist auch die Grazie des modernen Styles ihr ganz eigen. Der süße Wohllaut ihrer Mitteltöne, verbunden mit der seltenen Rundung, Zartheit und Vollendung ihres Gesanges, welche nur durch den rühmlichsten Fleiß erworben werden konnten, entzückten hier allgemein; sehr lobenswerth ist es, daß sie die Verzierungen, welche sie so geschmackvoll auszuführen versteht, doch mit solcher Mäßigung spart, dagegen stört es, daß die ungewöhnliche Tiefe ihrer Stimme doch so rauh klingt neben dem wundersamen Schmelz ihrer Mitteltöne. Ihr Vortrag ist sehr geschmackvoll, die eigentliche südliche Gluth vermißten wir aber. Die Rolle des Tankred war unstreitig weit vortheilhafter für sie, als die der Italiana. Es ist ein Mißgriff des Kompositeurs, so einen fröhlich leichtsinnigen, koketten Charakter für eine Altstimme zu berechnen. Eine solche tiefe Stimme paßt vortrefflich zu sanft schwermüthigen, innig gefühlvollen oder jugendlich kühnen, heldenmüthigen Charakteren; soll Schalkhaftigkeit und Scherz damit vereint werden, so muß es eine Knaben- oder Pagenrolle seyn, sonst liegt ein unangenehmer Widerspruch darin.

Überdem war die Reisekleidung, worin die Italiana zuerst auftritt, viel zu matronenhaft gewählt. In der orientalischen Tracht erschien Mad. Borgondio erst so reizend, wie es hierbey durchaus erforderlich ist. Außerordentlich gut unterstützt wurde

sie aber in dieser Oper durch die HH. Cantù und Benincasa, welche beyde im Spiel und Gesang sich selbst übertrafen. Selten wird man einen Taddeo finden, wie unser Benincasa; er ist so echter Buffo, daß bey ihm kein Akzent verloren geht; alles ist durchdrungen von komischer Laune, welche durch heitere Gutmüthigkeit gewürzt und durch angeborne römische Großartigkeit stets in den Grenzen des Schicklichen erhalten wird. Sigr. Cantù ist ein herrlicher Lindoro, die reizende Biegsamkeit seiner Stimme kann sich hier im vollsten Glanze zeigen.

(Der Schluß folgt.)

Pesth, 1. December 1820.

Vor einigen Tagen war abermahls der Termin zur Verpachtung des hiesigen Theaters eingetreten, es fand sich aber wieder kein Pachtlustiger; zu erwarten steht also, daß unsre Theater am Ostermontag geschlossen werden, und Ofen und Pesth ohne Circenses bleiben. Wir vergessen aber den zukünftigen Jammer über den Genuß des Augenblicks, und wir sehen einem sehr freudigen entgegen: Mad. Catalani wird hier erwartet. Wenn die hochgefeyerte Sängerinn wirklich kömmt, sollen Sie umständliche Berichte erhalten. Jetzt läßt sich sehr wenig Erfreuliches schreiben, es wird in Ofen und Pesth alle Wochen zwölf Mahl gespielt (sonst geschah es nur neun Mahl), welches für die Thätigkeit und Tüchtigkeit des Hrn. Ehlers zeigt, welcher das Ganze leitet; daß aber bey so gehäuften Vorstellungen manche derselben unverkennbare Spuren eiligen Einlernens tragen, leidet keinen Zweifel. Interessant war es für uns, daß Karl Kisfaludi's Drama: Ilka, oder die Belagerung von griechisch Weissenburg, nach Gaals Übersetzung gegeben wurde, und so die jüngere magyarische Muse in die Reihe deutscher dramatischer Leistungen eingetreten ist.

Tonkunst.

Hr. Joseph Böhm, als vorzüglicher Violinspieler durch frühere Leistungen bekannt, auch dermahl in der vom Musikvereine gestifteten Violinschule als Professor angestellt, hat nun auch am 8. d. M. im Saale zum römischen Kaiser eine musikalische Mittagsunterhaltung gegeben, die ein zahlreiches Auditorium versammelte und auch verdiente, da mehrere unserer ersten Talente sie schmückten. Der Konzertgeber ließ sich in zwey Piecen hören, im siebenzehnten Konzerte von R. Kreuzer in G-dur und in den schon früher von ihm vorgetragenen und komponirten Variationen über Rovelli's Thema, was auch Moscheles bearbeitet hat. Kreuzer's Werk ist edel und einfach gedacht, gibt dem Tonkünstler Gelegenheit, seine volle Kraft zu entfalten, und interessirt besonders durch sein launiges, wunderliebliches Rondo nach Art des spanischen Bollero's gesetzt und kunstreich durchgeführt. Der Vortrag des Hrn. Böhm zeichnet sich durch gediegene Korrektheit am meisten aus; sein Styl ist edel, seine Intonation rein, seine Bogenführung untadelig; er scheint ein Schüler des Pariser Konservatoriums zu seyn, so hat er sich dessen Regeln zu eigen gemacht. Daher steht er auch mehr als Muster und genauer Beobachter einer fremden Methode als durch Originalität pikant und anziehend da. Gelingt es ihm, mehr Wärme und mehr Kraft in sein Spiel zu bringen, so kann er den ersten Meistern beygesellt werden. Seine Variationen sind bekannt, sie entsprechen ihrem Zwecke, weiter läßt sich nicht viel darüber sagen. Er trug sie mit Virtuosität vor. Mad. Grünbaum sang eine Arie, vermuthlich von Rossini; sie war etwas heiser, daher es denn unbillig wäre, ihre Leistungen beurtheilen zu wollen. Hr. Merk spielte Variationen für das Violoncell von Bernhard Romberg; sie sind kunstreich, aber nicht ansprechend; die russischen Themate von der Moll- zu der Dur-Tonart ewig hin- und herschwankend, tragen den Stempel weicher Wildheit und können, oft wiederhohlt, unserm bessern Geschmacke nicht zusagen; diesem Umstande und nicht seinem trefflichen Spiele mag es Hr. Merk zuschreiben, daß er nicht den gewohnten Beyfall erhielt. Das von Hrn. Worzischek verfaßte und vorgetragene Rondo in D-dur ist eine gehaltvolle Komposition, die sich vor vielen

ihres gleichen durch Gediegenheit, zweckmäßige Verwendung der Instrumente und glückliche Gedanken auszeichnet; besonders lobenswerth schien uns der Zwischensatz in Moll. In den Passagen ist nicht alles neu und kann auch nicht alles neu seyn, denn es ist in dieser Gattung schon zu vieles vorhanden, doch ist alles ansprechend, im Style Hummel's, und der brave Tonsetzer erhielt als solcher wie als Spieler verdienten Beyfall. Die Ouverture von Hrn. Stephan Franz, in Es-dur, ist lärmend, aber charakterlos, man weiß nicht, soll sie tragisch, soll sie komisch seyn; für letzteres spricht der Mittelsatz, für ersteres das Übrige, zum Schlusse konnte endlich der Verfasser gar nicht gelangen, er empfiehlt sich immer und geht nie. Den Trompetern und Paukern wäre in so kleinen Lokalen besonders einzuschärfen, daß sie nicht so unbarmherzig blasen und schlagen, oder hat es der Tonsetzer, der selbst dirigirte, so haben wollen? — Die Ohren zerreißen, heißt freylich auch Effekt machen.

Hr. Vincenz Kramer, Zögling des Konservatoriums in Prag, und Schüler des Hrn. Worzischek, hat an demselben Tage um dieselbe Stunde im k. k. kleinen Redoutensaale Konzert gegeben, worin er sich in einem Pianoforte-Konzert von Dussek, dann in brillanten Variationen von Hrn. Worzischek, mit Begleitung des ganzen Orchesters, hören ließ. Er hat in beyden Stücken große Fertigkeit entwickelt, aber seinem Spiele fehlt es noch an Empfindung und Ausdruck.

Wenn auch der Konzertgeber gegenwärtig noch nicht Virtuos genannt werden kann, so zweifeln wir nicht, daß er bey anhaltendem Fleiße, und wenn er sich gute Muster vorsetzt, dahin gelangen werde.

Die übrigen Stücke waren: Eine Ouvertüre von Mehul; eine brillante Arie von Paer, mit Violinbegleitung, vorgetragen von Dlle. Vio und Hrn. Klement; ein grand Divertissement für die Flöte von Keller, geblasen von einem Dilettanten; Adagio und Polonaise für das Waldhorn, vorgetragen von dem k. k. Hofmusikus Hrn. Hradezky, endlich ein Duett von Farinelli, gesungen von den Dlles. Kainz und Hornik, Sängerinnen des Theaters an der Wien. Die Ouvertüre ging spurlos vorüber; die übrigen Stücke wurden von den genannten Personen sehr brav vorgetragen, und besonders hat der Dilettant den Konzertgeber hinter sich gelassen.

Mad. Bender, Sängerinn, und die HH. Gebrüder Bender, kaiserl. russische erste Hofklarinettisten, gaben am 10. d. um die Mittagsstunde ein zweytes Konzert im k. k. kleinen Redoutensaale. Die beyden Künstler bestätigten auf die glänzendste Weise das von ihnen früher ausgesprochene Lob; Kraft und Zartheit, reiner, lieblicher, voller Ton, ein harmonienreiches Forte, ein entzückendes Pianissimo, außerordentliche Fertigkeit und Präzision, wunderbarer Einklang im Duette, sind die Eigenschaften ihres Spieles, das jedes Publikum anziehen und erfreuen muß, so wie es die gebildeten Kunstfreunde Wiens zu enthusiastischen Beyfallsbezeigungen hingerissen hat. Leider drängen sich in gegenwärtiger Epoche die Konzerte und musikalische Unterhaltungen jeder Art auf solche Weise, daß nur der Reiz der Neuheit die Masse anlockt; wenn daher das zweyte Konzert dieser trefflichen Künstler sich keines so zahlreichen Zuspruches zu erfreuen hatte, als das erste, so sagt dieser Umstand nur gegen das Publikum, nicht gegen die Konzertgeber aus. Die HH. Gebrüder Bender trugen ein zweytes Konzertino von Danzi für zwey Klarinetten vor, welches aber, als Konzertstück betrachtet, weniger ansprechend, als das erste, war, wozu auch die beym großen Publikum nicht beliebte Molltonart das Seinige beygetragen. Der Vortrag war kunstreich und herrlich; die beyden Künstler wurden gerufen. Ihre zweyte Piece waren Alpenlieder, mit dem Schweizer Kuhreigen, dessen seelenfesselnde Melodien sich im Echo wiederhohlten und gleichsam, in den Thälern verloren, stets wiederhallend dahinstarben. Wer die Schweiz sah; wer mit Phantasie begabt, sich ein Alpenland vorstellen kann, den

muß eine so vollkommene Produktion entzücken; wir wollen unsern Genuß nicht zergliedern, sondern rufen den Musikfreunden zu: geht und hört! Enthusiastischer Beyfall war der Lohn beyder Künstler. Mad. Bender sang drey Piecen, eine Scene und Arie von Paveſi, eine Kavatine von Nicolini und russische National-Lieder in russischer Sprache, wobey sie ihr Gatte und ihr Schwager auf den Klarinetten begleiteten. Die Wahl der beyden ersten Stücke war lobenswerth, so auch der Vortrag der Künstlerinn, welche weit größere Gleichheit der Stimme bewies, als das erste Mahl, die Sprünge vermied und sich in ihren Verzierungen als denkende Sängerinn zeigte. Den Anfang machte Roſſini's Ouverture zum Barbier von Sevilla.

Schauspiel.

Im k. k. Hoftheater nächst der Burg den 12. December: Donna Diana.

Unsere sehr angenehmen Gäste traten zum letzten Mahle auf, Mad. Stich als Donna Diana, Hr. Stich als Perin. Diese Darstellung kann ein Fest der Schauspielkunst heißen. Sehr Vieles trug dazu bey. Als Donna Diana war Mad. Stich dem gebildeten Publikum zuerst ungemein werth geworden. Vielleicht hat selbst die Freude über die neue interessante Bekanntschaft, dieser Rolle in den Augen der hiesigen Theaterfreunde einen besondern Reiz verliehen. So war es denn wohl recht, daß Mad. Stich in der Gestalt schied, in welcher sie zuerst entzückt hatte. Anfang und Ende ihrer Darstellungen berührten sich dadurch auf eine sehr erfreuliche Weise. Die Theilnahme des Publikums war an diesem letzten Abend außerordentlich. Das Gespräch des Tages mag für Viele mit diesem Abschiede angefangen und geschlossen haben, wenn es erlaubt ist, von dem Einzelnen auf das Größere zu schließen.

Mad. Stich hat bey der öftern Wiederhohlung dieses Lustspiels gezeigt, daß sie im Stande ist, auch die leisesten Wünsche des Publikums zu berücksichtigen. Für den Fortgang auf ihrer Laufbahn ist dieser feine, sichere und willfährige Takt von der glücklichsten Vorbedeutung. Man kann aus dieser allgemeinen Andeutung besser als aus der nähern Zergliederung die seltene Virtuosität der Künstlerinn für den letzten Abend abnehmen, der ihr wie dem hiesigen Publikum viel zu früh kam, zufolge der vielfältigen Beweise gegenseitiger Erkennung.

Auch Hr. Stich hat in dieser seiner ersten und letzten Rolle mit seinen früher gezeigten Schwächen siegreich gestritten.

Das Publikum lauerte mit der eifersüchtigsten Liebe, um den Eindruck der Vorstellung ganz in sich aufzunehmen. Es wäre kleinlich, die vielen fortgesetzten Beweise des einmüthigsten Beyfalls nach der Reihe angeben zu wollen. Wer hat Lust, die Edelsteine zu zählen, die ihn beym Anschauen eines reichen, schöngeordneten Schmuckes blenden? Nur so viel sey ausdrücklich bemerkt, daß die Theilnahme bey den Abschiedsworten des Hrn. Stich kaum noch ein Maß kannte. In solchen Augenblicken muß man das hiesige Publikum sehen, um sich einen Begriff zu bilden von seiner Regsamkeit. Hr. Stich wurde mehrmahls unterbrochen und war, wie Donna Diana, tief bewegt. Einige Zuschauer wollen Thränen bemerkt haben. Die Andeutung des möglichen künftigen Wiedersehens bewirkte einen unglaublichen Jubel. Nachdem Hr. Stich abgetreten war, verlangte die allgemeine Freude mit dem lautesten Nachdruck noch eine neue Genugthuung. Die Zuschauer wünschten ihren Liebling noch einmahl zu sehen, und Mad. Stich erschien mit allen Zeichen der Empfindung dieser besondern Auszeichnung.

Das Publikum hat durch den zahlreichen, fortgesetzten Besuch des Theaters, während der Anwesenheit des liebgewonnenen Gastes, seinen Sinn für gute Kunst auf die unzweydeutigste Art bewiesen. Unter andern ist besonders Shakespeare's Julie durch Mad. Stich auch hier zu den hohen Ehren gekommen, die ihr geziemen. Was könnte aus dem hiesigen Theater, — und wir wollen es auch gerade heraus sagen —

was könnte aus dem hiesigen Publikum werden, wenn immer in demselben Sinn gewirkt würde, wie in den kurz vorher gegangenen Tagen! Große Dichter gibt nur die Natur und sie geht seit einiger Zeit nicht eben verschwenderisch mit dieser köstlichen Gabe um. Große Schauspieler lassen sich freylich auch nicht erzwingen, aber erzogen können sie doch eher werden, als jene. Möchte dieser Theil der ästhetischen Erziehung nur recht bald und überall reifen, damit schlechte Darstellung nicht auch den Genuß der Habe noch verbittere, die wir als eine Überlieferung einer glücklichern fruchtbaren Zeit besitzen! X.

K. k. Theater nächst dem Kärntnerthore.

Hr. Wild hat dem allgemeinen Wunsche endlich entsprochen und ist am 9. d. M. als Tamino in Mozart's Zauberflöte aufgetreten. Die vielfältigen, stets zahlreich besuchten Vorstellungen dieses Meisterwerkes, haben jede Note desselben, so wie auch die oft abgeschmackten Lazzi's des Textes, so tief in das Gemüth des Theaterfreundes geprägt, daß Neuerungen darin fast unmöglich geworden sind, die Tradition ihre volle Macht behauptet, und man eben so wenig es wagen darf, eine frevelnde Hand an Mozart's göttliche Cantilene zu legen, als einige unzeitige, störende Späße aus dem Ganzen zu verbannen. Die Darstellung des Hrn. Wild ist im Allgemeinen lobenswerth, obgleich diese Parthie, wo das hohe G und As öfter anzuschlagen und auszuhalten sind, ihm etwas zu hoch liegt; dieß war besonders im Anfange bemerkbar; die Arie: „dieß Bildniß ist bezaubernd schön," begann der Künstler mit voller Kraft und ließ die herrlichen Töne seiner Stimme wahrhaft zauberisch erklingen; später aber umging er die Schwierigkeit, statt sie zu besiegen und nahm zu Läufen und Verzierungen seine Zuflucht, was in voriger Zeit der Fall nicht war und vom Publikum der oberwähnten Tradition wegen auch nicht ganz gut aufgenommen werden konnte, denn hier sah jeder ein — eine wahrhaft seltene Erkenntniß — daß der gehaltene, einfache Gesang doch der allerschwerste und allerkünstlichste sey. Indessen bediente sich Hr. Wild dieses Behelfes nur Ein Mahl; das Recitativ vor dem Tempel trug er wahrhaft groß und überaus richtig vor, was ihm auch die Ehre des Hervorrufens nach seiner Arie verschaffte; in den Ensemblestücken drang er kräftig durch, betrug sich anständig und mußte am Ende auf allgemeines Verlangen erscheinen. Dlle. Vio, Pamina, ahmt ihrer Vorgängerinn in dieser Rolle glücklich nach; Hr. Siebert, Sarastro, verdient Lob, weil er weniger schnörkelte, als gewöhnlich, indessen kennen auch wir Mozart's Zauberflöte zu gut, als daß wir uns die in E-dur gesetzte Arie; „in diesen heiligen Hallen," ohne Rüge in Es-dur vorsingen ließen; sie verliert dadurch, weil der Ton dumpfer ist und die Flöte z. B. in dieser B Tonart viel weniger klingt als in der ursprünglichen; übrigens ist sie auch in letzterer jedem Bassisten praktikabel, um so viel mehr einem tenorisirenden, wenn er auch nicht mehr recht bey Stimme ist. Mad. Campi, Königinn der Nacht, wurde bey ihrem Erscheinen beklatscht und nach ihrer ersten Arie gerufen; die zweyte fiel nicht so gut aus, und es ist auch kein Wunder, wenn man bey diesen Seiltänzersprüngen je zuweilen ausglitscht; übermäßige Anstrengung macht dieß nicht wieder gut. Die übrige Darstellung war vorzüglich und der Pracht eines Hoftheaters angemessen. Dem Pauker empfehlen wir bey der Prüfung durch Feuer und Wasser sein obligates Instrument gut zu stimmen, die G Pauke war zu tief, was einen störenden Eindruck machte.

Bey der zweyten am darauf folgenden Tage Statt gehabten Aufführung der Zauberflöte verschwanden alle Wolken, die wir früher an Hrn. Wild bemerkt hatten, und mit hoher Vollendung führte er seine Gesangparthie durch. Besonderes Lob gebührt auch Hrn. Forti, der die unbedeutende Rolle des Papageno durch die Lebendigkeit seines Spieles heraushob und sich überhaupt als ein wahrer Künstler gegen den anwesenden fremden Gast beträgt. Das Publikum erkannte beyder Verdienst und lohnte sie mit dem größten Beyfall.

Leopoldstädter Theater, den 5. d. zum ersten Mahl: Adler, Fisch und Bär. Zaubermährchen mit Gesang und Tanz, in zwey Aufzügen; nach einer Erzählung des Musäus: Die drey Schwestern, frey bearbeitet von Hrn. A. Gleich. Musik vom Hrn. Kapellmeister W. Müller.

Dieses Zauberspiel gehört zu den gelungensten Theaterstücken des Verfassers. Der Gang ist rasch und zusammenhängend, und das Interesse hält ziemlich gleichen Schritt mit ihm, da wenig episodische Ruhepunkte abgerechnet, und selbst während dieser, die Aufmerksamkeit immer auf das Ziel gerichtet wird. Die abenteuerlichen Gestalten der drey verzauberten Liebhaber, und die festlichen Einzüge der verlobten Jünglinge sind nicht nur fruchtbar an komischer Wirkung, sondern bilden anziehende Kontraste. Die lokalen Beziehungen schweifen selten bis zur Trivialität herab. Dem talentvollen Komiker Raimund gab der Charakter des humoristischen Zacharias neue Gelegenheit, sich auszuzeichnen, und in dem gedrängt vollen Kreis von Zuschauern und Freunden der scherzhaften Spiele dieser Volksbühne sprach sich an seinem Benefize-Abend auf doppelte Weise die Erkenntlichkeit und Theilnahme des Theaterpublikums aus. Die Fabel gehört dem alten ehrlichen Musäus, der seine Mährchen von Kinderwärterinnen sich erzählen ließ, unter seinen Kindern sie niederschrieb und in einem frohen Familienzirkel vorlas, wobey einem Jeden das Recht der Kritik zugestanden wurde. Der dramatische Bearbeiter hat diese Fabel den Erfordernissen seiner Bühne gemäß mit Leichtigkeit und Glück behandelt, so daß durchgängig das Mährchen ansprechend hervortritt.

Die neuen Dekorationen sind freundlich und geschmackvoll, die Maschinerien gelungen, und die Ausstattung überhaupt verdient vieles Lob; einige Verwandlungen gingen schlecht. Die beyden Volkslieder klingen spaßhaft genug, stehen aber nicht eigentlich an ihrem Platz; der Vortrag des Singenden war ihnen am meisten förderlich.

Das Stück gefiel, die Zuschauer äußerten ihre Zufriedenheit am Schlusse, und so soll denn auch die Kritik weder den ferneren Genuß noch die Erinnerung verbittern, vielmehr neben „Freund Heins Erscheinungen" dieser neuesten Erscheinung eines lustigen Winterabends, freyes Geleit vergönnen.

Theater-Anzeige.

Um einer menschenfreundlichen Aufforderung zu entsprechen, hat der Pächter des Leopoldstädter Theaters, Hr. Leopold Huber, mit seiner gewöhnlichen Bereitwilligkeit: edle Zwecke zu befördern, sich entschlossen, zum Vortheil der unternommenen Versorgungs-Anstalt für blinde und taubstumme Militär-Kinder, den Ertrag zweyer Vorstellungen zu bestimmen, die an nächstkommenden 22. und 23. December Statt haben sollen; nähmlich am ersten Abend das militärische Schauspiel: Graf Waltron, in vier Akten von Möller; am zweyten die Fortsetzung desselben: Dienst und Gegendienst, vom Hrn. Karl Meisl, bearbeitet von Schildbach. Hr. Heurteur, Regisseur des k. k. privil. Theaters an der Wien, wird als Gast im ersten und zweyten Theil die Rolle des Waltron darstellen. Beyträge zur Unterstützung dieser wohlthätigen Absicht, übernimmt der Direktor des genannten Theaters.

Wir glauben den Freunden des Tanzes einen angenehmen Dienst zu erzeugen, wenn wir sie benachrichtigen, daß Fräulein Julie Aumer nach ihrer Zurückkunft von Paris am Montag den 18. d. in dem beliebten Ballete: Alfred der Große wieder auftreten wird. D. Red.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dinstag, den 19. December 1820.

152

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein koloriertes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjärig um 28 fl. W. W. im Büreau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 257) und bey A. Strauß in der Dorotheergasse; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Treue Liebe.

(Zur Preisbewerbung.)

Nein! in jenen düstern Fernen
Waltet keine blinde Macht:
Über Sonnen, über Sternen
Ist ein Vateraug' das wacht.

Es war in der Mitte des Monaths December, als Camillo, Graf von Willenau, nach langen Reisen, in seine Geburtstadt, die Residenz des Fürsten von B. . . zurückkehrte. Schon im Jünglingsalter ward er durch den Tod seines Vaters Erbe eines großen Vermögens, und konnte daher seinen Hang, fremde Länder zu bereisen, leicht befriedigen. Am längsten verweilte er in Italien, dem Vaterlande seiner verstorbenen Mutter. Nach ihrem Willen ward ihm in der Taufe der Nahme Camillo beygelegt, so wie sie jede Gelegenheit benutzte, ihm eine Vorliebe für das Land, welches ihr noch immer theuer war, einzuflößen. Mit einem männlich schönen Äußern, verband Camillo einen durchdringenden Verstand, mit welchem er alles schnell auffaßte, und in allen Verhältnissen des Lebens sich zu benehmen wußte. Sein Herz war mitten in den Zerstreuungen der großen Welt unverdorben und gut geblieben; jedoch verleitete eine große Heftigkeit, ein Erbtheil seiner Mutter, ihn zu mancher Ungerechtigkeit, die in der Aufwallung des ersten Zorns begangen, sich nicht immer gut machen ließ.

Ein Paar Tagereisen von der Residenz entfernt, hatte er das Unglück, da er stets die Nächte durchreiste, ein Rad am Wagen zu zerbrechen, wodurch dieser so heftig auf die eine Seite umschlug, daß Camillo ohne Bewußtseyn von seinem Bedienten hervor gezogen wurde. Die Angst des armen Petro, so hieß der Bediente, war unbeschreiblich, als ihm sein Herr auf wiederhohltes Zurufen keine Antwort gab. Der Postillion, welcher in dieser Gegend Bescheid wußte, schlug vor, auf ein nahe gelegenes Schloß zu reiten, die Bewohner desselben zu wecken, und sie um Hülfleistung zu bitten. Nach einer Viertelstunde, die Petro in wahrer Todesangst verbrachte, kehrte der Postillion mit mehreren Männern zurück, die den Grafen auf einer Bahre, die

sie mitgebracht, nach der Wohnung der Frau von Waldburg, die hier in tiefer Eingezogenheit lebte, trugen. Bald gelang es der Dame, den Grafen durch verschiedene angewandte Mittel ins Leben zurück zu rufen. Allein ein heftiger Schmerz am Arme ließ befürchten, daß er diesen schwer verletzt, wo nicht gar gebrochen habe. Ohne Aufschub ward ein Eilbothe nach dem nächsten Städtchen abgeschickt, um den dort wohnenden Chirurgus herbey zu hohlen. Geraume Zeit verstrich, bis dieser erschien, und erklärte, der Arm sey wirklich gebrochen. Camillo wollte verzweifeln, daß er, so nahe dem Ziel seiner Reise, nun dieser ihm ganz unbekannten Dame zur Last fallen müsse, vielleicht nicht einmahl ordentlich geheilt werden dürfte. „Was den ersten Grund Ihres Mißmuths anbetrifft," nahm Frau von Waldburg das Wort. „So bitte ich Sie, sich gänzlich zu beruhigen; was in meinen Kräften steht, Ihre traurige Lage zu erleichtern, das soll gerne und mit Freuden geschehen, und was die Geschicklichkeit des Arztes betrifft, so glaube ich mich auch verbürgen zu können, daß er nicht ohne Kenntnisse ist, wenigstens hat er in der ganzen umliegenden Gegend viele Liebe und Achtung." Diese Versicherung beruhigte Camillo, dem ohnehin nur Geduld übrig blieb. Der Arm wurde verbunden, und außerordentliche Ruhe dem Patienten anbefohlen. Frau von Waldburg, eine Frau in den Fünfzigen, ließ sich durch vieles Bitten nicht abhalten, an seinem Lager zu wachen, und das war wohl gut, da dieser gegen Morgen in ein heftiges Fieber fiel, und sein Bewußtseyn ihn gänzlich verließ. Mehrere Tage schwebte sein Leben in Gefahr; in wilder Phantasie mußte er auf seinem Lager gebunden werden, um ihn in Ruhe zu erhalten, die seinem kranken Arm nothwendig war. Am Abend des dritten Tages legten sich endlich die heftigen Fieberanfälle, und allmählich kehrte sein Bewußtseyn zurück. Als er zum ersten Mahle die Augen aufschlug, herrschte tiefe Stille ringsumher, ein einziges Licht erhellte nur so viel das Zimmer, um ihn eine weibliche Gestalt bemerken zu lassen, die in bethender Stellung an einem Stuhl kniete, der in ziemlicher Entfernung von seinem Bette stand. Camillo strengte alle Sehkraft an, um die Bethende genau zu sehen, doch nur ihre Gestalt ward ihm deutlich, das Gesicht hatte sie tief auf die gefalteten Hände gebeugt. Endlich richtete sie sich auf, strich sich die blonden Locken von der Stirne, und nun gewahrte Camillo ein wahres Madonnengesichtchen, ganz zu dem ätherischen zarten Körper, dem es angehörte, passend; sie nahte sich dem Kranken, Camillo schloß die Augen, um ihr eine Verlegenheit zu ersparen. Sich überbeugend, lauschte sie nach seinem Athem, und schlich dann leise aus dem Zimmer. Auf Camillo hatte das schöne Mädchen einen außerordentlichen Eindruck gemacht, denn nie, so däuchte es ihm, hatte er solche Schönheit gesehen. Wenige Augenblicke nach ihr trat Frau von Waldburg ins Zimmer, und war sehr erfreut, den Grafen bey völligem Bewußtseyn zu finden. Erst den folgenden Tag wagte er es bey Frau von Waldburg nach der gestern gehabten lieblichen Erscheinung zu forschen, und erfuhr, es sey Allwine von Ulmen, eine weitläufige Anverwandte von ihr, sie hätte sie als eine Waise an Kindesstatt auf- und angenommen. Camillo fragte weiter und hörte so viel Gutes von dem schönen Mädchen, daß der Eindruck, den sie bey ihm hervorgebracht, immer mehr verstärkt wurde. Nach einigen Tagen, die ihm wie Jahre dünkten, da sich Allwine nicht wieder sehen ließ, ersuchte er Frau

von Waldburg um die Gefälligkeit, ihm ihre schöne Pflegetochter vorzustellen, damit er auch ihr den schuldigen Dank sagen könnte, für alle und jede Mühe, die er ihr schon während seines Hierseyns verursachte; denn von Petro hatte er wohl erfahren, daß alles, was er genoß, durch ihre Hände ging, ja daß sie selbst die Speisen bereitete. Allwine erschien auf seine Bitte, von ihrer Pflegemutter ihm vorgestellt. Purpurröthe bedeckte ihre Wangen, als Camillo sie anredete, ihre schönen blauen Augen sittsam zur Erde gesenkt hörte sie die Ergießungen seines Dankes an, und erwiederte nur wenige Worte; doch das, was sie mit sanfter Stimme sagte, erhöhte das Interesse noch bedeutend, das Camillo an ihr nahm, und als Allwine nach einer kleinen Weile das Zimmer verließ, so stand es mit Flammenzügen in seinem Herzen, die oder keine andere soll deine Gattinn werden. Öfter sah und sprach von nun an der Graf Allwinen; immer mehr wurde er von ihren Reizen entzückt, und immer fester ward sein Entschluß, ihr seine Hand zu biethen. „Nicht wahr Petro, du bist auch der Meinung, daß wir beyde ein sehr glückliches Paar werden?" so sprach an einem Morgen Camillo zu seinem alten Diener, der sein volles Vertrauen besaß. „Allwine, so sanft, so gelassen, so nachgebend — ich! wer will es läugnen, etwas heftig." Hier nickte Petro bejahend, und murmelte dabey in den Bart: „Ja, ja sehr heftig! nichts wie Feuer und Flamme; nun lieber Herr, das wird sich wohl geben," setzte er begütigend hinzu, als er die zusammengezogenen Augenbrauen des Grafen sah. Kaum in so weit genesen, daß Camillo das Bett verlassen konnte, benutzte er die erste günstige Gelegenheit, Allwinen seine Liebe zu erklären. Dieses geschah mit seiner ihm angebornen Lebhaftigkeit; das Feuer, mit dem er ihr seine Leidenschaft bekannte, erschreckte die Sanfte, die, obgleich sie ebenfalls eine herzliche Neigung zu Camillo in ihrem Herzen trug, sich doch diese kaum selbst zu gestehen wagte. Was Wunder also, wenn sie erschrack, das ausgesprochen zu hören, was ihr das Heiligste war. Hoch erröthend wies sie ihn an ihre Pflegemutter, deren Wille jederzeit der ihrige war und ist. Von dieser fürchtete der Graf keine abschlägige Antwort, denn was sollte sie für Gründe haben, ihm, dem reichsten Erben in der ganzen Umgegend, die Hand ihrer Pflegetochter zu verweigern? Er ließ daher noch denselben Morgen Frau von Waldburg in sein Zimmer bitten, das er noch nicht verlassen durfte, und als sie erschien, trug er ihr mit Herzlichkeit seine Wünsche vor. Frau von Waldburg hörte ruhig seinen Antrag bis zu Ende an, ohne ihn mit einem Worte zu unterbrechen. „Herr Graf," fing sie endlich an, „Sie verlangen das Liebste von mir, so ich besitze; nur ich kann Allwinens Werth genau bestimmen, denn ich habe sie seit ihrer frühesten Jugend nicht einen Augenblick verlassen; habe ihre schöne Seele sich entwickeln gesehen; habe selbst, verzeihen Sie mir die Eitelkeit, den Keim zum Guten in ihre Brust gepflanzt. Allwine ist ein Engel, ja, Herr Graf, zu gut ist sie für diese Welt, ihr weiches, sanftes Herz wird darin noch manchen Schmerz erleiden müssen. Ich halte Sie für einen edlen Mann, darum bitte ich Sie, Herr Graf, prüfen Sie sich wohl, ehe Sie das Schicksal meiner Tochter in das Ihrige verflechten. Wird das einfache, still erzogene Mädchen Ihrem Herzen stets genügen? Werden Sie nie an ihr vermissen, daß ihr alles fehlt, wodurch unsere jungen Damen jetziger Zeit in der großen Welt zu glänzen wissen? mit einem Wort, wird

Ihnen Allwinens Liebe, so wie jetzt, auch zu jeder andern Zeit alles seyn? — Noch hat sie nicht den Schmerz kennen gelernt, sich von irgend jemand, den sie liebte, losreißen zu müssen? wird sie ihn in der Folge nicht erfahren dürfen? — Verzeihen Sie, Herr Graf, meine Freymüthigkeit, auch ihre Gemüthsarten sind sehr verschieden. — Allwine ist mir zu lieb, als daß ich nicht diese Besorgnisse an Ihr Herz legen müßte. Camillo's Versprechungen, seine Bitten beschwichtigten endlich die Zweifel der edlen Frau, und nach drey Monathen, als der Graf gänzlich hergestellt war, schloß er die Geliebte als Gattinn in seine Arme.

Bis jetzt hatte Allwine, wie ihre Pflegemutter sehr richtig bemerkte, noch keinen Kummer erlitten, still und ruhig war ihr Leben wie ein Bach durch Blumenwiesen dahin geflossen, darum wirkte der Schmerz der Trennung um so mehr auf ihr Gemüth.

Im Triumph führte Camillo seine Gattinn in die Residenz ein, denn daß sie die schönste unter ihren Schwestern sey, war keinem Zweifel unterworfen. Mit Entzücken hörte er ihr Lob aus Aller Munde, war stolz auf die Huldigungen, die man ihr so willig darbrachte, aber Allwine lebte nur in ihrem Gatten, hatte nur Aug und Ohr für ihn, der ihr alles war.

Still und in aller Abgeschiedenheit erzogen, hätte sie gleich zu Anfang ihrer Ehe es lieber gesehen, wenn ihr Gatte sich nicht so unbedingt allen Zerstreuungen der Hauptstadt hingegeben hätte. Allein dieser an ewige Abwechslung gewohnt, ergriff jede Art von Vergnügen mit Freude, und sah es auch sehr ungern, wenn Allwine sich davon ausschloß Sie mußte daher, um ihn nicht zu erzürnen, ihren Neigungen Zwang auflegen, und gleich ihrem Gemahl Theil an den Freuden nehmen, die ihrem Herzen so wenig zusagten. Obgleich sie sich bestrebte, ihren Widerwillen, mit dem sie ihrem Gatten folgte, zu verbergen, so wußte er doch zu gut, daß sie nur aus Gefälligkeit gegen ihn seine Freuden theilte, und dieses machte ihn oft so verdrießlich, daß er mit seiner Heftigkeit nicht selten Allwine tief verletzte. Diese ertrug jedoch vieles aus Liebe für den Gatten, wurde aber dagegen nur noch stiller, was Camillo immer mehr reizte. In der Residenz ward die Ankunft einer Verwandtinn des Fürsten erwartet, einer sehr reichen jungen Witwe, die in Italien geboren und erzogen, sich in ihrem 18. Jahre an einen zwar alten, aber reichen Grafen vermählte, der sie nach 6 Jahren ihrer Ehe mit einem bedeutenden Vermögen als Witwe zurückließ. Der Fürst lud sie an seinen Hof, wo sie nun im Monath July erwartet wurde. Der Ruf ihrer Schönheit ging ihr voran; alles war daher gespannt und voll Begierde, die so hoch Gepriesene zu sehen. Der Fürst und seine Gemahlinn wünschten, daß es der Gräfinn von Liedeck an ihrem Hofe gefallen möge, und so sollten glänzende Feste ihre Ankunft feyern. Endlich langte sie an. Was das Gerücht von ihrer Schönheit gesagt hatte, ward von der Wirklichkeit bey weitem übertroffen. Alles was die Italienerinnen so anziehend macht, war in ihrer Person vereinigt. Eine schöne Gestalt, das brennend schwarze Auge, das mit seinem Feuer jeden zu vernichten drohte, der sich nicht gleich ergab, dann aber wieder sanft und schmachtend blicken konnte. Die blendend weiße Stirn, von Locken weicher als Seide, an Farbe das schönste Ebenholz übertreffend, in reicher Fülle umwallt; das Schmelzende ihrer Sprache — kurz Lauretta war in Wahrheit eine

blendende Schönheit zu nennen. Bis zu ihrer Ankunft mußte jeder unpartheyische Allwinen den Preis der Schönheit zugestehen, jetzt aber waren die Stimmen getheilt, alle Frauen und der solidere Theil der Männer stimmten dafür, daß Lauretta von Liedeck weit hinter Allwinen zurückbleiben müsse, doch auch ein sehr großer Theil der Männer wendete Lauretta ihre Huldigungen zu, die ohnehin Allwine hartnäckig verschmähte. Lauretta war eine Italienerinn; nicht die Liebe eines Einzigen konnte ihr genügen, Scharen wollte sie zu ihren Füßen sehen, um sich an ihren Liebesqualen zu laben. Allwinen war es nie eingefallen, stolz auf die Vorzüge zu seyn, mit denen sie die Natur so verschwenderisch ausgestattet; Neid kannte ihr Herz nicht, mithin kostete es ihr auch keine trüben Augenblicke, das Lob der Gräfinn aus so Vieler Munde zu hören, sie von denen umflattert zu sehen, die früher zu ihrem Leid sie unaufhörlich umlagerten. Unter allen Männer, welche sich Lauretta näherten, war einer, der ihre besondere Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte; sie war es gewohnt mit einem Blick zu siegen, und so fand sie es nicht ungewöhnlich, sich stets von einem Schwarm von Anbethern umringt zu sehen. Nur Einen von Allen schienen ihre Reitze ungerührt zu lassen, und dieser Eine war Camillo. Er behandelte sie zwar mit der größten Achtung, wie solches der Verwandtinn seines Fürsten gebührte, jedoch mit einer Kälte, die Lauretta zu ertragen nicht gewohnt war. Camillo war sonst ein eifriger Verehrer der Schönheit und selbst nicht als Allwinens Gatte gefühllos für fremde Reize, ohne je eine Untreue sich zu erlauben. Doch Lauretta war es, die sein Weib verdunkelte, die er sonst mit Recht die schönste Frau am Hofe nennen durfte, und, daß sich die stolze Italienerinn beykommen ließ schöner wie diejenige zu seyn, die er um ihrer Schönheit willen zu seiner Gemahlinn erhob, wollte Camillo wenigstens mit Gleichgültigkeit strafen. Lauretta konnte die Kälte und Ruhe, womit Camillo sich benahm, nicht unbemerkt bleiben, und gerade aus diesem Grunde ward er ihr interessant. Verheirathet oder nicht, war ihr einerley, wollte sie ihn doch nicht zum Gatten. — Aber ungestraft hatte noch kein Mann sie mit Gleichgültigkeit behandelt, und so war bald in stiller Einsamkeit ein Plänchen entworfen, welches auszuführen Lauretta so schnell als möglich beschloß. Von Stunde an hatte die schöne Gräfinn nur Augen und Ohren für Camillo; alle Reize both sie auf, den schönen Undankbaren an sich zu ziehen; alle geselligen Vorzüge wußte sie auf geschickte Art geltend zu machen, alle Talente ließ sie glänzen, und doch half Alles nichts. Camillo lächelte ihrer Anstrengung und blieb nach wie vor derselbe. Plötzlich änderte Lauretta ihr Betragen, seiner Kälte setzte sie gleiche Kälte, seiner Ruhe noch größere Ruhe entgegen. Camillo war ihr der unbedeutendste aller Männer, sie bemerkte kaum seine Gegenwart. Die Schlaue hatte richtig berechnet, wie Camillo sie ehedem vernachlässigt, gemieden, eben so folgte er jetzt jedem ihrer Tritte und lebte nur in ihr, für sie; ein Blick von ihr konnte ihn zum seligsten, oder zum unglücklichsten Sterblichen unter der Sonne machen, allein Lauretta ward immer kälter, immer nachlässiger in ihrem Betragen gegen ihn, und erhöhte so dessen Leidenschaft für sie bis zur Raserey.

(Die Fortsetzung folgt.)

Tonkunst.

Mad. Angelica Catalani hat am 14. d. M. Abends um 7 Uhr ihr erstes Konzert im landständischen Saale gegeben und sich in fünf Pieces hören lassen. Trotz des hohen Eintrittpreises zu 12 Gulden war der Saal reichlich und glänzend gefüllt, der Beyfall, besonders bey den drey letzten Stücken, sehr groß, dagegen die Zwischenspiele, an denen zwar nichts liegt, ärmlich und die Begleitung schlecht gestimmt, der Künstlerinn ganz unwürdig. Mit diesen Worten möchten wir den Bericht gern schließen und, die Schwierigkeit umgehend, die Sache auf sich beruhen lassen, denn wie dürfte ein Anonymus so kühn seyn wollen, etwas anders über die vielgefeyerte, von ganz Europa bewunderte Sängerinn auszusprechen, als hohes, enthusiastisches Lob, ohne die mindeste Beschränkung? Doch Wahrheit, Unpartheylichkeit ziemen dem deutschen Kunstrichter und sein Ausspruch muß wenigstens subjektiv aufrichtig seyn, wenn er ihn auch nicht als objektiv untrügliches Orakel aufstellt. Dieß zur Einleitung.

Mad. Catalani hat eine Revolution in der Gesangweise hervorgebracht, und kann als Schöpferinn der modernen Bravourmethode angesehen werden. Es war und ist eine Verirrung, aber eine liebliche, die man der wunderbaren, mit dem Vorhandenen nicht mehr zufriedenen, Künstlerinn vergeben konnte. Doch hatte die neue Erfindung, wie alles Glänzende und Frappante, bald häufige Nachahmer und besonders Nachahmerinnen, und was bey Mad. Catalani nur ein mit Rosen bestreuter Abweg oder vielmehr Nebenweg gewesen, wurde bey dem sklavischen Volke der Nachbether ein bedornter Pfad, der zu tiefen Moorgründen oder zu unfruchtbaren Heiden führte. Indessen gelang es hie und da einer frischen, umfangreichen Stimme, sich dem Vorbilde anzunähern, ihm zuweilen gleich zu thun, und der Reiz der Neuheit, mit ihm ein großer Theil des Nimbus, ging verloren. Hiezu kommt, daß der Umfang des Organes und die Leichtigkeit des Singens bey Mad. Catalani abnehmen mußten, was, möchten wir sagen, sogar der Kunstkenner bemerkt, der sie früher nie gehört, daher denn die Koloraturen sich zuweilen weniger ründen und nicht perlen, sondern etwas eckig abstoßen, weil die hinreichende Kraft gebricht, sie hervorzubringen. Eben in letzterem Umstande möchten wir den Grund suchen, warum das Herz kalt bleibt, wenn auch das Ohr entzückt wird; der Ton, der Seelen bewegte, kehrt nicht wieder. So weit, nicht der Tadel (welcher Kunstfreund wagte es, ihn über die Herrliche auszusprechen), sondern das Bedauern, der Schmerz, den Leiden der Seele über ein verlornes Ideal gleich.

War es uns Pflicht, das Negative zu berühren, ist es uns eine Lust vom Positiven zu sprechen. Hohe Kraft gab die Natur der Künstlerinn; für den geräumigen Saal ist ihr Organ noch zu stark; es wogte in Massen über den von Menschen erfüllten Raum; bald imponirte die Gewalt ihrer Stimme, bald bezauberte sie durch Kunst gemäßigt; jedes Wort, jedes Nötchen war vernehmlich. Ein Produkt tiefen Studiums sind ihre Leistungen; diese Macht in gehaltenen Tönen, diese Richtigkeit im Vortrage, in der Deklamation, in der Abtheilung der Perioden, diese Fertigkeit in den schwierigsten Läufen und Passagen gibt nur lange, gut geleitete Übung. Ihre Arpeggiaturen, so fehlerhaft bey vielen Sängern, weil die neueste italienische Schule sie mißbraucht, sind meistens richtig und mit dem Stempel des guten Geschmacks bezeichnet; eben so ihre Vorschläge, einige in der Terze von c auf e, in der Sexte von h auf g etwa ausgenommen, auf welche sie sich, besonders in ihrer letzten Piece, gestützt, um den Übergang von der Brust- zur Kopfstimme zu erleichtern.

Vorgetragen hat Mad. Catalani: I. Eine Arie von Fazi: dove il cimento, ein der Kraftäußerung bestimmtes Stück, was ihr lauten Beyfall verschaffte. II. Eine Arie von Mayer, Gefühlen der Liebe geweiht, wo aber das Orchester, von welchem wir unten sprechen werden, so verstimmt war, daß es auch uns verstimmte und den Genuß verkümmerte. III. Die bekannten Variationen von Rode, wunderbar ausgeführt und enthusiastisch aufgenommen; der Lauf in halben Tönen lieferte aber ein Belege zu unsern obigen Bemerkungen. IV. La placida campagna, von Puccita, ein bekanntes Stück, wo die Künstlerinn den Enthusiasmus auf das Höchste steigerte. V. Das italienisch gesungene Lied: „Gott erhalte Franz den Kaiser," was ihr minder

glückte, da indessen Mad. Catalani diese Piece, welche nicht angekündigt war, aus Gefälligkeit und als Dank für den erhaltenen Beyfall gesungen hat, so wollen wir uns auch in keine weitere Rüge einlassen und ihre Gefälligkeit nachahmen. Die Zwischenakte bildeten die verschiedenen Sätze der Mozart'schen Es-dur Symphonie, welche eben so vorgetragen wurden und besetzt waren, wie wir es bey Schauspielen gewohnt sind. Viele nahmen dieß übel, wir rügen es nicht. Nur der Sängerinn zollt man Aufmerksamkeit; läßt sich inzwischen ein Virtuose hören, so wird er beschämt und die Kunst selbst entwürdigt, weil man ihn nicht beachtet. Übrigens bleibt dieses Ausfüllungsmittel und dieser Schmuck Mad. Catalani für ihre fernern Konzerte vorbehalten; ihr erstes bedurfte desselben nicht, denn der Saal war voll.

Ein streng zu rügender Übelstand war das stete Umstimmen und die Ausfüllung der Blasinstrumente durch das Klavier. Die Stimmgabel der Mad. Catalani ist um einen halben Ton tiefer als unsere gewöhnliche, welchem Mißverhältnisse durch das Transponiren des begleitenden Orchesters abgeholfen werden konnte,— ein bey geübten Leuten leichtes Unternehmen. Das ewige Umstimmen brachte aber stete Mißtöne hervor, für welche die Spieler nicht konnten. Zudem entstanden durch die fehlenden Blasinstrumente häufige Leeren und deßhalb, dünkt uns, glänzte die Singstimme doch nicht mehr. Wir wünschen und hoffen im nächsten Konzerte diesen Übelstand beseitigt zu sehen und werden dann über die große Meisterinn unsere weitern Ansichten mittheilen.

Schauspiel.

K. k. Hoftheater nächst dem Kärntnerthore.

Am 12. December wurde Catel's Semiramis aufgeführt. Hr. Wild, großherzoglich hessischer Kammersänger, gab den Arsaz. Wie geschieht es, daß diese Oper von den meisten Kunstkennern sehr gelobt, jedoch vom Publikum nur sparsam besucht wird? Diese Frage dringt sich unwillkürlich auf, wenn man die enthusiastischen Äußerungen der Eingeweihten mit dem immer halb leeren Saale vergleicht. Soll der Grund dieses Übelstandes in der Dumpfheit und Unempfänglichkeit des Publikums liegen? Doch eben dieses Publikum hat die Meisterwerke Mozart's, Cherubini's, Mehul's, Gluck's u. m. a. mit Enthusiasmus aufgenommen und hört sie noch gern; die Schuld muß also am Werke selbst liegen und wie wir glauben, sowohl am Texte als an der Musik. Man fordert vom Trauerspiele, daß es den Menschen erhebe, indem es ihn zermalmt, daß es den Kampf der Freyheit mit der Nothwendigkeit so darstelle, daß die erstere siege und der Zuhörer am Ende beruhigt davon gehe. Ist dieß eine bey der Tragödie unerläßliche Bedingung, um so viel mehr in der Oper, und Referent hält es dießfalls mit denjenigen, welche eine wahrhaft tragische Oper als ein Unding durchaus verwerfen, weil die Musik in ihrer jetzigen Gestalt eine neue Erfindung und ihrem innersten Wesen nach romantisch ist. Wo ist nun die Beruhigung, der siegreiche Kampf der Freyheit mit der Nothwendigkeit in Semiramis? wo ein Glanzpunkt, auf dem das Auge mit Wohlgefallen weilt? wo ein liebenswürdiger Charakter? Ist es Semiramis, die Mörderinn ihres Gatten, die schon etwas bejahrte Frau, die einen Jüngling wählt? Ist es Assur, der Giftmischer, den keine That auszeichnet? Ist es Arsaz, der feige dem Befehle der Herrscherinn weicht und seine erste Liebe verräth? Ist es Azema, die gallische, kalte Statue, das Mittelding zwischen einer selbstständigen Fürstinn und einer veralteten Vertrauten? Ist der Giftmord eines Gatten, durch einen unfreywilligen Muttermord entsühnt, erhebend und beruhigend? Solchen Schrecknissen verschließt sich das heitere Reich der Töne, auf dessen äußerster Grenze die genialische Medea, der melodienreiche Othello stehen, deren blutige Thaten die Liebe doch entschuldigt. Catel's Musik ist technisch vollkommen, sie erfüllt alle Anforderungen der von Meisterwerken selbst abstrahirten Didaktik; daher sie Leuten vom Fache als gelöstes Problem, als praktische Anwendung der Regeln Vergnügen schafft; doch bildete Prometheus den Menschen, und als er fertig, technisch vollkommen da stand, stahl er das Feuer des Himmels und gab

ihm Leben. Letzteres fehlt dem Werke Catel's, so wie der Götterfunke, das Genie, dem Verfasser selbst, und dieß ersetzt kein Talent, kein Studium. So weit unser Glaubensbekenntniß über Semiramis, die uns alle Achtung, aber keine Liebe einflößt. Wollte man indessen die Untersuchung fortsetzen, was wir uns vorbehalten, so dürfte erwiesen werden, daß echte Meisterwerke in der romantischen Gattung, der einzigen, die uns jetzt vollkommen zusagt, auch der ausgebreitetsten Popularität sich erfreuen müssen, denn sie spiegeln die Welt ab; dieß trifft in der Dicht- und in der Tonkunst bey den zwey größten Meistern, bey Shakespeare und bey Mozart ein.

Über die Aufführung der Semiramis wollen wir uns kürzer fassen. Hr. Wild sang den dritten Akt ausgezeichnet, mit seltener Kraft und erschütterndem Ausdrucke; im zweyten war er schwächer und seine Arie gelang ihm weniger. Die Darstellung der Heldinn des Stückes durch Mad. Lembert ist bekannt und schon oft mit Recht gerühmt worden; sie flocht eine neue Blume in ihren Kranz an diesem Abende und erhielt vielen Beyfall. Dasselbe gilt von unserm Vogl, der den Assur gab. Dlle. Bondra, Agena, that, was sie konnte, man muß vorlieb nehmen. Hr. Weinkopf, Oberpriester, ist etwas schwach. Die Stelle, wo der Schwur im Tempel geleistet wird, mußte, wie gewöhnlich, wiederhohlt werden; sie ist effektvoll, was man eben so sehr den vier Hörnern mit aufwärts gekehrtem Schallstücke, den drey aufstehenden Posaunisten, den Trompetern und dem Pauker, als der Komposition selbst zu verdanken hat. Die Ehre des bis wurde auch wie sonst dem Schlußchore des zweyten Aufzuges, obwohl die Tenore den Ton im Pianissimo einige Mahle zu stark anschlugen, aber unser Vogl spielte und sang meisterhaft. Das Orchester zeichnete sich unter Hrn. Weigl's Leitung aus; Hr. Wild wurde am Schlusse gerufen und führte Mad. Lembert vor, was die Freude des Publikums verdoppelte.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

Cestrum fastigiatum. Gleichhochästiger Hammerstrauch. Auf Cuba.
Crassula Umbella. Dolden-Dickbatt. Vom Kap.
Doronicum caucasicum. Caucasische Gemswurzel. Am Caucasus.
Lopezia mexicana. Mexikanische Lopezie. Von Mexiko.
Oxalis lepida. Niedlicher Sauerklee. Vom Kap.
- - fabaefolia Bohnenblättriger Sauerklee. Vom Kap.
Paullinia cauliflora. Stammblüthige Paullinie. Von Caracas.
Pomaderis apetala. Aus Neuholland.

Konzert-Anzeige.

Künftigen Donnerstag, den 21. d. M., wird Mad. Angelica Catalani im landständischen Saale, in der Herrngasse, um 7 Uhr des Abends, ihr zweytes Konzert geben. Alle wahren Kenner und Verehrer des Gesanges dieser an Kunstfreunden so reichen Kaiserstadt werden nicht verabsäumen, an diesem köstlichen Genusse Theil zu nehmen.

Billets, das Stück zu 12 fl. W. W. sind in der Kunsthandlung der HH. Artaria und Komp. am Kohlmarkt zu haben.

Berichtigung.

Die in Nr. 109 bis 112 dieser Zeitschrift enthaltene Erzählung: Xaveria, ist nicht zur Preisbewerbung bestimmt. Erkl. d. Red.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 21. December 1820.

153

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein koloriertes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer vierteljährig um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Büreau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 257) und bey A. Strauß in der Dorotheergasse; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Teutonia.

Den 19. Oktober, 1820.

Am Tage, an dem die Leiche des verewigten k. k. Feldmarschalls Fürsten Karl von Schwarzenberg auf dem Schlachtfelde zu Leipzig eingesegnet ward.

Von Dr. A. Weißenbach *), k. k. Rathe.

Was seh' ich im Cheruskerlande!
Versammelt sich der Heldenzug
Zur Feyer an der Pleiße Strande
Am Tage, der mein Joch zerschlug?
Doch lautlos schreiten sie, erschrocken;
Wehklauend ruft der Schall der Glocken
Das Unglück in das Land hinaus,
In langen Reihen zieht die Menge!
So schart der Schmerz nur das Gedränge
Der Kinder in dem Waisenhaus!

Die Jubelfeuer auf den Bergen,
Ach! löst die Trauerfackel ab,
Die, düsterflackernd, nur den Särgen
Hinunterleuchtet in das Grab!

*) Diese Grabblume kömmt freylich etwas spät; aber eine Ewigkeit wie diese, die sie feyert, ist ja nicht unter die Bedingungen der Zeit gestellt. Auch wollte der Dichter mit seiner schmucklosen Blume die Gesänge der Geweihten erwarten, die ein solcher Stern an dem ewigen Himmel unsers Vaterlandes wohl nicht unangeregt lassen kann. Allein ihm ist bis jetzt kein Laut eines solchen Schmerzenrufs aus einer dichterisch begeisterten Brust vor das Gehör, keine Sylbe vor das Gesicht gekommen! — und so mag es, wenn die Nachtigallen nicht ziehen, dem einsamen Spatz erlaubt seyn, das Lied seiner Schmerzen aus dem stillen Geklüfte des Felsenlandes dem ewigen Gestirne zuzusenden. (Anmerkung des Verfassers.)

Der Tag wird Nacht, die Sterne bleichen,
Es greift in meine Himmelszeichen,
Die unsichtbare Hand hinein,
Und reißt mir, wie der Both der Vehme
Stillfurchtbar, aus dem Diademe
Vom Haupt mein herrlichstes Gestein!

Ist, Himmel! das Verhängniß wieder,
Ist noch einmahl der Drache da?
Ach! eine Bahre senkt sich nieder!
Der d'rinnen schläft — ich kenn' ihn ja!
Das ist der Stab, der noch die Spalten
Des Völkerhauses fest gehalten
Zum Wehr aus einem Erz und Guß,
Das ist das Schwert, das in den Tagen
Mich aus der Knechtschaft frey geschlagen,
In denen es entsinken muß!

Und dorten auf dem schwarzen Tuche,
Das ist das alte Wapenmahl,
Das Blatt aus meinem Heldenbuche
Und aus des Kaisers Bildersaal,
Und ein Geschlecht und einen Rahmen,
Und einen Stammbaum faßt der Rahmen,
Auf den Europa's Schild gefußt,
Der mit den frischen Lorberzweigen
Hinauf reicht zu den Sternenreigen,
Hinein in jede deutsche Brust!

Doch trug er noch ein höher Zeichen,
Des Lebens göttlichstes Gebild!
Dem müssen weit die andern weichen:
Der Stab, das Schwert, das Wapenschild!
Die alle hat auch der getragen,
Den hier das Seinige geschlagen;
Ach, jener hat in Blut und Schmerz
Von einer Welt sich groß gemessen;
Der hat das Größte still besessen
In seiner Brust — das war sein Herz!

Dieß Herz, es ward von Gottes Gnaden
Gesenkt in diese blut'ge Zeit,
Sie still der Donner zu entladen,
Und in dem ungeheuren Streit
Den schrecklichsten von allen Schrecken:
Den Leu des Zwistes nicht zu wecken;
Mit ganz Europa's Heer und Kraft
Entzwey die Weltherrschaft zu schlagen,
Und nicht die Schlange aufzujagen,
Die unter Lorbe'rn schleicht und schlaft!

Das war sein Herz, herabbeschieden
Von oben, in den Völkerkrieg
Hineinzutragen seinen Frieden, —
Die deutsche Demuth aus dem Sieg!
Die Sonne war dieß Herz geworden,
Der alle Heere, Herrscher, Orden,
Europa, wie ein Sternenflug,
Vertrau'nd, verherrlichend umzogen;
Die in den Sturm den Regenbogen
Des Himmmels: die Versöhnung, trug!

Dieß Herz — o laßt den Sarg mich lüften,
Eh' er in seine Heimath geht,
Sich dort die Ewigkeit zu stiften,
Die in den Fahnen Östreichs weht!
Noch einmahl laßt die Brust mich schauen,
Mit meinen Thränen sie bethauen,
Aufglühen sie an meinem Schmerz,
Daß ich heraus die Pulse nehme!
Der Ewigkeit im Diademe
Von Deutschland auch gehört dieß Herz!

Treue Liebe.

(Zur Preisbewerbung.)

(Fortsetzung.)

Allwine, die nie lärmende, geräuschvolle Zerstreuungen liebte, hatte sich seit einiger Zeit gänzlich aus großen Zirkeln zurückgezogen, und konnte das nun auch ganz gut, ohne Camillo zu beleidigen, denn dieser vermißte ihre Nähe nicht mehr, wie in der ersten Zeit ihrer Ehe; die Arme ahnete daher nicht, was um sie her vorging, und als endlich Camillo's Äußeres die Kämpfe zeigte, die in ihm tobten, als er stets zerstreuter, mißmuthiger und kälter gegen Allwine wurde, da fing diese an ihn für krank zu halten, und verdoppelte ihre zärtliche Aufmerksamkeit für ihren Gatten, der längst das Bild einer anderen in seinem Herzen trug, und dem sie durch diese Hingebung nur immer noch lästiger wurde. Lauretta triumphirte im Stillen, daß sie ihren Plan so wohl gelingen sah; sie liebte Camillo nicht, darum konnte sie ihn mit so vieler Ruhe verfolgen. Nun fing dieser wirklich an krank zu werden, er genoß nichts und wankte wie ein Schatten umher. Allwine schrieb an ihre Pflegemutter und äußerte dieser ihre Besorgnisse wegen der Gesundheitsumstände ihres Gatten; weit entfernt die Wahrheit zu ahnen, glaubte sie noch stets, es sey sein körperliches Leiden, was ihn so sehr mürrisch gegen sie mache. Die Antwort von Frau von Waldburg enthielt eine dringende Einladung, auf einige Wochen zu ihr zu kommen. Camillo, der entfernt

von dem Gegenstand, der ihn so unmenschlich behandelte, vielleicht Genesung von seiner Krankheit hoffen mochte, willigte in die Reise ein, und in wenig Tagen wollte er und Allwine die Residenz verlassen. Das gehörte nicht in Laurettens Plan; so konnte sie ihn nicht entlassen, denn, entließ sie ihn ohne Hoffnung, wie leicht konnte er nicht entfernt von ihr, von seiner Liebeskrankheit genesen. Camillo war unentschlossen, ob er die Gräfinn noch einmahl vor seiner Abreise besuchen sollte; endlich geschah es in Gesellschaft seiner Frau. Des folgenden Morgens war ihre Abreise gewiß. Laurette, gegen ihre sonstige Gewohnheit, war still und oft in tiefes Nachdenken versunken; selbst ihr Anzug war nachlässiger, als gewöhnlich, ihre Wangen blaß. Als Allwine an ein entferntes Fenster trat, um einen Rosenstock zu besehen, lispelte leise und mit bebender Stimme Laurette dem Grafen zu: „Camillo, ich habe Ihnen noch vor Ihrer Abreise etwas zu sagen, und erwarte Sie heute Abends um 6 Uhr. Werden Sie kommen?" Erstaunt sah Camillo sie an, als wollte er in ihren Augen lesen, ob er auch recht verstanden; eine Thräne stahl sich ihr unter den langen seidenen Wimpern hervor; in einem wahren Wonnetaumel küßte er ihre Hand. Allwine näherte sich, um Abschied zu nehmen. Voll Unruhe verlebte Camillo diesen Tag. Was war es, was er zu hören hatte? wie ganz anders war heute die Gräfinn! sollte sie von der Ausdauer, der Heftigkeit seiner Gefühle endlich erweicht, nun andere Gesinnungen gegen ihn hegen? So quälte er sich mit Vermuthungen. Endlich schlug es Sechs Camillo eilte nach der Gräfinn Wohnung. „Sie wäre krank," hieß es, „doch hätte sie befohlen, ihn zu melden." Auf einem Ruhebette liegend, empfing sie ihn, sie war blasser, als am Morgen. „Ich habe," redete ihn die Gräfinn, nachdem er neben ihr Platz genommen hatte, an, „ich habe noch einen Wunsch, eine Bitte Ihnen auf den Weg zu geben. Sie reisen durch W., dort wohnt die Baronesse Lieden, meine beste Freundinn, ihr bringen Sie diesen Brief." Hier reichte sie ihm ein versiegeltes Schreiben und sprach mit von Wehmuth unterdrückter Stimme: „Nun schenken Sie mir wohl noch ein halbes Stündchen? wer weiß, ob wir uns jemahls wiedersehen, denn des Menschen Wille ist eitel; wie oft trennt man sich scheinbar nur auf wenig Monden, und das Schicksal tritt dazwischen." — Ihre Stimme ward immer weicher, immer zitternder. Camillo, seines Gefühls nicht mehr mächtig, stürzte zu ihren Füßen, preßte ihre Hand an seine Lippen und indem, er sie mit brennend heißen Küssen deckte, rief er voll Feuer aus: „Laurette! Engel, den ich anbethe! warum lassen Sie mich von sich, sprechen Sie ein Wort und ich bleibe, o! wie gerne bleibe ich." „Nein! nein! um Gotteswillen nicht! Was würde Ihre Gemahlinn, was die Welt dazu sagen?" fiel ihm die Gräfinn ins Wort. „Was soll," setzte sie mit bebender Stimme hinzu, „endlich auch daraus werden? Sie sind Gatte!" — „O! daß ich es bin!" seufzte Camillo. „Sie lieben also Allwine nicht? — Ich glaubte sie zu lieben, doch jetzt erst empfinde ich, wie wahre Liebe beglückt." Bey diesen Worten umschloß er die Gräfinn voll Leidenschaft, sie drückte einen brennend heißen Kuß auf seine Lippen, und zog rasch die Klingel. Camillo wollte es verhindern, doch sie wehrte ihn sanft von sich ab, und dem eben eintretenden Mädchen nicht hörbar, flisterte sie ihm leise zu, „Sie sind Gatte, vergessen Sie das nicht, so wie ich eine Leidenschaft zu unterdrücken mich be-

mühen muß die," — hier brach die Gräfinn schnell ab und gab ihrem Mädchen einen Auftrag, der sie im Zimmer festhielt. Camillo mußte sich entfernen, aber mit welchen Gefühlen? Laurette liebte ihn! Gestand sie es nicht selbst? Nur seine Gattinn stand ihm im Wege, wäre sie nicht, so wäre er der glücklichste Sterbliche. Allwine wurde jetzt als die Störerinn seines Glücks angesehen, die er einst, noch vor wenig Monden, so heiß, so innig liebte. Das Herz voll Bitterkeit gegen sein armes Weib, trat er in seine Wohnung. Das liebreiche Entgegenkommen seiner Gattinn war ihm nun mehr als je zuwider; sie fühlte das und zog sich scheu und furchtsam zurück, nicht begreifend, was ihn, den Heißgeliebten, so sehr verstimmen konnte. Einsylbig und von beyden Seiten in steter Spannung, legten sie die Reise zurück und langten auf dem Schlosse der Frau von Waldburg an. Hier, am Herzen ihrer mütterlichen Pflegerinn, weinte Allwine ihren Kummer aus; ihr gestand sie, wie sie seit lange schon sich unbeschreiblich elend fühle, doch heiß, wie in den ersten Tagen ihrer Ehe, den Undankbaren liebe, dem sie einst alles war. Frau von Waldburg, eine Frau von Welt, errieth bald die Ursache von Camillo's Kälte, da sie aber gewahrte, daß Allwine keinen Argwohn hatte, sondern bloß der Meinung war, sie mit ihrem einfach schlichten Sinn, könnte für die Länge Camillo's hohem, regen Geist nicht genügen, und bloß deßhalb vernachlässige er sie so sehr: so hütete sie sich wohl, die Ärmste aufzuklären und sie noch unglücklicher zu machen, sondern suchte sie so viel wie möglich zu beruhigen, und ermahnte sie hauptsächlich, nicht nachzulassen in ihrem Bestreben, sich ihrem Gatten stets gefällig zu zeigen, heiter zu seyn, und ihn durch trübe Blicke nicht noch mehr von sich zu scheuchen. „Glaube mir, Allwine" — so schloß die würdige Frau — „selten vermag ein Mann, dessen Herz nicht böse ist, einem Benehmen, wie ich es dir angerathen, in der Länge zu widerstehen. Camillo wird seinen Fehler einsehen und dir derselbe werden, der er früher war. Es ward Allwine nicht schwer, den Rath ihrer Pflegemutter zu befolgen, denn mit Innigkeit liebte sie den Gatten und flehte täglich Gott auf den Knien an, daß er das ehemahlige, ihr so liebe Verhältniß wieder herstellen möge. Drey Wochen, die Camillo Jahre dünkten, waren in steter Sehnsucht nach der zurückgelassenen Geliebten mit ihrem Schneckengang dahin geschlichen, und längst wäre er zurück gekehrt, hätte er nicht gefürchtet, Frau von Waldburg so sehr zu reizen, daß sie ihn zur Rede über sein Betragen stellte, was er vermeiden wollte. Eines Tages aber kam ein Briefchen vom Fürsten, den Camillo kaum gelesen, als er erklärte, er müsse augenblicklich nach der Hauptstadt abreisen und zwar in solcher Eile, daß es ihm unmöglich sey, Allwine mitzunehmen; auch hoffe er, sobald er seine Geschäfte geendet, noch ein Paar Wochen auf dem Landgut der Frau von Waldburg zu verleben; Allwine möge ihn daher nur dort erwarten. Die Art, wie er diese Erklärung von sich gab, überzeugte seine Frau, daß er keinen Widerspruch erwarte, sie fügte sich demnach, obschon mit schwerem Herzen, in den Willen ihres Mannes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachricht.

(Schluß.) Dresden.

Bey unserm deutschen Theater bemerken wir als ganz neu eine Posse: „Pommersche Intriguen, oder: das Stelldichein," von Lebrün. Die Meinungen darüber sind sehr getheilt und müssen es natürlich seyn bey einem Lustspiel, welches die Thorheiten unserer neuesten Zeit so kräftig geißelt. Wahrhaft belustigend ist es, wie hier das süßliche Reimspiel mancher übertriebenen Romantiker in der nervenschwachen überspannten Isidore persifflirt wird, im Kontrast mit dem kräftigen Wilhelm, der, indem er ganz unverdorbner Sohn der Natur ist, doch so manche Stelle aus unseren klassischen Dichtungen im Kopf und Herzen trägt. Der gemüthliche alte Landedelmann, welcher mit so gutherziger Schlauheit seinen vernünftigen Willen durchzusetzen weiß, trotz der ewigen Widersprüche seiner herrschsüchtigen Frau, durch den kleinen Kunstgriff, daß er allemahl das Gegentheil von dem, was er wirklich will, zu wollen vorgibt, und sich dann nur als guter Ehemann der Oppositionsparthey seiner Frau ergibt, ist ein trefflich gezeichneter Charakter; eben so ist der alte kriegerisch gesinnte preußische Wachtmeister, der gegen seinen Willen sich in einen Schulmeister umformen soll, recht frisch aus dem Leben gegriffen. Das berlinische Kammermädchen, welche ganz im Dialekt, den diese Klasse in Berlin zu haben pflegt, sprach, belustigte ungemein. Es ist eine Quelle des Komischen, die Provinzialdialekte zu benutzen, aus welcher unsere deutsche Bühne bisher wirklich zu selten schöpfte; dieß muß eigentlich der harmlosesten Laune erlaubt seyn, und es ist sogar ein guter Wink für die gebildeten Bewohner einer jeden Stadt, über ihre Aussprache sorgsamer zu wachen, als es leider gewöhnlich geschieht. Wie schön klingt unsere Muttersprache, wenn sie rein ausgesprochen wird, wie wenige Städte dürfen sich aber, ungeachtet aller Deutschthümlichkeit unserer Zeit, dieses wahren Vorzuges rühmen? Wir müssen es gestehen, daß man über eine echt Dresdnersche Aussprache mit eben so vollem Rechte lachen könnte, wie wir über diese Berlinische lachten! — Doch zurück von dieser unerfreulichen Betrachtung zu unserm Lustspiel. Ist auch in diesem manches übertrieben, manches zu possenhaft, so dürfen wir nicht vergessen, daß eine Gilrayische Karikaturzeichnung ihren Kunstwerth behält, wenn sie auch mit grellen Farben gemahlt ist; so etwas darf nicht einmahl zu sanft verschmolzen seyn, wenn es Wirkung thun soll. Ausgeführt wurde dieß Stück sehr brav, alles war richtig verstanden und lebendig dargestellt.

Unsere Quartett-Akademien haben nun wieder angefangen. Unser Kammermusikus Peschke zeichnete sich in der ersten durch sein treffliches Violinspiel sehr aus. Mit einer ganz eigenthümlichen Gluth des Vortrages und pikanten Grazie behandelt dieser Künstler sein Instrument; seine Fertigkeit ist außerordentlich, sein Spiel kühn und phantastisch, sein Ton ist dabey zart und rein und hat an Schönheit noch von Jahr zu Jahr gewonnen. Seine Kompositionen haben denselben originellen Reiz, der seinen Vortrag auszeichnet. Ein sehr talentvoller junger Violoncellspieler aus der königl. Kapelle, Kammermusikus Kummer, tritt jetzt eine Kunstreise nach Italien an, um seine Bildung als Virtuos und Komponist zu vollenden. Möge ihm überall die freundliche Aufnahme geschenkt werden, die sein herrliches Talent verdient.

Unser Dresden verschönert sich jetzt immer noch durch die Abtragung der alten Thore und Wälle. Die Anlagen bey Neustadt sowohl als die Anpflanzungen, welche die schöne Brühlische Terrasse mit der Pirnaischen Vorstadt verbinden, die Anlegung eines botanischen Gartens daselbst und die freundlichen Pflanzungen vor dem Zwingerthor, sind wahre Zierden unserer lieblichen Stadt. Den Freunden des Alterthümlichen mußte freylich die seit kurzem erfolgte Abtragung des Pirnaischen Thores sehr schmerzlich seyn, da dieß ein wahrhaft ehrwürdiges Denkmahl früherer Zeiten war und mit seiner felsenfesten Wölbung und seinem zierlich ausgehauenen ritterlichen Helm- und Wapenschmuck einen bestimmten Zug von Dresdens Physiognomie bildete. Noch schmerzlicher war es für Naturfreunde, daß die Ecke des schönen Zwingerwalles, welche nach der Elbe zu den herrlichsten Überblick der ganzen Gegend gewährte, auch niedergerissen wurde. Möge nur der Rest dieses Walles mit seinen schönen hohen Lindenalleen uns noch bleiben,

da er zumahl so ganz harmlos und unkriegerisch ist! Das Neue kann gut, nützlich und heiter seyn, aber die Würde und stille, ernste Größe des Alten verdienen Liebe und Schonung, so viel nur immer möglich ist.

Zu den vielen in literarischer Hinsicht ausgezeichneten Personen, welche wir mit Freuden zu Dresdens Mitbewohnern zählen, sind jetzt noch zwey sehr achtungswerthe und interessante Schriftstellerinnen gekommen: die geist- und gemüthvolle Fanny Tarnow, deren Briefe über Petersburg einen eben so geübten klaren Scharfblick, als zartweibliches Gefühl verrathen, und Fräulein Nina d'Aubigny von Engelbronner, welche erst seit anderthalb Jahren nach einem vieljährigen Aufenthalt in Ostindien nach Europa zurückkehrte und bey ihrer Kenntniß der orientalischen Sprachen und ihren vielen Reisen in das Innere von Bengalen uns Mittheilungen hoffen läßt, wie sie nicht leicht eine andere Europäerinn zu geben im Stande wäre. Wir hoffen, daß beyde sich ganz bey uns ansiedeln werden.

Schauspiel.

Dlle. Metzger ist im Schauspielhause an der Wien als Prinzessinn von Navarra in Boildieu's „Johann von Paris" am 11. d. aufgetreten.

In dieser Rolle hat unser Gast eine glänzende Kunstfertigkeit im Gesange, Feinheit und Umsicht im Spiele entfaltet. Die Prinzessinn ist ihrer Individualität angemessener, als Myrrha, obgleich ihre vorzüglichste Leistung die Müllerinn ist und bleiben wird. Dlle. Metzger ist eine gemüthliche Sängerinn, deren Töne das Herz sicher treffen, daher sagen ihr innige, tief gefühlte Melodien am meisten zu, daher war ihr Kulminationspunkt im Johann von Paris, der Troubadour, den sie mit einer ihrer und ihres Meisters würdigen Einfachheit sang und durch kleine Nötchen und Manieren so geschmackvoll verzierte, daß diese Strophe dem Kunstfreunde ein hoher Genuß wurde. Sie mußte sie wiederhohlen und trug den innigen Dank aller Herzen davon. Der großen Masse der Zuhörer mögen die eingelegten Variationen, die wir schon früher in einem Konzerte von ihr gehört, besser behagt haben; sie wurden auch mit außerordentlicher Kunst und Kraft vorgetragen; doch sollten billig hier, ist das Vorhandene zur Auszeichnung nicht genügend und muß etwas eingelegt seyn, was wir bezweifeln, der Ort und die Umgebung in reife Erwägung gezogen werden, damit man nicht Unpassendes in ein gutes Tonwerk flicke. Nun aber erscheinen uns die oberwähnten Veränderungen gegen Boildieu's frische Lebendigkeit fade und einer andern Tonwelt gehörig, so daß wir die Umsicht der Künstlerinn nicht loben können und sie beschuldigen müssen, zum immer näher rückenden Verfall der Tonkunst auch ihr Scherflein beygetragen zu haben. Wir hassen die Vergleichungen, hier sey es uns aber erlaubt zu bemerken, daß Hr. Wild und Dlle. Metzger, unsere lieben Gäste, beyde mit herrlichen Stimmen ausgerüstet, in Kunst und Manier vortrefflich, doch ganz verschieden auf die Geschmacksrichtung des Publikums wirken und sich auch ein ganz verschiedenes Loos bereiten. Hr. Wild führte, gehörig unterstützt, ein goldenes Zeitalter für die Tonkunst wieder herbey, denn er wendet seine große Fertigkeit nur selten an, begnügt sich die schwierigste Aufgabe zu lösen, nähmlich wahrhaft deklamatorisch den Sinn des Komponisten wieder zu geben, und wo er verziert, da hat der gute Geschmack seinen Stempel hingedrückt, weßwegen auch ein Paar Nötchen, die er hinzufügt, das frohe Bravo der tief gefühlten Bewunderung erregen. Diese Art des Gesanges wird ewig bleiben, sollte auch Hr. Wild die höheren Chorden seiner Stimme verlieren und Paritonparthien in der Folge übernehmen, er bleibt, was er war, groß und edel. Mit dem Bravourgesange hat es ein anderes Bewandtniß; da er in sich selbst die Gewährleistung seiner Trefflichkeit nicht trägt und, wandelbar wie die Mode, vom Gefallen oder der Misbilligung des stets launischen Publikums abhängt, so sieht sich der Künstler immer gezwungen, sich selbst zu überbiethen, weil der Zuhörer immer Neues, immer Gesteigertes verlangt; endlich tritt beym Publikum Sättigung, beym Künstler Erschöpfung ein, und man hat sich ohne Lohn dem Bösen übergeben. Es ist in der Kunst

wie in der Moral, die rechte Bahn, die Ehrlichkeit währt am längsten. Die Anwendung der Prinzipien ist leicht zu machen. Wir kehren zurück. Dlle. Metzger, welche bey ihrer ersten Arie manche Beweise der Gunst erhalten, konnte im letzten Duette, des Vorhergegangenen wegen, keinen Beyfall erringen, obwohl sie es recht brav gesungen, und mußte sich aus diesem Umstande selbst die Lehre ziehen, daß es gefährlich sey, zu gewürzte Speisen aufzutischen; die Kunst so wie die Künstler verlieren dabey. Am Ende rief man sie einstimmig hervor, welche Ehre auch Hrn. Jäger, der den Johann von Paris gegeben, widerfuhr. Hr. Jäger lieferte, wenn man seine Kräfte in Erwägung zieht, eine sehr gelungene Darstellung; er bewegte sich mit ziemlicher Freyheit und sang brav, so, daß er seine etwas zu verzierte Strophe des Troubadours wiederhohlen mußte. Wir hätten zwar mehreres zu bemerken, bitten ihn aber nur, den Schluß seiner Arie mit Chor: „macht euch bequem," nicht dem Publikum, sondern seinem Gefolge vorzusingen und die Worte: „Weil ich Herr vom Hause bin," nie erzürnt, sondern immer mit scherzhafter Entschlossenheit auszusprechen. Die übrigen Personen ließen uns den Genuß, den die zwey erstern verschafften, ziemlich theuer erkaufen. Hr. Spitzeder, Gastwirth, machte viele lange und langweilige Späße; der Page und der Seneschall waren unter der Mittelmäßigkeit. Die Dekoration des ersten Aufzuges paßte keinesweges; wie kommt die Wapenhalle in ein armseliges Gasthaus! wie soll man im zweyten Aufzuge den Pallast deuten, der im Hintergrunde erscheint?

Große musikalische Akademie,

zum

Vortheile des Pensions-Institutes der Witwen und Waisen der Tonkünstler.

Die Gesellschaft der Tonkünstler hat die Ehre, einen hohen Adel und das verehrungswürdige Publikum zur musikalischen Akademie im Hoftheater nächst der k. k. Burg am 22. und 23. December geziemend einzuladen. An beyden Tagen wird das Oratorium:

Samson,

aus dem Englischen des Milton zu Händel's Musik frey übersetzt, und in dieser die Instrumental-Begleitung vermehrt von J. F von Mosel, aufgeführt werden. Nachdem dieses Werk, eines der größten und gehaltvollsten des unsterblichen Tonsetzers, hier wenig bekannt ist, und im Laufe des verflossenen Jahres in mehreren Städten Deutschlands, nahmentlich in Berlin, zu wiederhohlten Mahlen den lebhaftesten Enthusiasmus erregt hat *), schmeichelt sich die Gesellschaft, ihren Gönnern und sämmtlichen Kunstfreunden damit einen anziehenden Genuß bereitet zu haben, welche Absicht die Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates durch wohlwollende Mittheilung dieses Oratoriums gefälligst befördern half.

*) Ein Beweis hievon ist, daß die Kunst- und Musikalienhandlung des Hrn. P. Mechetti allhier in dem Zeitraume von anderthalb Jahren über vierhundert Exemplare des Klavier-Auszuges dieses Oratoriums nach Deutschland versenden mußte, und die Bestellungen noch immer fortwahren.

Modenbild Nr. LI.

Überrock von Serpentine mit Atlas und gelockten Gazebändern geschmückt. Die Falbe ist von Glanzdünntuch mit Seide geschlungen. Der Hut von Atlas und gelocktem Plüsch.

Redingote de Serpentine, ornée de satin et rubans de Gaze bouclée. Fraises de Gaze brillante festonnée en soie. Chapeau de Satin et Peluche bouclée.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

P. v. St. del. Fr. Stöber sc.

II. Wiener Moden. 153. / 1820.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 23. December 1820.

154

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein koloriertes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer vierteljährig um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Büreau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 257) und bey A. Strauß in der Dorotheergasse; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Treue Liebe.

(Zur Preisbewerbung.)

(Fortsetzung.)

Camillo reiste ab und ließ der armen tief bekümmerten Mutter die traurige Überzeugung zurück, daß es wohl um das Glück ihrer Tochter geschehen seyn dürfte. Sie suchte daher alles Mögliche hervor, um durch treue Mutterpflege Allwinens zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen, denn ein schwererer Kampf schien ihr noch bevor zu stehen. Acht Tage waren verstrichen, ehe ein Brief ankam; dieser war kurz und enthielt die Nachricht, daß Camillo nicht so schnell, wie er gehofft, zurückkehren könne, jedoch möge seine Gattinn ihn auf jeden Fall in Waldburg erwarten. Welche schmerzliche Gefühle brachte dieser Brief in Allwinen hervor! Mit heißen Thränen reichte sie ihn ihrer Mutter. Diese kämpfte lang mit einem Entschluß, endlich glaubte sie wahr und offen der Tochter ihre Vermuthungen mittheilen zu müssen, die aber von Allwinen hartnäckig bestritten wurden, und die sich nicht wollte überzeugen lassen, daß Camillo eine Andere liebe „Nein!" sagte sie, „das kann, das wird mein Gatte nicht! Sagten Sie nicht selbst, mein Betragen, meine immer gleiche Liebe würde ihn rühren? Nun denn, ich werde nicht ermüden; Gott wird mir Kraft geben. Alles! alles will ich gerne erdulden, nur ihn verlieren, nein! o großer Gott! nein! nur so hart strafe mich nicht." Wieder vierzehn Tage vergingen, da rasselte ein Wagen in den Hof, laut jauchzte Allwine, denn wer konnte es anders, als Camillo seyn! Doch wer beschreibt ihren Schrecken — Herr Reinhold, der Anwald ihres Gatten, steigt aus, Allwine will ihm entgegen eilen, doch ihre Füße versagen ihr den Dienst. Mit bebender Stimme fragt sie ihn, was ihr die Ehre seines Besuchs verschaffe? Ein langer Eingang, viele nichtssagende Worte erfolgten. Endlich reicht er Allwinen ein Schreiben ihres Gemahls. Zitternd erbricht sie es, Todtenblässe bedeckt während des Lesens ihr Gesicht. Herr Reinhold, der von dem Inhalt des Briefes unterrichtet war, verließ

jetzt das Zimmer, um beyden Damen nicht lästig zu fallen. Diesen Augenblick hatte Frau von Waldburg nur erwartet. Jetzt drang sie in Allwine, ihr zu sagen, was sie so heftig erschüttere; aber diese schloß die geliebte Pflegemutter mit Herzlichkeit in ihre Arme, und indem sie mit flehender Stimme bath: „richten Sie nicht zu hart!" reichte sie ihr das Schreiben und wankte in ihr Zimmer. Frau von Waldburg las, und was ihr seit lange ahnete, ging in Erfüllung. Camillo gestand offen, daß er die hohe Achtung, die er auch noch für Allwine hege, fälschlich für Liebe gehalten, daß das gespannte Verhältniß, was lange zwischen ihm und seiner Gattinn gewaltet, endlich enden müsse; daß er sie, die wohl verdiene, glücklich zu werden, so wie die Sachen jetzt ständen, nur elend machen würde; daß er daher im Voraus alles bewillige, was sie wünsche, wenn sie ihm nur seine Freyheit zurückgäbe; daß der Anwald ihr eine Schrift zu überreichen habe, worin ihr lebenslänglich ein standesmäßiges Auskommen zugesichert sey; mit einem Wort, daß er ihre Einwilligung zur gesetzlichen Scheidung er bitte, um den Gefühlen, die jetzt sein Herz beseelten, eine Rechtmäßigkeit zu geben. Frau von Waldburg ließ den Anwald des Grafen rufen. „Mein Herr," redete sie ihn an, „sagen Sie dem, der Sie an uns abgesendet, er sey ein Elender, der es nicht verdiene, daß ich die Feder ansetze, um es ihm selbst zu sagen. Was seine Freyheit anbetrifft, so glaube ich, daß meine Tochter nicht anstehen wird, sich jetzt, da er entlarvt vor ihrem engelreinen Herzen steht, aller Rechte seiner Gattinn zu begeben. Möge er es nie bereuen, ein Herz gebrochen zu haben, das nur für ihn schlug, das — möge er triumphiren — ihn ewig lieben wird. Ich eile jetzt zu meinem armen, unglücklichen Kinde, erwarten Sie mich hier." Als Frau von Waldburg in ihrer Tochter Zimmer trat, fand sie Allwinen vor dem Sofa auf den Knien liegen. Das Gesicht in dem Kissen verborgen, hörte sie nicht die Mutter eintreten. Frau von Waldburg tief bewegt, stand einen Augenblick still, dann rief sie leise ihren Nahmen. Allwine richtete sich auf. „Ich habe," sagte sie unter Thränen, lächelnd im brünstigen Gebeth, „mir von Gott Kraft erfleht, das Unabänderliche zu ertragen, und jetzt fühle ich mich neu gestärkt. Nichts mehr, gute Mutter! Er, der mich bis jetzt so sanft, so väterlich durch dieses Leben führte, er wird sein Kind auch jetzt nicht sinken lassen!" „Gewiß nicht!" rief Frau von Waldburg tief erschüttert, indem sie Allwine fest an ihr Herz drückte, „doch sage mir, mein Kind, mein armes, unglückliches Kind, was hast du beschlossen?" „Habe ich noch eine Wahl? ach nein! nein, gute Mutter, so glücklich bin ich nicht, Camillo liebt mich nicht mehr, was sage ich! er hat nach seinem eigenen Geständniß mich nie geliebt. Allwine" setzte sie mit von Thränen erstickter Stimme hinzu: „Allwine hat keinen Gatten, mein Kind keinen Vater mehr." „Dein Kind?" rief erschrocken Frau von Waldburg, „wie, du bist, —" „Mutter," antwortete Allwine und verbarg ihr Gesicht am Busen ihrer mütterlichen Freundinn. „Ich wollte erst in acht Tagen diese, wie ich hoffte, frohe Bothschaft zum Geburtstage geben; ach nun ist das anders." „Allwine, liebe Tochter," entgegnete Frau von Waldburg, von einem Gedanken überrascht, „vielleicht ändert das alles." „Nein, um Gotteswillen nein!" rief diese heftig, „nur daß nicht. Camillo bleibe es ein Geheimniß, daß er zwey Geschöpfe elend macht. Camillo ist kein

Bösewicht, nur verblendet, verführt, gewiß er wird der Stunden viele haben, in denen ihn das wachende Gewissen elend macht; warum noch eine neue Last ihm auf die Seele laden? Camillo ist für mich verloren, er wird, o Gott! gib mir Kraft es zu ertragen, der Gatte einer andern; möchte sie ihn glücklich machen, glücklicher als ich es konnte." „Gute, edle Seele," rief Frau von Waldburg, „du verlangst also, daß er nicht wisse —" „nein! liebe Mutter, ich werde meinem Kinde Liebe für seinen Vater einflößen, doch kennen darf es ihn nicht, wenigstens nicht, ehe es erwachsen ist." „Nun," sagte Frau von Waldburg, „bleibt dir noch das Schwerste übrig, du mußt ihm schriftlich sagen, daß du ihm die Freyheit gibst." Hier erbleichte Allwine auf's neue, zitternd wankte sie zum Schreibtisch, ergriff die Feder, doch laut weinend warf sie sich der Mutter um den Hals. „O Mutter!" rief sie schmerzlich, „wie ist es doch so schwer, sein Alles von sich geben müssen! Hab' ich etwa schon gesagt, ich lieb ihn nicht mehr? es ist eine Lüge, o Gott! ich lieb ihn noch! lieb ihn ewig. Doch nicht wahr, Mutter? ich muß die Seele von der Seele reißen." Mit diesen Worten eilte sie schnell, als fürchtete sie, ihr Entschluß möchte sie gereuen, zum Schreibtische, und schrieb mit zitternder Hand die wenigen Worten:

„Camillo, du bist frey, frey, weil du es wünschest. Ich werde täglich für dein Wohl zum Schöpfer flehen!" Allwine.

Alle Anerbiethungen des Grafen wies Frau von Waldburg in Allwinens Nahmen ab, und antwortete bloß dem Anwald: daß Allwine, ihre Erbinn, der Reichthümer des Grafen nicht bedürfe.

Allwine hatte den Grafen recht beurtheilt, er war kein Bösewicht, allein die schlaue Italienerinn hatte ihn so mit Liebesgarn umstrickt, daß er nur in ihrer Nähe athmen zu können glaubte, und Alles andere um sich her für ihn wie nicht geschaffen war. Als er Allwinens letzte Zeilen erhielt, da kam er für einen Augenblick zur Besinnung, sie stand vor ihm mit allem Zauber ihrer Schönheit; ihr blaues, sanftes Auge schien ihn zu fragen: warum willst du mich verstoßen? Thränen entstürzten seinen Augen. „Engel!" rief er schmerzlich, „o daß ich dich so lieben könnte, wie du es verdienst! Du willst für mich bethen, für mich, der ich dich so elend mache!" — In diesem Augenblick aber kam der Läufer der Gräfinn. „Camillo," schrieb sie ihm, „ich höre, du bist frey, jetzt komme in die Arme deiner Lauretta." Weg waren alle Gedanken an Allwinen, Camillo hatte nur Sinn für das Glück, das er nächstens als Gatte an Lauretta's Seite zu genießen hoffte." Diese wußte jedoch schlau den Tag ihrer Verbindung von Monath zu Monath zu verschieben. Camillo bethete sie an, das war ihr genug, wer weiß, wäre er als Gatte derselbe wie jetzt, und nun starb vollends ein naher Verwandter der Gräfinn, sie bekam tiefe Trauer und so wurde abermahls der Vermählungstag verschoben.

Allwine, die sanfte fromme Seele, suchte Linderung ihres Kummers in den Tröstungen, welche die erhabene Religion am sichersten dem Leidenden gewährt.

(Der Schluß folgt.)

Charade.

Der ersten Sylbe dunkle Schwingen
Bedecken unsr'er Zukunft Bild,
Und was sie biethen, was sie bringen,
In Schleyer ist es stets verhüllt.

Die zweyte schließet Perioden
Und deutet dir der Stimme Fall.
Du findest sie in düstern Oden,
So wie im leichten Madrigal.

Wenn du das Ganze glücklich wählest,
Erreich'st du deiner Wünsche Ziel,
Doch wenn du grübelnd es verfehlest,
Es selten wieder kommen will.

F. Marie.

Taschenbuch für das Jahr 1821.

Frauentaschenbuch für das Jahr 1821, von de la Motte Fouqué. Nürnberg bey Joh. Leonh. Schrag.

Auch in den Formen, welche zunächst der Erheiterung gewidmet sind, kann die Poesie den Ernst des Lebens in ihr Gebieth ziehen; ja es ist sogar heilige Pflicht für sie, in einer Zeit, in der die Wirklichkeit uns mit gewaltigen Ereignissen umgibt und uns auf das Höhere hinweist. In dieser Hinsicht ist dieß seit mehrern Jahren bestehende Taschenbuch eine erfreuliche Erscheinung, zumahl da es Frauen, welche aus den Zerstreuungen oder beschränkten Verhältnissen des Lebens heraustreten wollen, Gehaltvolleres darbiethet. Der Herausgeber, dadurch besonders verdient, daß er die deutsche Poesie auf ihre unversiegbaren heimischen Quellen theils zurückzuführen, theils aus ihnen zu erweitern, unablässig bemüht ist, hat hier das Trefflichste seiner diesjährigen kleinern Erzeugnisse niedergelegt. Zuerst: der Morgengruß, Scenen. Dann eine Erzählung, welche trotz des heitern Titels: Brautwerbung um Trudchen, aus ernster, fast wehmüthiger Stimmung hervorgegangen ist und in solche den Leser versetzt. Schon die letzten Worte des sterbenden Sängers, der in seinen Hoffnungen getäuscht wird, deuten darauf hin: „Das Sängerleben ist wahr. Singen sie ja auch droben am krystallenen Meere." Die eingeflochtenen Lieder gehören unter die schönsten des Dichters, mehreren fühlt man es, so zu sagen, an, daß die mächtig aufregende Gegenwart in den verhängnißvollen Tagen des Kriegs sie hervorgerufen hat. — Nicht minder bedeutungsvoll und jene ernste Stimmung fast enträthselnd sind zwey Geburtstags-Sonnette an Franz Horn und auf Friedrich Stolberg's Heimgang, gedichtet am 16. Dec. 1819 von demselben. Auch die Erzählung der in gleichem Streben wetteifernden Gattinn des Dichters: der Malteser, mahnt uns an die unsichtbare Hand, welche die schönsten Blüthen früher, als wir ahnen, knickt; die Hauptperson selbst steht geheimnißvoll, wie eine wunderbare Erscheinung, da. Beruhigender, doch eben so sinnvoll, ist die Retterinn, oder: Ehre den Todten, Novelle von Franz Horn. Einigen Spuk abgerechnet, ist die Klarheit und die beschauliche Ausführung wohlthuend. — Aus dem Gebiethe der Sage ist: Verschwiegene Treue, eine Sage vom Ufer der Maas, von Louise Brachmann, und Hans und Gretchen, von Tilleda, ist nach einem bekannten Mährchen aus der Gegend des Kyffhäusers gut erzählt. Allein Benno und Clotilde, eine Novelle von Konstanze Reinhold, erscheint gegen das Vorhergehende ärmlich ausgestattet und verräth in Allem die Anfangerinn. — Von den zahlreichen Gedichten wollen wir nur einige bezeichnen: Kaiser Max auf der Martinswand, Trauerspiel in einem Akte von Freyherrn Franz von Schlechta, zeigt weder den edlen Kaiser noch die herrliche Mähre in ihrer wahren Gestalt, kann sonst aber als gefällige Dichtung gelten. Friedrich Krug v. Nidda,

W. Alexis, Louise Brachmann, Wilhelm v. Schütz, haben Vieles und Gutes mitgetheilt. In mehreren Hinsichten von Werth sind die Erinnerungen an die verewigte Königinn von Würtemberg, Katharina, von Gustav Schwab. Auch Strophen nach Lord Byron bemerken wir von Paul Gr. v. Haugwitz. Eine Reihe von Sonnetten enthält Klagen einer Gattinn um ihren Gatten, von K. L. Kannegiesser.

Die Kupfer sind in der aus den frühern Jahrgängen bekannten Manier und geben Scenen aus de la Motte Fouqué's: Hieronymus von Stauf und Undine. Zur Vervollständigung des von diesem Taschenbuche gelieferten schönen Cyklus von Abbildungen der trefflichen Apostelbilder, von Peter Vischer, am Grabe des heil. Sebaldus in Nürnberg, erscheinen hier Johannes, Philippus und Jacobus der Grössere, der Beachtung jedes Lesers würdig. Von Peter Vischer's Grabmahl sind auch die Bilder des Umschlags genommen.

Literatur.

Weiblichkeit, ein Weihnachtsgeschenk, von Julius Franz Schneller, Professor zu Grätz. Wien 1821, gedruckt und im Verlage bey J. B. Wallishausser. 41 S. in 12.

Der in der literarischen Welt ehrenvoll bekannte Verfasser, dessen Verdienste um Kunst und Wissenschaft längst gewürdigt sind, liefert hier einen blühenden Kranz von Sonnetten, fünf und dreyßig an der Zahl, welche die verschiedenen Gefühle und Lebenszustände der Jungfrau, der Gattinn, der Mutter umfassen und lyrisch darstellen, da das Mädchen, die Frau, die Mutter redend und ihr Innerstes beschreibend eingeführt werden. Schon vor einigen Jahren waren mehrere dieser Sonnette in dem zu Grätz erscheinenden Aufmerksamen abgedruckt worden; der Herr Verfasser hat aber seinem Kranze zwölf neue frische, duftende Blüthen beygesellt und dadurch dem Ganzen Rundung und größere Anmuth verliehen.

Es ist ein würdiges, lohnendes Unternehmen in diesen Tagen der Frivolität und moralisch-poetischen Verbildung, das schöne Geschlecht auf dem blumigen Pfade der Dichtung seiner erhabenen aber schwierigen Bestimmung wieder zuzuführen und ihm die Mittel an die Hand zu geben, diese Zustände voll Mühen und Aufopferungen poetisch aufzufassen, durch den Zauber des Ideales zu schmücken. Zwanzig Männer vereint ertrügen nicht ihre Beschwerde, sagt unser grösster Meister, Goethe, und die Gattinn, die Mutter selbst müßte ihr erliegen ohne die Allgewalt des Glaubens, ohne die Macht der mit ihm so nah verwandten Idee, ohne das Tiefgefühl ihrer Pflicht, welche Potenzen anzuregen und zu erwecken des Dichters Absicht im gegenwärtigen Werkchen ist. Besonders in den gebildeten Ständen, für welche dieser Sonnettenkranz eigentlich bestimmt wurde, ist der volle Trieb jeder bessern Empfindung nothwendig, damit das Mädchen, die Frau, den lauten Triumphen entsagend, im Innern ihres Hauses ihr Paradies finde; ihre schwere, unscheinbare und doch segens- und wirkensreiche Bahn stets liebend, stets heiter durchlaufe. So weit über den Zweck, der schon allein für sich das Werk empfiehlt und es zum Lesebuche jedes Mädchens, das Kopf und Herz zugleich bereichern will, bestimmt. Der Inhalt durchläuft in steter, doch abwechselnder Folge die Seelengeschichte der Jungfrau, von ihrem siebenzehnten Geburtstage an bis zu ihrer Vermählung, der Gattinn, bis zu dem Augenblicke, wo sie Mutter wird, der Mutter, bis zur Epoche, wo der wohl erzogene Sohn vom Schlachtfelde ruhmbekrönt zurückkehrt und sich eine Gefährtinn des Lebens erwählet. Nichts trübt die Heiterkeit des lieblichen Gemähldes, das alle Hauptzüge enthält und worin auch die Nebenlinien mit Zartheit und Umsicht angedeutet sind.

Über die dem Süden angehörige Form ist vieles gestritten worden; es wird jetzt eben so Mode, dagegen zu sprechen, als es einst guter Ton war, dafür zu stimmen. Das Gewisseste ist, daß unsere reiche Sprache in der Hand eines geschickten Bearbeiters sich jeder Form anschmiegt, in jedem Gewande glänzt, wozu gegenwärtiges Werk ein neues Belege liefert; ein Paar etwas gezwungene Ausdrücke und schwächere Reime

lassen sich indessen bey diesem Zwange nicht leicht ganz vermeiden und sind daher auch zu entschuldigen. Die Auflage ist gefällig und korrekt.

Konzert.

Dlle. Metzger hat ihr zweytes und letztes Konzert den 15. Dec. im Theater an der Wien gegeben. Zahlreich fanden sich ihre Verehrer ein und jeder wollte sich an den holden Tönen der herzinnigen Stimme noch einmahl weiden, die nun bald auf lange für uns verhallen sollte. Der Zettel both manche Erlustigung dar und schien dazu gemacht, ein gemischtes Publikum anzulocken, ein Behelf, dessen die Künstlerinn nicht bedurfte, und den man nicht ihr, sondern der Regie zuschreiben muß, welche sich ihr nach Kräften angenehm erzeigen wollte. Dlle. Metzger sang in beyden Abtheilungen vier Musikstücke: die in der Müllerinn eingelegte Kavatine von Caraffa, ihr Triumphgesang, der Beyfall gebiethet und Seelen entzückt; eine Scene mit Chor aus Rossini's „Elisabeth," die uns aus frühern Zeiten bekannt ist; eine vermuthlich zu einem Konzerte geschriebene Arie von Ritter von Winter, ein gutes, glänzendes Tonstück; endlich Variationen über das Thema Novelli's, ebenfalls von Ritter von Winter komponirt. Unter den von Dlle. Metzger vorgetragenen Singveränderungen haben uns diese letztern am wenigsten angesprochen, sie sind für die Stimme weniger vortheilhaft und es scheint der Dlle. Metzger die Zeit zum Einstudieren gemangelt zu haben. Einer solchen Künstlerinn mißlingt indessen nichts und hier ist nur der Unterschied zwischen dem mehr oder minder Vortrefflichen, daher wir auch berichten, daß sie die getadelten Variationen unter lautem Beyfalle wiederhohlen mußte. Den Anfang der ersten Abtheilung machte die Ouverture und Introduktion aus der Oper Mahomet von Ritter von Winter. Die Ouverture ist ein recht braves Tonstück, im Largo imposant, ernst, feyerlich, kunstreich modulirt; im orientalischen Allegro pittoresk, charakteristisch und ansprechend; der Introduktionschor ist unverkennbar vom Verfasser des Opferfestes, aber kraftvoll und effektreich; wir hätten das Recitativ am Schlusse sammt dem Darauffolgenden hinweggewünscht; es schwächte die Wirkung. Als Gegensatz und zwar von Seite der Musik, als völliger Kontrast, eröffnete man die zweyte Abtheilung mit der Ouverture und Introduktion aus Blum's Rosenhütchen. Diese Introduktion ward im Kostume gegeben, während Mahomed's erste Scene ohne theatralisches Gepränge abgesungen wurde, und der Trinkchor auf Verlangen aus den Höhen wiederhohlt; dieser Zug genügt, glauben wir, um die Würdigung der Kunst auf der Bühne und außer derselben in ein gehöriges Licht zu stellen, weßwegen wir auch kein Wort weiter darüber verlieren wollen. Die Schlußscene aus West's „das Leben ein Traum," von den HH. Heurteur, Rüger und Küstner im Kostume dargestellt, und das Divertissement aus Horschelt's „Elisene" machten die bunte Musterkarte vollständig; in der ersten störte die unpassende und unerklärliche Klavierbegleitung, in letzterem unterhielten die Talente der Dlles. Heberle und Wirdisch, die auch gerufen wurden. Daß letzteres Dlle. Metzger nach jedem Stücke widerfuhr, brauchen wir wohl nicht zu melden, es versteht sich bey so vielen Verdiensten von selbst; das Publikum rief am Schlusse Hrn. Schwarzböck, der die Vorstellung des folgenden Tages ankündigen wollte, Molinara! Molinara! laut entgegen, und so wurde die Müllerinn bey sehr gefülltem Hause und unter enthusiastischem Beyfalle des andern Tages aufgeführt. Dlle. Metzger ist mit Hrn. von Winter am 17. d. nach München wieder abgereist, nachdem der kunstsinnige Verein der hiesigen Musikfreunde letzterem zu Ehren am erstgenannten Tage eine gelungene Produktion seiner Kantate: Die Macht der Musik, veranstaltet hatte.

Schauspiel.

Rossini's „Barbier von Sevilla," aus dem Italienischen von Kollmann übersetzt, ist nun auch im Hoftheater nächst dem Kärntnerthore gegeben worden. Mad.

Grünbaum wählte ihn zu ihrer am 16. d. Statt gehabten Benefizvorstellung, und der Erfolg bewies, daß die Wahl gut gewesen, denn das Theater war voll, ungeachtet die zum letzten Mahle erscheinende Dlle. Metzger viele Musikfreunde an diesem Tage in das Theater an der Wien rief. Der Barbier von Sevilla ist, allen Flecken, als Reminiscenzen u. a. unbeschadet, ein geniales Werk und Rossini's Meisterstück, weil hier die Musik durchaus in Übereinstimmung mit den dargestellten Situationen und Charakteren ist, ein Einklang, den man in seiner besten tragischen Arbeit, in Othello, oft vermißt. Dazu ist auch der Text ansprechend und wäre es noch viel mehr, wenn man das Urwerk Beaumarchais mehr beachtet und die Plattheiten des italienischen Libretti-Fabrikanten bey Seite gelassen hätte. Trotz aller dieser günstigen Konstellationen erfuhr dennoch diese Oper, obwohl freundlich aufgenommen, keine so vortheilhafte Aufnahme als die Elster, welche auch zuerst im Theater an der Wien oft aufgeführt worden und sich nichts desto weniger aller Fehler des Textes und der Musik ungeachtet, eines glänzenden, enthusiastischen Beyfalles im Hofoperntheater zu erfreuen hatte. Wir wollen hier dem Geschmacke des Publikums nicht zu viel thun und das letztere Gelingen dem noch lärmendern Tonsatze zuschreiben, sondern zum Frommen der Kunst die Ursachen dieser Verschiedenheit historisch und kritisch nachweisen. Bey der diebischen Elster sowohl als beym Barbier wurden im Hoftheater die an der Wien wegen Mangel an Besetzung und andern Ursachen ausgelassenen Bestandtheile der Original-Partitur wieder hergestellt, auch wohl in letzterer Oper neue hinzugefügt; dadurch entstand aber ein ungleicher Gewinn, indem die dem Barbiere zugewachsenen Musikstücke, als: zwey von Hrn. Siebert eingelegte Arien; ein an Othello erinnerndes, kanonartiges Bruchstück des ersten Finale; eine Arie der Rosine, zum Theile langweilig, zum Theile weniger ansprechend waren. Hierzu kommt, daß die Aufführungen des Barbier's im Theater an der Wien weit gelungener waren, als es jene der Elster gewesen. Wenn auch nicht das Ganze, hatten doch einzelne Talente darin geglänzt; Hr. Fischer als Figaro, Mad. Schütz als Rosine, Hr. Jäger, der auch am Schlusse in der kleinen Variation dem Publikum einen guten Nachgeschmack ließ; Hr. Schwarzböck, der auf das Zwerchfell der Zuhörer zu wirken verstand, endlich war man in der Ouverture und mehrern andern Musikstücken raschere Tempo's gewohnt. Dieß alles wirkte dem Zuhörer selbst unbewußt, und man stellte Vergleichungen an, obgleich im Ganzen die Aufführungen an der Wien mit der harmonischen, glänzenden Leistung der Hofoper in gar keine Parallele gestellt werden konnten. Dieß die äußern Gründe, es gibt auch innere. Die Gesangparthie der Rosine (nicht Rossine, wie oft gesagt und gesungen wurde) ist ein sich dem Kontraalt nähernder Mezzo soprano, für welchen das besonders in der höheren Oktave bewundernswerthe Organ der Mad. Grünbaum sich nicht eignet; auch die Spielrolle sagte ihrer Individualität nicht recht zu, und sie schien im Ganzen befangen, daher auch die erste Kavatine, die wir schon in Konzerten zwey Mahl von ihr bezaubernd schön vortragen gehört, ihr weniger gelang und sie sich gleichsam in Verzierungen verlor; dagegen aber hatte sie mehrere glückliche Momente, wo sie vielen und verdienten Beyfall erntete. Hr. Siebert, Bartolo, war langweilig in Spiel und Gesang, welchen letztern er noch, Niemand und sich selbst nicht zum Frommen, beträchtlich verlängerte; wir hätten viel lieber die von Basilio zu singende Arie von der Verleumdung gehört. Dieser letztere, vor Hrn. Gottdank gegeben, schien uns zu steif und zu karrikirt; Figaro sagt von ihm in Beaumarchais Werke: „er ist ein Schelm, ein platter Musikmeister, der vor einem Thaler niederkniet;" so sahen wir ihn nicht. Nun kommen wir nach geendeter Untersuchung auf die Glanzseite der Darstellung, die HH. Forti und Rosner. Ersterer war nur bey seinem Erscheinen nicht ganz er selbst, was wir recht gerne nachsehen, wie es auch das Publikum that, das ihn seine Arie wiederhohlen ließ, später aber gab er die Rolle recht aus dem Innern heraus und sang vortrefflich, was man auch allgemein anerkannte. Hr. Rosner hat sich in dieser seiner ersten Spielrolle recht lobenswerth gezeigt, er stellte sie mit Anstand und ziemlicher Freyheit dar und sang recht brav; wir hoffen und erwarten viel von ihm, möge er nur, da ihn seine bisherigen Parthien den Rouladen und allem modernen Tande in die Arme geworfen, die Stunden einsamen Studiums

der angestrengten Skala- und Solfeggienübung, der Deklamation und dem Nachdenken über seine Kunst unablässig widmen, dann wird sich die Kopf- mit der Bruststimme besser verbinden, und er werden, was er werden kann. Golden ist Horazens Spruch: qui studet optatum u. s. w. Die HH. Vogl und Wild mögen ihm als Vorbilder dienen. Mad. Grünbaum wurde am Ende gerufen und führte die vier Hauptpersonen dem Publikum vor.

Theater an der Wien. Den 18. d. zum ersten Mahl: Fust von Stromberg. Ritterschauspiel in fünf Aufzügen, neu für diese Bühne bearbeitet.

Das Stück hatte vor Zeiten einen guten Ruf und wurde besonders in den Rheingegenden häufig gegeben, weil hier, nähmlich in und um Kreutznach, die Handlung vorgeht, wo man sich noch viel vom alten Ritter Fust von Stromberg zu erzählen weiß. Durch die Bearbeitung oder Einrichtung, wie es besser heißen würde, und die damit verbundenen nothwendigen Abänderungen, indem das scharf kontrastirende Verhältniß zweyer Stände aufgehoben worden, ist das Charakteristische verloren gegangen, die Hauptmotive wurden geschwächt, und die Handlung hat an Zusammenhang verloren; dagegen gewann dieses Schauspiel eine heilsame Kürze, die kräftige Sprache und manche echt ritterthümliche Züge sind geblieben. Alles, was die Schaulust in solchen ritterlichen Spektakelstücken fordern kann, findet einen bequemen Paradeplatz und ist hier nicht gespart worden; ja man hat dafür gesorgt, daß jeder Akt mit einer tumultuarischen Effektscene schließt. Tragisches und Komisches, Kämpfe zu Roß und zu Fuß, Kavalkaden und Überfälle, wechseln in bunter Verwirrung mit einander ab; die Scharen sprengen hin und wieder, die Trompeter blasen tapfer drein, und so wie der Grazioso in der romantischen Komödie der Spanier nicht fehlen darf, wandelt hier ein altdeutscher Thadädel auf und ab, der Küchenbube Hans, und regalirt die Zuschauer mit seinen würzhaften Belustigungen. Fust von Stromberg ist ein tüchtig gezeichneter Charakter, und Herr Heurteur war dem alten, kräftigen Ritter gewachsen, der ihm Gelegenheit darboth, wohlverdiente Lorbern zu gewinnen. Der griechische Mahler Artemies ist der zweyte Charakter, in welchem etwas liegt und auf dessen Darstellung etwas beruht; Hr. Palmer aber hatte ihn oberflächlich aufgefaßt und stellte ein flaches Gemählde von ihm wieder hin. Mad. Müller, als Adelheid, war an ihrem gewöhnlichen Platz, und dieses ganze Ritterschauspiel wird das gewöhnliche Schicksal solcher Spiele haben — schnell über die Breter gehen und verschwinden.

Auflösungen

des im 143. Stück dieser Zeitschrift abgedruckten Charaden-Sonnetten-Kranzes.

(Vom Verfasser eingesendet *).

1. Zauberspiel. 2. Augenblick. 3. Abendroth. 4. Rosenknospe. 5. Brautkranz. 6. Immergrün.

---

*) Siehe die in Nr. 150 S. 1234 bis auf eine einzige Charade errathenen und in einem Sonnette enthaltenen Auflösungen. D. Red.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dinstag, den 26. December 1820.

155

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Büreau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 257) und bey A. Strauß in der Dorotheergasse; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Treue Liebe.

(Zur Preisbewerbung.)

(Schluß.)

Nur wenige Tage waren noch hin bis zur Vermählung Camillo's mit der Gräfinn von Liedeck, da wurden beyde zu einer Redoute eingeladen, die der Fürst seiner schönen Verwandten zu Ehren veranstaltete. Sämmtlicher Adel und Honoratioren der Residenz wetteiferten in prächtiger Wahl der Masken. Der Fürst selbst aber hatte sich vorgenommen, als türkischer Bassa zu erscheinen, und da seine Gemahlinn einer Kränklichkeit wegen nicht Theil an dieser Art von Vergnügungen nehmen konnte, so ersuchte er die Gräfinn von Liedeck, die Rolle der Favorit-Sultaninn zu übernehmen; Camillo aber sollte als erster Großwesir den Fürsten mit seinem Hofstaat begleiten. Am Abend vor dem Feste besuchte Camillo seine Braut. Sie trat ihm aus einem Nebenzimmer in türkischer Kleidung entgegen, ganz so, wie sie den morgenden Abend auf der Redoute zu erscheinen gedachte. Nie schien Camillo die Geliebte schöner, als in dieser Kleidung, die so ganz für ihren schönen Wuchs geschaffen war. Mit unendlicher Leidenschaft preßte er sie an sein Herz und jubelte laut, daß er so bald schon diesen Engel sein nennen werde. Beym Nachhausegehen fiel es ihm ein, wie er am folgenden Abend Lauretta durch einen Scherz erst ein Weilchen necken und ängstigen, dann aber um so angenehmer überraschen wolle. Am nächsten Morgen also schrieb er an seine Braut ein Paar Zeilen, worin er ihr sein herzliches Bedauern äußerte, an dem heutigen Vergnügen nicht Theil nehmen zu können, indem er sich gestern auf dem Heimwege den Fuß dergestalt übertreten, daß er heute das Zimmer nicht verlassen könnte; doch bitte er sie dringend, nichts in ihrem Vorhaben zu ändern und in jedem Fall den Fürsten zu begleiten. Lauretta schickte ihre Kammerfrau zu Camillo, sich von seinem Befinden zu überzeugen. Sie fand ihn auf dem Sofa liegend. Auch ihr trug er die Bitte für ihre Gebietherinn auf: sich durch diese, allerdings unangeneh-

me Störung nicht abhalten zu lassen, den Ball zu besuchen. Glänzend waren die türkischen Kleider, die Camillo sich zu diesem Feste verfertigen ließ. Sein Turban war mit dem Schmucke seiner verstorbenen Mutter verziert, den man fürstlich nennen konnte. Am reichsten aber war der Griff eines Dolches, ebenfalls ein Erbtheil seiner Mutter, den diese noch aus dem Lande ihrer Geburt mitgebracht, und den Camillo als ein wahres Prachtstück bey den Juwelen seines Hauses bewahrte. Mit Wohlgefallen betrachtete sich der Graf im Spiegel, als er seinen Anzug beendigt, und zog dann über alle diese Pracht ein altes Eremitengewand, in dem er die Geliebte ein Weilchen zu necken gedachte, bevor er sich zu erkennen gab. In dem Tanzsaal angelangt, suchten seine Augen allenthalben; nirgends eine Spur von Lauretta. Alle Nebenzimmer waren durchspäht, und als auch da Camillo sie nicht fand, durchflog ein Gedanke des Argwohns, der ihm sonst durchaus fremd war, sein Herz. Er eilte aus dem Saal in eine entfernte Gallerie, wo er hoffte, ohne von Jemand gesehen zu werden, das Eremitengewand ablegen zu können, und dann den Fürsten nach ihr zu fragen. Schon halb entkleidet, hörte er das Rauschen eines seidenen Gewandes. Jetzt galt es, sich zu verbergen, und er trat hinter einen Pfeiler. Eine vermummte Gestalt eilte an ihm vorüber, in ein kleines Kabinet, wie mehrere sich auf dieser Gallerie befanden. Schon wollte Camillo sich leise entfernen, als er auf der Erde etwas blitzen sah, er bückte sich darnach — und erstarrt blieb er, wie angewurzelt, stehen; es war ein ihm wohlbekanntes Armband Laurettens. Nur einen Augenblick war er unentschlossen, was er thun sollte; doch der Gedanke, vielleicht betrogen zu seyn, sie wohl gar in diesem Augenblicke auf einer Untreue zu ertappen, setzte ihn in eine solche Wuth, daß er ohne alle Rücksicht, eine Kerze in der Hand, die er einem Wandleuchter entriß, rasch die nur angelehnte Thüre des Kabinets aufriß, und nun — o Himmel! was sah er — die vermummte Gestalt, die hier ihren Mantel von sich geworfen, war niemand anders, als Lauretta, in dem Arme eines Italieners, der seit Kurzem bey der fürstlichen Kapelle angestellt war. Mit einem lauten Schrey des Entsetzens entriß sie sich den Umarmungen ihres begünstigten Liebhabers, und floh nach dem Eingang. Da führte ein böser Dämon Camillo's Hand, und mit dem Ausspruch: „Buhlerinn," stieß er den Dolch, den er schon gezückt, als er zur Thüre eindrang, ihr in die Brust. — Der Italiener aber entschlüpfte unbemerkt. Das Geräusch von Kommenden brachte Camillo zum Bewußtseyn. Mörder hallte es in seinem Herzen wieder, und gab ihm ein Gefühl, das ihn zur Verzweiflung brachte. Wie ein Rasender eilte er durch die Gänge des Schlosses nach seiner Wohnung; sein alter Petro kam ihm entgegen und war nicht wenig bestürzt, seinen Herrn in diesem Aufruhr der Sinne zu sehen. Vor Schrecken zitternd, folgte er ihm auf sein Zimmer, doch kaum hatten beyde es erreicht, so fiel ihm sein Herr ohne Besinnung in die Arme. Wilde Phantasien wechselten nun mit stundenlangen Ohnmachten ab. Der herzugerufene Arzt erklärte sein Leben in Gefahr. Alles war in der äußersten Bestürzung.

Bald nach ihrer gesetzlichen Ehescheidung hatte Allwine einen Sohn geboren, den sie, so sehr sich auch ihre Pflegemutter dagegen sträubte, Camillo nannte. „Du sollst mir Ersatz für die Leiden geben, die ich erlitten,"

sagte sie, als ihre Mutter ihn zum ersten Mahl in ihre Arme legte. „Dein Lächeln soll mich vergessen machen, wie glücklich ich seyn könnte, wenn nicht" — hier brach sie ab und weinte still für sich hin, bis ihre Pflegemutter sie dringend ermahnte, sich für ihren Sohn zu schonen. Das versprach sie denn auch und hielt redlich Wort. Allmählich kehrte ihre Ruhe, ihre Heiterkeit zurück, und mit diesen ihre vorige Schönheit. Mehrere Anträge von bedeutenden Männern wies sie mit der Erklärung zurück, sie werde nie mehr eine zweyte Verbindung eingehen.

Nach vierzehn Tagen gänzlicher Bewußtlosigkeit schlug Camillo die Augen auf. So wie damahls im Schlosse der Frau von Waldburg, war alles still und in halber Dämmerung um ihm her, wie damahls kniete eine weibliche Gestalt in einiger Entfernung an seinem Lager; jetzt richtete sie sich auf, es war keine Täuschung, Allwine, seine so tief beleidigte, gekränkte Gattinn nahte sich seinem Lager. „Camillo!" rief sie froh entzückt; „du lebst? O! guter Gott! habe Dank, du hast mein heißes Flehen erhört, du wirst mir den wieder schenken, ohne den das Leben mir nicht lieb ist." „Allwine," stammelte Camillo mit schwacher Stimme, „du hier?" „Und findest du das wunderbar? glaubst du, ich habe aufgehört, dich zu lieben?" fiel ihm die Gattinn in die Rede, „du leidest, und vergessen ist alles! ich bin dein treues Weib, das dich ewig liebt." „Allwine, gute treue Seele," rief tief bewegt Camillo, „wie, du könntest vergessen? verzeihen?" „Alles! alles dem Manne, den ich unendlich liebe; der verblendet war, nun aber seinen Irrthum erkennt, — zu einer Zeit erkennt, wo es noch nicht zu spät ist!" Hier schloß sie den heißgeliebten Gatten an ihre Brust, doch zitternd richtete sich dieser auf. „Allwine," fragte er mit bebender Stimme, „bin, bin ich ein Mör —?" das Wort erstarb ihm auf der Zunge. „Gott," sprach sie mit leiser Stimme, „hat das Eisen abgewendet, die Wunde der Gräfinn ist nicht tödtlich, und Niemand ahnet, daß du es warst; alle halten den Italiener für den Urheber der That, welcher entflohen ist. Nur mir hat Lauretta in ein Paar Zeilen die Wahrheit berichtet, mich selbst zu deiner Pflege herbey gerufen; sie bereut ihren Leichtsinn, und reist, sobald sie genesen, in ihr Vaterland." Jetzt erst kehrte Ruhe in Camillo's Brust, sein Zustand besserte sich täglich. Allwine war früher nie so innig geliebt, wie jetzt, und als sie ihm vollends den Sohn in die Arme legte, konnte sein Glück keinen Zuwachs erhalten. „Gott lohne es dir," sprach er; die liebende Gattinn an sein klopfendes Herz drückend, „nie, nie kann ich dir vergelten, was du an mir gethan!" Und sie, sich innig an den heißgeliebten Gatten schmiegend, erwiederte: „o! glaube mir, Camillo! wahre Liebe kennt keinen eigenen Willen, keinen eigenen Vortheil; des Geliebten Glück ist ihr höchster Eigennutz!"

Liebesschmerz.

„Ey ihr bösen, bösen Menschen!
Glaubt ihr denn, ich sey ein Vöglein,
Das man in den Käfig sperret? —
Ha! ha! ha! Nun könnt ihr suchen,
Vöglein ist euch schlau entsprungen!

Fürchtet nichts, ihr lieben Wandrer,
Thue Niemand was zu Leide;
Sagten freylich, ich sey närrisch,
Wollte Alles, Alles tödten,
Doch das lügen sie, die Schurken!
Eine nur, wenn ich sie sähe,
Müßt' ich morden, morden, morden!
Und das falsche, ungetreue
Herz ihr aus dem Leibe reißen,
Daß das Blut bis an die Wolken
Spritzen möcht' in hohem Bogen! —
Stille, still! Ich werd' euch eine
Lustige Geschicht' erzählen,
Eine lustige Geschichte!
Seht, es war einmahl ein Jüngling, —
Ach! wie hieß er denn, ich weiß nicht —
Laßt das, thut ja nichts zur Sache!
Dieser Jüngling liebt' ein Mädchen,
Schön und reizend, wie der Vollmond,
Wenn er glänzt in seinem Lichte;
Neben ihren zarten Wangen
Schämten Rosen sich zu glühen;
Neben ihrem Halse schämte
Sich die Lilie — zu blenden;
Ihre Augen sprühten Flammen,
Manches junge Herz versenkend,
Und ihr Haar glich einem Goldnetz,
Drin schon Mancher ward gefangen.
Gott zum Gruße, Rosamunde!
Gott zum Gruße! — Ha, was seh' ich?
Hand in Hand mit ihrem Buhlen
Wandelt dort die falsche Schlange,
Und vergißt des Treuen, dem sie
Alles, alles einst gewesen!
Laßt mich, laßt mich hin zum Unthier,
Daß ich es darniedertrete,
Eh es seinen giftgeschwollnen
Körper auch um Andre windet —
Laßt mich, laßt mich's tödten, tödten!" —
Und er spricht's und auf den Felsen
Klettert er mit Windeseile,
Doch vom zackig hohen Gipfel
Stürzt er todt zur Erde nieder.

Ludw. Feitteles.

Aphorismen.

Nur Wahrheit gilt vor Gott, in einem tiefen Schmerz und in der Todesstunde.

Nichts wird in unsrer Zeit, wo Geld und Worte viel zu wohlfeil sind, so schwer gemißbraucht, wie der Nahme Freund. Eben so, wie auf unserm Welttheil kein Mensch Geld hat, weil es zu viel Geld gibt und zu wenig dafür zu haben ist, eben so haben auch die in immer höherer Potenz gestei-

gerten Worte und Bewegungen, ihren eigenthümlichen Sinn verloren. Es ist etwas so schönes und verdienstliches im jetzigen Gewirre des Lebens Freund zu seyn, als es leicht ist sich Freund zu nennen. Fern bleibe von allen klaren, freyen und großen Seelen die Entweihung eines so heiligen Nahmens!

Jede schwere Zeit, reich an großen Ereignissen, Erfahrungen, Prüfungen und Schmerzen sollte gesegnet werden, statt daß sie beseufzt wird, denn sie ist in diesem Pilgerleben eine höhere Erziehung für die Ewigkeit.

Wie es ein Hauptgrundsatz geschickter Gärtner ist, junge, seltne Pflanzen in wenig Erde aufzuziehen, so ist der Entwickelung alles Großen und Guten im Menschen, der Ausbildung seltner Fähigkeiten und Talente die zu große Begünstigung der Umstände mehr hemmend als gedeihlich.

Helmine v. Chezy.

Die Streitsüchtige.

Streiten mußt du dich stets; denn saget Jemand: der Südwind
Wehet heut milde und warm, sagst du: heut tobet der Nord!
Nenn' ich Amalia schön, so wirst du häßlich sie heißen,
Mein' ich: der redet plump, sagst du: sehr schön spricht der Mann.
So widersprichst du stets; ich glaube, nahet der Tod einst,
Sagst du: gehe von mir! Wähle die Rechte dir aus.

Correspondenz-Nachrichten.

Mailand im Nov. 1820.

Über Hrn. Meyerbeer's neueste Oper zum ersten Mahle Margaritta d'Anjou aufgeführt auf der Skala in Mailand am 14. Okt. 1820.

Wenn es mit jedem Werke, welches dieser oft belobte Künstler hierlandes zu Tage fördert, deutlicher wird, daß er sich den Zweck der höheren Ausbildung im Fache der Opernkomposition vorgesetzt, und seine achtbaren, unermüdeten Studien größten Theils auf das blumige Gebieth des Gesanges hingewendet hat, so müssen uns die Früchte dieser praktischen Bemühungen schon deßhalb sehr schätzbar seyn. Wichtiger werden sie, wenn man weiß, daß derselbe mit wißbegierigem Feuereifer nach stetem Weiterschreiten verlangend das Vorzüglichste der fremden Nationen Behufs des von so vielen gesuchten Zieles, der Verbesserung unserer Nationaloper an sich zu ziehen bemüht ist. Die Italiener und Franzosen haben sich eine Operngestalt, wie sie auch seyn mag, geformt, in der sie sich befriedigend bewegen. Sind die Deutschen noch nicht mit Glück dahin gelangt, so liegt wahrscheinlich der Grund darin, weil es sich bey dem tiefergreifenden Charakter dieses Volkes um nichts weniger, als um abgeschlossene Kunstwerke handelt, eine Anforderung, welcher nur durch gleichmäßig zusammengefügte hohe Natur und Geistesgaben entsprochen werden kann. Wie selten aber diese Erscheinung überall, besonders in der musikalischen Welt ist, das weiß Jedermann; hierin sich zu versuchen, ist die edle Aufgabe unsers Meyerbeer; da hängt der Lorberkranz für das wahre deutsche Genie! Wenn dieser Tonsetzer noch nicht darnach aufzufliegen konnte, so bleibt es für jetzt Verdienst an ihm, daß er alles Magische thut, die Blicke als starkbeschwingter Adler nach diesem Lichtpunkt zu richten.

Mit der gegenwärtigen, nicht so sehr durch glänzende Aufnahme als durch reelles

Verdienst ausgezeichneten Oper leistete der Tonsetzer in mancher Hinsicht, was unserer Aufmerksamkeit nicht entgehen soll. Vor allen spricht sich darin ein gesunder, wohlgeübter Verstand, ein für das Übersinnliche schlagendes Herz, und eine praktisch fruchtbare Belesenheit in den besten musikalischen Werken aus, und da hohe ästhetische Bildung den Künstler allenthalben leitet, so fehlt seinem Gebilde nicht leicht der wahre Adel des Schönen. In der eigentlichen Kompositionskunst, in so ferne dadurch die Behandlung des Orchesters im Verhältnisse zum Gesang, und die des Gesanges zu Ensemblestücken (Chören und Finalen) verstanden wird, ist er vorgeschritten, und hat hierin mehr Vielseitigkeit und Schwung, als alle italienischen Meister, wozu, wie gesagt, die Vertrautheit mit den klassischen Werken wesentlich beyträgt. Seine Musik in den Ensemblestücken zeichnet sich oft durch große effektvolle Momente aus, wobey die möglichste Anstrengung durch vielseitige Instrumentirung zu überraschen, durch glückliche geistige Kombinationen zu interessiren, magisch zu wirken pflegen. Indeß steht er in dieser Rücksicht einem Mozart, Beethoven, Mehul, Weigl, Mayr, Winter, so wie noch insbesondere den ersten Wienern an Naturalität ziemlich nach. Was die Behandlung der Singstimmen in Arien, Duetten ꝛc. und vorzüglich die Entwickelung der individuellen Vorzüge der Sänger anlangt, darin thun es ihm viele der heutigen italienischen Tonsetzer noch immer zuvor, obwohl er in diesem Punkte dermahlen glücklicher gewesen ist.

Um an das Einzelne zu kommen, erwähne ich zuerst, der Reihe nach, der Symphonie, welche wenigstens die ersten Abende mit rauschendem Beyfalle aufgenommen worden. Sie hat jedoch nichts Auszeichnenswerthes, ist mehr an Instrumenten als Ideen reich, und fand unter den Kennern keine Lobredner.

Die Introduktion ist meisterhaft für zwey Orchester geschrieben; sie fand mit der Kavatine des Basso cant. denselben Beyfall.

Auch das Duett (zwischen dem Musus Sigra. Mariani und Baß) wurde ziemlich beklatscht; doch zeichnet sich darin der Gesang nicht besonders aus. Hier künstelte der Tonsetzer die Empfindungen heraus, er legte oft mehr oder weniger in den Gesang, als wirklich darin liegt, und es findet sich hier und da aus zu großer Gefälligkeit für die Südländer manche ungebührliche Modemasche.

Das Duett (zwischen Tachinardi und Mariani) fand keinen Beyfall, es hat wenig Erfindung, wenig Schwung oder sonstige Bedeutenheit.

Ausgezeichnet in jeder Rücksicht steht das Finale mit allen seinen Theilen da, wenn man einige Halbreminiscenzen und Längen abrechnet, welche letztere jedoch am zweyten Abend gestrichen waren. Hier zeigte Meyerbeer, daß er seyn kann, was er will. Der Golddraht des deutschen Geschmackes verschlingt sich bey ihm mit den gefärbten seidenen Fäden des italienischen auf die eigenthümlichste Weise. Allenthalben erkennt man die großen Modelle, welche seinem Genius hierbey vorgeschwebt haben, ohne daß man irgendwo auf sklavische Nachahmung stieße. Der gezollte Beyfall war also verdient; der Tonsetzer wurde nach dem ersten Akte laut gerufen.

Vortrefflich, ganz originell und interessant geführt war der erste Chor des zweyten Aktes; er erhielt rauschenden Beyfall.

Die darauf folgende Arie der Pellegrini hat, wenige Fleckchen abgerechnet, Schönheiten mannigfacher Art, wurde aber nicht mit dem wahren Herzenstriebe gesungen; der Sänger muß ein äußerst zartes Herzgefühl haben, das mit allem sympatisirt, was die Musik Edles und Schönes hervorbringt. Auch dieses Musikstück erhielt lauten Beyfall.

Die Arie des Tachinardi gefiel gar nicht; daran mag wohl auch der durch die anhaltende Ungunst des Publikums völlig verstimmte Sänger viele Schuld tragen.

Das Hauptstück der ganzen Oper hinsichtlich des theatralischen Effektes ist das Terzett der drey Bässe (Boasseur, Bassi und Cavarie), welches mit einem wunderschönen Sextette endete. Dieß Stück erregte Enthusiasmus und verdient auch die Aufmerksamkeit aller Kenner und Kunstfreunde.

Das Schluß-Rondo mit Variationen, welche Sgra. Mariani höchst lieblich und mit vieler Kunst vortrug, elektrisirte das Publikum, das sowohl der Sängerinn als dem

Tonsetzer reichlichen Beyfall spendete. Nach dem zweyten Akte wurde der Tonsetzer wieder gerufen, er theilte jedoch diese Ehre mit den Sängern, die er an der Hand dem beyfallrufenden Publikum vorführte. Bey der ersten Vorstellung fand sich jedoch auch eine kleine Oppositionsparthey, die später verstummte. Auch die theatralische Partheywuth kennt keine Schranken!

Ich habe nun den Gehalt und Erfolg der vierten italienischen Oper Meyerbeer's einfach und partheylos dargelegt, und da die hier genannten Stücke grösern Theils bey Ricordi in Mailand unter der Presse sich befinden, so wird man sich hoffentlich des ehestens von dem Gesagten auch in der Hauptstadt überzeugen können. Ich weiß es, und habe es erfahren, daß Hr. Meyerbeer dort seine Feinde und Neider hat, so wie die italienische Oper überhaupt von einigen je eher je lieber ausgemerzt werden will. Hätte ich nicht bereits in einem anderen Blatte meine Gründe angegeben, die es mich voraussehen lassen, daß nach dem in Wien angenommenen Systeme der Verdeutschung jene Opern gar bald, wie von auswärtigen Handelsplätzen mit Protest zurückgeschickte Wechselbriefe werden behandelt werden; so müßte ich vor demselben Verfahren mit dieser in vieler Hinsicht schätzbaren gegenwärtigen warnen, obgleich dieselbe mit vier Nationalsängern — denn alles übrige findet sich gar reichlich in der Hauptstadt — und mit einigen auf Zufälliges beschränkten Änderungen des Beyfalls nicht ermangeln würde.

Und somit mögen sich die beleidigenden musikalisch-kritischen Fehden über diesen Autor und die italienische Opernmusik überhaupt von selbst legen, wenn nicht, wie bisher geschehen, gereizte Selbstsucht die Superiorität des angenommenen Systems auf Leben und Tod zu verfechten im Sinne hat. Ist dieß der Fall, so ist alle bessere Hoffnung verloren, und erinnert es unliebsam an die bekannte Pfeffelsche Fabel (im Briefe an Voß), wo die Eule mit dem Kater und der Gans jenen heftigen Streit über den Werth der alten Nationen führte, in welchem Mauz die Parthey der Ägypter, Kauz die der Athener, und die Gans jene für Rom nahm. Der Lärm der Prozessirenden, heißt es darin, war bereits auf's Höchste gestiegen, „als eine grundgelehrte Ratze,

Die manche Dissertation
Des Pater Rektors aufgezehret,
Von ihrem Aristarchenthron

. . . . . .

Herunter rief: ich merke schon,
Was euch entzweyt. Ägypten ehrte
Die Katzen; dem Athener war die Eule heilig; Rom ernährte
Im Rathhaus eine Gänseschar."

Darauf die praktische Lehre Pfeffels:

„Dieß, lieber Voß, ist die Geschichte
Der Lehrsysteme; jedes trägt
Ein Muttermaal in dem Gesichte,
Vom Egoismus ausgeprägt."

Englische Literatur.

Der durch seine typographischen Unternehmungen bekannte Verleger und Kunsthändler R. Ackermann in London, kündigt zwey sehr interessante Werke an. Das erste, welches seinen Anfang mit dem 1. May dieses Jahres nahm, erscheint in zwölf monathlichen Heften, unter dem Titel:

Mahlerische Wanderung um die englischen Seen, mit 48 trefflich gezeichneten und kolorirten Ansichten von den HH. T. H. Fielding und J. Walton, die sich zwey Jahre lang in den schönsten Theilen der romantischen Gegenden von Cumberland, Westmoreland und Lancashire aufhielten. Sämmtliche Blätter sind in Aquatinta, gestochen von T. H. Fielding.

In der Ankündigung heißt es unter andern: „Die erhabenen Reize der Seen von Nord-England sind ein Gegenstand der Bewunderung aller wahren Verehrer der Natur. Selbst die Seen von Schottland müssen ihnen, der höheren und unzugänglicheren

Lage wegen, nachstehen. Die Gebirge von Cumberland und Westmoreland erheben sich in sanften Wölbungen zu einer Höhe von mehr als 3000 Fuß, die mit ihren sonderbar wechselnden Gestalten einen Hauptbestandtheil des erhabnen charakteristischen Naturgemähldes von Nord-England ausmachen. Hier vereint sich die wilde Größe der Alpen mit dem Zauber der italienischen Seen, um einen schauerlich-reizenden Kontrast zu bilden. Die Beschreibung umfaßt das Merkwürdigste und Interessanteste sowohl in Betreff der Gegenden, als der Geschichte, Sitten und Trachten ihrer Bewohner. Man findet nebst der sorgfältigen Auswahl älterer Nachrichten eine reiche Ausbeute der neuesten und fleißigsten Nachforschungen darin aufgestellt, kurz, das Neue mit dem Schönen angenehm verbunden."

Jeder Theil, auf halb Velin-Papier in Quart gedruckt, liefert 4 gestochene Blätter. Im benannten Format werden 750 Abdrücke gemacht, und der Preis jeder Lieferung ist für die 500 ersten Subskribenten auf 6 Schilling festgesetzt; die übrigen 250 zahlen 7 Sch. 6 D. Hundert Exemplare werden auf sogenanntes Elephant-Papier gedruckt, und jeder Theil kostet 10 Schill. 6 D. (Bey Hrn. Carl Gerold am Stephansplatz sind von diesem Werke bereits vier Hefte erschienen und jedes zu 11 fl. 15 kr. Conv. Münze zu haben.)

Das zweyte Werk erscheint in sechs monathlichen Heften, vom 1. May des laufenden Jahres an gerechnet, unter dem Titel:

Mahlerische Darstellungen von Buenos-Ayres und Monte Video, enthaltend: Schilderungen reizender Gegenden, wie auch der Trachten, Sitten u. s. w. ihrer Bewohner, sowohl in den Städten als auf dem Lande, nach der Natur gezeichnet vom Ritter E. E. Vidal, nebst einer gedruckten Beschreibung.

„Abgesehen von dem Interesse der neuesten politischen Begebenheiten, erregen auch die Eigenthümlichkeiten jener Provinzen um so mehr die Aufmerksamkeit der Wißbegierigen, als sie in Europa wenig bekannt und noch nicht anschaulich geschildert wurden. Diesem Mangel soll nun durch den Inhalt des oben angezeigten Werkes abgeholfen werden, indem es die Bekanntschaft mit jenem halb civilisirten, halb barbarischen Theil des südamerikanischen Kontinents auf die bequemste und wohlfeilste Art befördert."

Jedem Heft, auf groß Velin-Papier gedruckt, sind 4 schön kolorirte Kupfer beygefügt. In diesem Format werden 750 Abdrücke geliefert; die ersten 500 Subskribenten bezahlen für das Heft 12 Schilling, die übrigen 250 Theilnehmer 16 Sch. Fünfzig Abdrücke auf Atlas-Papier sind um 21 Sch. das Stück zu haben. Das Verzeichniß der Subskribenten wird dem Schlusse der letzten Lieferung beygefügt. (Bey Hrn. Carl Gerold am Stephansplatz sind von diesem Werke bereits vier Hefte erschienen und jedes zu 3 fl. 40 kr. Conv. Münze zu haben.)

Auflösungen des Räthsel- und Charaden-Kranzes in Nr. 145:

Wechsel. 1. Islam. 2. Urzeit. 3. Triebfeder. 4. Filzhut. 5. Schneeball. 6. Grasmücke. 7. Marienburg *).

*) Das Schloß Marienburg in Westpreußen an der Weichsel und Nogat gelegen, war einst der Sitz der Hochmeister des deutschen Ordens, welcher 1230 nach Preußen kam. Diese Burg scheint von einem Riesengeschlechte zur Wohnung von Riesen erbaut zu seyn. Sie ist an Umfang und Pracht gewiß die einzige in ihrer Art, die jenes Zeitalter aufzuweisen hat. Burg und Stadt erhielten ihren Nahmen wahrscheinlich von ihrer Schutzpatroninn, der Jungfrau Maria. Das Marienbild steht außen an der Kirchenmauer, in einer Kirchenfensternische. Das Bild besteht aus einer Mörtelmasse mit buntem und vergoldetem Glas ausgelegt, musivische Arbeit, worin damahls Venedig, wo es gefertigt ist, berühmt war.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 28. December 1820.

156

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein koloriertes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Büreau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 257) und bey A. Strauß in der Dorotheergasse; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Charaden-Kranz.

(Zur Preisbewerbung.)

Musa procax —
Mecum Dionaeo sub antro
Quaere modos leviore plectro.
Horat. Od. II. 1.

Zueignung an die Leserinnen.

Euch, ihr schönen holden Frauen,
Die ihr oft, euch zu erbauen,
Uns mit Räthseln plagt und neckt,
Sey ein Tischchen aufgedeckt,
Wohlbesetzt mit Räthselschüsseln;
Doch nicht gar zu sehr verdeckt,
Um den Scherz nicht zu erschweren.
Zwar, es fehlt euch nie an Schlüsseln,
Liebesräthsel aufzuklären!
Wollet mir die Huld gewähren:
Nehmt mit nachsichtsvollem Sinn'
Diese Räthselgabe hin.

Erstes Wort von zwey Sylben.

Kaum erschloß die Sonnenpforten
An dem Himmelsdom' Aurore,
Als mich Lieb' und Sehnsucht trieben,
Der Geliebten nachzueilen.
Des erwachten Lenzes Zauber
Und der Nachtigallen Lieder
Hatten sie aus meinen Armen
Nach dem Ganzen fortgezogen.

Trauernd wollt' ich von ihr scheiden;
Doch mit süßen Liebesworten
Fachte sie in meinem Busen
Wieder an der Ersten Wonne.
„Folge mir in dreyen Tagen
Zu des Mayen schöner Feyer,
Und genieß' mit mir im Ganzen,
Was der Ersten angehöret!
Nimmer soll das Letzte wehren,
Wenn dich Liebe zu mir führt!"

Zweytes Wort von drey Sylben.

Ach, drey lange, lange Tage
Von der Theuern fern zu leben —
Wie vermocht' ich, das zu tragen?
Sprich' die Antwort, Gott der Liebe! —
Kaum ergraute nur der Morgen,
So erschien das Letzte vor mir.
Ach, die beyden ersten fehlten
Ihm zu meiner Herzenseile.
Doch, wo Lieb' und Sehnsucht treiben,
Wird das Letzte bald zum Ganzen,
Und noch nimmer hat das Ganze
Schneller von Apollons Söhnen
Einen zum Parnaß getragen,
Als des Letzten Windesflug
Mich zu ihr hinübertrug.

Drittes Wort von drey Sylben.

Abend war es, als ich ankam,
Mit des Herzens heißer Sehnsucht
Mein geliebtes Mädchen suchend,
Eilt' ich in dem Blumengarten,
Durch die dunkeln ersten Beyden
In dem Letzten eilig irrend,
Bis ich in des Ganzen Schatten,
In des Schlafes süßen Armen,
Unter Blüthen hingegossen,
Endlich die Geliebte fand.

Viertes Wort von vier Sylben.

„Ha! dacht' ich, du sollst es büßen,
Daß du mich so angeführet!"
Sprach's, und nahm der Ersten Viele,
Die zu ihren Häuptern glühten,
Machte d'raus die beyden Letzten
Und umwand das holde Mädchen,

Ob mir gleich die Hände bebten
Und das Herz voll Liebe pochte;
Mit des Ganzen Schlangenringen,
Wie einst Amor selbst im Schlafe
Durch die List der Charitinnen
Seiner Freyheit Glück verlor.

Fünftes Wort von drey Sylben.

Und ich stellte mich abseiten
Von dem holden süßen Mädchen,
Ihren Wunderreiz betrachtend,
Kaum der heißen Sehnsucht wehrend,
Sie mit Küssen zu erwecken.
Endlich sank des Schlafes Fittig
Von den schönen ersten Beyden
Und ich sah' in ihrem Spiegel
Einen Himmel mir erblühen.
Aber zornig wird die Letzte
Von den Ersten mir gesendet,
Als sie sich im Rosennetze
An den Baum gefesselt findet.
„Weiche, falscher Carlos! weiche
Schnell aus meiner Ersten Nähe,
Oder warte, daß die Letzte
Dich im Ganzen schnell vernichte!"
Aber, ach! sie kann nicht lange
Zürnen mit dem Reuevollen,
Lächelt durch des Zornes Flammen
Ihrem Carlos Gnade zu.

Sechstes Wort von drey Sylben.

Und auf meine Knie gesunken,
Lös' ich schnell die zarten Bande,
Die mit tausend Blüthenringen
Nina's holden Leib umfingen.
Und die beyden Ersten sachte,
Rache für das Mädchen nehmend,
Amor an in meinem Busen,
Daß ich schier im wilden Kampfe
Mit den Beyden unterging.
Durft' ich wohl die kaum Versöhnte
Neckend zu erzürnen wagen?
Doch die Zauberinn umfing
Mich mit weichen Liebesarmen,
Und des Letzten Nektarsüße
Both dem Glücklichen Willkommen,
Und nun schwanden Welt und Sinne
In des Ganzen Ätherguthen;

Eines an des Andern Brust
Trank der Liebe Götterlust.

Siebentes Wort von drey Sylben.

Rathet, schöne Leserinnen,
Was sich ferner zugetragen!
Braucht nur meiner letzten Sylbe
Holde Deutung zu befragen!
Als ich einst mit der Geliebten
Durch des Mayen-Thäler wallte,
Führt' uns Amor, lose schäkernd,
Zu des Blumenaltars Stufen,
Den wir dankbar ihm geweihet.
Plötzlich schwand er, listig lächelnd,
Und von seinem Wink' beschieden,
Kam der Bruder hergegangen;
Hymen, ach! der Heißersehnte!
Lieb' und Treue süß belohnend,
Zündet' an des Altars Flammen,
Er die Fackel an und reichte
Meiner liebvermählten Nina
Was die letzte Sylbe nennet:
Unsers Glückes Unterpfand. —
Wollet, schöne Leserinnen!
Eine Lehre nun vernehmen,
Die im Ganzen ruht verborgen.
Seht, der lose Gott der Liebe
Knüpft die beyden Ersten neckend
Oft in seinen süßen Bund,
Lieb' im süßen Streit erweckend.
Ihre Deutung wird erst kund,
Schmückt euch Hymen mit dem Letzten.
Daß in euerm Liebesleben
Euch die Ersten nie verletzten:
Sey des Sängers Wunsch' gegeben,
Der in Unterwürfigkeit
Euch des Ganzen Scherz geweiht!

Der Geist der Zeit.

Es waltet über uns, so heißt es,
Nun weit und breit
Der Geist der Zeit,
Wer sagt mir, leben wir auch in der Zeit des Geistes?

S.

Tonkunst.

Mad. Angelica Catalani hat am 21. Dec. Abends um denselben Eintrittspreis und in demselben Saale, wie ihr erstes, nun auch ihr zweytes Konzert vor einem glänzenden, aber nicht so zahlreichen Auditorium gegeben. Bestimmte indessen, wie billig, die Vortrefflichkeit der Leistungen des Künstlers die Mehr- oder Minderzahl der Zuhörer, so hätte die Meisterinn dießmahl ein größeres Publikum versammeln sollen, denn sie stand zu sich selbst beyde Mahle in dem Verhältnisse wie zwey zu eins. Den Grund dieser erfreulichen Verschiedenheit finden wir zuerst in dem Umstande, daß wegen dem Orchester eine weit bessere Einrichtung getroffen, die Stimmen, wie sie gespielt werden mußten, abgeschrieben worden und daher nicht allein jede Hemmung, jede Verlegenheit beseitigt, sondern auch die wohlthätige Mitwirkung der Blasinstrumente möglich war. Mad. Catalani schien ferner — ein Hauptumstand — mit dem Umfange des Saales und der anzuwendenden Kraft besser im Reinen, so daß zu große Anstrengung fast durchaus vermieden wurde und ihr Ton an Lieblichkeit gewann, weil das rechte Maß getroffen war. Im Ganzen bestätigte sie unsern ersten Ausspruch, nur lieferte sie weit mehr Belege zum positiven Theile desselben. Sie ließ uns nach der Wiener Stimmgabel das hohe h und das tiefe fis, also einen Umfang von mehr als zwey Oktaven vernehmen. Ihre obere Oktave zeichnet sich durch Kraft und Lieblichkeit aus, die unterste durch sonoren Gehalt, indessen liegt der ganze Zauber ihrer Stimme, der wahre Brustton, in den vier Tönen f, g, a, h, mit welchen sie unwiderstehlich hinreißt. Ihre Verzierungen, Läufe und Passagen gelangen vollkommen, mit Ausnahme des letzten Stückes, und sie setzte uns durch einen langgehaltenen Triller in freudiges Erstaunen; schon glaubte man ihre Kraft erschöpft, schon dachte man, sie müsse Athem hohlen, da vollendete sie erst die Kadenz und steigerte den Enthusiasmus auf das Höchste. Auch war die Wahl der Stücke weit besser, als beym ersten Konzerte; ihre erste Arie: Superba Roma, von Zampieri, erinnert an Rossini oder umgekehrt und gab der Meisterinn Gelegenheit, ihre ganze Fertigkeit zu entwickeln; das zweyte Gesangstück, eine neue Kavatine, komponirt und variirt von Mad. Catalani, hatte dieselbe Bestimmung und war melodisch. Wenn übrigens Damen als Tonsetzer erscheinen, da muß der Mann die Pedanterie zu Hause lassen und nur einen Vorrath von Artigkeit mitnehmen, weßhalb wir auch, wie das Publikum, der großen Künstlerinn nur Beyfall zurufen. Der Triumph der Mad. Catalani war die dritte Piece, eine Arie mit Recitativ von Fioravanti: chi mai u. s. w., welche sie mit Vollendung vortrug. Oft mißbraucht man diesen letzten Ausdruck, und schwächt eben dadurch seine Kraft; hier aber gilt er in seiner ganzen Bedeutung. Es ist für den Kunstverständigen ein eigenes Vergnügen, nicht allein alle Anforderungen der Kunst erfüllt zu sehen, sondern auch in vollkommener Sicherheit sich dem Genusse hingeben zu dürfen, überzeugt zu seyn, daß die voraus errathene Schwierigkeit ohne Anstoß besiegt wird. Wie oft haben wir dagegen bey Sängerinnen, welche der Meisterinn nachfliegen wollten, gezittert und mit Recht, denn sie fielen von der erklommenen Höhe herab! Die vierte von Mad. Catalani gesungene Piece, waren die auf Verlangen wiederhohlten Variationen von Rode; sie geriethen ihr weniger, als das Vorhergehende. Wir wünschen überhaupt, daß Mad. Catalani uns mehr Arien und weniger Variationen zum Besten gebe; zuerst bleibt sie dadurch dem wahren, echten Kunstgeschmacke treuer, ferner wird sie origineller, denn leider hat die Variationenwuth nur zu sehr bey uns eingerissen und Variationen biethen doch nur ein beschränktes, schon in allen Richtungen durchpflügtes Feld, dagegen Genie und Kunst dem reichen Boden des Recitatives und den verschiedenen Ariengattungen noch ergiebige Ernten entlocken können. Psalmen, Kantaten, für eine Stimme gesetzt, Monodramen: Circe, Armida, Thais, Ariadne, Medea, wozu Dichter und Tonsetzer einer Catalani gewiß nicht fehlen würden, könnten der Kunst und der Künstlerinn gleich frommen; wer stets Neues bringt und veranlaßt, bleibt ewig jung. Zum Schlusse sang Mad. Catalani abermahl das Lied: „Gott erhalte Franz den Kaiser," in italienischer Sprache, wobey unsere Bemerkungen über die zwar etwas gemilderten Vorschläge in ihrer vollen Kraft bleiben. Die Zwi-

schenräume füllten, wie beym ersten Konzerte, Symphoniestücke und Beethoven's Ouverture zum Prometheus aus. Man nahm ein Paar Instrumenten-Solos beyfällig auf, ein Fingerzeig, daß die Solospieler auch gut aufgenommen würden, wenn sie für sich allein etwas leisteten.

Schauspiel.

Im k. k. Hoftheater nächst der Burg den 18. December: Das öffentliche Geheimniß. Lustspiel in drey Aufzügen. Nach Calderon und Gozzi von Lembert.

Enrico, Herzog von Amalfi, erscheint unter dem erborgten Nahmen des Marchese della Torre am Hofe zu Forino, um hinter dieser Maske die Liebe der Fürstinn Bianka zu gewinnen, um deren Hand er früher öffentlich, aber ohne Erfol, geworben hatte. Die Weigerung de Fürstinn fließt aus der versteckten Leidenschaft für Federico, ihren Geheimschreiber. Dieser ahnet um so weniger etwas von dem ihm zugedachten Glück, da seine Liebe zu Laura, einem Fräulein aus der Umgebung der Fürstinn, mit der größten Lebhaftigkeit erwiedert wird. Ein entscheidender Augenblick naht. Laura soll nach dem unbedingten Begehren ihres Vaters Ernesto (Statthalter in Forino), den folgenden Tag Alessandro, einem lächerlichen Gecken (Sohne des Oberceremonienmeisters Gnacco), das Wort der Vermählung geben. In dieser verzweiflungsvollen Lage entschließt sich die Liebende zu dem kühnen Schritt, Federico in der bevorstehenden Nacht in den Garten des Schlosses einzuladen. Der Brief, der Schmerz und Freude in gleichem Maße brachte, war Federico in einem eingetauschten Handschuh zugespielt worden. Durch Vito, den Diener Federico's, erhält die Fürstinn Nachricht von dem festgesetzten nächtlichen Rendez-vous, ohne jedoch, wie sie leidenschaftlich wünscht, die Nebenbuhlerinn kennen zu lernen. Die aufgetragene Überbringung eines Briefes an den Herzog Enrico in dem nahen Amalfi soll Federico die nächtliche Zusammenkunft mit der Geliebten unmöglich machen. Laura erhält auf der andern Seite die Weisung, den beneideten Posten während der gefürchteten Nacht sorgfältig zu belauschen. Ende des ersten Aufzugs.

Trotz aller Gegenanstalten ist das bestimmte tête-à-tête dennoch zu Stande gekommen. Enrico, an den das Schreiben der Fürstinn gerichtet war, hatte sein Incognito dazu benutzt, dem schwer bedrängten Federico als vertrauten Bundesgenossen auf der Stelle die schriftliche Antwort in Forino zu ertheilen, die dieser nach der Meinung der Fürstinn von Amalfi bringen sollte. Wie gut Laura mag recognoscirt haben, läßt sich leicht begreifen. Zu ihrer großen Bestürzung erfährt sie Tages darauf von der Fürstinn, daß diese durch den spionirenden Vito um Federico's fortdauernde Anwesenheit in Forino das Bestimmteste weiß, nur bis jetzt noch seine Geliebte nicht kennt. Die Verwickelung wächst immer mehr. Zum Glück hat Federico's Scharfsinn einen Ausweg entdeckt. Als er nähmlich der Fürstinn die Antwort des in Amalfi vermeinten Enrico überreichte, erfreute er zugleich die anwesende Laura mit einem Briefe von einer ihrer Freundinnen in Amalfi, den Enrico mitgebracht und bisher vergessen hatte. In diesem Briefe lag ein anderer, des Inhalts: „Laura möge immer den linken Handschuh ausziehen, wenn sie ihm (Federico) irgend eine Kunde geben wolle. Die ersten Worte jedes Satzes solle sie dann für ihn ausschließend berechnen, so daß er durch Zusammenreihen den geheimen Sinn des Ganzen herausfinden könne. Vollkommen eben so wolle er es halten." Daraus erklärt sich die Benennung des Lustspiels. Alessandro überrascht Laura beym Lesen dieses Briefes, und nöthigt sie durch seine Zudringlichkeit, denselben zu zerreißen, bis sie endlich Hülfe ruft, da er sogar anfängt, die zerrissenen Stücke auf dem Boden zusammen zu suchen. Die verstellte Ohnmacht gibt ihr eine gute Gelegenheit, vor der herbeyeilenden Gesellschaft die erste Probe ihrer geheimen Redekunst abzulegen. Sie sagt auf diese Weise Federico: „Die Fürstinn weiß, daß ihr hier geblieben und gesprochen habt mit mir. Die Eifersucht quälet sie. Erwartet mich bey Nacht, ich muß euch sehen. Der euch verrathen, dient euch." Federico küßt, als er sich allein glaubt, das Bild der Geliebten. Es mag hier nicht unschicklich bemerkt werden, daß Laura ihre erste schriftliche Einladung mit den Worten schloß:

„Für solche Gunst will ich von eurer Milde
Nichts als das Gegenstück zu meinem Bilde."

Vito, der Federico im zärtlichen Verkehr mit dem Bilde belauscht hat, verräth der Fürstinn von neuem die Entdeckung. Nachgebend den triftigen Gegenvorstellungen Enrico's, entschließt sich Federico zur fernern Duldung des entlarvten Verräthers. Die Fürstinn, die nicht umhin konnte, Lauren den Vorfall mit dem Bilde zu erzählen, läßt Federico kommen und beschuldigt ihn eines verrätherischen Einverständnisses mit ihrem Gegner, damit sie einen Vorwand bekommt, ihm alle Papiere abzufordern, die er bey sich trägt. Federico glaubt in dem angedeuteten Gegner den Herzog Enrico zu erkennen und entschuldigt sich wegen seiner Theilnahme an der Verkappung. Beym Auseinanderlegen der verlangten Papiere greift er mit Hast nach der ihm unvorsichtiger Weise entschlüpften rothen Kapsel mit Laura's Bilde. Umsonst. Die Fürstinn begehrt mit Ungestüm gerade diese. In dem Augenblick stürzt Laura hinter dem Schirm hervor, verweist Federico heftig seine Unart und spielt dabey listig der Fürstinn das Bild des Geliebten statt des ihrigen in die Hände. In der oben angegebenen fragmentarischen Weise sagt jetzt Federico: „Was soll ich denken? Die Fürstinn hat das Bild gesehen und zürnet nicht?" Laura antwortet, diese Gesprächsform erwiedernd:

Ich habe — was die Pflicht befahl, gethan.
Das Bild — hat sie gesehen, doch nur durch Zwang.
Verwechselt — nicht den Grund von ihrem Schweigen.

Federico erhielt sein Bild zurück mit der Einladung für die folgende Nacht. Ende des zweyten Aufzuges.

Der bestochene Vito, dessen Zunge im Dienste aller Welt steht, erzählt der Fürstinn, daß er Enrico und Federico bey einer Unterredung belauscht habe, welcher zu Folge dieser mit seiner Dame in der nächsten Nacht in das schützende Amalfi flüchten solle, wohin auch der Herzog, da sein Aufenthalt entdeckt sey, sich begeben wolle. Dem Ernesto (Statthalter in Forino) wird darauf von der Fürstinn aufgegeben, Federico für die kommende Nacht auf alle nur ersinnliche Weise und nöthigen Falls selbst durch Soldaten festzuhalten, damit er sich nicht, wie es vorgeblich heißt, zu dem bestimmten Zweykampfe stellen könne. Zwischen Ernesto und Federico kommt es nun zu einer Reihe der lustigsten Auftritte, indem jener sich eben so hartnäckig festzusetzen sucht, als dieser hitzig ihn entfernen möchte. Zuletzt entkommt Federico der Hut Ernesto's durch eine verborgene Seitenthür, er eilt feurig an den verabredeten Ort. Hier hat aber schon die eifersüchtig lauernde Fürstinn die wartende Laura entdeckt, die vergeblich den Verdacht mit der Bemerkung entkräften will, daß sie eigentlich nur im Dienste der Gebietherinn Schildwache stehe. Die Fürstinn bleibt, wie angelegentlich auch Laura der guten Sitte wegen ihr zur Entfernung räth. Federico erscheint am Gitterthore. Dem Pochenden gibt Laura, behorcht von der Fürstinn, eine rauhe abweisende Antwort. Federico sieht in dieser Härte eine Wiedervergeltung seiner erzwungenen Verspätung. Das Hin- und Herreden wird immer peinlicher. Endlich muß sogar Laura, auf Befehl der Fürstinn, sagen, er solle in seine Haft zurückkehren. Federico gehorcht der fordernden Liebe. Zwischen Bianca und Laura kommt es zur lebhaftesten Wechselrede. Ernesto naht sich in der Meinung, sein Gefangener sey im sichersten Gewahrsam. Auch Enrico schließt sich an mit einer Fürbitte für seinen Freund Federico. Die Fürstinn läßt, gerührt von einer so seltenen Treue, Enrico die Möglichkeit einer künftigen Verbindung glauben. Der Oberceremonienmeister Gnacco, sein Sohn Alessandro, Sibylla, ein Hoffräulein, Pagen mit Gefolge suchen, aufgeregt von den Neuigkeiten dieser Nacht, die vermißte Fürstinn auf. Auch Ernesto kommt mit dem gefangenen Federico. Die Fürstinn führt ihm, siegend über ihre Liebe, Laura als Braut zu. Alessandro, der nur äußere Vortheile in dieser Verbindung gesucht hat, wagt es nicht, den günstigen Versprechungen der Fürstinn zu widerstehen; eben so wenig sein Vater. Der knieende Enrico wird erhört, die Fürstinn reicht ihm die Hand und sagt zum Schluß:

„Ich will, so sehr ich mich vergessen hatte,
In Zukunft auch bedenken, wer ich bin."

(Der Schluß folgt.)

Hoftheater nächst der k. k. Burg.

Es ist in neuerer Zeit sehr viel gegen das Zunftwesen und zwar mit Recht gesprochen worden, auch bilden die Tonkünstler schon seit Jahrhunderten keine Innung mehr; indessen ist die Dauer eines Vereins, der den Unglücklichen unterstützt, dem Kranken eine leichtere Sterbestunde bereitet, sehr wünschenswerth, dessen allgemeine Ausbildung ein Postulat des gegenwärtigen Bedürfnisses, was auch auf die Kunst selbst eine vortheilhafte Zurückwirkung äußerte. Besonders ersprießlich schien es uns, wenn alljährlich wenigstens Ein Mahl sich alle, die Musik in derselben Stadt Pflegenden ohne Ausnahme versammelten, um ein klassisches Werk aufzuführen; dieser Vereinigungspunkt böthe dann andern die Hand und der mit einer solchen Produktion verbundene Glanz zöge Zuhörer zahlreich herbey und sicherte das Einkommen. Das Bestehende verspricht die Erreichung dieses Wunsches und biethet schon für sich erfreuliche Resultate dar. Wir haben eine Anstalt für die Wittwen und Waisen der Tonkünstler, die jährlich um diese Zeit eine Akademie zu ihrem Vortheile gibt und gewöhnlich ein Meisterstück bey dieser Gelegenheit aufführt. Voriges Jahr fiel die Wahl auf das befreyte Jerusalem von Abbé Stadler, dieß Jahr auf Händel's herrlichen Samson, den Hr. von Mosel schon 1814 frey übersetzt und durch vermehrte Instrumentalbegleitung den Bedürfnissen der Zeit angepaßt hatte. Welchem Kunstfreunde ist die Produktion dieses Oratoriums vor Europa's versammelten Herrschern nicht in lebendigem Gedächtnisse? Die gegenwärtige, welche am 22. Dec. Statt fand, kann mit derselben nicht wetteifern, verpflichtet uns jedoch zu hohem Danke gegen den Kunstkenner, welcher, alle Hindernisse besiegend, uns diesen Genuß verschaffte. Wir wollen uns hier in keine Zergliederung der Vorzüge dieses Werkes einlassen, sie sind anerkannt. Referenten haben der Chor der Israeliten: „Dann sollt ihr sehen," die drey Finale der Abtheilungen, besonders das der letzten, vorzüglich aber der Chor in A-moll durch seine Großheit angesprochen. Der energiesche Schlußchor der zweyten Abtheilung mußte wiederhohlt werden. Die Soloparthien waren durch Fräulein von Mosel, Dalila, Fräulein Milani, Micah, Hrn. von Krebner, Samson, und Hrn. Vogl, Manoah, besetzt, die sich alle sehr zu ihrem Vortheile auszeichneten. Wir bedauern nur, daß Fräulein Milani zu ängstlich war und daher weniger leistete, als sie zu leisten vermag. Die Chöre waren brav, besonders die durch Knaben besetzten Soprane.

Modenbild Nr. LII.

Der Mantel von Merinos ist mit Pelz ausgeschlagen. Das Unterkleid von Pluviale hat einen Kragen von Blonden; die Falte ist von gleichem mit Atlas beränderten Stoffe. Der Hut von Seidenplüsch.

Enveloppe de Mérinos, bordée avec fourrure. Robe dessous de Pluviale, Collet garni de blondes; le bas de même étoffe bordé en Satin. Chapeau de Peluche.

Berichtigung.

In Nr. 152 dieser Blätter muß Seite 1254, Zeile 15 von unten herauf statt: Arpeggiaturen, Appoggiaturen heißen; S. 1256, Z. 15 von oben herunter Azema statt Agena.

Auflösung der Charade im vorigen Blatte:

Augenblick.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 30. December 1820.

157

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorietes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Büreau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 257) und bey A. Strauß in der Dorotheergasse; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Allgemeine Gedanken
in der Scheidestunde des Jahres 1820.
(Zur Preisbewerbung.)

„Unaufhaltsam enteilet die Zeit." —
Sie sucht das Beständ'ge.
Sey getreu, und du legst ewige
Fesseln ihr an.
Schiller.

Wie die Woge zerstäubet im donnernden Fall',
Wenn dem jähen Sturze sie nah't:
So vernichtet die Zeit im kreisenden All
Die Früchte der eigenen Saat;
Da ist Nichts, was im Wirbel der Zeiten bestehe;
Was nicht im fluthenden Strome vergehe,
Nichts, als der wandellos ruhige Geist,
Der im hoffenden Glauben die Zeiten durchkreis't.

Wohl frommt es daher beym scheidenden Jahre,
Daß der Mensch die Palme des Glaubens bewahre,
Soll nicht der Verzweiflung tödtende Wuth,
Genährt von des Forschens inneren Kämpfen,
Die lodernde Flamme des Genius dämpfen
Und lähmen den freudig opfernden Muth. —

Drum laßt ein ernstes Wort uns sprechen,
Geziemend dieser ernsten Stunde!
Es möge des Vergang'nen Kunde
Der Zukunft heil'ges Siegel brechen.
Denn, ruh't auch unser Loos
Noch in verborgner Zeiten Schooß':

Es öffnet sich das Grab geschied'ner Jahre
Und deutet in der Zukunft uns das Wahre! —

Die Zeit nur stillt des Menschen bange Klage,
Wenn ihm der Sturm des Lebens Schiff zerschellt;
Der heil'gen Offenbarung frohe Sage
Spricht tröstend ihm, wenn er verzweifelnd fällt:
„Nicht die Nothwendigkeit ist's, die die Wage
Der Weltregierung eisern herrschend hält:
Die Liebe führt den Zepter in den Händen,
Und Segen nur mag ihre Huld dir spenden."

Wenn auch, getrieben von gepreßten Dämpfen,
Der Wetter Übermacht den dünnen Rand
Des Erdballs sprengt in Zuckungen und Krämpfen,
Um an Messina's, an des Tajo Strand,
Das Leben Tausender ins Grab zu kämpfen;
Wenn dort ein wüthender Orkan das Land
Der Fluthen trennt, um reichbewohnte Küsten
Zu senken in des Meeres graufe Wüsten,

Ja, wenn auch selbst, wie tausend Traditionen
Der Urwelt zeugen, der gewalt'ge Stoß
Von eines Irrsterns Wucht, des Erdballs Zonen
Zerriß und jählings wandelte sein Loos,
Ein Paradies zu seyn für Millionen,
Wo mit dem Herbst' in der Allmutter Schooß'
Sich gatteten des Lenzes Blüthentriebe
In ewig junger, ungestillter Liebe;

Wenn der Natur entfesselte Gewalten
Mit Sturmgeheul' des alten Chaos Nacht
Heraufbeschworen aus des Abgrund's Spalten,
Und nur Vulkane leuchten zu der Schlacht:
Erzitt're nicht! Kein regelloses Walten
Verheert des Weltalls weisheitsvolle Pracht!
Was aus der Allmacht Hand hervorgegangen,
Hält ewig auch der Liebe Huld umfangen.

Und, wie das Reich der Formen und der Sinnen,
So steht der Geister Reich auf festem Grund',
Um der Vollendung Staffel zu gewinnen. —

Ein dräuend Meteor am Himmelsrund,
Siehst du des Geistes zügellos' Beginnen;
Die Tugend sinkt; der Wahrheit freyer Bund
Erliegt dem Druck' tyrannischer Gewalten,
Die auf der Menschheit Trümmern blutig schalten.

Wenn hier der Hunnen und Tataren Horden,
Von Attila und Dschengiskhan geführt,
In wilder Blutgier Myriaden morden;
Wenn Nero lächelnd Roma's Flammen schürt;
Wenn an der Seine blutgefärbten Borden
Der Zwietracht ehernes Geboth regiert,
Und dreyßig Jahr' des Krieges Fackel lodert
Und eines Welttheil's Blut im Grabe modert: —

O, wanke nicht in dem erhab'nen Glauben,
Der Balsam in des Herzens Wunden streut:
„Mag auch des Schicksals Spruch dir Alles rauben,
Die Liebe herrscht, nicht die Nothwendigkeit!
Wie aus des Winters Grab' des Lenzes Lauben
In neuer Pracht erblüh'n, so läßt die Zeit
Aus der geschied'nen Jahre blut'gen Trümmern,
Ein neues Glück lebendig wieder schimmern! —

Wenn wir auch nicht die Weisheit ganz durchdringen,
Die mit der ew'gen Liebe Vaterhand
Das Glück hienieden durch die leichten Schwingen
Des Wechsels an des Unglücks Sohlen band:
So mag es doch dem Sterblichen gelingen,
Und Clio's Tafel leistet ihm das Pfand,
Im ewigen Triumph' des Rechts zu schauen,
Wie Gutes sich aus Bösem muß erbauen!

So liegt, gestürzt vom Schwert' der heil'gen Rache,
Im Abgrund' nun die Weltentyranney;
In Fesseln windet sich des Krieges Drache;
Es schweigt der Zwietracht ehernes Geschrey;
Gerettet ist der Menschheit heil'ge Sache
Und Recht und Wahrheit walten wieder frey;
Der Friede schwingt die segensvollen Palmen,
Und lustig blühn des Glückes neue Halmen.

Europens Fürsten haben ihn beschworen,
Den heil'gen Bund für Völkerglück und Recht!
Triumph der Zeit, die mit uns ward geboren,
Dir jauchzt ein hochbegnadigtes Geschlecht!
Was auch im Sturm' der Zeiten ward verloren,
Des Guten Sinn erhob sich ungeschwächt.
Ein Liebesband umfängt der Fürsten Thronen:
D'rum wird das Glück bey ihren Völkern wohnen!

So erzeugt sich im ewigen Wandel der Zeit
Aus dem Bösen das dauernde Gut!
Und wie sich auch Übel an Übel reih't,
Es bewahre der Sterbliche Muth!

Denn, wenn auch Alles sinket und fällt,
Die Huld der Liebe regieret die Welt,
Und lächelnd tritt nach donnernden Schlägen
Das dauernde Glück dem Geprüften entgegen,
Wenn er gläubig die Stürme bestand,
Die der Weisheit Rath ihm zur Prüfung beschieden
Mit sorgsam erziehender Hand.
Denn, ohne der Tugend inneren Frieden
Bleibt äußeres Glück nur schimmender Tand.
Und wähnet der Mensch, die Göttinn zu fassen,
So schwindet das Trugbild — er stehet verlassen!
D'rum prüfe sorgsam den inneren Kern,
Wenn die Schale des Glückes schimmert von Fern!

Es wohnet nicht in goldnen Palästen,
Nicht in dem Schooß' der trägen Weichlichkeit,
Nicht in dem Rausch' von schwelgerischen Festen,
Noch in dem Weihrauch, den die Menge streut,
Nicht an dem Ziel' der rasenden Begierde,
Die nur das Glück nach Ehrenstaffeln mißt
Und so des Menschen hohe Geisterwürde
Im leeren Dunst des Taumelkelch's vergißt;
Auch nicht im Glanz' von allen Erdenkronen,
Die nur des blinden Zufalls Hand ertheilt,
Siehst du das wahre Glück des Lebens wohnen;
Es flieht, wo die geheime Sorge weilt!
Doch, wo sich Lieb' und Freundschaft hold vereinen
Und nur Genügsamkeit die Wage hält,
Da muß der Morgenstrahl des Glücks erscheinen
Und Paradieses Odem füllt die Welt! —

So mag der Mensch den Schleyer muthig heben,
Der seiner Zukunft Loose dicht verhüllt;
Nur wahr' er festen Glaubensmuth im Leben,
Der aus des Herzens innerm Frieden quillt!
Es wird der Rückblick ins Vergang'ne lehren,
Wie Gutes nur das Böse mag gebären.
Und, wenn der Zeiten wechselvoller Strom
Auch unaufhaltsam über Gräber rollt,
Er reißt nur Spreu hinweg; das reine Gold
Des Guten wird im Kampfe sich bewähren,
Und fest, wie dort des Himmels Sternendom,
Steht auch das Glück der Tugend fest gegründet;
Es haftet nicht am sterbenden Atom,
Der Ewigkeit ist es allein verbündet!
Und, wenn der Erden Pole drohend wanken,
Und einst der Tod die morsche Hülle bricht:
Triumph! der Tugend Siegerkrone flicht
Sich um dein Haupt, jenseits des Chaos Schranken!

Akademie der Blinden.

Die Blinden haben gewöhnlich ein außerordentliches Gedächtniß. In Japan wird deßhalb die Aufbewahrung des Andenkens der wichtigsten Ereignisse Blinden übertragen. Die Jahrbücher des Reichs, die Geschichten seiner großen Männer, die Archive der Familien sind keine zuverlässigern Denkmahle, als das Gedächtniß dieser berühmten Blinden ist, welche sich ihre Kenntnisse gegenseitig mittheilen, und eine historische Überlieferung bilden, der man den vollsten Glauben schenkt. Sie haben Akademien, von denen Würden ertheilt werden, und in denen nicht nur Gedächtnißübungen Statt finden, sondern wo auch die gesammelten Kenntnisse in Verse gebracht, und was die Geschichte Schönes und Rühmliches meldet, mit allem Schmucke der Dicht- und Tonkunst verherrlicht wird. Sie haben ihre Vorgesetzten und Beamten, und stehen in hoher Achtung.

F. R — nn.

Der Porträtmahler.

Pazienten wohl kann man sie nennen,
Die uns dein Pinsel machet kund,
Denn wenn sie sich vom Künstler trennen —
Ist mindestens verzerrt der Mund.

Maltzitz.

Tonkunst.

Der bekannte Virtuose — auf der Violine, Hr. Franz Pechatschek, hat am 23. December im Theater an der Wien eine Abendunterhaltung gegeben, die leider keiner zahlreichen Zuhörer sich erfreuete. Der Konzertgeber produzirte sich in zwey Musikstücken von seiner Komposition; das erste ein Potpourri, was die Nachklänge des Gesanges unserer unvergeßlichen Metzger interessant machten, das zweyte ein gewaltig breites und durch nichts ausgezeichnetes Rondo für zwey Violinen mit Orchesterbegleitung, was Hr. Pechatschek mit Hrn. Anton Wranitzky vortrug. Nebstdem bekamen wir zwey von dem Konzertgeber verfaßte Ouverturen zu hören. Die zweyte ist schon einige Mahle aufgeführt worden; die erste zeugt von Fleiß und Streben nach Neuheit, nur wünschten wir die Violinen weniger darin beschäftigt. Musikstücke für ganzes Orchester sollen kein konzertartiges Geprage tragen. Was das Spiel des Virtuosen betrifft, zeichnet es sich durch viele Vorzüge aus; es ist eigenthümlich kühn, jeder Schwierigkeit gewachsen und aus sich selbst erschaffen, nicht einer bekannten Schule nachgeäfft: dagegen mangelt ein Haupterforderniß, der Ton, woher denn auch das Cantabile Hrn. Pechatschek weniger gelingt. Unter den übrigen Stücken sind vorzüglicher Erwähnung werth, Beethoven's: Adelaide, von Hrn. Wild trefflich gesungen, dann das Tableau, Jakob's prophetisches Testament, was seinem Erfinder, Hrn. Gebel, Ehre machte. Dlle. Botta deklamirte das Gedicht: Männertreue. Nach unserm Gesetzbuche verleiht die Besitzergreifung noch kein Recht, keine Eigenschaft zum Besitze; dasselbe möchte wohl hier vom Deklamiren gelten; die That beweiset die Fähigkeit noch nicht. Dieses Rechtsprincip läßt sich ebenfalls auf die freye Pianoforte-Phantasie des Hrn. H. Payer anwenden, wenn man nicht annehmen will, daß diesem Ausdrucke: freye Phantasie, eine andere Bedeutung beygelegt worden sey, als Mozart, Mayrbeer nnd Hummel damit verbunden haben. Hr. Payer wird besser fahren, wenn er Variationen aus Noten oder auswendig spielt, und sich der Deutlichkeit mehr befleißiget, denn was man nicht versteht, kann auch nicht wirken. Das treffliche Instrument von K. Graf, was der Spieler behandelte, war vielleicht

das Beste an der Sache. Übrigens sangen die Damen Schütz und Spitzeder, erstere zwey Mahl, und sprachen eben so wenig an, als das zweyte Tableau mit dem drahtpuppenartigen Taucher.

Große Akademie

im k. k. Redoutensaale am 25. December 1820.

Je seltener wahrer Bürgersinn und Wohlthätigkeit in unserer Zeit geworden sind, je starrer sich die Rinde des Egoismus um die Herzen gelegt hat, um so liebenswürdiger erscheint des Publikums Milde, um so preiswürdiger seine Freygebigkeit. Letztere zeigte sich bey diesem zum Vortheile der verarmten Bürger des St. Marxer-Institutes veranstalteten Konzerte in ihrem vollen Glanze; des Saales weiter Raum war überfüllt und nicht nur das gewöhnliche schaulustige Publikum, nicht nur die Kunstfreunde hatten sich eingefunden, sondern auch viele andere, denen es nicht um Genuß, sondern bloß um die Wohlthat zu thun war und die daher noch mehr Lob verdienen. Es ist hier nicht der Ort, die kritische Brille anzuwenden; die Kunstleistungen befriedigten im Ganzen, und Musikstücke der verschiedensten Gattung, im bunten Gemische aufgetischt, konnten jeder Kunstansicht, sogar der fehlenden, Genüge leisten. Ouverturen von Cherubini und Händel, Hirtenchöre und Hymnen von Preindl, Arien und Duetten von Paer und Rossini, Variationen von Mayseder und eine Polonaise von Khayll wechselten in beyden Abtheilungen. Von Seite der Humanität thaten sich alle Mitwirkende hervor, von Seite der Kunst besonders die HH. Wild und Khayll.

Schauspiel.

Das öffentliche Geheimniß.

(Schluß.)

Die Vortrefflichkeit dieses Calderon'schen Lustspieles, die hier nicht bis in's Einzelne verfolgt werden kann, liegt hauptsächlich in dem fortwährenden Einspielen einer poetischen Ordnung der Dinge, in der geistreichen Durchführung der Intrigue, so nähmlich, daß aus dem gelösten Knoten immer wieder ein anderer hervorspringt, in der edeln Zierlichkeit, womit die Liebe häufig ihre Klagen und Wünsche vorträgt, in den Späßen, deren witziger Muthwille freylich auf keine heutige Bühne unverändert verpflanzt werden darf, endlich auch guten Theils in der überraschenden Erfindung, die dem Lustspiele den Nahmen gegeben hat. Wenn diese Vorzüge nicht allgemein anerkannt werden sollten, so kann der Grund nur in der Vorliebe für das Charakteristische auf Kosten der Intrigue liegen. Besonders thut ein heutiger Dichter wohl, wenn er auf das große Publikum wirken will, dieses bey Liebesangelegenheiten recht umständlich mehr zum Gehülfen als zum Zuschauer seines Werks zu machen. Man will in diesem Punkte nicht gern lange und viel rathen, sondern bey der Sache selbst fortdauernd zugegen seyn. Wie könnten sonst die fadesten Gerichte der Art immer wieder von den wohlbekannten Garköchen zum Entzücken der hungrigen Gäste aufgeschüttelt werden?

Der wunderliche, sogar öffentlich ausgesprochene Einfall, als errege die Fürstinn durch ihre unerwiderte Leidenschaft für Enrico Mitleid und hebe also dadurch das Element des Lustspiels auf, verdient kaum einige Berücksichtigung. Ist es denn nicht die Schuld der Zuschauer, wenn sie ein so unzeitiges Mitleiden empfinden? Kann die Tragödie den Scherz am rechten Orte ertragen, warum soll denn die umgekehrte Ordnung nicht auch mitunter vom Lustspiele gelten? Nicht der Theil, sondern das Ganze entscheidet. Wenn Jemand etwa unter einem Baume schläft und er auf einmahl träumend laut die Furcht ausdrückt, vom Gipfel desselben herabzufallen, werden wir im Vorübergehen nicht lachen? Und ist es denn mit der Noth der Liebenden im Lustspiele anders? Eher noch könnte ein weichherziges Menschenkind über die Männer weinen,

die schwerbegabt mit Körben herumgehen, oder über die Mädchen, die wider Willen unter Anker liegen, besonders wenn das Schiff von Tage zu Tage immer schadhafter wird.

Die Bearbeitung dieses Lustspiels durch Hrn. Lembert hat viele Verdienste, die erst dann recht in's Auge fallen, wenn man damit vergleicht, was Gotter nach Gozzi geliefert hat. In dieser Gestalt ist das Werk kaum genießbar, so gänzlich wird der Calderon'sche Geist darin vermißt. Hr. Lembert hat Einiges vorangestellt, wie Gozzi, was der Dichter erst später im vorbereiteten Gange eintreten läßt. Das Streben nach Theatereffekt mag hier nicht unglücklich gewesen seyn, nur verliert man etwas von dem schönen Eindrucke der überaus kunstreich fortschreitenden Handlung. Auch wäre überhaupt eine noch treuere Anschmiegung an das Original manchem Zuschauer wohl erwünscht gewesen. Die Sprache der Verse ist rein, edel, fließend. Ein Hauptgewinn bey solchen Verdeutschungen ist und bleibt immer die Anregung eines bessern Geschmackes, in so fern das Publikum dadurch der traurigen Lust an dem einförmigen Spiele der Alltagswelt auf Augenblicke entrissen wird. In dieser Hinsicht läßt sich mit Gewißheit voraussehen, daß dieses Lustspiel in der neuen Gestalt allen bessern Bühnen Deutschlands eine sehr willkommene Erscheinung seyn wird.

Um Werken der Art den rechten Eingang zu verschaffen, muß freylich in der Darstellung derselben Vieles glücklich zusammen treffen, was sich selten vereinigt findet. Die schönen Dekorationen haben durch ihren harmonischen Totaleffekt jede Forderung befriedigt. Auch das Kostume war glänzend reich, geschmackvoll und zugleich in einer gewissen bequemen Annäherung zu den modernen Forderungen. Ein solcher glücklicher Mittelweg ist sehr lobenswerth. Fragen möchten wir aber doch, ob ein Lustspiel, wie das gegenwärtige, nicht auch in der äußern Ausstattung der Personen eher etwas zu viel als zu wenig phantastisch seyn dürfe, damit den Zuschauern die fremde poetische Welt recht klar vor's Auge gedrängt werde, mit der sie es zu thun haben sollen? Das Gleiche gilt vom Spiele. Der anmuthigste, freyeste und zugleich edelste Anstand soll darin herrschen. Dadurch erheben sich die handelnden Personen über die platte Wirklichkeit; und nun mögen sie sagen und thun, was sie wollen, so kommt es heraus als Frucht eines heiteren, geselligen Einverständnisses, als Tagsbefehl der Poesie selbst. Man fasse das lustige, bunte, kräftige Treiben unter dem Bilde der Saturnalien, wo die Ordnung der Dinge auch einmahl der frohen Erschütterung wegen umgekehrt wurde, oder noch besser, denke man dabey an einen Maskenball, wo die allgemeine, höhere Bildung, eben weil sie nicht ausarten kann, die gewöhnlichen Schranken der bürgerlichen Gesellschaft mit geistreicher Verwegenheit durchbricht. —

Das Spiel war im Ganzen genommen zu sehr im Style der gewöhnlichen Konversationsstücke, die den Schauspielern leider viel zu lieb geworden sind, weil sie ihre eigene Persönlichkeit bey der Gelegenheit am besten anbringen können. Mad. Löwe wurde mit dem anhaltendsten Beyfalle empfangen. Es zeigte sich auch hier, daß unser Publikum in seiner treuen Anhänglichkeit an glänzende, ausgemachte Verdienste vielleicht von keinem in der Welt übertroffen wird. Mad. Löwe (Fürstinn Bianca) zahlte durch ihr treffliches Spiel reichlich wieder zurück, was sie im Voraus von dem beyfallspendenden Publikum erhalten hatte. Nur im dritten Akte kam hier und da einige Schwäche zum Vorschein. Es gefiel der Künstlerinn, mehr reizend als reizbar zu seyn. Das ist ja wohl ein kleiner Fehler, wenn so etwas überhaupt dafür gelten kann. Mit feiner Anmuth wurde besonders das zarte Verhältniß zu Enrico berührt und dadurch der Ausgang des Stücks äußerst zweckmäßig vorbereitet. Der Anzug war von ausgesuchter Schönheit. Es ist schwer zu bestimmen, in welcher Gestalt Mad. Löwe den angenehmsten Eindruck machte. Immer anders zu erscheinen und immer wieder zu gefallen: ist das nicht das Ziel aller Toilettenweisheit?

Hr. Korn (Federico) hatte als Liebhaber dießmahl zu viel Kälte und Eigensinn. Launen verzeiht man den Liebhabern eher noch außer, als auf dem Theater.

Mad. Korn (Laura) war nicht an ihrem Platze und schien dieß selbst zu fühlen. Ihre Sprache ist zu sehr in den Ton der gewöhnlichen Konversation eingeweiht.

Hr. Koch (Ernesto) steht als anerkannter Meister so hoch, daß man ihm gar kein besonderes Verdienst aus der glücklichen Durchführung dieser kleinen, leichten Rolle

machen kann. Hr. Costenoble, den wir immer gern in der Nähe des Hrn. Koch sehen, war brav, nur wieder mitunter zu sehr gemessen und etwas zu sehr auf Effekt bedacht.

Hr. Kettel (Enrico) that sein Mögliches. Hr. Wothe (Alessandro) hatte den Charakter nicht aufgegriffen. Hr. Töpfer (Vito) muß noch viel über diese und ähnliche Rollen nachdenken, ehe sich sein Spiel zu einem besondern Gegenstande der Kritik eignet.

X.

Leopoldstädter Theater. Den 22. und 23. Dec. wurden hier zum Vortheil der Versorgungs-Anstalt für blinde und taubstumme Militär-Kinder zwey Vorstellungen gegeben, nähmlich am ersten Abend: Graf Waltron, oder: die Subordination, in fünf Aufzügen von Möller; am folgenden: Dienst und Gegendienst, Fortsetzung des vorgenannten, ebenfalls in fünf Aufzügen, verfaßt vom Hrn. K. Meisl, bearbeitet von Schildbach.

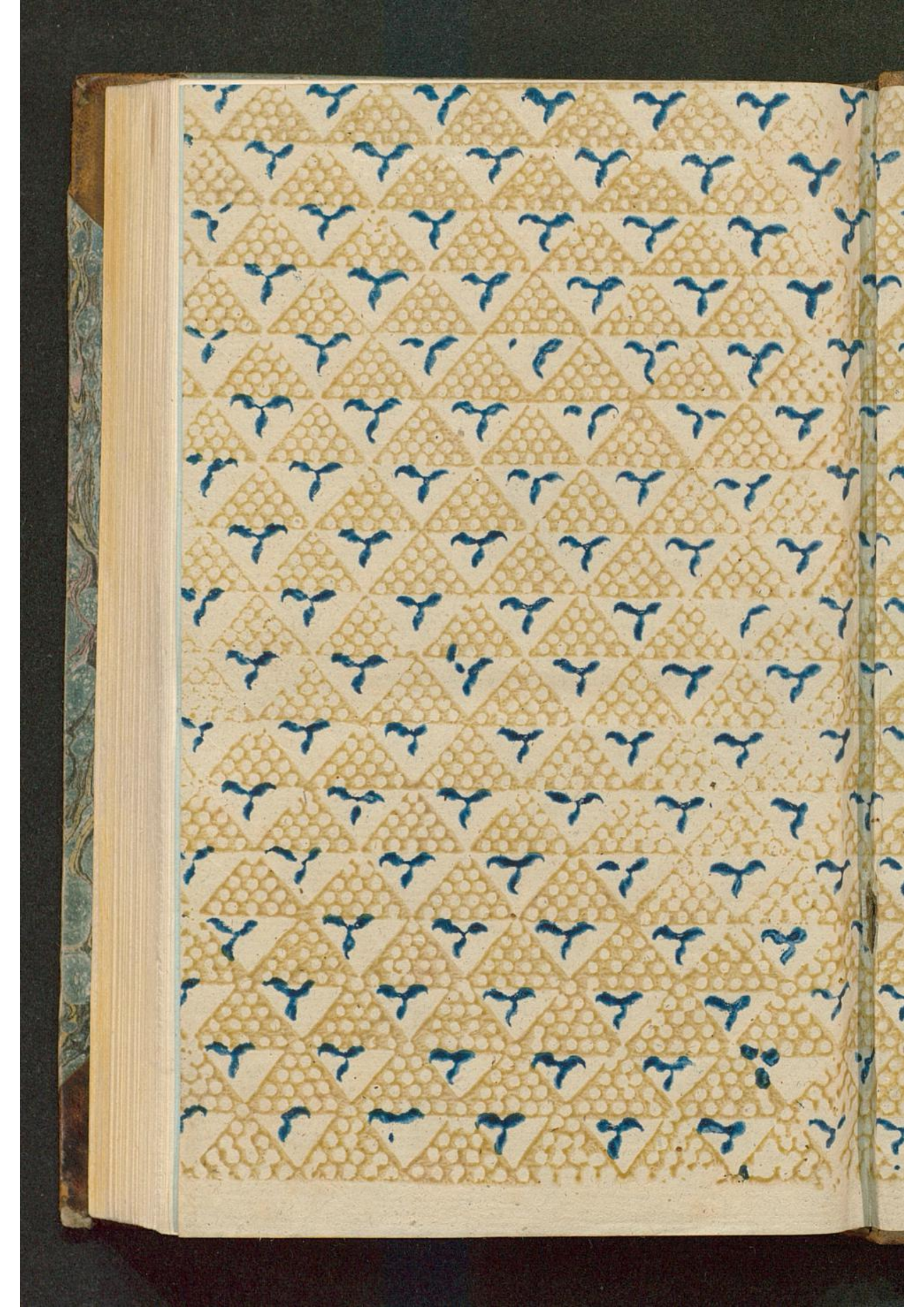
Es gereicht diesem „Graf Waltron" zum besonderen Verdienst, daß er, nachdem das beliebte Schauspiel seiner militärischen Parade sammt der Schrecken und Mitleid erregenden Exekution so lange Zeit das Publikum fast aller Orten Deutschlands, auf den Bretern und im Freyen, herbeygezogen und die erschöpften Kassen mancher Impresarien in Angustie gefüllt hat, nun auch zur Beförderung eines wohlthätigen Zwecks auf dieser Bühne nachdrücklich mitwirkte. Die Gräfinn Waltron war auch zu ihrer Zeit eine Paraderolle für die ältern tragischen Heldinnen der Bühne. Zuschauer, die mit ihnen die Macht der verheerenden Zeit empfunden haben, mögen sich zum Theil noch wohl erinnern, wie diese Dame sonst im Amazonenkleide, zuerst mit gespreitzter Jovialität daher schritt, dann das tragische Schnupftuch in der Hand, die Luft mit ihrem Jammergeschrey erfüllend und mit allen normalen Haupt- und Staats-Aktionen durchsägend, über das Theater wankte, bis glücklicher Weise der Prinz wie ein Deus ex machina erschien und dem Soldatenspiel ein Ende machte. Hier sahen wir diese Gräfinn im modernen Styl, leicht und gefällig dargestellt von Mlle. Ennökl.

Dienst und Gegendienst ist mit einigen Variationen nur dasselbe Lied. Auch hier vergeht sich Waltron durch aufbrausende Hitze, auch hier soll er arquebusirt werden, die Gräfinn haucht ihre Klagen aus, nachdem sie vorher als Reitknecht verkleidet in die Festung geschlüpft ist, wo ihr Gemahl als Kriegsgefangener festgehalten wird, auch hier macht der dankbare Prinz, der zur glücklichen Stunde mit seinen Truppen den feindlichen Platz erstürmt, dem theatralischen Jammer ein fröhliches Ende. Warum das Stück daher Dienst und Gegendienst genannt wurde, läßt sich nicht wohl erklären, da das nähmliche Verhältniß in dieser Hinsicht schon im ersten Theile Statt findet. Dieser zweyte hat etwas mehr Leben, das aber doch nur in Hin- und Herlaufen, Rapportiren, Aufmarschiren u. d. m. besteht, wobey ein vorlauter Reitknecht mit seiner komischen Treuherzigkeit den Mittelpunkt des verworrenen Gemähldes behauptet, dagegen die Beachtung militärischer Regeln und Konvenienzen dem Effekt aufgeopfert wird. —

Hr. Heurteur, vom pr. Theater an der Wien, gab in beyden Stücken den Waltron als Gastrolle, und verdiente durch seine bereitwillige Unterstützung des lobenswerthen Unternehmens die schon im ersten Heraustreten erhaltene Auszeichnung. Mlle. Ennökl theilte mit ihm verdienter Maßen den lohnenden Beyfall.

Auflösungen der sieben Worte im vorigen Blatte:

1. Lustschloß. 2. Flügelroß. 3. Laubengang. 4. Rosenketten. 5. Augenblick. 6. Feuerkuß. 7. Räthselkranz.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.